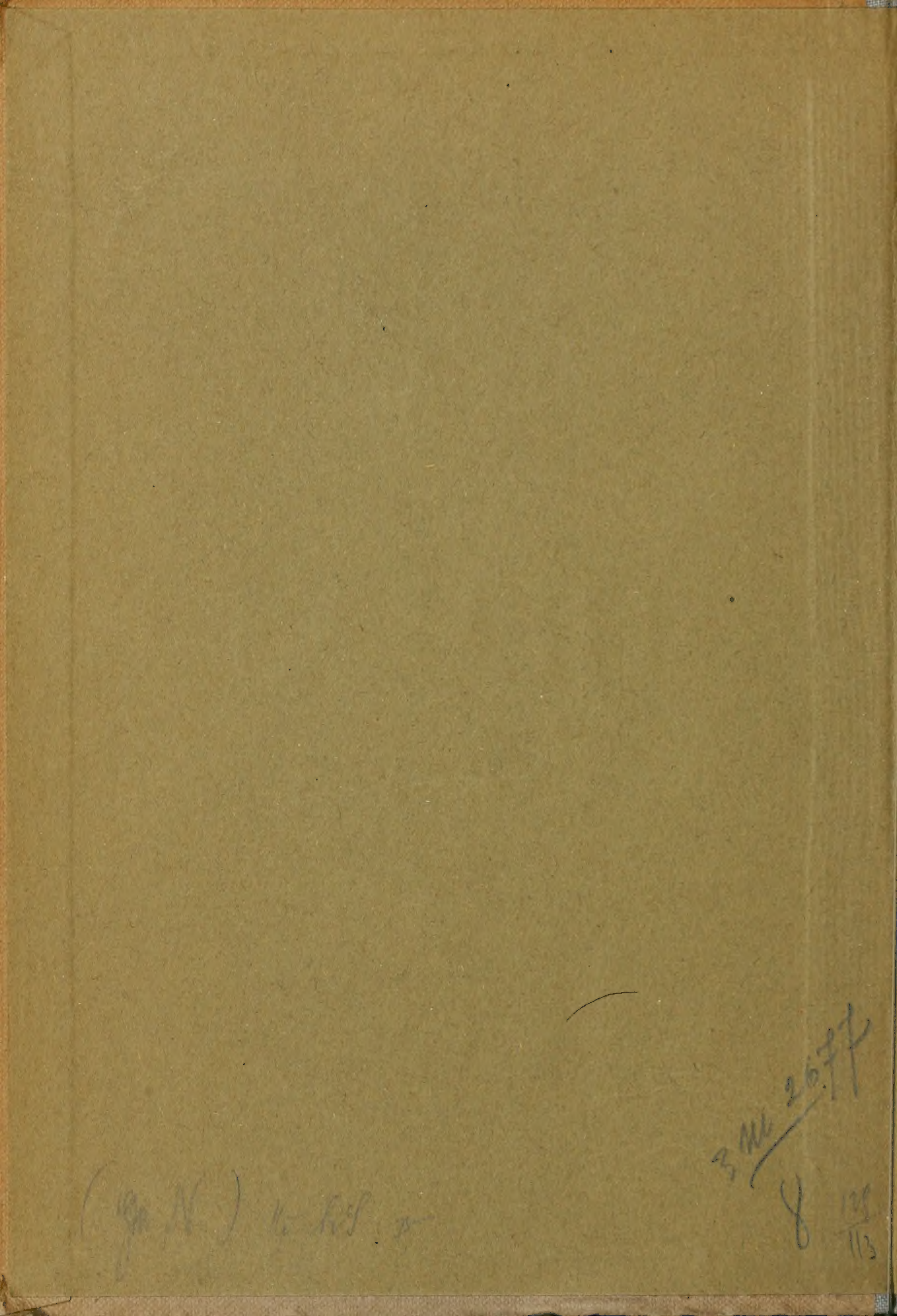


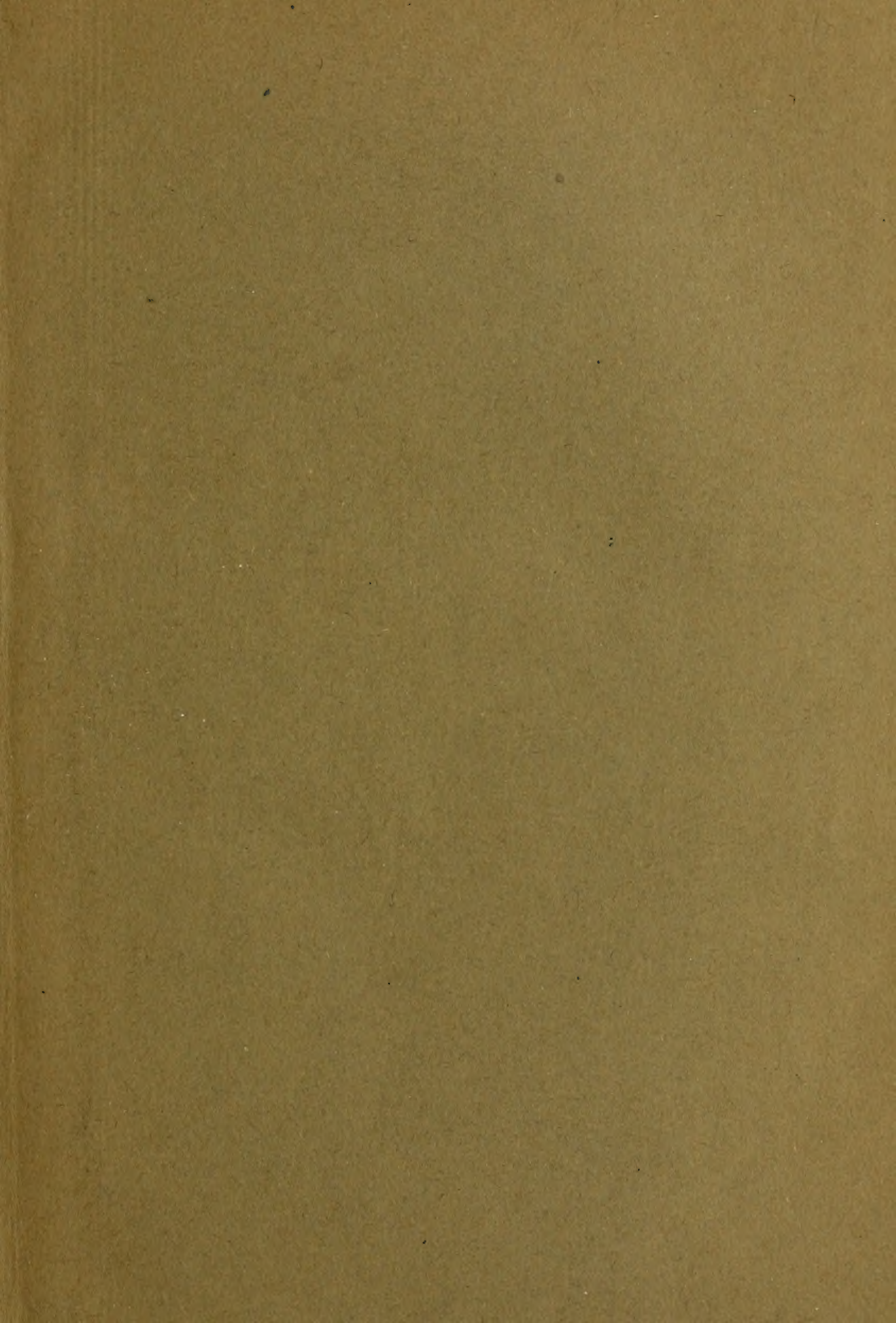
HELLAS

VON

WAGNER / BAUMGARTEN
MARTENS

NEUFELD UND HENIUS VERLAG / BERLIN /







Hellas

Die alten Griechen und ihre Kultur

Von

Dr. Wilhelm Wägner

Nach der zehnten
von Dr. Fritz Baumgarten verfaßten Ausgabe
neubearbeitet von

Dr. Ludwig Martens

Mit 215 Abbildungen im Text
und 3 Beilagen



Neufeld & Henius Verlag
Berlin

Vorbemerkung.

Die Verhältnisse verlangten, daß der Umfang des Buches erheblich verringert würde. Daher war es meine Aufgabe, alles allenfalls Entbehrliche zu entfernen, sowohl einzelne Abschnitte als auch Einzelheiten in der Darstellung. Ich hoffe, darin das rechte Maß beobachtet zu haben. Die größeren Auslassungen verlangten von mir zusammenfassende Ergänzungen, abgesehen von der Einleitung besonders in den Abschnitten über die griechische Sagenwelt und die Religion der alten Griechen.

Bei den die alte Kunst betreffenden Ausführungen durfte ich mich der Hilfe des Herrn Dr. Valentin Müller erfreuen.

Die Bilder 19, 43, 64a, 69, 72, 73, 111—113, 133, 136, 152, 154, 155, 186, 190, 191, 199, 206, 211—213 sind in diese Auflage neu aufgenommen.

Berlin, am 1. Mai 1922.

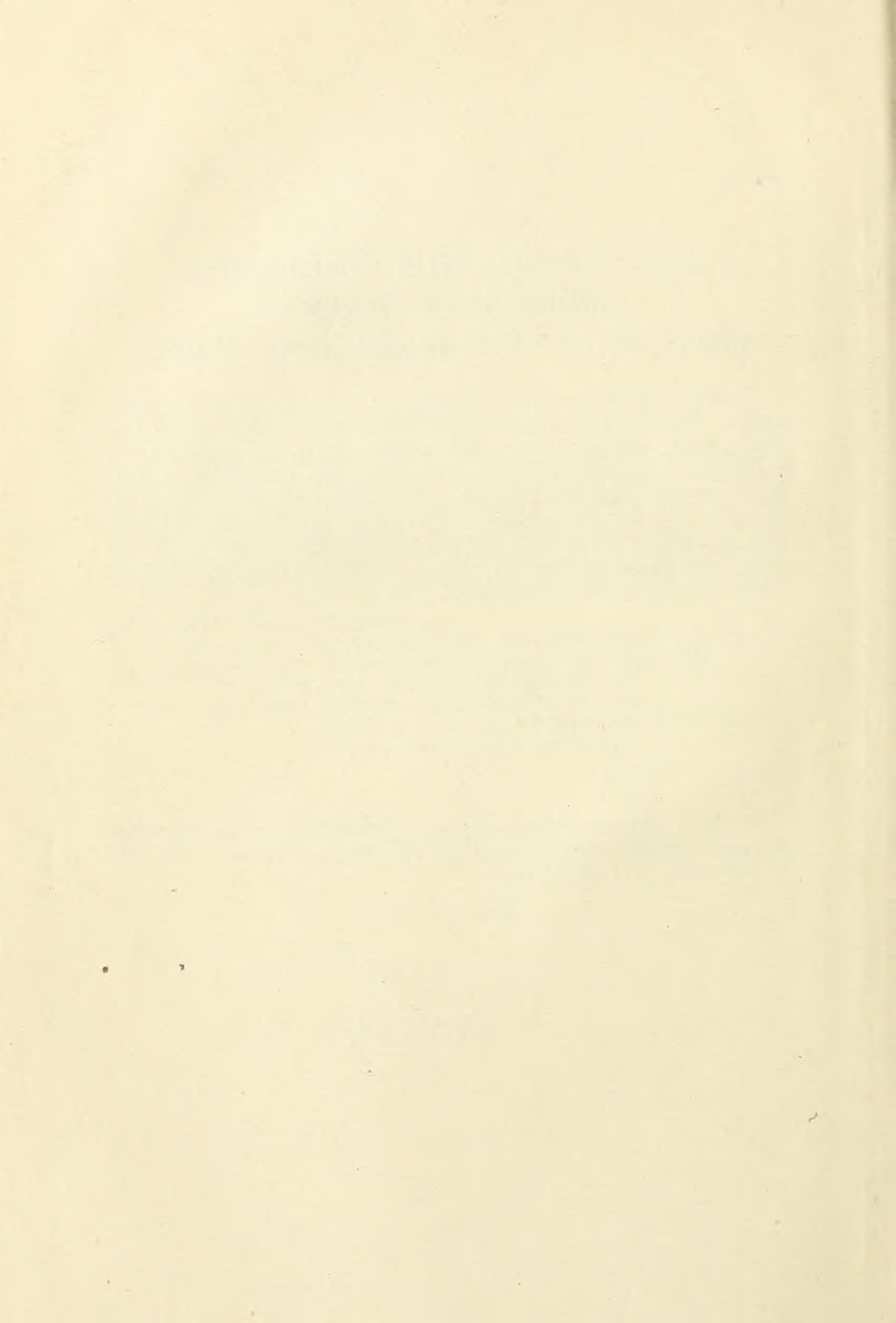
Dr. Ludwig Martens.

Dem Andenken Fritz Baumgartens
meines lieben Freundes
widme ich die Neuausgabe seines Buches.

Goldene Frühlingstage unseres Lebens waren es, als wir zusammen in Athen weilten. Wir schwelgten im Anschauen der griechischen Landschaft und der griechischen Kunst. Dich aber blendete nicht der schöne Schein. Du suchtest in allem das Tiefere, Ewige, und im Umgang miteinander lernten wir, daß das wahrhaft Schöne das ganz Reine, das Heilige sei. Selige Abende verbrachten wir auf der Akropolis. Von dort schauten wir die Farbenpracht des Hymettus im Abendlicht. Ich las Dir Hölderlins Lieder vor, und zum Abschied schenktest Du mir Blumen, die Du auf der Akropolis gepflückt, dann gepreßt und zum Kranze verbunden aufgeklebt hattest um Hölderlins Verse:

„Eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie goldner Töne
Voll der entzückende Sonnenjüngling
Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt'.
Es tönen rings die Wälder und Hügel nach.
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen."

Es ist für mich ein willkommener letzter Liebesdienst, den ich dem heimgegangenen Freunde leiste, wenn ich jetzt sein Hellasbuch erneuere — so, wie ich glaube, daß er es billigen würde.



Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Wenn wir uns in der Gegenwart umschauen und die uns umgebenden Verhältnisse zu verstehen und zu erklären versuchen, dann merken wir auf Schritt und Tritt, daß wir Erben sind vergangener Menschengeschlechter, deren Errungenschaften uns zugute kommen. Immer wieder finden wir — schon in unserer Sprache — Anklänge und Verbindungslinien, die uns diesen Zusammenhang aufweisen. Nun sind es aber die alten Griechen und Römer, deren Einwirkungen in unserer Kultur am mächtigsten hervortreten. Wenn wir daher die Erscheinungen unseres eigenen Lebens recht verstehen wollen, so müssen wir von der Geschichte und dem Wesen dieser Völker Kenntnis nehmen. Es sind zwei sehr verschiedene Völker gewesen, und schon dadurch wird die Betrachtung reizvoll.

Griechische Geschichte — römische Geschichte: wie verschiedenartig sind schon diese Bezeichnungen! Die griechische Geschichte ist die Geschichte des Volkes, nicht etwa des Landes, oder gar einer Stadt. Wo immer Griechen wohnten, da entfaltete sich griechisches Leben. Griechenland war zu klein. Weithin über die Inseln nach Kleinasien, an alle Küsten des Mittelländischen Meeres verbreitete sich die griechische Kultur, und überall bildeten sich eigenartige, selbständige Gemeinwesen. „Sie webten einen griechischen Saum an die Länder der Barbaren", so rühmt Cicero diese Machtentfaltung der Griechen. Auch ins Innere der umsäumten Länder drang allmählich ihr Einfluß. Schon im 4. Jahrhundert v. Chr. konnte der attische Redner Isokrates sagen: „Mit Recht heißen jetzt Griechen alle, die an unserer Bildung Anteil haben, wir fragen nicht mehr nach der Abstammung." Freilich verloren die Griechen bei ihrem Auseinandergehen in der Regel den Zusammenhang miteinander. Wie häufig führte eine Mutterstadt mit ihren Kolonien erbitterte Kämpfe! Auch die nächsten Nachbarn standen nur zu häufig als Feinde einander gegenüber.

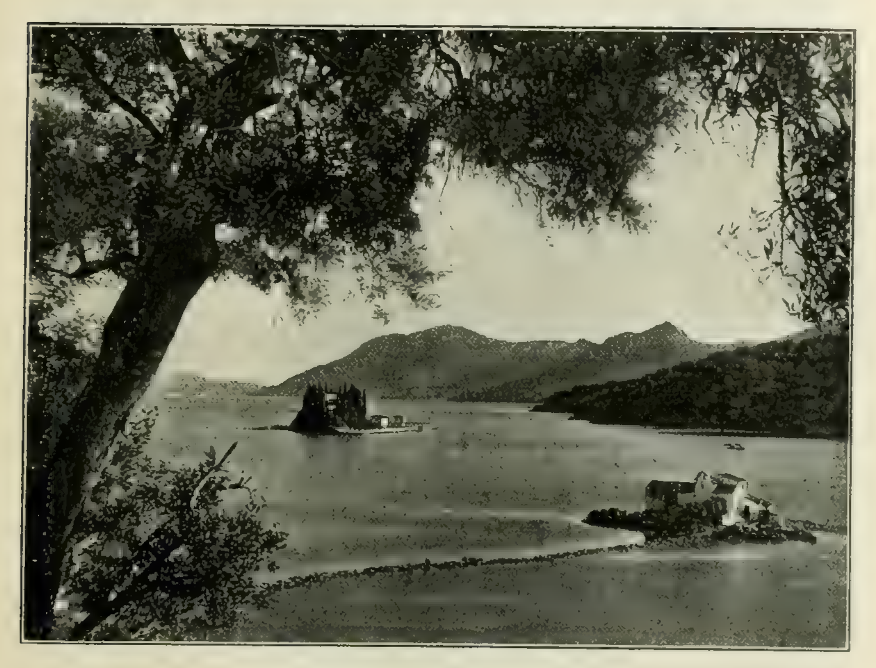
Wie anders die Römer! Bei ihnen ist das Wort „Stadt" gleichbedeutend mit Rom. Sie nennen sich selbst und ihr ganzes Weltreich nach der Hauptstadt. Sie ist „die ewige Stadt", von den Göttern zur Herrschaft bestimmt. Daher soll alles in Rom seinen Mittelpunkt haben und die Geschichte der Menschheit schließlich römische Geschichte werden.

Von diesem Gegensatz aus werden die einzelnen Erscheinungen in der Geschichte der beiden Völker verständlich. Während die Römer ein mächtiges, einheitliches Weltreich gründen, fehlt den Griechen der Zusammenhalt. Uneinigkeit und Zersplitterung ist ihr Schicksal. Aber dafür sind sie auch frei von der römischen Einförmigkeit. In ihren verschiedenen Stämmen und Staaten blüht das mannigfaltigste Leben, bei ihnen hat die Entwicklung des einzelnen Menschen einen weiten Spielraum, sie zuerst entdecken für die Welt den Wert der Persönlichkeit.



1. Kerkyra, das heutige Korfu.
Blick von der königlichen Villa Monrepos auf Stadt und Festung.

Ein äußerliches Merkmal dieser fundamentalen Verschiedenheit der beiden Völker ist die Namengebung. Bei den Römern ist die Zahl der Personennamen äußerst beschränkt, und die Namen selbst sind farblos und nüchtern. Gebräuchlich sind kaum mehr als zehn, darunter so prosaische Namen, wie der Fünfte, der Sechste, der Zehnte. Ja, für die Mädchen fehlen die Eigennamen ganz. Ciceros Tochter heißt Tullia, weil sie zum Geschlecht der Tullier gehört, und hätte sie Schwestern gehabt, sie hätten alle Tullia geheißen und wären nur durch Zahlen als die erste, die zweite usw. voneinander unterschieden worden. Als Glied der



2. Die Mausinsel bei Korfu.
Die kleine mit Zypressen bewachsene Insel erinnert an Böcklins Toteninsel.

Familie soll sich der Römer fühlen und als Bürger seines Staates. Nur auf dem Ganzen, von dem er ein Teil ist, beruht sein Wert.

Bei den Griechen dagegen ist der Familienzusammenhang locker. Zwar pflegt der erste Enkel den Namen seines Großvaters zu bekommen. Doch Familiennamen gibt es kaum, aber eine unübersehbare Fülle von Individualnamen für beide Geschlechter, und wie bedeutungsvoll sind diese Namen und wie klangvoll! Sie tönen noch jetzt wie Musik, wenn wir von Agamemnon, von Orest und Pylades, wenn wir von Iphigenie, von Antigone und Ismene erzählen hören. Manche griechische Namen leben fort in den modernen Sprachen, ich erinnere nur an Alexander und Helene. Als Goethe ein herrliches Gedicht dem Andenken einer früh gestorbenen Künstlerin widmete, deren Tod ihn tief bewegte, da legte er ihr einen griechischen Namen bei, der jetzt auf ihrem Grabstein steht. Er nannte sie

Euphrosyne, ein Name, dessen Bedeutung keine Übersetzung vollständig wiedergibt. Eine Verbindung von Frohsinn und Wohlwollen liegt in dem Worte. Und ebenso ist uns durch Hölderlin Diotima ein vertrauter, lieblicher Name.

Derselbe Unterschied, wie in den Namen, tritt uns in den Sprachen der beiden Völker entgegen. Ist doch die Sprache überall das unmittelbarste Erzeugnis des Volksgeistes und daher das deutlichste Zeugnis von seiner Eigenart. Kraft und Strenge und ernste Würde zeichnet die Sprache der Römer aus, es ist die Sprache eines Volkes, das zur Herrschaft über den Weltkreis sich berufen glaubte, den einzelnen nur als dienendes Glied seiner Gemeinschaft achtete, ihm deshalb eine genau bestimmte Lebensregel auferlegte und jede Abweichung verpön e. Unterordnung und strenge Regelmäßigkeit ist daher das Gesetz auch in der römischen Rede. Im Gegensatz dazu herrscht in der griechischen Sprache Freiheit und bunte Mannigfaltigkeit, die doch einer maßvollen Ordnung sich fügt. Der römische Satz gleicht einem Baum, dessen kräftiger Stamm jede Verzweigung und jedes Blatt in strenger Abhängigkeit hält. Dagegen ist der Zusammenhang des griechischen Satzes locker und lose. Ich vergleiche ihn mit einem Blumenstrauß, der zwar in harmonischer Verbindung prangt, aber doch auch alle einzelnen Teile zu ihrer Geltung kommen läßt. So ist denn wirklich die griechische Sprache das größte Kunstwerk von allen, die dies kunstbegabteste Volk der Weltgeschichte hervorgebracht hat. Dies Buch ist freilich auch gerade für solche Leser geschrieben, denen die griechische Sprache unbekannt geblieben ist. Es will ihnen einen Ersatz schaffen, soweit es möglich ist, und wirklich wird vieles Bedeutsame auch ihnen zugänglich werden. Doch regt sich vielleicht in manchem Leser das Verlangen, jenes wunderbare Volk in seiner eigenen Sprache reden zu hören.

Wenn wir in den Griechen und Römern so große Verschiedenheiten bemerken, so liegt uns die Frage nahe, mit welchem von diesen beiden Völkern wir Deutsche größere Ähnlichkeit haben. Schon aus dem Gesagten ergibt sich die Antwort, und je genauer wir die Griechen kennenlernen, desto größer erscheint uns die Verwandtschaft unseres Volkes mit ihnen. Freilich sind auch Unterschiede vorhanden. Der künstlerische Formensinn der Griechen fehlt uns, und wir tun gut, in ihrer Schule uns zu bilden, soweit unsere Eigenart es zuläßt. Anderseits können wir an dem Schicksal der alten Griechen beobachten, wie ihre Uneinigkeit, worin wir ihnen nur zu ähnlich sind, ihnen zum Verderben geworden ist. Das muß uns zur Warnung dienen, und hier gilts, von den Römern zu lernen, ihre aufopferungsvolle Staatsgesinnung uns zum Muster zu nehmen und das Wort Patriotismus, das wir ihnen verdanken, in Tat und Wahrheit umzusetzen.

Was die Griechen an Vorzügen und an Mängeln bei sich ausgebildet haben, das wurde durch die Beschaffenheit ihrer Wohnsitze mächtig gefördert.

Für wanderlustige Deutsche pflegt seit alter Zeit Italien das Land der Sehnsucht zu sein wegen seines milden Klimas und seiner südlichen Schönheit. Aber wer beide Länder kennt, wird in mancher Beziehung Griechenland den Vorzug geben. In den vom Meer umspülten griechischen Ländern und Inseln weht eine linde Luft, leuchtet ein helles Licht und prangt ein Farbenreichtum, wie kaum irgendwo sonst auf der Erde. Dazu kommt die Gestaltung des Landes. Es ist, als wollte die Natur selbst den Boden künstlerisch veredeln und den Bewohnern einen Anreiz geben, ihrem Vorbild zu folgen. Erscheint doch z. B., wenn man von Athen aus nach Nordosten schaut, die Höhe des Pentelikongebirges wie ein



3. Die Bucht von Phaleron.

Blick von der Höhe von Munichia. Im Hintergrund Athen. Das giebelförmige Gebirge dahinter zur Linken ist der Pentelikon; am rechten Bildrand erblickt man die Vorhöhen des Hymettos.

riesiger Tempelgiebel, der das Land überragt und gleichsam zu einem Heiligtum weiht (s. Abb. 3).

Wohl vermißt der Besucher aus nördlichen Gegenden die heimischen Wälder. Denn der Mangel an Wald, der schon im Altertum bemerklich war, hat infolge der unglücklichen Schicksale nach dem Untergang der griechischen Freiheit, zumal unter der fast vierhundertjährigen Türkenherrschaft, erheblich zugenommen, und neue Aufforstung kann nur allmählich Abhilfe schaffen. Aber dem Lande ist ein köstlicher Ersatz gegeben in den edelgeformten Felsgebirgen, die in ihrer nackten Reinheit das helle Sonnenlicht widerstrahlen und mit dem sie umgebenden funkelnden Meer die Farbenfülle erzeugen, die unbeschreiblich ist und in der Erinnerung als ein märchenhaftes Erlebnis überirdischer Schönheit bewahrt wird. Mir persönlich ist ein früher Morgen unvergeßlich, als ich auf der Höhe des Lykabettos stand, eines Hügels, der in der Ebene von Athen nördlich von der Akropolis sich erhebt und sie überragt. Da schaute ich herab auf den Ölwald am Kephissos und auf die Akropolis, durch die goldgelben Säulen des Parthenon hindurch auf das blaue strahlende Meer und weiter auf die Höhen von Salamis und bis zur Insel Ägina. Und eines Abends — es war ein Karfreitag — durfte ich ebenfalls in Athen einen Sonnenuntergang erleben, wie es wohl nur dort, in diesem Wunderlande, den Menschen beschieden ist. Da glänzte der langgestreckte Hymettus in purpurnen Farben so zauberhaft, daß eine überwältigend ernste Feierstimmung das Herz erfüllte.

Man hat nicht selten die Eigenart der Griechen, ihre Vorzüge und ihre Fehler, aus der heimischen Landschaft erklären wollen. Die reiche Küstengliederung und der Hafenreichtum lud zur Seefahrt ein, die vielfache Trennung der einzelnen Landschaften durch Gebirgszüge förderte die Absonderung und die Mannigfaltigkeit der Entwicklung, die edlen Formen der Berge, verbunden mit der Klarheit der Luft und des Himmels, das war ein Boden, der zu seiner Ergänzung die plastischen Kunstgebilde der Menschenhand zu fordern schien. Aber die Geschichte lehrt uns, daß die Eigenart der Menschen kein notwendiges Erzeugnis des Bodens ist, auf dem sie wohnen. Immer bleibt der Geist das Gestaltende. Es war eben eine weltbeglückende Fügung, daß gerade ein solches Volk, wie die alten Griechen es waren, diese Landschaften bewohnte. Hier traf die eigenartige Begabung mit dem Charakter des Landes auf das glücklichste zusammen. So sollen wir, wie Goethe einmal zu Eckermann sagte, in erster Linie die Nation bewundern, in der so große Schöpfungen möglich waren.

Freilich, wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wohl war es einst zur Zeit Schillers und Hölderlins, Herders und Humboldts Sitte geworden, von einer Idealwelt im alten Griechenland zu träumen und die Augen vor den großen Schäden, die auch dort nicht fehlten, zu verschließen. Genauere Forschung hat diese Traumwelt zerstört. Wir wissen, daß viele Mängel und Laster das Leben der Griechen entstellten. Denken wir nur an die Sklaverei, an die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes und die daraus erwachsenden sittlichen Schäden, an die Geringschätzung der Handarbeit und an die unbarmherzige Behandlung schwächlicher Kinder und besiegter Feinde. Aber unsere Aufgabe ist es, nicht in pharisäischem Hochmut auf jene Zeit herabzusehen — auch wir haben stets Veranlassung zur Selbstprüfung und Demütigung —, sondern dankbar anzuerkennen, was trotz allen Mängeln Gutes und Großes von den Griechen geleistet ist! —

Um das Jahr 500 vor Chr. G. kamen griechische Reisende nach Ephesus. Sie wollten die Gelegenheit benutzen, den berühmtesten Mann dieser Stadt, den weisen Heraklit, kennenzulernen und begaben sich zu seinem Hause. Sie fanden ihn aber nicht in seinen Wohnräumen, sondern am Küchenherd, wo er sich wärmte. Das schien ihnen nun kein geeigneter Ort, um den großen Mann zu begrüßen, und sie scheuten sich einzutreten. Er aber rief ihnen zu: „Kommt nur herein! Auch hier sind Götter!"

Die Leser wissen, daß Lessing dies Wort in lateinischer Sprache seinem „Nathan" als Motto vorgesetzt hat. Ich rufe es allen zu, die von dem Leben und Wirken der Griechen genauere Kunde gewinnen wollen. Tretet heran! Scheut nicht die Mühe, laßt euch auch nicht abschrecken durch manches Unvollkommene und Schlimme, das auch bei den Griechen nicht fehlt. Seht, wie sie kämpfen und ringen, wie ihre großen Führer emporsteigen zu neuen Erkenntnissen und zu edlerer Lebensführung. Auch dort sind Götter!

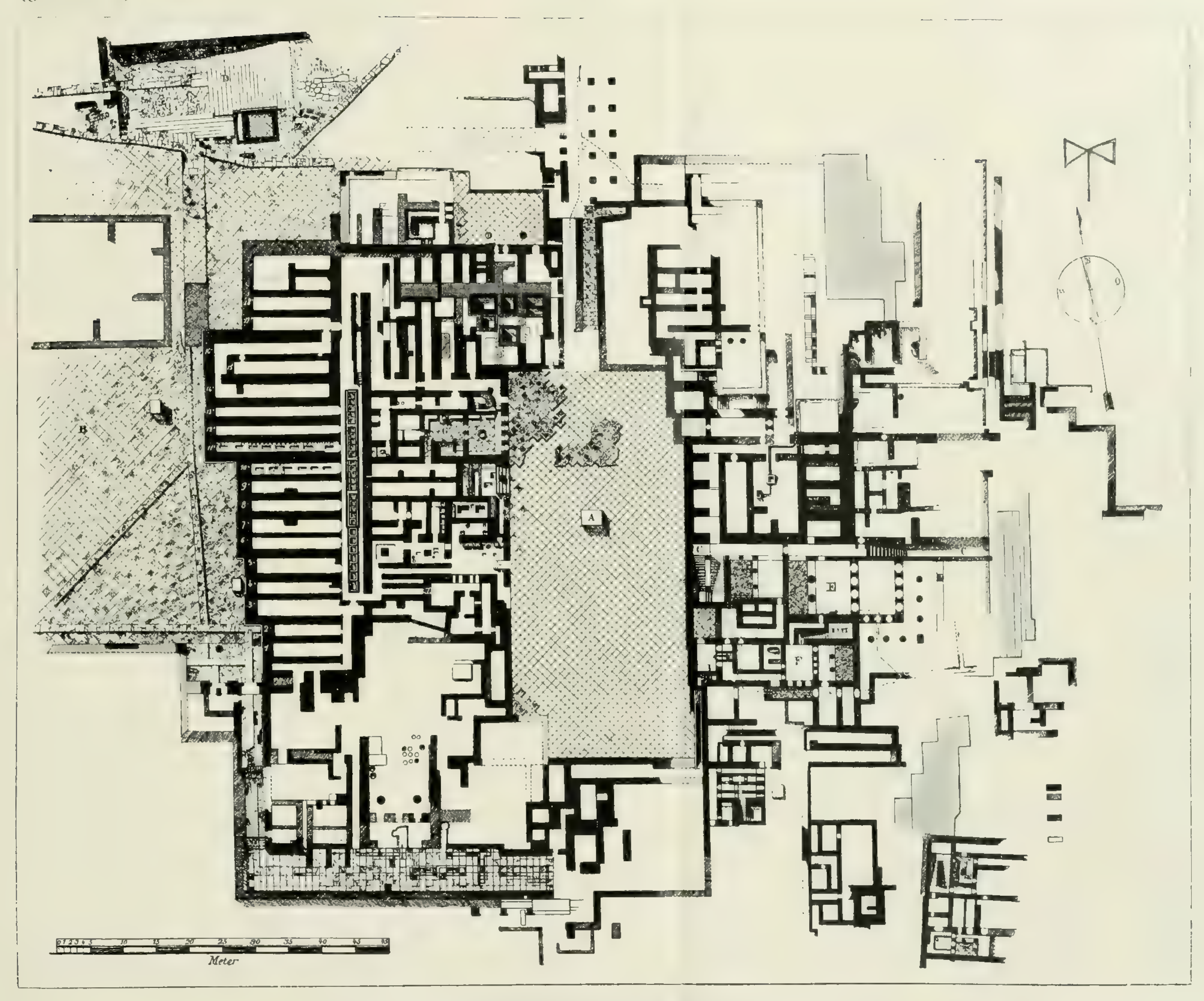
I. Denkmale der vorgeschichtlichen Zeit.

Die Vergangenheit, von der wir geschichtliche Kenntnisse besitzen, beginnt mit der Zeit, wo die Menschen imstande waren, ihren Nachkommen schriftliche Aufzeichnungen zu hinterlassen. Aber bevor diese schon recht hohe Kulturstufe erreicht war, müssen die Völker mancherlei Schicksale durchlebt haben. Auch davon Kunde zu erlangen, ist der natürliche Wunsch jedes Menschen, der nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, sondern sich bewußt ist, ein lebendiges Glied in dem großen Zusammenhang der Menschheit zu sein. Dann darf ihm — nach des Dichters Wort — nichts Menschliches fremd und gleichgültig sein. Zwar können wir nicht erwarten, aus dieser vorgeschichtlichen Zeit zu erfahren, was uns in der eigentlichen Geschichte am meisten erhebt und begeistert. Von dem Leben und den Taten einzelner Persönlichkeiten bekommen wir keine Nachricht. Aber es gibt Spuren, an denen wir etwas von dem einstigen Dasein jener Menschen der Vorzeit erkennen können, deren Handeln und Leiden den allmählichen Aufstieg des Menschengeschlechtes ermöglicht hat. Sie bleiben für uns namenlos und unpersönlich, dennoch gehören sie zu unseren geistigen Ahnen, denen unser Interesse zugewandt sein muß.

Manche Denkmäler dieser vorgeschichtlichen Zeit stehen uns noch heute in ihren Ruinen vor Augen. Man denke an das Löwentor von Mykenä (s. Abb. 18). Meist aber müssen wir in die Tiefe graben, und da bewahrt die mütterliche Erde, wo nicht neue Kulturarbeit alle Spuren der Vergangenheit zerstört hat, treu in ihrem Schoße das Andenken an die einstige Tätigkeit ihrer Kinder. Noch nach Jahrtausenden können wir unterscheiden zwischen dem unberührten Lande — wir pflegen es den gewachsenen Boden zu nennen — und den von der Menschenhand mit ihren Werkzeugen bearbeiteten Stellen. Dazu kommen die Reste der Gebrauchsgegenstände der einstigen Ansiedler, behauene oder aufgeschichtete Steine und besonders die Scherben ihrer Tongefäße. Das Material und die Form dieser Reste, ihre Übereinstimmung und ihre Verschiedenheit gibt deutliche Merkmale für die Kulturstufe ihrer Benutzer. So können wir durch Ausgrabungen auf altem Kulturboden manches erkennen, wovon keine schriftliche Überlieferung uns etwas berichtet. Dann läßt sich die Reihenfolge der Tatsachen, die wir kennen lernen, meist mit Sicherheit feststellen, nicht aber der Zeitunterschied. Die tiefere Schicht, das schlichtere Material — wenn etwa nur Steingeräte gefunden werden, noch keine Metallwerkzeuge — die einfacheren Formen der Gegenstände deuten auf eine frühere Zeit, aber wir erfahren nicht, ob die verschiedenen Schichten unmittelbar aufeinanderfolgten oder ob die Stätte eine kürzere oder längere Zeit wüst lag. Auch über die Dauer der einzelnen Ansiedlungen können wir nur Vermutungen anstellen.

In den letzten 50 Jahren hat diese Forschung große Fortschritte gemacht besonders auf griechischem Boden. In edlem Wetteifer haben dort Staaten und Privatleute Ausgrabungen veranstaltet und überraschende Ergebnisse zutage gefördert. Als den verdientesten Förderer dieser Arbeit dürfen wir unsern Landsmann Heinrich Schliemann bezeichnen. Von seinem Leben und Wirken müssen wir ausführlich erzählen.

(Zu Seite 16).



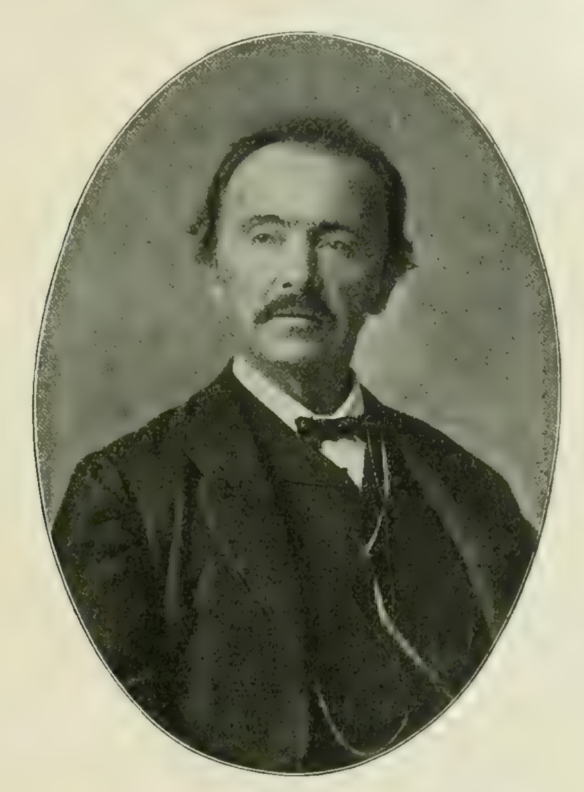
Der Palast des Minos zu Knossos.

Nach Fyfe.

A Oblonger Haupthof. B Großer Schloßplatz. C Großes Treppenhaus. D „Theater“. E Großer Pfeilersaal mit Doppeltüren in den Wänden. F u. G Säle mit angebauten Baderäumen. 1—18 Magazinräume im Westflügel des Palastes.



Im Jahre 1822 ist er zu Neu-Buckow in Mecklenburg als Sohn eines Pfarrers geboren. Der Vater erzählte dem empfänglichen Knaben viel und gern und wußte ihn früh mit schwärmerischem Interesse für den großen Heereszug der Griechen gegen Troja zu erfüllen. Sein sehnlichster Wunsch war schon im Knabenalter, die Stätte jener Kämpfe am Hellespont aufzusuchen und nachzuforschen, was von der alten Herrlichkeit an Ort und Stelle etwa noch übrig sei. In der Nähe des Dorfes war ein Hünengrab und eine mittelalterliche Schloßruine, von der



4. Heinrich Schliemann.
(1822—1890)

mancherlei Sagen erzählt wurden. Alles dies steigerte sein Interesse für das Altertum. Freilich fand er bei seinen Kameraden wenig Verständnis für diese Schwärmereien, aber Minna Meincke, eine kleine Altersgenossin, lauschte gern seinen weisen Reden. Die beiden wurden einig, daß Heinrich später die Minna heiraten müsse und sie dann zusammen Troja ausgraben wollten. Aber traurige Familienverhältnisse machten es nötig, daß der 14jährige Knabe, statt einer gelehrten Ausbildung sich zu widmen, in ein Krämergeschäft in dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg als Lehrling eintrat. Nun war es mit seinen trojanischen Träumereien aus und vorbei für lange. Nachdem er 5½ Jahre in dem

Krämerladen seine Schuldigkeit getan hatte, zog er sich beim Heben eines schweren Fasses ein Brustleiden zu, das ihn für seine bisherige Beschäftigung unbrauchbar machte. So verdang er sich denn in Hamburg als Schiffsjunge an Bord einer nach Venezuela bestimmten Brigg. Seine ganze Habe konnte er damals in einem Schnupftuch bergen. An der holländischen Küste scheiterte das Schiff, die Bemannung rettete sich in einem Boot, die ganze Ladung ging verloren, nur die Habseligkeiten Schliemanns wurden glücklich aufgefischt. Schliemann sah in dieser wunderbaren Fügung eine gute Vorbedeutung, und in der Tat begann in Holland die Wage seines Glücks emporzuschnellen. Er war zunächst Ausläufer für ein Amsterdamer Warenhaus. „Niemals", erzählt er, „machte ich meine Gänge, ohne, selbst bei Regen, ein Heft in der Hand zu haben und auswendig zu lernen; niemals wartete ich an der Post, ohne zu lesen oder im Geiste einen Aufsatz zu wiederholen." So lernte er in einem halben Jahre Englisch und in einem weiteren halben Jahre Französisch.

Im Jahre 1844 war er zum Buchführer und Korrespondenten in der großen Firma B. H. Schröder & Co. vorgerückt. Er lernte jetzt Russisch, ohne Lehrer, in kürzester Frist, und im Jahre 1846 schickte ihn seine Firma als ihren Vertreter nach St. Petersburg. Gleich im ersten Jahr seines dortigen Aufenthalts machte er so gute Geschäfte, daß er jetzt daran denken konnte, seine Minna Meincke heimzuführen. Doch wenige Wochen zuvor hatte diese sich verheiratet. Schliemann war sehr betroffen, zog aber seine Hand nicht ab von der Freundin seiner Jugend, sondern unterstützte sie späterhin edelmütig aus seinem Überfluß. Nur um so eifriger widmete er sich nach dieser Enttäuschung den Geschäften; bald konnte er ein eigenes Handelshaus gründen, das mit der Einfuhr von Indigo glänzend verdiente. Im Jahre 1854 brannten in Memel bei einer riesigen Feuersbrunst die Waren seiner Geschäftskonkurrenten samt und sonders nieder, die seinigen, die wegen Überfüllung der Speicher in einem Schuppen untergebracht waren, entgingen allein dem Verderben; so war er für einige Zeit allein im Besitze von Indigo und konnte seine Vorräte mit großem Gewinn verkaufen. Der Grund zu seinem Reichtum war gelegt; und schon bald konnte er daran denken, seiner Liebhaberei für das Altertum zu leben. Er begann nun ein zwischen Reisen und Studien geteiltes Dasein ganz nach seinem Geschmack zu führen. Im Jahre 1868 besuchte er zum erstenmal die klassischen Stätten von Ithaka, Mykenä und Troja, die ihn später zur weltberühmten Persönlichkeit machen sollten.

Im Herbst des Jahres 1871 begann er nach dem alten Troja zu suchen, und zwar auf der jetzt Hissarlik genannten Anhöhe, die im Winkel zwischen dem Skamander und dem ihm zuströmenden Simoïs sich erhebt und in Wahrheit ein großer Schutthügel ist. Schliemann war überzeugt, daß hier das alte, von Homer besungene Troja gestanden habe. Er grub, und als er 10 Fuß unter der jetzigen Oberfläche noch nicht fand, was er suchte, grub er 20 Fuß tief in die Erde; ja an manchen Stellen ist er bis auf 50 Fuß in den Boden hinabgedrungen; so hoch waren im Laufe der Jahrtausende die Schuttschichten über dieser Stelle einer uralten, mehrfach zerstörten und dann immer wieder erneuerten Ansiedlung angewachsen. Um diese Riesenarbeit zu leisten, bedurfte es natürlich großartiger Geldmittel und einer eisernen Ausdauer in dem felsenfesten Vertrauen, daß an der für richtig erkannten Stelle das Gesuchte sich schließlich finden müsse. Schliemann hat sich durch abenteuerliche Deutungen, die er seinen Funden in



5. Trojanische Landschaft: Blick auf Hissarlik von Norden.

der ersten Freude gab, anfangs manchen Spott zugezogen. Er war eben selbst nichts weniger als ein Gelehrter. Aber soviel man auch über seine drolligen Einfälle sich lustig machte, vor seiner zielbewußten, fabelhaften Ausdauer, seiner Opferfreudigkeit kann man nur die allergrößte Bewunderung hegen. Was wir heute von dem ältesten Kulturzustande der Hellenen wissen, die Anschauung, die wir von der Lebensweise und Gesittung der von Homer gepriesenen Heldengeschlechter besitzen, verdanken wir eben doch in der großen Hauptsache der Arbeit dieses Deutschen, der das der geschichtlichen Erkenntnis zugängliche Gebiet um mehr als ein Jahrtausend erweitert hat.

Und noch ein anderer Deutscher muß hier genannt werden, Wilhelm Dörpfeld. Als wissenschaftlicher Gehilfe Schliemanns hat er das Verdienst, daß die glücklichen Funde des begeisterten Dilettanten der Wissenschaft auch wirklich zugute kamen. Vorher schon hatte er sich bei den Ausgrabungen des Deutschen Reiches in Olympia große Verdienste erworben. Jetzt gelang es Schliemann, sich seiner Hilfe bei allen späteren Unternehmungen zu versichern. Dörpfeld hat das Geschäft des Ausgrabens zu einer Kunst erhoben und es so gestaltet, daß die wissenschaftliche Verwertung sichergestellt wird. Alle Nationen, die sich seitdem in edlem Wetteifer an dieser Arbeit auf griechischem Boden beteiligten, haben von ihm gelernt.

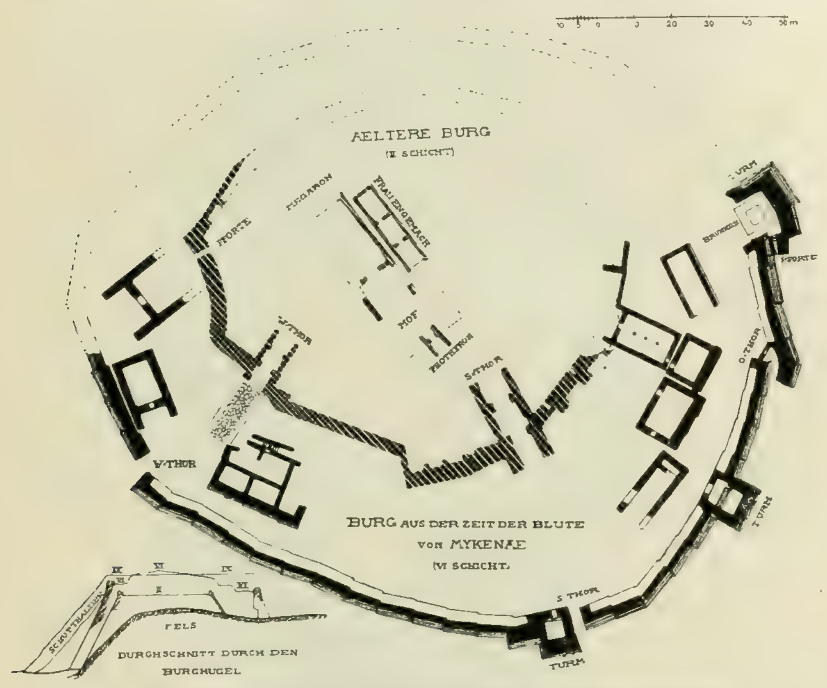
Schliemann hat in dem Hügel von Hissarlik die Stätte des alten Troja erkannt, obwohl viele Forscher im Altertum und in der neueren Zeit anderer Meinung waren und z. B. Moltke aus militärischen Erwägungen sich für das etwas südlicher gelegene Bunarbaschi entschieden hatte. Welch eine Fülle von neuen Erkenntnissen verdankt nun aber die Welt der Spatenarbeit Schliemanns! Sie reichen in eine Zeit, die weit zurückliegt hinter der in den homerischen Dichtungen besungenen. Einst sang Horaz: „Vor Agamemnon lebten der Tapferen schon viel, doch alle schlafen sie namenlos und unbeweint im ew'gen Dunkel, weil sie der Weihe des Lieds entbehren." Jetzt sind die Spuren der Werke und Schicksale dieser vor Jahrtausenden lebenden Menschen zwar „namenlos", aber doch deutlich vor unsern Augen.

Nicht weniger als neun Ansiedlungsschichten haben sich auf der Erdwelle zwischen Skamander und Simoïs eine über der andern nachweisen lassen. Da ist zunächst auf dem gewachsenen Felsen eine uralte Ansiedlung. Wir finden Reste von Befestigungen und Hausmauern aus kleinen, durch Erdmörtel verbundenen Feldsteinen. Von dem Hausgerät haben sich zahlreiche Scherben von Schalen, Krügen und Näpfen erhalten. Sie sind alle aus bloßer Hand geformt, ihre einzige Verzierung bilden eingeritzte Zickzacklinien.

Viel bedeutender sind die Reste der zweiten Schicht. Schliemann hielt sie für die Stadt des Priamos. Doch ist sie zweifellos viel älter und muß im dritten Jahrtausend vor Christus bewohnt gewesen sein. Erhebliche Umbauten, die an ihr sich wahrnehmen lassen, sprechen dafür, daß sie jahrhundertelang bewohnt war und dreimal zerstört ist. Ihre Ringmauer besteht zuunterst aus unregelmäßigen Bruchsteinen und ist so stark geböscht, daß man unschwer daran zur Höhe klettern kann. Über dieser Böschungsmauer erhebt sich dann aber eine aufrechte Lehmmauer, die vermutlich einst einen hölzernen Umgang trug. Breite Torwege und schmale Ausfallpforten durchbrechen die Mauerflucht, zu den Toren führen sorgfältig gepflasterte Rampen empor. Die Gebäude dieser alten Stadt waren

aus Luftziegeln ausgeführt, d. h. aus Ziegeln, die nicht im Ofen gebrannt, sondern nur an der Luft getrocknet waren. Zur Verstärkung waren Holzbalken in die Lehmwände eingefügt und den Steinflächen vorgesetzt; und dieses Holzwerk bot dann dem Feuer, das diese Lehmstadt schließlich zerstörte, reichliche Nahrung.

Die Bewohner dieser zweiten Stadt befanden sich noch auf verhältnismäßig niedriger Bildungsstufe; gewerbliche Tätigkeit, Spinnen und Weben, Handel und Seefahrt hatten zwar schon begonnen, doch die Werkzeuge wurden noch meist aus Stein und Knochen, Messer und Ringe wohl auch schon aus Kupfer hergestellt.



6. Die zweite und die sechste Ansiedlung auf Troja-Hissarlik.
Nach Luckenbach.
Die schraffierten Mauerzüge gehören zur zweiten, die schwarz ausgefüllten zur sechsten, mykenischen Stadt.

Sehr unvollkommen gebrannt und meist noch ohne Drehscheibe aus freier Hand geformt war das tönerne Geschirr. Man gab ihm gern die Gestalt von Menschen oder Tieren; die Verzierungen, die sonst auf diesem Geschirr vorkommen, sind meist sehr ungelenk. Daß übrigens schon in dieser zweiten Stadt ein ungewöhnlicher Wohlstand herrschte, beweisen die zahlreichen Gefäße aus Gold und anderen Edelmetallen, die Schliemann an mehreren Stellen, in Tongefäße verpackt oder in Hauswände vermauert, vorgefunden hat. Einer dieser Schatzfunde hat ihn so begeistert, daß er der Welt verkündete, der „Schatz des Priamos" sei von ihm gehoben worden. Der „Schatz" besteht aus kupfernen, silbernen und goldenen

Geräten und Schmucksachen. Auch ein Bernsteinbecher, aus einem Stück gearbeitet, ist darunter. Am zahlreichsten sind die Stücke aus lauterem Gold. Ihre Form ist meist ebenso einfach wie die der tönernen Gefäße; doch einzelnes zeugt von einer schon größeren Vertrautheit mit den Handgriffen der Goldschmiedekunst.

Der Reichtum Trojas beruhte offenbar von Anfang an auf seiner vorzüglichen Lage am Eingang der vielbefahrenen Meerstraße des Hellespont. Die Kostbarkeiten, die wir schilderten, bildeten die Schätze der trojanischen Fürsten und ihrer Frauen; sie waren der deutlichste Ausdruck ihrer Fürstenmacht und zugleich das unentbehrliche Mittel, um Anhänger zu werben und treue Dienste fürstlich zu belohnen. Ihr herrschaftliches Grab fanden diese Herrscher der Bronzezeit in den hohen Grabhügeln, die in großer Zahl in der Umgegend von Troja noch heute sich erheben und selbst von dem Reisenden, der im Dampfschiff vorbeifährt, wahrgenommen werden können. Die Scherben, die in ihnen gefunden werden, sind von derselben Art wie die in den Trümmern der Stadt zum Vorschein gekommenen.

Einen ausgesprochen griechischen Charakter besitzen auch diese Funde aus der zweiten Stadt noch nicht; sie entsprechen vielmehr durchaus dem, was die Menschheit allenthalben, sobald sie die ersten Schritte zur Gesittung tut und den Gebrauch der Metalle erlernt, hervorzubringen pflegt. Die sogenannten prähistorischen Funde Deutschlands und Italiens, ja Mexikos und Perus, sind vielfach zum Verwechseln diesen trojanischen Schöpfungen ähnlich.

In der Abbildung 7 sehen wir Schliemanns Gattin, eine Griechin, mit dem Goldgehänge aus der zweiten Stadt geschmückt. Sie war ihres Gatten treue Helferin bei den mühevollen Ausgrabungen. Bei der Entdeckung und Bergung gerade dieses Schmuckes war sie persönlich beteiligt. Schliemann erklärte ihn für den Schmuck der Hekuba. Denn er schwelgte in homerischen Erinnerungen, die er in direkte Beziehung zu seinen Funden setzte. Und doch irrte er sich. Erst nach seinem Tode hat Dörpfeld die Ruinen entdeckt, die wir in Beziehung setzen können zu dem homerischen Troja. Aber ehe wir davon reden, müssen wir von anderen Ausgrabungen berichten.

Das Ägäische Meer ist nie eine Völkerscheide gewesen. Das westliche Kleinasien streckt seine Halbinseln den Landzungen Griechenlands entgegen, die Inseln bilden zwischen hüben und drüben die Brücke; nirgends gibt es eine Stelle im Meer, wo der Schiffer nicht irgendwo Land erblickt. So lockte dies Meer zur Seefahrt, zum Vordringen nach unbekannten Küsten und schuf schon in frühen Zeiten einen regen Verkehr von Festland zu Festland. Den Inseln fiel bei diesem Austausch eine bedeutsame Rolle zu; sie lagen in der Mitte, ihnen strömten die Errungenschaften der Kultur von allen Seiten zu, auf ihnen wurden sie am nachhaltigsten weitergefördert. Am deutlichsten wird uns diese führende Rolle, welche den Ägäischen Inseln zeitweilig zukam, bei Kreta, wo durch Ausgrabungen, die Schliemann kurz vor seinem Tode geplant hatte, und die dann durch die Engländer ausgeführt wurden, eine uralte und außerordentlich reiche Kultur dem Boden entstiegen ist.

Die frühesten Ansiedlungen auf Kreta reichen wenigstens bis ins fünfte Jahrtausend hinauf; in ihren Trümmern fand man Gerätschaften und Gefäße, wie sie der Steinzeit eigen sind.

Es folgt dann eine Schicht (um 3000 v. Chr.), die den beginnenden Gebrauch

des Kupfers bekundet. Die Menschen wohnten damals auf Kreta in Häuschen von ovalem oder rechteckigem Grundriß, die sie sich aus Feldsteinen und Lehm erbauten und deren Estrich aus gestampftem Lehm bestand. Auch Gräber dieser Zeit sind erhalten. Das Tongeschirr dieser Schicht erinnert in seinen Formen an das aus der zweiten trojanischen Stadt; doch verstand man hier, es zu bemalen und durch eine Art Firnis ihm Glanz zu verleihen. Der Zusammenhang mit dem nahen Ägypten, der für Kreta immer sehr maßgebend war, verrät sich durch Gefäße aus ägyptischem



7. Frau Sophie Schliemann,
angetan mit Goldschmuck aus der zweiten trojanischen Stadt.

Syenit, die in dieser Schicht sich finden, ferner im Gebrauch von Siegeln aus Stein, Ton oder Elfenbein, wie sie in Ägypten häufig sind. Manche Tote haben ihren Siegelstein, den sie an einer Schnur um den Hals trugen, mit ins Grab genommen.

Gegen Ende des dritten Jahrtausends erlebte Kreta offenbar einen mächtigen Aufschwung, durch den die Insel für lange Zeit die Führung in der Welt des Ägäischen Meeres gewann. An verschiedenen Punkten der Insel sind damals ansehnliche Paläste erbaut; der größte, der an Ausdehnung und Merkwürdigkeit

alle vorgeschichtlichen Bauten auf griechischem Boden weit hinter sich läßt, ist bei Knossos ausgegraben worden an der Stelle, die den alten Griechen für die des sagenumwobenen Labyrinthes, für die Residenz des Königs Minos galt. Sie liegt eine Stunde von der Nordküste entfernt, nicht auf weithin sichtbarer Höhe, sondern in hügeligem Gelände, wohlversteckt und ohne Ausblick nach dem Meere. Von einer Ringmauer hat sich in keiner Trümmerschicht von Knossos etwas gefunden: offenbar vertrauten diese Inselbewohner zu allen Zeiten auf ihre insulare Unangreifbarkeit; auf der Insel selbst aber erfreute sich das hier residierende Herrschergeschlecht so unbestrittener Anerkennung, daß es keiner Bollwerke gegen unbotmäßige Vasallen bedurfte. An die tausend Jahre diente das Schloß von Knossos den Herren des Inselreichs als Residenz; auf die vielen Umbauten, die es in dieser langen Frist erfuhr, können wir nicht eingehen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, den Bau als Ganzes zu schildern.

Um einen oblongen Haupthof (auf dem Plan bei **A**), der nicht weniger als 62 m lang und halb so breit ist, reihen sich in verwirrender Menge die Wohnräume, Gänge, Treppenhäuser und Magazine. Gegen Westen trennt ein geräumiger Schloßplatz (Plan bei **B**) die Residenz von den Häusern der Bürger. Die Lage des Palastes auf einem gegen Osten sich senkenden Abhang führte von selbst zur Mehrstöckigkeit: vier Stockwerke, durch Treppenfluchten miteinander verbunden, lassen sich stellenweise noch nachweisen (z. B. bei **C**). Eine besonders breitspurige Treppenanlage ist vor der Nordwestecke des Palastes zutage gekommen (Plan bei **D**); sie diente vermutlich nicht bloß dem Verkehr, sondern bot auch bei Schauspielen willkommene Sitzgelegenheit, war Theater und Treppenweg zugleich (vgl. Abb. 8).

Das Leben der Palastbewohner spielte sich nach morgenländischer Sitte hauptsächlich im Freien, auf den großen und kleinen Höfen ab. Die Innenräume sind auffallend klein. In den größeren Gemächern (z. B. bei **E** auf unserem Plan) bestehen gewöhnlich zwei von den vier Wänden lediglich aus Doppeltüren, die zwischen schmalen Pfeilern auf Säulenhallen münden; öffnete man im Sommer die Doppeltüren, so bildete ein solcher Saal mit der Halle davor einen einzigen luftigen Raum; im Winter schloß man die Pfeilerwände, saß aber trotzdem nicht im Dunkeln, denn an jedem Saal pflegt ein kleiner Lichthof angebaut zu sein, der auch dem verschlossenen Gemach noch genügend Helligkeit zuführte. Diese Pfeilersäle und Lichthöfe bilden Hauptmerkmale des kretischen Palastbaus. Mehreren Sälen ist auch eine Badezelle eingebaut (z. B. Plan bei **F**), wo man in Wannen baden konnte. Einen großen Teil des Palastes beanspruchen die Wirtschaftsräume. Im Westflügel allein zählt man nicht weniger als achtzehn langgestreckte Vorratskammern, an deren Wänden in langen Reihen große Tonfässer für Öl, Getreide usw. stehen (Abb. 9). Unter dem Plattenboden der Kammern aber sind kastenförmige Versenkungen mit doppelten Böden angeordnet, also Schatzverliese, wie sie unzugänglicher und versteckter nicht gedacht werden können. Leider sind fast alle diese Verliese vor der Zerstörung des Palastes von den Besitzern oder von erobernden Feinden ihres köstlichen Inhalts beraubt worden. Die Schätze, die hier lagerten, waren wohl z. T. aus der Fremde bezogene Beutestücke; z. T. aber wurden sie im Palaste selbst erzeugt, wo deutliche Reste einer Stein- und Bildschnitzerei, einer Malerwerkstätte, einer ganzen Fayencefabrik zutage gekommen sind. Unter den Baumaterialien, die Verwendung fanden, verdient besonders der Alabaster



8. Treppenaufgang und Theater in Phaistos auf Kreta,
wo ein dem Palast zu Knossos sehr ähnlicher Schloßbau sich gefunden hat.

Erwähnung: man zersägte ihn zu merkwürdig dünnen Platten und verkleidete damit den Sockel der aus Lehmziegeln über einer Unterlage von Bruchsteinen aufgeführten Wände: als sie neu waren und ihre Gipskristalle durch die glatte Politur in flimmerndem Glanz zur Geltung kamen, müssen diese Lambris einen prächtigen Anblick geboten haben. Auffallend ist die reichliche Verwendung von Holz, dem man in Knossos offenbar eine sehr große Haltbarkeit zutraute: alle Plafonds, die Türwandungen, z. T. auch die Treppen und alle Säulen bestanden aus Holz. Großartig war die Wasserversorgung des Palastes geregelt: in tönernen Röhren wurde Quellwasser vom Gebirge zugeleitet, während



9. Magazinraum in Knossos mit Vorratsfässern und Schatzverliesen im Fußboden.
Die Häuser, die man durch die Mauerlücke sieht, stehen ungefähr auf der Stelle, wo auch die bürgerlichen Wohngelasse der minoischen Zeit gelegen haben dürften.

ein kunstvolles System von Senklöchern und Abzugskanälen das Regen- und Abwasser aus dem Gebäude entfernte.

Die Einzelfunde lehren vor allem das eine, daß das ganze Leben im Palast von religiösen Rücksichten bestimmt war. An großen und kleinen Altären ist kein Mangel; ja eine vollständig ausgestattete Hauskapelle ist im Ostbau zum Vorschein gekommen; allenthalben bedecken fromme Symbole die Mauern und Geräte. Man huldigte allerhand Fetischen: man verehrte die Gottheit unter dem Bild der Stierhörner und der Doppelaxt (Labrys; vgl. das Zeichen dafür in der rechten oberen Ecke auf unserem Plane). Diese Labrys, deren Bild an den Wänden und Gefäßen zahllose Male wiederkehrt, hat möglicherweise dem ganzen Bau den Namen des Labyrinthes (d. i. Haus der Labrys) eingetragen. Das Labyrinth

war offenbar der Sitz eines Priesterkönigtums. Die Priesterkönige legten naturgemäß großes Gewicht auf Huldigungen: auf kretischen Wandgemälden sehen wir



10. Malerei an einem Tonsarkophag aus Hagia Triada auf Kreta (2. Jahrtausend vor Chr.).

Nach Monumenti dei Lincei.

Was wir sehen, ist eine der Langseiten des verhältnismäßig kleinen Sarkophags, in dem der Tote nach altkretischer Sitte mit angezogenen Beinen beigesetzt war. Auf dem Bildstreifen, der durch ein schönes Rosettenmuster umrahmt wird, erblicken wir links zwei reichgekleidete und schönfrisierte Frauen, die sich einer heiligen Stätte nahen. Die vorderste mit einem Krug, den sie eben ausgeleert, die zweite mit zwei Eimern an einem Tragholz; hinter ihr folgt ein Phorminxspieler in weibisch langer Gewandung. Das Heiligtum ist kenntlich gemacht durch zwei schlanke, von Grün umsponnene Obelisken, die oben je eine Doppelaxt tragen. Auf den Axten sitzen Raben (?). Zwischen den Obelisken steht ein großer Krug, in den die Frauen ihre rotgefärbten Spenden von Stierblut (?) gießen. Nach rechts hin wenden sich drei Jünglinge, den Unterkörper mit Tierfellen umkleidet; sie bringen dem Verstorbenen, der mumienartig eingehüllt ganz rechts vor seinem Grabe auftaucht, Gaben dar.

in der Tat huldigende Untertanen, die mit köstlichen Gaben in den Händen den Herrschern nahen. Diese Gemälde, die allenthalben einst die Wände schmückten



11. Buntes Tongeschirr aus Knossos,
ausgezeichnet durch Dünnwandigkeit und die Sauberkeit der in bunten Farben aufgemalten Muster.

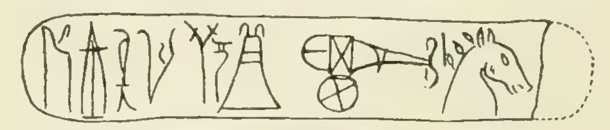
und in ansehnlichen Resten gerettet werden konnten, machten zweifellos den auffälligsten Schmuck des Palastinnern aus. Bald waren es Darstellungen in Lebensgröße, bald Miniaturbilderchen von erstaunlicher Feinheit. Sie lassen uns in das



12. Geschnittener Stein aus Knossos mit dem Bild des Minotauros.

Leben und in die Gedankenwelt dieser frühen Menschen merkwürdige Einblicke tun. Das Meer, dies Lebenselement der Kreter, mit seinen Fischen, seinen Pflanzen wird uns vor Augen geführt; umfangreiche Bauten erscheinen da in mehreren Stockwerken. Götterfeste mit feierlichen Prozessionen, Krieg und Jagd und lebensgefährliche Kampfspiele mit dem Stier werden geschildert. Von heiterer Festfreude zeugt die Wiedergabe des Erntezuges auf Abb. 15.

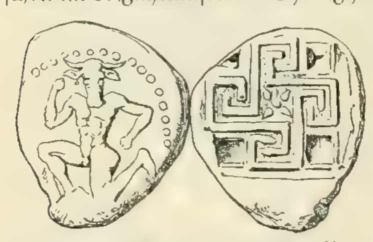
Die Hauptmasse des auf uns gekommenen Hausrats besteht wie allenthalben auf Trümmerstätten antiker Siedlungen aus irdenem Geschirr. Es überrascht durch seine bunte Färbung, doch mehr noch durch die Schönheit der Formen und vielfach durch eine Dünnwandigkeit, die sich nur mit venezianischem Glas vergleichen läßt (Abb. 11). Auch aus Stein wurden schöne Gefäße größten und kleinsten Formats hergestellt. Entzückend sind die Formen der bronzenen Eimer und Becken. Das wenige, was von goldenem Schmuckgerät sich erhalten hat, muß uns mit der allergrößten Hochachtung vor den kretischen Goldschmieden erfüllen; nichts aber



13. Tönernes Schriftstäbchen aus Knossos.
Die Schriftzeichen erinnern an die ägyptischen Hieroglyphen.

ist erstaunlicher als das Geschick, mit dem sie harte Edelsteine zu schneiden verstanden und auf dem engen Raum eines Siegelrings Einzelgestalten oder auch figurenreiche Bilder darzustellen wußten (Abb. 12).

Daß ein so fortgeschrittenes Völkchen wie diese Kreter nicht der Schrift entbehrten, ist an und für sich wahrscheinlich. In der Tat besaßen sie eine solche schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Ihr Schreibmaterial, soweit wir es kennen, bildete der weiche Ton der Insel, den sie meist zu schmalen, dünnen Stäbchen und Tafeln formten, um dann mit einem Nagel die hieroglyphenartigen Zeichen einzuritzen (Abb. 13). Die Feuersglut, welche den Palast um das Jahr 1400 einäscherte, hat diese ungebrannten Tonstäbchen nachträglich gebrannt und so erst unzerstörbar gemacht. Sie zählen schon nach vielen Hunderten, konnten aber bisher nicht entziffert werden. Erst wenn eines Tages der Schlüssel zu diesen



14. Zweidrachmenstück aus Knossos.
Die Vorderseite zeigt den Minotauros, die Rückseite in schematischer Darstellung die Windungen des Labyrinths.

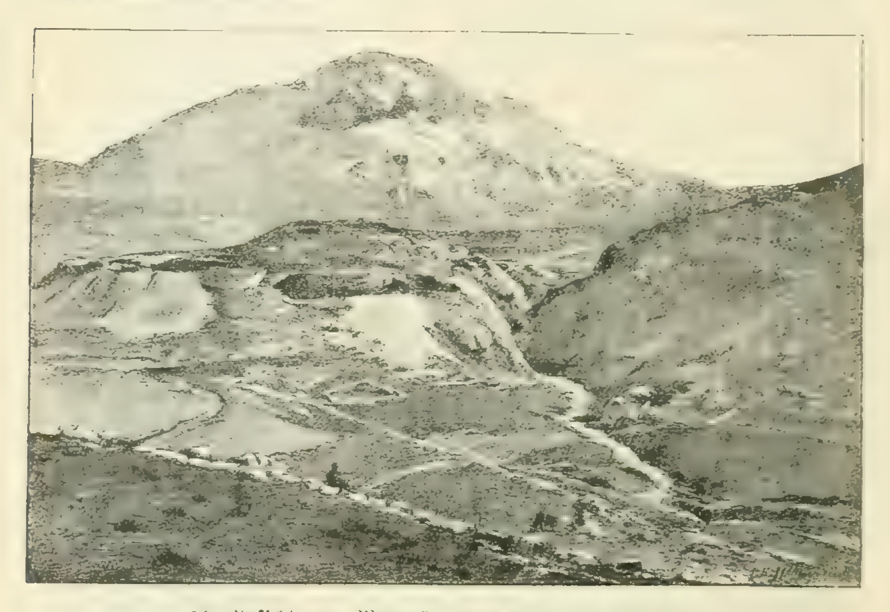
ehrwürdigen Schriftdenkmälern sich findet, wird die versunkene Welt von Knossos in ihrer ganzen Leibhaftigkeit uns wiedererstehen. Dann werden wir endlich auch erfahren, was jetzt als quälende Ungewißheit die Freude an diesen merkwürdigen Funden nicht wenig dämpft, welcher Rasse denn eigentlich die willensstarken Menschen angehörten, die jene Paläste aufführten und ihren reichen Inhalt schufen. Soviel ist sicher, daß sie keine Griechen waren; ihre Bauart und ihre Tracht, ihre Lebensweise und ihre Schrift sind nicht hellenisch. Nachweisbar standen diese Kreter mit Ägypten in regstem Austausch: in ägyptischen Gräbern sind kretische Tongefäße zum Vorschein gekommen, umgekehrt ägyptische Erzeugnisse in kretischen Palästen. Auch die Kunst des Schreibens, die Herstellung der Fayence, vieles andere scheint auf ägyptische Anregung zurückzugehen: aber von sklavischer Nachahmung der Ägypter halten diese Kreter sich durchweg frei, in den Formen ihrer Kunst ebenso wie in den Zügen ihrer Schrift, so daß ihre Kultur durchaus als eine einheimische bezeichnet werden muß.

Ebenso wichtig ist eine andere Erkenntnis. Wenn auch nur eine geringe Kunde von König Minos sich bis in die Aufzeichnungen griechischer Historiker hinübergerettet hat, soviel läßt sie doch erkennen, daß die Herrschaft dieses kretischen Dynasten sich nicht auf Kreta selbst beschränkte. Dasselbe gilt nun zweifellos von der frühkretischen Kultur. Sie hat den Nachbarinseln, auch dem griechischen Festland ihre Errungenschaften mitgeteilt, und was wir dort seit dem 17. Jahrhundert v. Chr. als sogenannte *mykenische Kultur* an vielen Orten antreffen, verrät durchaus altkretischen Einfluß.

Diese mykenische Kultur, deren Fundstätten wir uns jetzt

15. Erntefestzug von einer Specksteinvase aus Kreta. Nach W. Leonhard in „Hellenische Kultur“.

zuwenden, hat ihren Namen von der argivischen Stadt Mykenä, wo sich ihre Überreste am zahlreichsten und vollkommensten gefunden haben. Es ist wieder Schliemann, dessen glücklichem Spürsinn und rastloser Arbeit wir diese Entdeckung verdanken. In den von ihm zutage geförderten Funden ist eine große, glänzende Kulturepoche, von deren Vorhandensein man bis dahin kaum eine Ahnung hatte, wieder leibhaftig vor uns hingetreten. Im Gegensatz zu Kreta, das während seiner Blütezeit eine ungriechische Bevölkerung hatte, wurde das Festland im zweiten Jahrtausend schon von Griechen bewohnt, denen aber auch hier eine vorgriechische Schicht vorausgegangen war.



16. Ansicht von Mykenä. Nach Perrot und Chipiez.
Die Burg lag auf dem flachen Plateau, an dessen Abhängen man die von Schliemanns Grabungen herrührenden Schutthalden deutlich erkennt. Der hohe Berg im Hintergrund führt jetzt den Namen Hagios Elias.

Unsere Umschau an den Orten des griechischen Festlands, wo Mykenisches zutage gekommen, beginnen wir füglich in der Landschaft Argolis; denn hier im weiten Tal des Inachos liegen Tiryns und Mykenä, die beiden Stätten, an die man seit Schliemanns überraschenden Funden in erster Linie denkt, wenn von mykenischer Kultur die Rede ist. Wir haben es hier nicht wie auf Kreta mit offenen Palästen, sondern mit festen Burgen zu tun; denn hier zwangen die Verhältnisse die Bewohner von früh an, gegen räuberische Feinde und neidische Nachbarn sich vorzusehen.

Die Burgen baute man dazumal nie unmittelbar ans Meer; dafür war die Gefahr von seiten der Seeräuber zu groß. Man baute sie aber auch nicht weit ab vom Meere, auch nicht auf hohe, unzugängliche Berge, sondern auf mäßige Anhöhen nahe dem Gestade, die eine gewisse Unangreifbarkeit mit bequemem Zugang zu

der alles Leben vermittelnden See verbanden. So lag Troja auf einer nur unmerklich ansteigenden Erdwelle, so Tiryns nur 10 m höher als die umliegende Ebene, so das älteste Athen auf dem schroffen, aber keineswegs besonders hohen Felsen der Akropolis.

Die Anlage der Burgen in dieser mykenischen Zeit ist so ziemlich überall die gleiche. Wir veranschaulichen sie uns am besten an dem Beispiel von Tiryns (vgl. Abb. 17). Dort umzieht ein Mauerring aus 2 bis 3 m langen Blöcken, in einer durchschnittlichen Dicke von 8 m und bis zu einer Höhe von etwa 20 m aufgeschichtet, den ganzen Burgberg. An bedrohten Punkten erhoben sich Türme (z. B. **W** und *V*) zu noch größerer Höhe. So riesig sind diese Werkstücke, so gewaltig



17. Grundriß der Burg von Tiryns.
Schliemanns Grabungen, aufgenommen von W. Dörpfeld.

stark diese Mauern, daß im Volksmund schon früh das Riesenvolk der Kyklopen als Erbauer dieser Burgen galt, und daß der Geschichtschreiber Herodot durchaus in seinem Recht ist, wenn er diese Werke mit den Pyramiden Ägyptens vergleichen mochte. Kasemattengewölbe (**B B** und **P P**), die an mehreren Stellen in diese Ringmauer eingebettet sind, dienten als Vorratskammern. Der Fahrweg (△), der über eine gemauerte Rampe zum Haupttor der Burg führte, war in der Weise angelegt, daß etwaige Angreifer ihre unbeschildete rechte Seite den Geschossen der Verteidiger darboten. Außer diesem Haupttor hatte die Burg in der Regel nur eine schmale Nebenpforte (**T**), die zum Wasserholen und zu bequemer Verbindung mit der stets vorhandenen Unterstadt, auch wohl als Ausfallpforte diente. Im Inneren der Burg lag regelmäßig ein großer Hof (**L**), in dessen Mitte sich der Altar des Zeus erhob. Von diesem Hof trat man dann in die „große Halle", das Megaron (**M**) ein, wo der Herrscher am heiligen Hausherd seine Mannen bei Spiel



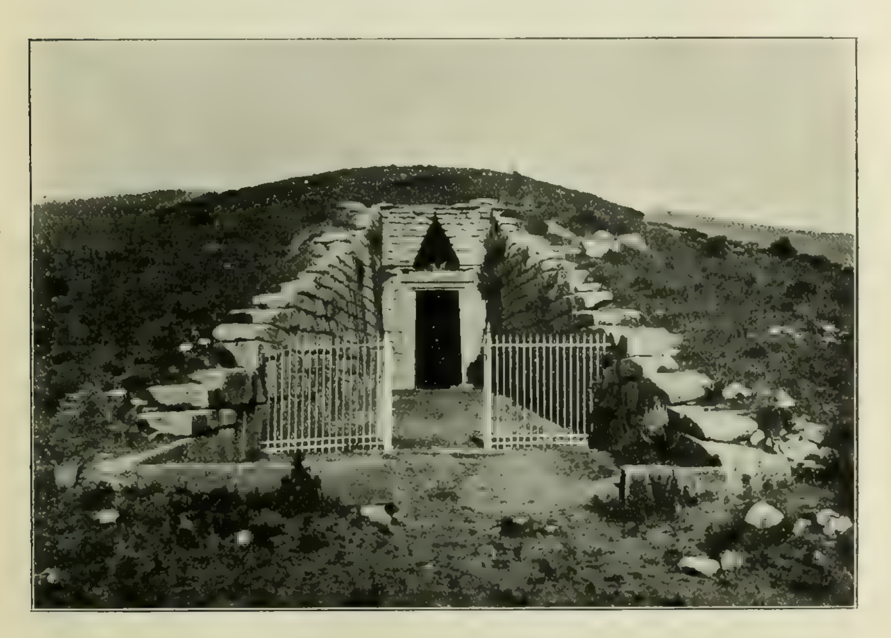
18. Das Löwentor in Mykenä.

Der Steinbalken über dem Torweg mißt 5 m in der Länge. An den Löwinnen fehlen jetzt die aus besonderen Stücken gearbeiteten Köpfe. Beachte auch, wie die Säule zwischen den Löwinnen sich von oben nach unten, statt umgekehrt, verjüngt.

und Tanz bewirtete. Das Dach der weiten Halle ruhte in Tiryns auf vier freistehenden Holzsäulen; an der einen Wand haben sich Reste einer Alabasterverkleidung erhalten, ganz ähnlich der, die uns Homer im Palaste des Phäakenkönigs Alkinoos schildert.

Unter den Nebenräumen, die um diesen Saal angeordnet sind, verdient ein Badezimmer Beachtung, dessen Fußboden aus einer einzigen großen Kalkplatte bestand. Völlig abgetrennt von diesem Bereich der Männer lag in einem anderen Teil der Burg die Behausung für die Frauen (N und O); sie wiederholte in allem wesentlichen die Einrichtung der Männerwohnung.

Großartig wie ihre Burgen legten die Herrscher der mykenischen Zeit auch ihre



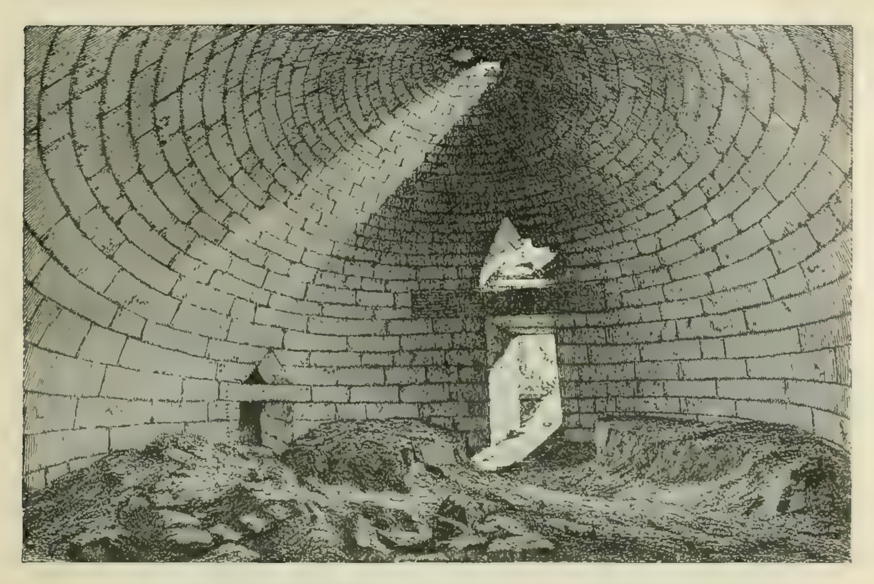
19. Eingang zu einem der Kuppelgräber in Mykenä, das sogenannte „Schatzhaus des Atreus".

Gräber an. Sie sind uns am besten in Mykenä erhalten. Durchschreitet man das dortige Burgtor, das von den zwei wappenartig um eine Säule gruppierten Löwinnen über seinem Türsturz den Namen „Löwentor" führt (Abb. 18), so steht man auf einer Terrasse, die von einer im Kreis aufgestellten Doppelreihe etwa meterhoher Steinplatten eingefriedigt ist (Abb. 20). In diesem Kreis hat Schliemann sechs senkrecht in den Felsen getriebene Schachtgräber gefunden und darin neben den Leichen einen wahrhaft königlichen Schatz von kostbarem Gerät und Schmuck aller Art. Diese reiche Mitgift, die man den hier Bestatteten mit ins Grab gegeben, sowie die ausgezeichnete Lage der ganzen Grabstätte läßt es zweifellos erscheinen, daß wir es mit den Gräbern mykenischer Herrscher zu tun haben. Über den Gräbern standen schmale Kalkplatten, sogenannte Grabstelen,



20. Die königliche Grabstätte auf der Burg von Mykenä.

mit Darstellungen von Kriegern, die auf Streitwagen einherfahren. In der Mitte des ganzen Kreises erhob sich ein Opferaltar. Hier wurden gewiß feierliche Opfer zu Ehren der Verstorbenen dargebracht.



21. Innenansicht eines Kuppelgrabes zu Mykenä.

Nicht durch kostbaren Inhalt, wohl aber durch bauliche Anlage noch weit bedeutender als diese Grabstätte auf der Burg sind die zwei sogenannten Kuppelgräber der Unterstadt. Das größere, weltberühmt unter dem Namen „Schatzhaus des Atreus", ist das besterhaltene Beispiel seiner Art auf griechischem Boden. Seine



22. Goldene Schmuckplatte, gefunden in einem der Königsgräber zu Mykenä.

Erbauung hat man sich etwa folgendermaßen zu denken: in einer Höhlung der Bergwand wurde ein Steinring gelegt, über diesen ein zweiter Steinring, doch von etwas geringerem Durchmesser und so immer weiter, bis schließlich der nach oben immer mehr sich verengende Bau durch einen Schlußstein gedeckt werden

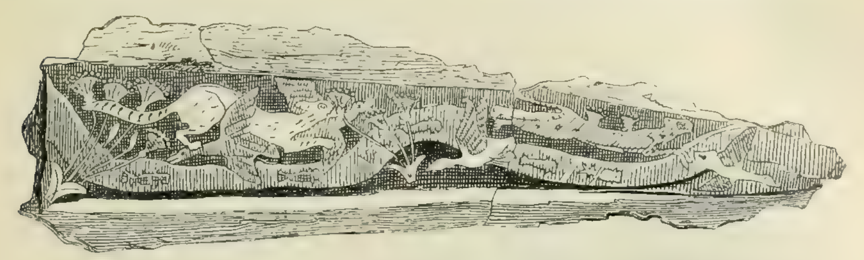
konnte. Darauf wurde ringsum von außen Erde angeschüttet, die übereinander vorragenden, konzentrischen Steinringe des Inneren aber zum Gewölbe geglättet. Man sieht auf unserer Abb. 19 das Tor zu dem Kuppelbau: der gewaltige Steinbalken, der den Türsturz bildet, ist nahezu 9 m lang und 6 m breit! Um eine Beschädigung desselben zu verhindern, ist über ihm ein Dreieck ausgespart, das einst durch eine dünne Reliefplatte geschlossen war, genau so, wie wir das am Löwentor der Burg noch heute sehen. Von der dritten Quaderschicht an aufwärts bemerkt man im Inneren des Kuppelraumes (Abb. 21) regelmäßig verteilte größere und kleinere Löcher: sie dienten zur Befestigung von Metallrosetten. Der ganze Raum erhielt dadurch ein reiches, festliches Aussehen, und bei Fackellicht konnte der Kuppelbau das Himmelsgewölbe mit seinen Sternen nachahmen. Eine kleine Tür von ähnlicher Anlage wie das Haupttor führt aus dem runden Hauptgemach in die nebenanliegende, viereckige Grabkammer. Wir werden uns zu denken haben, daß der runde Kuppelraum für die Gottesdienste und Zeremonien diente, die man zu Ehren und zum Frommen der in dem Nebenraum Bestatteten abhielt.

Außer diesem „Schatzhaus des Atreus" besitzt Mykenä selbst noch ein zweites, doch weniger großartiges Kuppelgrab. Auch die ganz ähnlichen Anlagen bei Athen und Orchomenos, in Pylos und im thessalischen Pagasä können sich ihm an Schönheit und Größe nicht vergleichen. Dies „Schatzhaus" ist in der Tat ein Werk, das von dem technischen Können jener Zeit eine sehr günstige Vorstellung erweckt. Das erstaunlichste bleibt immer die Größe der hier verwendeten Werkstücke. Um solche Riesenblöcke ohne unsere modernen Hebeinstrumente an Ort und Stelle zu bringen, bedurfte es einer ganz ungewöhnlichen Menge von Arbeitskräften. Immer wieder fühlt man sich an die Wunderbauten am Nil erinnert. Wie aber die Pyramiden nur von einem in Frondienst gehaltenen, unfreien Volke erbaut werden konnten, so setzen auch diese mykenischen Bauten ein mächtiges, despotisch herrschendes Königsgeschlecht voraus, das unumschränkt über die Arbeitszeit und -kraft seiner Untertanen verfügte.

Zu einem starken Königtum gehört auch eine stattliche Wehrkraft. So wenig Sicheres wir sonst über die staatlichen Zustände dieser Zeit wissen, soviel läßt sich doch mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die Waffen dieser mykenischen Griechen auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit standen. Die vornehmsten Krieger zogen ganz wie die Könige Assyriens oder Ägyptens auf Streitwagen in den Kampf, das Fußvolk kämpfte mit Lanze und Schwert in fest geschlossenen Reihen.

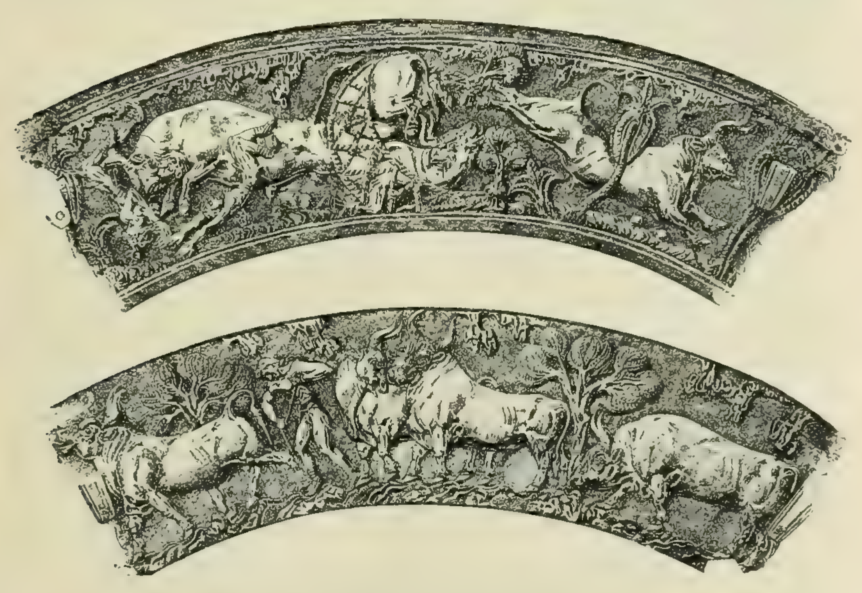
Daß in einer Zeit, die so mächtige Staatengebilde, so weit und unbedingt herrschende Dynastien entstehen sah, die Bevölkerung in Hellas auch den letzten Rest ihrer ursprünglichen Nomadennatur abgestreift und zu voller Seßhaftigkeit sich entwickelt hatte, versteht sich von selbst. Haben wir es doch schon mit richtigen Städten zu tun, wo alle Gewerbe blühten, wo Schmiede und Töpfer ihre Erzeugnisse fast schon fabrikmäßig herstellten, ja, wo nicht nur für den einheimischen Bedarf, sondern bereits für die Ausfuhr gearbeitet wurde. Am vollkommensten war, soviel wir sehen können, die kunstreiche Verarbeitung der Metalle entwickelt. Man verstand sich auf den Metallguß, auf das Ziehen von Draht, auf das Löten und Hämmern. Man stellte aus Gold, Silber und Kupfer Gefäße in allen Größen und Formen her, man preßte aus dünn gehämmertem Goldblech den reichsten

Flitterstaat, Gürtel und Stirnbänder, Arm- und Ohrringe, man überzog mit solchem Blech die mannigfaltigsten Gegenstände, die Knöpfe der Gewänder ebenso-



23. Dolchklinge mit eingelegter Arbeit, gefunden in Mykenä.
Nach Schuchhardt.

Pantherkatzen jagen Enten im Ufergebüsch eines Flusses. Deutlich erkennt man zweimal die ägyptische Papyrosstaude. Die Farben sind durch Einlagen von Silber und verschiedenfarbigem Gold hergestellt.



24. Die Goldbecher von Vaphio.

Auf dem einen Becher ist der Kampf des Menschen mit wilden Stieren, also mit ungebändigter Naturkraft, dargestellt. Der Mensch benutzt von seiner Hand künstlich hergestellte Fangnetze. Dennoch kostet der Kampf Opfer. Die Tiere stoßen mit den Hörnern, ja sie schleudern ihren Gegner in die Luft. Aber auf dem zweiten Becher ist der Sieg entschieden. Friedlich grasen die gewaltigen Tiere, der Mensch führt sie zur Arbeit in seinem Dienst. Humorvoll hat der Künstler zwei Stiere nebeneinander gestellt, die sich resigniert in ihr Schicksal zu ergeben scheinen. Das Ganze ist das älteste Denkmal, das europäische Kulturarbeit verherrlicht.

gut wie die Prunkwaffen, die man den Toten mit in die Särge gab. Runde Buckeln von der Größe eines Nagelkopfes und größer, konzentrische Kreise, die sich in mannigfacher Weise verschlingen, aufgewickelte Spiralen, die offenbar aus lang-

gezogenen Metalldrähten entstanden sind, bilden die Grundelemente in der Formensprache dieser Zeit. Dazu kommen aber in reichster Fülle und in einer zum Teil entzückend schönen Ausführung Nachbildungen von Naturgegenständen, von Blättern und Knospen, von Schmetterlingen und Tintenfischen. Das Überraschendste sind einige Dolche, auf deren Klingen durch eingelegte Arbeit wahre Wunderwerke geschaffen worden sind. Wir sehen die Helden auf der Löwenjagd, Pantherkatzen, die im Papyrusdickicht des Nil wilde Enten jagen (Abb. 23), alles in winzigen Figürchen aus verschiedenfarbigem Gold hergestellt. Homer läßt dergleichen durch den Schmiedegott Hephäst auf den Schild des Achilleus zaubern: erst Mykenä hat uns gelehrt, daß der Dichter auch in der Schilderung solcher Kostbarkeiten nicht frei erfunden, sondern an wirklich vorhandene Kunstwerke sich angelehnt hat.

Neben der Metalltechnik blühte die Töpferkunst; sowohl in den Formen der Geräte, die sie schuf, als in dem Ornament, womit sie ihre Gebilde schmückte, erscheint sie abhängig von den Leistungen der Goldschmiede und Metallbildner. Mit rotbraunem Firnis werden neben Kreisen und Spiralen, neben Blüten und Blättern auch Gänse und Wasserschnecken, Kühe und Pferde, zuletzt sogar Krieger zu Fuß und Roß auf die Vasen gemalt (Abb. 27).

Ausgrabungen, die man auf dem Burgberg Athens vorgenommen hat, führten zu der merkwürdigen Entdeckung, daß auch dort schon in mykenischer Zeit ein ausgedehnter Königspalast gestanden hat, von dem noch jetzt zwei Steinblöcke an ihrer ursprünglichen Stelle liegen. Wenige Stunden nördlich von Athen, bei Menidi, ist ein Kuppelgrab zum Vorschein gekommen, das in seiner Anlage dem „Schatzhaus des Atreus" zu Mykenä genau entspricht, wenn es auch lange nicht so sorgfältig und schön in der Ausführung ist. Das attische Land hat demnach schon im zweiten Jahrtausend eine erhebliche Rolle unter den Staaten Griechenlands gespielt. Dafür spricht auch die Tatsache, daß wir die Ortsgöttin von Athen, die Pallas Athene, später bei allen Völkern hellenischer Zunge als eine große Göttin verehrt finden. Auffallend bleibt, daß in der griechischen Heldensage, die von thessalischen, thebanischen und argivischen Helden so unendlich viel zu berichten weiß, Athen ganz zurücktritt. Spärlicher finden sich mykenische Erzeugnisse im Reich des Odysseus, auf den Inseln des Jonischen Meeres. Doch ganz fehlen sie auch hier nicht. Mykenisches hat sich auch in Pylos, eine Tagereise südlich vom Alpheios, gefunden, wo einst der greise Nestor seine Burg hatte, und wo einige sehr zerstörte Kuppelgräber noch an ihn und sein Geschlecht erinnern. Nicht weit von Sparta, in Vaphio, hat man einem Grabgewölbe zwei Goldbecher mit Darstellungen in getriebener Arbeit entnommen (Abb. 24), die zum Schönsten gehören, was die mykenische Zeit überhaupt entstehen sah.

Seinen eigentlichen Mittelpunkt besaß das vom Osten angeregte Kulturleben des zweiten Jahrtausends zweifellos in der Ebene von Argos, im Lande der Danaer, an den Ufern des Inachos. Die Herrscher, die auf Tiryns und auf Mykenä residierten, waren offenbar die mächtigsten in dieser Epoche; sie müssen ein ausgedehntes Gebiet ihr eigen genannt haben. Viel spricht dafür, daß so ziemlich der ganze Peloponnes ihrem Zepter gehorchte, und selbst nach Mittelgriechenland scheint ihr Machtbereich sich erstreckt zu haben. Ihr Reichtum an Gold und Kostbarkeiten war geradezu sprichwörtlich; ihre Hauptstadt führt bei Homer — und, wie wir sehen, mit bestem Recht — den Namen des „goldreichen Mykenä".

Sie verdankten diesen Reichtum dem regen Handel und Seeverkehr, den sie und ihre Untertanen pflegten, und der sie an den fernen Gestaden Ägyptens ebenso heimisch werden ließ wie an der Meerstraße des Hellespont. Wer möchte da bezweifeln, daß der berühmten Sage von der Heerfahrt des mykenischen Herrschers Agamemnon gegen Troja etwas Geschichtliches zugrunde liegt?

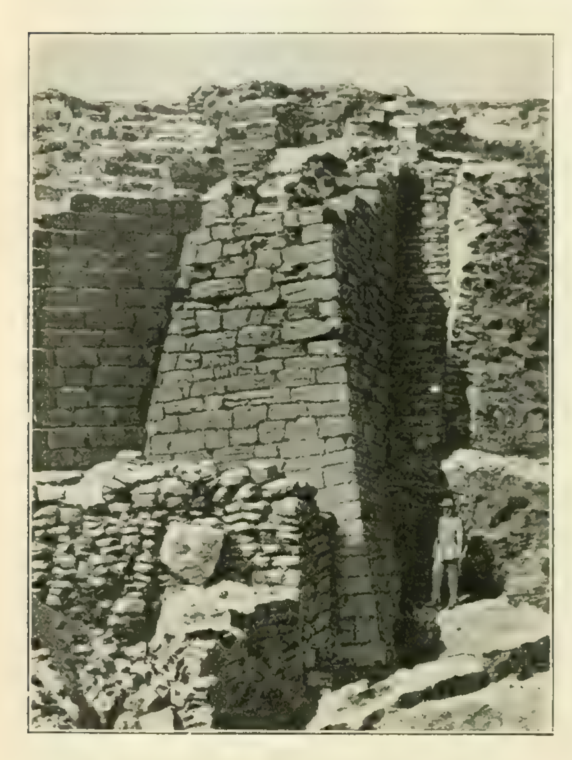
Und dies Troja selbst, gegen das die mykenischen Herrscher ihre Scharen aussandten, war natürlich auch nicht unberührt von der mykenischen Kultur geblieben. Es ist die sechste der auf dem Hügel von Hissarlik erbauten Städte, in deren Trümmern sich Tongeschirr, das nach Technik und Zeichnung genau der in Mykenä hergestellten Ware entspricht, in ansehnlichen Mengen gefunden hat. Diese sechste Stadt unterhielt also jedenfalls einen regen Verkehr mit Hauptsitzen mykenischer Kultur, die Zeit dieser Kultur ist auch ihre Zeit. Sie erinnert in manchem an die der zweiten Stadt (s. oben S. 13): über schräger Böschungsmauer erhob sich auch hier eine senkrechte Obermauer, doch war sie nicht aus Lehm, sondern in Stein ausgeführt. Überhaupt, war die zweite Stadt recht eigentlich eine Lehmburg gewesen, so muß diese sechste entschieden als Steinburg bezeichnet werden. Die Torwege waren durch Türme oder Vorwerke sorgfältig gedeckt und besaßen ein widerstandsfähiges Pflaster. Drei in den Felsen eingetiefte Brunnenschachte lieferten der Besatzung reichliches Wasser. Von einer Ringmauer der Unterstadt, die man doch annehmen sollte, konnte bisher keine Spur nachgewiesen werden. Doch ist es wahrscheinlich, daß sich in der mykenischen Zeit im Westen des Burghügels eine Unterstadt anschloß.



25. Goldblatt mit Tintenfisch-Muster.
Aus Mykenä. Nach Schuchhardt.
700 solcher Plättchen fanden sich in den verschiedenen Gräbern; man vermutet, daß sie als Flitterschmuck auf die Gewänder geklebt waren.

Hier müssen wir nun unseren Bericht über die Ausgrabungen auf dem Hügel von Hissarlik (s. S. 11 ff.) vervollständigen. Wir berichteten oben von der ersten und der zweiten Schicht. Im ganzen sind's aber neun Schichten, die wir an dieser merkwürdigen Stätte ältesten Kulturlebens unterscheiden können. Auf die zweite Stadt, aus der jener Goldschmuck stammt, den wir auf dem Bilde der Frau Schliemann sehen, folgen als dritte, vierte und fünfte Schicht unscheinbare Reste dorfartiger Ansiedelungen, die dort zwischen und über den Trümmern der zerstörten Burg entstanden. Dann aber erhebt sich in weiterem Umfang die starke Burgmauer der sechsten Schicht, die als mykenische und homerische bezeichnet werden muß. Wir sehen auf der Abb. 6 Mauern, Tore, Türme und Häuser im Grundriß und auf der Abb. 26 in der Mitte die Reste eines großen Turmes, welcher die Eingangspforte im Nordosten (s. Abb. 6) schützte. Die Treppe und das Mauerwerk rechts davon stammen von späteren Bewohnern der griechischen Zeit. Das war nun

bereits eine siebente und achte Ansiedelung, aber sie blieben ohne größere Bedeutung. Dann aber kommt die neunte Schicht, zu der (auf Abb. 26) die stolze Mauer links von dem mykenischen Turm gehört. Diese Stadt ist eine Gründung der weltbeherrschenden Römer, welche in stolzem Selbstbewußtsein berühmte Ahnen suchten und solche in den Trojanern der homerischen Dichtung fanden. „**Facile avos inveniunt, quibus favet fortuna**" sagte Hugo Grotius von Richelieu, der von Karl dem Großen abzustammen behauptete! So fest stand dieser Glaube bei den Römern, daß das erste römische Heer, das Asiens Boden betrat, die Stätte des zerstörten Troja aufsuchte, um dort den Heroen zu opfern und sich zum Kampfe in dem fremden Lande zu begeistern. Dieser Glaube schuf dann auch auf der berühmten, aber damals unscheinbaren Stätte eine prächtige Stadt mit starken Mauern und glänzenden Bauwerken. Ein stolzer Athenatempel krönte die Höhe, an den Abhang des Hügels lehnten sich mehrere Theater, eine umfangreiche Unterstadt schloß sich an, und eine große Wasserleitung, von der noch jetzt ein stattlicher Bogen vorhanden ist, versorgte die Bewohner mit gutem Quellwasser aus dem Gebirge. So hatte die Stätte des alten Troja eine Nachblüte, die durch die Homerische Dichtung und eine an sie anknüpfende Legende von dem Ursprung der Römer veranlaßt war. Wann diese römische Stadt untergegangen ist, wissen wir nicht. Sie scheint allmählich ihre Bedeutung verloren zu haben. Wenn sie nicht schon vorher verödet war, hat gewiß die türkische Invasion um 1300 ihr ein Ende gemacht. Seitdem deckte der Schutt der Jahrhunderte die Geheimnisse dieses wunderbaren Bodens.



26. Ein Stück der Burgmauer von Troja.
Der Pfeiler in der Mitte ist ein Turm der sechsten Stadt. Rechts davon sieht man eine Treppe und Mauer der achten Stadt, links eine Stadtmauer der neunten Stadt.

Nun drängt sich aber die Frage auf: Wie war es möglich, daß die zweite Schicht aufgedeckt werden konnte, bevor die sechste in die Erscheinung trat, wenn doch die späteren Ansiedler immer auf demselben Hügel über den Trümmern ihrer Vorgänger wohnten? Zwei Tatsachen bringen uns die Lösung des Rätsels.

Zunächst erweiterte sich die Burghöhe durch die Schuttmassen, welche nach den wiederholten Zerstörungen an den Abhängen herabstürzten und sich anhäuften. So kam es, daß die Burgmauer der sechsten Schicht einen bedeutend größeren Umfang hatte, als die der zweiten. Man sieht das deutlich auf dem Grundriß (Abb. 6). Der Umfang der Ringmauer der sechsten Schicht betrug etwa 540 m, während die Mauer der zweiten Schicht nur 300 m maß. Wenn man also von der Höhe des Schutthügels in die Tiefe grub, war es möglich, die Ringmauer der zweiten Schicht zu erreichen, während die der sechsten unberührt blieb. Aber man wird einwenden: Die Baulichkeiten auf der Höhe der Burg innerhalb des Mauerringes oder ihre Reste mußte man doch finden und in ihnen Gebrauchsgegenstände, zumal die Tonscherben, die ja durch ihre Beschaffenheit die Verschiedenheit der Schichten und ihr Alter bewiesen hätten, zumal die mykenischen Scherben in der sechsten Schicht. Hier bringt die zweite Tatsache die Lösung. Es sind die Römer gewesen, welche die Auffindung der sechsten Schicht zunächst gehindert haben. Denn als sie jene neunte Stadt bauten, bereiteten sie sich für den Bau des großen Athenatempels und die ihn umgebenden Anlagen mitten auf der Höhe einen weiten ebenen Raum durch eine gründliche Zerstörung gerade der Baulichkeiten ihrer vermeintlichen Ahnen! Man kann das deutlich auf der kleinen Durchschnittszeichnung neben dem Grundriß auf Abb. 6 erkennen. So kam es, daß Schliemann zwar die Ruinenstätte Trojas entdeckte, aber die homerische Burg, nach der sich schon der Knabe sehnte, nicht gesehen hat. Eine andere, viel ältere mußte ihm dafür gelten.

Fassen wir zusammen, was die Denkmäler der mykenischen Kultur uns gelehrt haben, so ist die weitgehende Übereinstimmung mit den kretischen Funden nicht zu verkennen. Dabei fehlt es aber auch nicht an augenfälligen Unterschieden. Am stärksten machen sich diese in der Bauweise geltend. Auf Kreta das offene, weiträumige Schloß, im Bereich des Mykenischen überall die starkumschanzte, in die Enge zusammengedrängte Burg. Dort zahllose, kleine Räume, um große Höfe angeordnet, hier hauptsächlich ein großer Saalbau, im Grundriß den späteren Tempeln verwandt. Dort fast nur leichtes Bauen mit Bruchsteinen von mäßiger Größe; hier vielfach Festungswerke, aus riesigen Werkstücken aufgeführt. Die Ausstattung der Bauten im einzelnen zeigt viel Übereinstimmendes. Dahin gehört vor allem die Säule in ihrer nach unten gehenden Verjüngung (Abb. 18). Dahin gehört ferner der Schmuck der Wände mit Freskogemälden, die in ihren Darstellungen, wie z. B. der von Stierkämpfen, sich zum Teil mit den kretischen decken. Das mykenische Tongeschirr zeigt neben großer Verwandtschaft mit dem kretischen doch auch erhebliche Eigenheiten. Die Formen der Gefäße sind nur zum Teil dieselben. Die bunten Farben aber, mit denen das kretische Geschirr vielfach bemalt war, ist dem mykenischen durchaus fremd. Am weitesten geht die Übereinstimmung in der Verarbeitung der Metalle. Der mykenische Goldschmuck sieht zum Teil so aus, als stammte er aus denselben Formen, aus derselben Werkstatt wie der kretische. Auch mögen kretische Werkmeister eingewandert sein und ihre Kunstfertigkeit auf das Festland übertragen haben. Doch bewahrten die dort wohnenden Griechen, die ältesten, von denen wir wissen, schon eine gewisse Selbständigkeit. In den aus Kreta überkommenen Formen entdecken wir oft griechischen Inhalt.

An den mykenischen Fürstenhöfen lauschte man den Sängern, welche die Taten der Vorfahren verherrlichten und Märchen von Wunderländern erzählten.

Hier erklangen im zweiten Jahrtausend Heldenlieder, deren Weiterentwicklung später zu der Gestaltung der großen, homerischen Epen führte. Ist doch der Heer-



27. Kriegervase aus Mykenä.

Die Krieger besitzen alle einen spitzen Vollbart, doch rasierte Oberlippe. Sie tragen einen Lederhelm mit Busch und zwei hornartigen Vorsprüngen; ferner einen Panzer, unter dem der Leibrock mit Fransen zum Vorschein kommt. Die Beine stecken in Gamaschen; die Füße scheinen mit von Riemen umwickeltem Zeug bekleidet. Der lederfarbene Rundschild zeigt nach unten einen merkwürdigen Ausschnitt. An der Lanze fällt ein beutelartiges Anhängsel (Brotsack oder Fahne) auf. An der Handwurzel und um das Knie scheinen die Krieger Spangen zu tragen.



28. Vase geometrischen Stils, sog. Dipylon-Vase,
benannt nach der athenischen Fundstätte dieser altertümlichen Tongefäße.

führer vor Troja der Herrscher von Mykenä, und auch in Pylos, der Stadt des Nestor, haben sich ja mykenische Reste gefunden. Aber die Kulturzustände, welche die Voraussetzung der Dichtungen bilden, stammen doch vorwiegend aus späteren Zeiten, wenn auch manche Einzelheiten aus der Zeit der Vorfahren bewahrt blieben.

II. Die griechische Sagenwelt.

Bei jedem Volk geht der geschichtlichen Überlieferung eine Zeit voraus, die wir nur dämmerhaft aus Sagen kennen. Historische Tatsachen lassen sich aus dem, was so von Geschlecht zu Geschlecht in immer neuer Einkleidung weitererzählt wird, nur selten entnehmen. Aber die Sinnesart und Geistesrichtung eines Volkes spiegelt sich oft wunderbar klar in seinen Sagen wider. Das gilt auch von den Hellenen. Sie besaßen einen ganz besonders starken Hang zum Fabulieren; ihre Einbildungskraft war überaus erfinderisch und doch zugleich frei von Übertreibungen. Ihre Phantasiegestalten sind innerlich wahr, voll sicheren Lebens; sie treten uns leibhaftig in scharfen Umrissen vor die Augen; sie haben etwas Plastisches, und keines anderen Volkes Mythologie hat der bildenden Kunst so viel dankbaren Stoff geliefert wie die der Griechen.

Die Anfänge ihres geschichtlichen Lebens lagen für die Hellenen im Dunkeln. Es mußte sie danach verlangen, diese rätselhafte Vergangenheit sich ergänzend auszumalen. Voller Wunder dachte man sich die ferne Vorzeit. Die Taten der Helden oder „Heroen", wie die Griechen sie nannten, wurden im Liede gefeiert. Man leitete ihre Herkunft von den Göttern ab.

Die Heroensagen haben sich da am frühesten und am glücklichsten ausgebildet, wo das Kulturleben am frühesten eine gewisse Höhe erreichte. Sie sind oft in hohem Grade bezeichnend für die Landschaften, in denen sie entstanden. Aber nicht alle Sagen haben diese landschaftlichen Merkmale ihres Ursprungs bewahrt; wir werden auch Sagen begegnen, wie denen von Herakles, wo im Volksbewußtsein ein und derselbe Held der Träger sehr verschiedener, aus verschiedenen Landschaften stammender Überlieferungen geworden ist. Endlich haben die Dichter sich der Volkssage bemächtigt und, indem sie alle Schranken des Landschaftlichen überwanden, mit dichterischer Gestaltungskraft große Sagenkreise zusammengestellt, wie dies in unvergleichlich schöner Weise in der Heldendichtung vom Trojanischen Krieg gelungen ist.

Thessalien scheint schon in sehr früher Zeit an kühnen, urwüchsigen Sagen außergewöhnlich reich gewesen zu sein. Die Fruchtbarkeit der Landschaft brachte es mit sich, daß viel und heftig um sie gestritten wurde, und dementsprechend atmen die thessalischen Sagen ungestüme Kampflust. Besonders viel Abenteuerliches erzählte man sich von den wilden Völkern der Lapithen und Kentauren. Die Lapithen dachte man sich als ein Volk von Riesen, das auf Felsen des Gebirges hauste, als Leute von sprichwörtlicher Trotzigkeit. Ihr bekanntester Vertreter, der König Ixion, wurde nach schlimmer Tat von Zeus entsühnt und gastlich im Olymp aufgenommen. Da streckte der Unmensch seine begehrlichen Hände nach Hera aus. Nun wurde er in der Unterwelt auf ein feuriges Rad geflochten und büßte schwer für seine Frevel.

Spätere Dichter haben die Lapithen zu Trägern einer höheren Kultur gestempelt; in ihrer Person ließen sie die Bildung über das Barbarentum der Kentauren siegen. Diese Kentauren, halb Mensch, halb Pferd (Abb. 29), sind



29. Kentaur und Lapithe.
Metope vom Parthenon in Athen.

Dämonen des Gebirges und Bergwaldes, wild wie der Pelion, wenn Gewitter seine Forste durchwühlen und angeschwollene Gießbäche die Fruchtgefilde an seinem Fuß vernichten. Sie sind ungeschlacht und tierisch, stets lüstern und trunksüchtig. Zur Hochzeit des Lapithen Peirithoos geladen, vergreifen sie sich im Rausche an den Frauen, und das gibt das Zeichen zu einem gewaltigen Raufen, das schließlich durch Theseus und Peirithoos zugunsten der Lapithen entschieden wird. In ihrer vielgelenkigen Mischgestalt, ausgestattet mit allen Zügen des Übermenschen, sind diese Kentauren, diese „blonden Bestien", die Lieblinge der Künstler geworden. Im Giebelfeld des Zeustempels in Olympia z. B. war der Kampf zwischen Kentauren und Lapithen dargestellt. Ein eigenartiger Zug in der griechischen Sage ist es, daß unter den Kentauren trotz ihrer halbtierischen Gestalt und ihrer sonstigen Wildheit ein einzelner als eine edle Persönlichkeit erscheint. Das ist der Kentaur Chiron, der weise und gerecht, wohlwollend und hilfreich, bei Göttern und Menschen beliebt war. In seiner Höhle am Pelion erhielten viele Helden, u. a. Achilleus, ihre Erziehung, und wie als Lehrer, so war er auch als Arzt berühmt. Die Sage deutet also an, daß es möglich ist, durch innere Vorzüge zu überwinden, was in der äußeren Erscheinung abstoßend wirkt. Daß die Griechen trotz ihres Schönheitskultus eine solche Persönlichkeit in ihrer Sagenwelt hatten, ist bemerkenswert, und was hier in der Sage vorgebildet war, wurde in Sokrates Wirklichkeit, in dessen unscheinbarem Körper eine große Seele wohnte.

Der großen Bedeutung, die Theben unter den hellenischen Städten schon im frühsten Altertum besaß, entspricht der reich entwickelte thebanische Sagenkreis. Kadmos gilt als Gründer der thebanischen Burg und als Stammvater des thebanischen Königshauses. Sein Vater war nach dieser Sage König von Tyros. Zeus, in einen Stier verwandelt, raubte dessen Tochter Europa. Kadmos wird ausgesandt, sie zu suchen. Er wendet sich an das delphische Orakel, das ihm befiehlt, einer Kuh zu folgen, die vor dem Tempel ihm begegnen werde, und da, wo diese sich niederlasse, eine Stadt zu gründen. Die Kuh aber weist dem Kadmos den Weg nach Theben. Er schickt seine Gefährten zur nahen Quelle, wo ein Drache sie alle tötet. Kadmos bezwingt das Ungeheuer, sät auf Athenas Geheiß die Drachenzähne und sieht alsbald gewappnete Männer aus dem Boden steigen; sie schlagen so grimmig aufeinander los, daß schließlich nur fünf von ihnen am Leben bleiben. Mit diesen baut dann Kadmos die Burg von Theben.

Nach Theben gehört auch das Heldenpaar Amphion und Zethos, die Söhne des Zeus und der Antiope. Sie wachsen unerkannt bei Hirten des

Gebirges auf, der eine ein Freund der Musik, der andere ausschließlich Krieger, doch beide in innigster Liebe verbunden. Antiope gerät in die Gewalt der bösen Dirke; sie entläuft ihr, wird aber eingefangen und soll eben auf Dirkes Befehl von ihren eigenen Söhnen an einen Stier gebunden werden — da verrät ihnen



30. Der farnesische Stier.

Die Gruppe wurde bei den durch Papst Paul III aus dem Hause Farnese vorgenommenen Ausgrabungen in den Thermen des Kaisers Caracalla zu Rom aufgefunden und später nach Neapel geschafft, wo sie jetzt im Museo Nazionale aufgestellt ist.

ein alter Hirte das Geheimnis ihrer Geburt, und statt der Mutter wird nun die boshafte Dirke von dem Stier zu Tode geschleift (vgl. Abb. 30). Amphion und Zethos werden nun Könige in Theben und umgeben die Stadt mit einer Mauer von berühmter Stärke. Zethos schleppt gewaltige Felsen herbei, Amphion aber bewegt durch das Spiel seiner siebensaitigen Leier das Gestein, daß es sich von selbst zur siebentorigen Mauer zusammenschichtet. Amphions Gemahlin war die

stolze, kinderreiche Niobe, sie stammte aus Lydien, wo ihr Vater Tantalos auf dem Berge Sipylos eine glänzende Herrschaft besaß. Sie schenkte ihrem Gemahl sieben stattliche Söhne und ebensoviele liebliche Töchter. Aber sie überhob sich dieses Segens und rühmte sich, glücklicher zu sein als Leto, die göttliche Mutter des Apollon und der Artemis. Da klagte die Göttin ihren Kindern die erlittene Kränkung, und diese rafften an einem Tage Niobes zahlreiche Nachkommenschaft dahin, so daß sie trostlos durch die Länder irrte, bis sie auf den Trümmern des väterlichen Palastes am Berge Sipylos in Stein verwandelt wurde. Noch jetzt zeigt man bei Magnesia am Sipylos an einer Felswand ein großes Reliefbild der phrygischen Göttin Kybele; in der Augengegend ziehen Spalten durch das Gestein, aus ihnen tropft bei Regenwetter Wasser nieder. Ein ähnliches Gebilde in diesem wilden Kalksteingebirge galt im Altertum für die in Stein verwandelte Niobe.

Besonders reich hat sich die Sage in der Argolis entfaltet. Als der älteste König und Begründer der Stadt Argos wird Inachos, der Gott des argivischen Hauptflusses, genannt, ein Sohn des Okeanos. Von seiner Tochter Jo, deren abenteuerliche Schicksale ein Lieblingsthema der alten Dichter waren, erzählte man sich viel Wunderbares. Sie war Priesterin der Hera in deren berühmtem Tempel zwischen Mykenä und Argos. Daselbst trat Zeus mit ihr in Verbindung. Als dies Verhältnis von Hera entdeckt wurde, verwandelte Zeus, um den lästigen Vorwürfen seiner Gemahlin zu entgehen, die Priesterin in eine weißschimmernde Kuh. Zum Hüter derselben bestellte Hera den Argus, dessen ganzer Körper mit Tausenden von Augen besetzt war, und der die arme Kuh nun mit „Argusaugen" bewachte. Aber Hermes schläferte ihn ein und befreite die Gefangene. Doch Hera war unerbittlich; sie sandte alsbald eine giftige Bremse, vor der die geängstigte Jo nach Thrakien und von hier über das Meer nach Kleinasien floh. Der Bosporus bei Konstantinopel sollte eben davon, daß Jo hier nach Asien hinüberschwamm, seinen Namen haben. Das Wort bedeutet nämlich „Kuhfurt". Endlich nach vielen Irrfahrten kam die Verfolgte nach Ägypten, wo ihr Zeus Ruhe vergönnte und ihr die natürliche, schöne Menschengestalt wiedergab.

Nachkommen der Jo sollen Ägyptus und Danaos gewesen sein. Jener hatte fünfzig Söhne, dieser ebenso viele Töchter, welche von den ersteren zur Ehe begehrt wurden. Danaos verabscheute diese Verbindung, befrachtete ein Schiff mit seinem Reichtum an Mädchen und Habe und entrann über das Meer nach Argos. Indessen folgte ihm auch dahin der beharrliche Ägyptos mit allen seinen Söhnen und setzte, unterstützt durch die stattlichen Jünglinge und ihre Waffen, die Bewerbung mit solchem Erfolge fort, daß er endlich seinen Zweck erreichte. Am Abend des Hochzeitstages aber berief Danaos seine Töchter noch einmal zu sich und erfüllte ihre Herzen mit demselben Zorn gegen die erzwungene Verbindung, den er selbst empfand. Er ließ sich zugleich geloben, daß eine jede von ihnen in der Nacht den aufgedrungenen Gatten ermorden wolle. Die blutige Tat ward von neunundvierzig der Neuvermählten vollbracht. Nur die liebreiche Hypermnestra verschonte Lynkeus, ihren Gatten, und verschaffte ihm Mittel zur Flucht. Sie wurde die Stammutter der argivischen Könige, ihre mörderischen Schwestern aber starben früh und büßten in der Unterwelt für ihren Frevel. Ohne Rast und Ruhe mußten sie Wasser in ein durchlöchertes Faß — das Danaïdenfaß — tragen und also die ewige Pein vergeblicher, mühevoller Arbeit erdulden.

Ein Nachkomme jenes Lynkeus war der König Akrisios. Ihm war der Orakelspruch geworden, daß er durch die Hand seines Enkels sterben werde. Er verstieß daher seine einzige Tochter Danaë in ein unterirdisches Gemach, das er künstlich von Erz hatte erbauen lassen, und wähnte so vor aller Nachkommenschaft sicher zu sein. Aber der allmächtige Zeus drang in Gestalt eines Goldkörnerregens durch die Ritzen des Daches zu der einsamen Königstochter, und aus dieser Verbindung des unsterblichen Gottes mit der Sterblichen erblühte das liebliche Kind Perseus. Die Geburt des Enkels konnte dem Großvater nicht verborgen bleiben. Voll Sorge um sein eigenes Leben beschloß er, die Tochter samt ihrem Knaben zu verderben. Er sperrte sie beide in eine Lade und übergab sie dem stürmischen



31. Danaë mit Perseus in der Lade.
Nach einem Vasengemälde des 5. Jahrhunderts.
Danaë steht in der Lade; sie hält in der linken den kleinen Perseus, der ohne Ahnung der ihm drohenden Gefahr mit einem Balle spielt, während Danaë die Rechte emporstreckt, das Gesicht vorwurfsvoll gegen den Vater gewandt, der mit ausgestrecktem Arm ihr nochmals das Urteil verkündet. Links der Zimmermann, der den Kasten gemacht hat und nun den Deckel schließen soll.

Meere in der Voraussicht, daß sie nun umkommen würden. Aber die Wellen waren barmherziger als der Vater und trugen die Lade hinüber nach einer Insel, wo Mutter und Kind freundliche Aufnahme fanden. Perseus wuchs dort zu einem starken, mutigen Jüngling heran, der unter den jungen Leuten, die den König des Eilands umgaben, sich rühmlich auszeichnete. Einst wurde ihm von dem König befohlen, das Haupt der Gorgo Medusa zu holen. Damit begann seine Heldenlaufbahn. Schon den Weg zu finden zu dem Ungeheuer, dessen Anblick in Stein verwandelte, war schwer. Da half ihm auf seine Bitte der Götterbote Hermes. Er zeigte ihm den Weg zu den unliebenswürdigen Graien. Das waren eisgraue Mütterchen, sie hatten zusammen nur ein Auge und einen Zahn, deren sie sich abwechselnd bedienten. Perseus zwang diese weisen Frauen, ihm Rat zu



32. Perseus tötet die Medusa.
Altertümliches Relief vom Tempel in Selinus (Sizilien). Links Pallas Athene. In der Mitte Perseus mit den Flügelschuhen, rechts die kniende Medusa, mit dem Pegasos im Arme. Beachte die krampfhafte Profilstellung der Füße, besonders bei Athene. Die Göttin steht dem Helden zur Seite, ohne von ihm bemerkt zu werden.

erteilen. Dadurch gewann er einen unsichtbar machenden Helm und Flügelsandalen, die ihn ans Ende der Welt zum Wohnort der Gorgonen brachten. Als er an die schauerliche, von ewiger Nacht umlagerte Grotte kam, in welcher die drei Gorgonen gerade ihre Mittagsruhe hielten, näherte er sich rückwärts, indem er in seinen blanken Schild, den ihm Athena geschenkt, wie in einen Spiegel blickte. So sah er die entsetzlichen Schläferinnen, von Schlangen umgürtet, von Schlangenhaaren umwallt, und erkannte Medusa unter ihnen. Mit einem rückwärts geführten Schwertstreich, zu dem er sich vorher sorgfältig eingeübt hatte, trennte er ihr Haupt vom Rumpfe und ließ es in den Beutel gleiten. Die anderen Schwestern erwachten zwar alsbald, aber durch seinen Helm, der ihn ihren Augen entzog, entging er ihrer tödlichen Umarmung. Aus dem Rumpfe der enthaupteten Gorgo erwuchs auf der Stelle das Flügelpferd Pegasos. Das stattliche Tier breitete sogleich seine Schwingen aus, um in die blauen Lüfte zu entweichen; aber Perseus schwang sich schnell auf seinen Rücken und lenkte es nach Willkür. Auf der Heimfahrt rettete er Andromeda aus der Gewalt eines Ungeheuers und erhielt sie zur Gemahlin. Das erbeutete Haupt der Medusa übergab er seiner Beschützerin Pallas Athene. Zu ihrem Schilde oder auf ihrem Harnisch prangte es hinfort und verbreitete starres Entsetzen, wenn sie es in männermordender Feldschlacht enthüllte.

Noch mußte der Orakelspruch in Erfüllung gehen, den einst Akrisios vor der Geburt seines Enkels empfangen hatte. Perseus war endlich wieder nach Argos zurückgekehrt und versöhnte sich mit seinem Großvater. Aber bei der Feier festlicher Spiele schwang Perseus eine Wurfscheibe und traf seinen in weiter Ferne zuschauenden Großvater so unglücklich, daß dieser tödlich verwundet zu Boden sank. Trauernd über den unabsichtlichen Mord blieb der Held nicht in Argos. Er übernahm die Herrschaft über Tiryns und gründete im Gebirge das später so gefeierte Mykenä.

Nach Korinth gehört die Sage von Sisyphos, jenem Erzschelm, dem

an List und Verschlagenheit weder Götter noch Menschen gleich kamen. Er war als Heros einer Kaufmannsstadt ein Hauptrechenmeister und Erfinder von allerhand Ränken und Kniffen. Von seiner Freude an Hinterlist, Lug und Trug hatte selbst Zeus zu leiden. Und als dieser im Zorn den Tod zu ihm schickte, fesselte Sisyphos ihn, so daß lange Zeit niemand sterben konnte. Ja, er brachte es sogar zuwege, daß man ihn, als er gestorben war, nochmals nach der Oberwelt emporsteigen ließ. Schließlich aber büßte er im Hades ausgiebig für alle seine Frevel: denn unaufhörlich mußte er dort einen schweren Felsblock auf einen Berg wälzen, und war er dem Gipfel nahe, so entrollte ihm regelmäßig der tückische Stein, und die Mühsal begann von neuem.



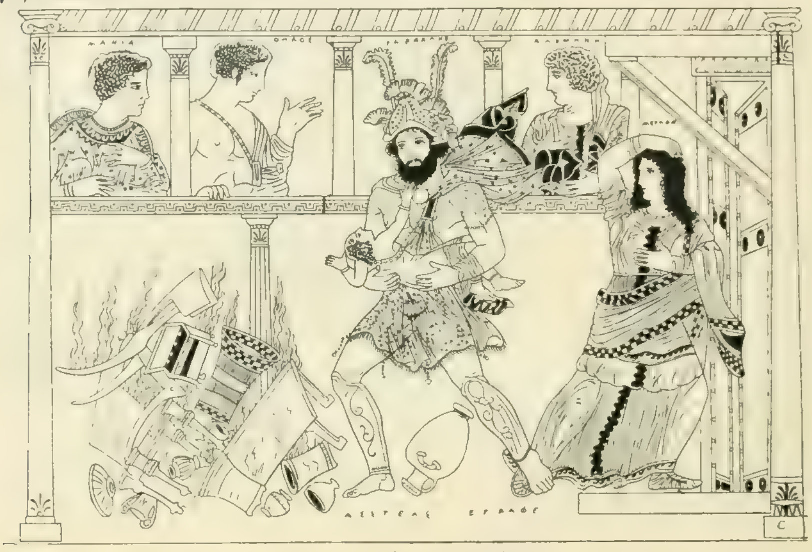
33. Medusa Rondanini.

In der Glyptothek zu München.

Das Bild der Medusa ward in ältester Zeit als eine Schreckgestalt in grellster Form abgebildet (vgl. Abb. 32). Mit dem Fortschreiten der Kunst aber wurde diese absichtliche Häßlichkeit immer mehr gemildert, und schließlich trat an Stelle der verzerrten Fratze ein wirkliches Menschenantlitz, dessen tadellose Züge nur den Ausdruck der Erstarrung zeigen. Der Mund ist halb geöffnet zu den Atemzügen. In den Haaren ringeln sich Schlangen. Ein Schlangenknoten unter dem Kinn ersetzt den fehlenden Hals. Seitwärts an der Stirn sind kleine Flügel befestigt.

Ein Enkel des Sisyphos war Bellerophon. Er mußte wegen eines unabsichtlichen Mordes von Korinth entweichen und fand gastliche Aufnahme zu Tiryns bei dem ihm befreundeten König Prötos. Der junge, blühende Held zeichnete sich hier in ernsten Kämpfen und bei den kriegerischen Spielen durch Kraft und Mut vor allen aus, aber sein edelster Schmuck war ein keuscher, tugendhafter Sinn. Als die Königin Anteia in Leidenschaft für ihn entbrannte und ihm dies zu erkennen gab, wies er sie entrüstet zurück. Die Liebe der Königin verwandelte sich jetzt in Haß, und sie beschloß, ihn zu verderben. Auf ihre Verleumdungen hin schickte Prötos den Jüngling zu dem Könige von Lykien in Kleinasien. Er gab ihm eine zusammengefaltete Tafel mit, welche in geheimen Zeichen den Auftrag enthielt, den Überbringer zu ermorden. Arglos langte der junge Held im lykischen Königshause an, wurde gastlich aufgenommen und der Sitte gemäß neun Tage lang königlich bewirtet, ehe man ihn nach Herkunft und Zweck seiner Reise fragte. Als er endlich die Schrifttafel abgab, mochte der König das heilige Gastrecht nicht durch Mord verletzen. Vielmehr trug er dem Helden verderbliche Unternehmungen auf, die seinen Untergang herbeiführen sollten. Zunächst wurde er in den Kampf gegen die fürchterliche Chimära ausgesandt, ein feuerschnaubendes Ungetüm, das vorn ein Löwe, in der Mitte eine wilde

Bergziege und hinten eine Schlange war. Er machte sich auf den Weg, einen Weg des Todes, wenn nicht göttliche Hilfe ihn rettete. Da nahte ihm Pallas Athene, die Beschützerin mutiger Helden, und gab ihm das Flügelroß Pegasos (s. oben S. 40). Dieses trug ihn im Fluge an den Ort, wo das Ungeheuer auf Beute lauerte. Vergebens spie es Feuerströme gegen ihn aus, vergebens suchte es ihn mit seinen Zähnen und Krallen zu zerfleischen; es erlag den Angriffen des Jünglings, dessen Ruhm jetzt durch ganz Lykien erscholl. Mit gleichem Glück bestand er die andern Proben, bis ihn endlich der König zu seinem Schwiegersohn machte.



34. Der rasende Herakles.

Vasenbild des Malers Assteas, gefunden in Pästum.

Herakles, gestörten Blicks in die Ferne stierend, trägt sein Kind zu einem flammenden Scheiterhaufen von allerlei Hausgerät. Vergebens streckt das Kind die Hand zum Vater empor. Rechts eilt Megara mit der Gebärde des höchsten Schreckens davon. Aus Fensteröffnungen beobachten den schrecklichen Vorgang Mania, die Göttin des Wahnsinns, Jolaos und Alkmene.

Herakles, ein Sohn des Amphitryon, nach andern ein Sohn des Zeus, wurde von Hera verfolgt und mußte im Dienste seines Vetters Eurystheus die schwersten Aufgaben übernehmen. Aber in Taten und Leiden bewährt, wurde er ein Wohltäter der Menschheit und schließlich nach seiner irdischen Laufbahn mit Hera versöhnt und in den Götterhimmel aufgenommen, wo ihm Hebe, die Göttin der Jugend, zur Gemahlin gegeben wurde.

Schon als Kind litt Herakles unter dem Zorn der Hera. Sie sandte, um das verhaßte Kind zu verderben, zwei Schlangen aus; aber der Knabe richtete sich in der Wiege auf, faßte die Tiere wie Spielzeug um die Hälse und erwürgte sie, ungeachtet ihres Sträubens und Zischens.

Frühzeitig entwickelte sich des Helden gewaltige Kraft, aber auch seine unbändige Natur, die, wie bei anderen sterblichen Menschen, erst durch die rauhe

Hand des Schicksals gezügelt werden mußte. Als der Sänger Linos, der ihm im Saitenspiel Unterricht gab, eines Tages ihn strafte, weil seine Finger zu starr waren, um die Harmonie der Töne zu finden, erschlug er mit der Laute seinen Lehrer. Er mußte deshalb die Stadt verlassen und die Herden weiden. Aber die Tätigkeit eines Hirten genügte ihm nicht: er legte Sümpfe trocken, verfolgte und tötete Räuber und Raubtiere und schirmte überall den Ackerbauer, der unter seinem Schutz ungestört Saaten streuen und die Ernte einbringen konnte.

Zum Lohn für seine tapferen Taten gab ihm der König Kreon von Theben seine Tochter Megara zur Ehe. Aber Hera, seine unversöhnliche Feindin, sah mit Neid auf sein blühendes Glück. Sie verwirrte seinen Sinn, und in einem Wutanfall ermordete er sein Weib und seine Kinder (Abb. 34). Wieder zu sich selbst gekommen, wandte er sich zur Sühne dieser Freveltat an das Orakel zu Delphi. Die dortige Priesterin, Pythia genannt, erteilte ihm die Weisung, zwölf Jahre lang in den Dienst seines Vetters Eurystheus zu treten. Sie soll den Helden bei dieser Gelegenheit zum erstenmal mit dem Namen „Herakles" (d. i. der durch Hera Berühmte) begrüßt haben: denn auch diese harte, von Hera über ihn verhängte Schmach sollte ihm zu unsterblichem Ruhme gereichen.

Auf Eurystheus' Geheiß vollbrachte er nun zwölf gewaltige Arbeiten. Zuerst erwürgte er in den Wildnissen bei der argivischen Stadt Nemea einen unverwundbaren Löwen mit den Händen und hing das Fell um seine gewaltigen Schultern. Darauf hieb er in den Sümpfen von Lerna bei Argos einer ungeheuren Schlange ihre neun Köpfe ab und ließ von seinem treuen Waffengefährten Jolaos ihre Wunden ausbrennen; denn nur so war zu verhüten, daß aus jedem abgeschlagenen Nacken zwei neue Köpfe hervorschossen. In das Gift des Ungeheuers tauchte er zuletzt seine Pfeile, die seitdem todbringend wurden. Ferner fing er im arkadischen Gebirge eine Hindin der Artemis, deren Stirn mit goldenem Geweih gekrönt war (Abb. 35), und später in den fast unzugänglichen Schluchten des Erymanthus einen Eber, dessen Anblick so schrecklich war, daß Eurystheus davor in ein tönernes Faß kroch (Abb. 36). Herakles aber richtete eine Mahlzeit an und verzehrte mit seinen Gefährten den ungeheuren Wildbraten bis auf die Knochen. Eine weitere Aufgabe war die, dem reichen Augias, König von Elis, der 3000 Rinder in nie gemisteter Stallung stehen hatte, diesen Behälter zu reinigen. Herakles machte zur Bedingung, daß ihm nach vollbrachter Arbeit ein Teil der Herde zum Lohne gegeben werde. Als dies bewilligt war, schleppte er den Dung nicht auf seinen Schultern fort, sondern leitete den Fluß Alpheios durch den Stall, der bald reine Arbeit machte. Der reiche Herr meinte aber, diese Art Stallreinigung bringe mehr Schaden als Nutzen, und er gebe dafür nicht eine Klaue. Doch damit ließ sich Herakles nicht abspeisen; er unternahm einen Kriegszug gegen Elis, eroberte das Land und erschlug den Augias.

Einen unbändigen Stier fing er auf der Insel Kreta und brachte ihn seinem Dienstherrn, der ihn zum Schrecken der Einwohner von Attika in der Ebene von Marathon wieder frei ließ. Mit vielen Helden bekämpfte er in Thrakien glücklich den König Diomedes und entführte seine menschenfressenden Rosse, nachdem er ihnen den Diomedes selbst zum Fraße vorgeworfen hatte. Ebenso siegreich raubte er der Hippolyte, die als Königin des kriegerischen Weibervolkes der Amazonen in Asien herrschte, ihren Gürtel, den sie von Ares zum Geschenk erhalten hatte.

Fast noch gefährlicher war sein Zug gegen den Riesen Geryones, der auf einer Insel im fernen Spanien eine große Rinderherde weidete. Der Riese war dreileibig und hatte sechs Arme und Beine, dazu gewaltige Flügel. Wenn er ging, drehte er sich zugleich um sich selbst wie ein Kreisel. Herakles erreichte die



35. Herakles' Kampf mit der Hirschkuh.
Bronzestatue im Museum zu Palermo.
Diese 80 cm hohe, in Pompeji gefundene Bronze diente als Brunnenverzierung und ließ das Wasser aus dem Maule des Hirsches strömen. Das Vorbild dieser pompejanischen Bronze, von einem Schüler Lysipps (s. u.) geschaffen, erfreute sich schon im Altertum eines hohen Rufes.

Insel des Geryones in dem Becher, den der Sonnengott allabendlich zu benutzen pflegt, um von Westen über den Okeanos wieder zum Osten zu gelangen (Abb. 37): Mit seinen nie versagenden Pfeilen traf Herakles den Riesen an der Stelle, wo seine drei Leiber zusammengewachsen waren, und trieb dann seine herrenlose Herde unter mancherlei Abenteuern nach Mykenä.

Die vorletzte Aufgabe bestand darin, die goldenen Äpfel aus den ewig blühenden Gärten der Hesperiden zu holen. Herakles wußte den Ort nicht, wo er sie finden sollte. Bei seinem rastlosen Umherstreifen traf er am Kaukasus den Titanen Prometheus. Zeus hatte ihn dort angeschmiedet, weil er gegen seinen Willen dem Menschengeschlecht das Feuer gebracht hatte. Den Adler, der alltäglich des Titanen Brust zerfleischte, erschoß Herakles und sprengte dann mit seiner Heldenkraft die ehernen Bande, welche den Unglücklichen an die Felsen ketteten. Von dem befreiten Titanen erfuhr Herakles, daß gegen Abend, dort wo das Himmelsgewölbe auf den Schultern des Atlas ruhe, das schöne Land der Hesperiden zu finden sei. Er folgte der Weisung und gelangte an der libyschen



36. Herakles bringt den erymanthischen Eber zu Eurystheus.
Attisches, schwarzfiguriges Vasenbild des 6. Jahrh.
Herakles stülpt den Eber in das Faß, aus dem Eurystheus erschreckt herausblickt; rechts von Herakles steht Athene mit Hermes, links Jolaos mit der Ortsnymphe.

Küste zu dem riesigen Atlas, der gern bereit war, ihm selbst einige der wunderbaren Früchte zu holen, wenn er ihm dafür seine Last einige Zeit abnehmen wolle. Herakles willigte ein, lud die Himmelskugel auf den starken Nacken, und jener holte die Äpfel. Zurückgekehrt, meinte er, Herakles möge sein Stellvertreter bleiben, er wolle dafür zu Eurystheus wandern. Herakles schien damit zufrieden und bat ihn, nur für einige Augenblicke die Last nochmals zu übernehmen, da er sich erst ein Polster für den Rücken machen müsse. Kaum jedoch hatte Atlas das Himmelsgewölbe ihm wieder abgenommen, so raffte der Held Äpfel und Waffen vom Boden auf und eilte spottend von dannen. Beladen mit der hesperischen Goldfrucht kam er in jene Gegend, wo jetzt das Mittelländische Meer mit dem Atlantischen zusammenhängt, eine Verbindung, die damals noch nicht bestand. Mit seiner

Götterkraft öffnete er die Straße von Gibraltar, indem er zwei Felsen herausriß, von denen er einen in Europa, den anderen in Afrika als Wahrzeichen seiner Anwesenheit aufrichtete. Die „Säulen des Herakles" nannte das Altertum diese Felsmassen.

Die zwölfte Arbeit endlich bestand darin, daß Herakles den Höllenhund **Kerberos**, der die Pforten der Unterwelt bewacht, zur Oberwelt holen sollte. Der unerschrockene Heros drang durch alle Schrecknisse des Schattenreichs, bezwang den Höllenhund, schleppte ihn an das Tageslicht und warf ihn dem entsetzten Eurystheus vor die Füße. Das Untier aber versank, als es den Boden berührte, mit dumpfem Murren in die Tiefe.



37. Herakles im Sonnenbecher.
Attisches Vasenbild.
Polypen und Fische bevölkern die Meereswellen, auf denen der Becher schwimmt.

Die Knechtschaft des Helden war nun zu Ende, aber nicht sein Bedürfnis nach Abenteuern. Auf seinen Streifzügen kam er auch nach Libyen, wo der erdgeborene Riese **Antäos** hauste, der keinen Fremdling unangetastet ließ. Derselbe griff ihn sogleich mit Faustschlägen an. Aber Herakles, wohlerfahren im Ringkampf, warf ihn so kräftig zu Boden, daß er meinte, der Unhold werde sich nicht wieder aufrichten. Zu seinem Erstaunen erhob sich aber der Riese unverletzt und erneuerte mit frischer Kraft die fürchterliche Umarmung. Dreimal warf Herakles den Räuber nieder, doch immer war der Erfolg derselbe. Da erkannte er, daß der Unhold, so oft er seine Mutter Erde berührte, neue Kraft bekam. So hob er ihn endlich in die Höhe und erdrückte ihn zwischen Himmel und Erde mit seinen nervigen Armen. Nun streckte er sich müde auf den Rasen und schlief ein. In der Nähe aber wohnten

die winzigen Pygmäen, die dem Antäos dienstbar waren und von ihm gegen ihre Feinde, die Kraniche, geschützt wurden. Diese Zwerge kamen in Scharen herbei, klagten um ihren Schirmherrn und wollten den schlafenden Mörder bestrafen. Einer ihrer tapfersten Helden meinte, er habe mit seinem Speer schon manchen hochbeinigen Kranich erlegt; er getraue sich, es allein mit dem Barbaren aufzunehmen. Die Ratsversammlung der Pygmäen war dagegen vorsichtiger und beschloß, dem Fremdling Mund und Nase zu verstopfen, damit er ersticke. Sofort wurde Material herbeigeschleppt und der Versuch gemacht, doch war alle Mühe und Arbeit verloren. Der Held schnarchte und schnaufte so gewaltig im Schlafe, daß die Männlein übereinander kollerten, so oft sie sich der Nase zu nähern versuchten. Darauf häufte man Brennmaterial um den Schläfer und zündete es an. Schon ergriff das Feuer die Haare des Helden; da sprang er erschrocken auf und sah nun das winzige Völklein zu seinen Füßen wimmeln. Er setzte eines der Figürchen auf seine Hand, um es in der Nähe zu betrachten. Dieses aber war gerade der Pygmäenheros, der sich vermessen hatte, ihn allein im Zweikampf zu besiegen. „Wisse," rief ihm der streitbare Pygmäe entgegen, „daß du mit mir auf Tod und Leben kämpfen oder dich für besiegt erklären mußt." Herakles bedachte, wie dieses Männlein ein Herz in der Brust trage, so mutig als nur immer das seinige, und wie das Heldentum nicht in der Größe und Kraft der Glieder, sondern in der Kühnheit der Seele bestehe. Daher erklärte er sich für besiegt und erhielt Frieden und Bundesgenossenschaft. Sodann leistete er Hilfe gegen die feindlichen Kraniche, die er zu Tausenden erschoß. Er ward dafür gastlich bewirtet. Die Pygmäen wurden nicht müde, auf Wagen Fleisch, Zukost und Wein herbeizuschaffen, um des Fremdlings gewaltigen Appetit zu befriedigen.

Unter solchen Taten war Herakles älter geworden; er näherte sich der Mitte des menschlichen Lebens und stand in der Fülle der Kraft und des Ruhmes. Er gedachte jetzt einen festen Wohnsitz und Hausstand zu begründen. Da hörte er von der schönen Deïaneira, des ätolischen Königs Öneus Tochter, viel Rühmliches. Sogleich machte er sich auf den Weg und erhielt die Hand des edlen Königskindes. Die Hochzeit ward fröhlich gefeiert; bei einem Gastmahl aber im Hause des Schwiegervaters gab er einem Knaben, der aus Ungeschick Badewasser über seine Hände goß, aus Versehen eine Maulschelle, an der der Unglückliche starb. Nun war seines Bleibens in Ätolien nicht länger: er zog mit seinem Weib von dannen. Anfangs lief die Straße dem Flusse Euenos entlang; dann mußte man übersetzen. Der Kentaur Nessos führte dort um Lohn die Reisenden über den Strom. Die Gelegenheit, die Herakles für seine Person verschmähte, war ihm für die junge Frau erwünscht. Er zahlte den Lohn und beobachtete die Fahrt vom Ufer aus, um dann schwimmend nachzufolgen. Bald aber bemerkte er, wie der ungeschlachte Barbar gegen Deïaneira zudringlich wurde. Da entbrannte sein Zorn; er spannte den Bogen und schoß ihm einen seiner giftigen Pfeile durch den Leib. Der Verwundete kannte die Wirkung des Giftes und gab sterbend der Deïaneira den Rat, sein Blut in einem Gefäß aufzubewahren, weil es ein untrügliches Mittel sei, ihren Gatten mit unauflöslicher Liebe an sie zu fesseln. Im Glauben, der Sterbende könne nicht lügen, befolgte die Betörte den bösen Rat. Herakles führte eine Zeitlang in Trachis ein friedliches Leben. Aber bald unternahm der rastlose Held neue Kriegsfahrten. Auf einer solchen tötete er im Jähzorn seinen eigenen Waffengefährten. Kaum war die Tat geschehen, so ergriff

ihm die bitterste Reue. Er unterwarf sich demütig einem Orakelspruch, der ihn zu neuer Dienstbarkeit verurteilte. Er ward auf ein Jahr an die lydische Königin Omphale verkauft und saß auf ihr Geheiß nach weibischer Art an der Spindel, während sie sich mit seiner Keule und Löwenhaut brüstete.

Nach der schweren Buße glaubte der Heros alle Schuld gesühnt zu haben. Er zog nun mit Waffengewalt gegen Öchalia, erstürmte die starken Mauern der brennenden Burg, wo Eurytos und dessen Söhne unter seinen Keulenschlägen sanken, und erbeutete die reizende Jole. Er übersandte sie mit anderem Raube als Waffenbeute der Deïaneira nach Trachis. Diese aber fürchtete, Herakles würde ihr untreu werden, und wandte jetzt das verderbliche Mittel an, das ihr der sterbende Nessos hinterlassen hatte. Auf Euböa wollte Herakles zur Feier seines Sieges dem olympischen Zeus Opfer bringen. Er bedurfte dazu eines Prachtgewandes. Deïaneira hatte ein solches kunstreich gewebt und sandte es ihm, nachdem sie es auf der inneren Seite mit dem Blute des Nessos bestrichen hatte. Arglos bekleidet sich Herakles damit; aber kaum ist das Kleid von der Körperwärme durchdrungen, so klebt es an ihm fest und brennt bis ins Mark. In unsäglicher Qual reißt er es mit dem anhaftenden Fleisch sich vom Leibe; allein das Gift ist schon zu tief gedrungen; der Held sieht den qualvollsten Tod vor Augen.

Er läßt sich nach Trachis bringen, wo sich die verzweifelnde Deïaneira beim Anblick seiner Schmerzen das Leben nimmt, und dann weiter auf eine der Kuppen des Öta. Dort türmt der Held mit letzter Kraft einen mächtigen Holzstoß empor und setzt sich, den Schmerz beherrschend, ruhig darauf. Ringsum stehen seine bewährten Kampfgenossen, unter ihnen sein Sohn Hyllos. Keiner will ihm den letzten Dienst erweisen und die Fackel anlegen; sie wollen es nicht glauben, daß der alte Recke so elend von ihnen scheiden soll. Endlich erbarmt sich Philoktet, ein Thessalier, der gerade des Weges kommt, des Helden; die Flamme lodert empor, und aus der Glut der Schmerzen und des Feuers erhebt sich der Heros, verklärt und geläutert von aller Schuld des irdischen Lebens, in einer Wolke zum Olymp, wo er in nie welkender Jugend bei seinem Vater thront. Mit der blühenden Hebe (d. i. der Jugend) vermählt, nimmt er nun an den Nektar- und Ambrosiamahlen der unsterblichen Götter teil. Philoktet aber erhielt von dem Sterbenden den Bogen und die immer tödlichen Pfeile.

In der Mythe von Herakles sind gewissermaßen die Schicksale und Taten, das Leben und Streben, ja der ganze Charakter des hellenischen Volkes ausgeprägt und zu einem Gesamtbild vereinigt. Die Griechen glaubten allenthalben, wohin ihre Wanderungen sie führten, Spuren dieses Helden zu finden. Mancher Zug des vorgeschichtlichen griechischen Lebens mag in diese Mythen mitverwoben sein. Jedenfalls geben sie Zeugnis von dem sittlichen Ernst jener frühen Hellenen: sie lehren, daß auch der kraftvolle, tüchtige Mensch, der nach hohen Zielen strebt, wenn er in ungebändigter Leidenschaft zu sträflichen Untaten fortgerissen wird, büßen muß, durch äußere Schicksale wie durch Qualen der Seele, bis er am Lebensziele entsühnt wird.

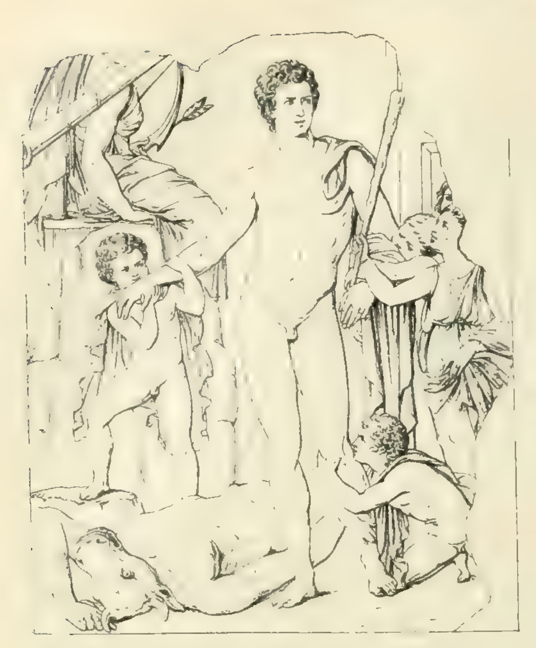
Wir wenden uns jetzt nach Attika. Dieses Ländchen, dünnerdig und wasserarm, aber reich an Bergen mit trefflichem Marmor, an duftigen Bergkräutern, Honig und Öl, das in der Folgezeit durch die Taten und Talente seiner Bürger alle anderen Staaten überstrahlte, rühmte sich auch einer großen Vorzeit; doch boten seine Heroen der Dichtung weniger Stoff dar als diejenigen von Böotien und Argolis.

Als erster König von Attika wird Kekrops genannt, von dem der alte Name der Burg von Athen, Kekropia, stammt. Auf ihn folgte Erechtheus, den Pallas, die Schutzherrin Athens, in ihrem Tempel aufzog. Hier stellte er ein hölzernes Bild der Göttin, das vom Himmel gefallen war, zur Verehrung auf und stiftete das Erntefest der Panathenäen. Nachkomme des Erechtheus war Ägeus, der mit drei Brüdern das Land beherrschte. Einstmals reiste er zu einem alten Freunde, dem Pelopiden Pittheus, der im Argiverlande zu Trözen gebot. Er fand gastliche Aufnahme und verband sich heimlich mit Äthra, der Tochter des Gastfreundes. Als der Tag des Abschieds kam, führte er sie hinaus in die Stille eines Pinienhaines, legte seine mit edlem Metall geschmückten Sandalen und sein Königsschwert in eine Vertiefung, wälzte einen schweren Felsen mit kräftiger Hand darauf und sprach: „Wenn der Knabe, den dir die Götter schenken werden, einst zum starken Jüngling herangereift ist, so daß er diesen Stein wegzuheben vermag, dann gürte ihm die Füße mit den Sandalen und die Hüfte mit diesem Schwert und sende ihn gen Athen. Ich will ihn an diesen Wahrzeichen als meinen Sohn erkennen, und er soll mein Erbe sein."

Der Knabe Theseus wuchs heran und ward schön und stark wie sein Vater. Ohne Mühe wälzte er den Stein hinweg, der die Kleinodien deckte, und glänzend im Waffenschmuck schied er von der Mutter, um seinen Vater aufzusuchen. Da lauerten aber auf dem Wege von Trözen nach Athen grausame Räuber auf die harmlosen Wanderer: der Fichtenbeuger Sinis, der sie nötigte, mit ihm eine Fichte niederzubeugen, die er dann plötzlich losließ, so daß seine Opfer in die Luft geschleudert und im Niederfallen zerschmettert wurden; Skiron, der an der Felswand des Isthmos die Vorübergehenden zwang, ihm die Füße zu waschen, und sie dann, wenn sie vor ihm knieten, die Wand hinabstieß, endlich Prokrustes, der die bei ihm Einkehrenden auf ein Lager warf und, wenn sie zu lang waren, die überschüssigen Gliedmaßen abhackte, anderenfalls den Körper seines Opfers grausam in die Länge zog. Theseus war auf seiner Hut; nicht mit dem Schwerte, sondern mit ihren eigenen Waffen überwand er jeden einzelnen dieser Schädlinge. Glücklich kam er in Athen an. Unerkannt lebte er jetzt am Hof des Ägeus. Doch Medea, die nach vielen Greueltaten bei dem bejahrten König Schutz und Ehebund gefunden hatte, wußte, daß sie den Sohn und Erben des Hauses vor sich hatte; sie verstand es, das Herz des Gatten mit Mißtrauen gegen den Jüngling zu erfüllen und bereitete mit dessen Wissen dem Stiefsohn einen Gifttrank. Schon hielt dieser das Gefäß in der Hand, um zu trinken, da erkannte Ägeus das Schwert an seiner Hüfte und fiel ihm, den Becher fortschleudernd, in die Arme. Medea aber entfloh auf ihrem Drachenwagen in ihr finsteres Heimatland Kolchis.

Zu dieser Zeit verwüstete die Gefilde von Marathon der unbezähmbare Stier, den einst Herakles auf Kreta eingefangen und dann wieder freigelassen hatte. Der königliche Jüngling lockte das wilde Tier in eine Schlinge und ward seiner Meister. Freudig empfingen ihn das Volk zu Athen und sein greiser Vater; der Stier aber wurde dem Phöbos Apollon zum Opfer gebracht.

Indessen nahte die Zeit der Panathenäen. Die Feier dieses Festes, das man sonst mit Opfern, Spielen und Chorreigen zu Ehren der Schirmherrin Pallas Athene beging, hatte man seit mehr als achtzehn Jahren unterlassen. Denn seit der Sohn des meerbeherrschenden Kreterkönigs Minos bei einem Angriff auf



38. Theseus als Sieger über den Minotauros.
Kampanisches Wandgemälde.

Goethe beschreibt das jetzt fast ganz zerstörte Bild folgendermaßen: „Von brauner Körperfarbe steht der junge Held, kräftig und schlank, mächtig und behend vor unsern Augen. Er dünkt uns riesenhaft, weil die Unglücksgefährten, die nunmehr geretteten, als Kinder gebildet sind, der Hauptfigur symbolisch untergeordnet durch die Weisheit des Künstlers. Keines derselben wäre fähig, die Keule zu schwingen und sich mit dem Ungeheuer zu messen, das unter den Füßen des Überwinders liegt. Eben diesem hilfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit, ihm ziemt es, die rettende Hand zu ergreifen, zu küssen, die Knie des Kraftigen zu umfassen, ihm vertraulich zu umschmeicheln. Auch eine zwar nur halb kenntliche Gottheit ist in dem oberen Raume sichtbar, um zu zeigen, daß nichts Heroisches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geschehe."

den marathonischen Stier umgekommen war, herrschte Trauer im attischen Lande. Minos, der die Athener im Verdacht hatte, den Tod des Jünglings veranlaßt zu haben, war damals mit Flotte und großer Kriegsmacht herangerückt und hatte Athen zu einem schrecklichen Tribut gezwungen. Sieben Jünglinge und ebenso viele Jungfrauen von edlem Blut und untadeliger Schönheit mußten in jedem neunten Jahre nach Kreta entsandt werden, um dort im Labyrinth, einem unterirdischen Bauwerk mit unzähligen Gängen, dem Minotauros, einem Ungeheuer, halb Mann, halb Stier, zum Fraße zu dienen (Abb. 12). Die Zeit dieses Tributs war wieder herangenaht, und große Wehklage erfüllte die Stadt, während die Opfer ausgewählt wurden. Da drängte sich Theseus herzu und begehrte in ihre Zahl mitaufgenommen zu werden. Vergebens widersetzte sich der bekümmerte Ägeus; der junge Held bestieg mit den anderen Unglücksgefährten das Schiff. Schwarz wehte die Flagge vom Mast, und schwarze Segel blähten sich im Hauche des günstigen Fahrwindes. „Kehren wir glücklich zurück," rief der Jüngling dem am Gestade verweilenden Vater zu, „so sollen dir weiße Segel schon von fern unsere Rettung verkünden."

Nach einer günstigen Fahrt erreichte man Kreta. Ariadne, des Minos Tochter, hatte Mitleid mit dem ritterlichen Jüngling, und dieses Mitleid verwandelte sich bald in herzliche Zuneigung. Sie reichte ihm, als er mit den anderen Opfern festlich geschmückt in das Labyrinth eingeführt wurde, ein Schwert und ein Knäuel Garn, und er erriet sogleich den Zweck. Das Garn knüpfte er an der Pforte fest, befahl seinen Gefährten, ihm zu folgen, und schritt langsam, den Faden abrollend, durch die verworrenen Gänge. So gelangte er endlich zu der Stelle, wo der Minotauros lauerte. Er erlegte ihn mit dem Schwerte und trat darauf den Rückweg

an, den er ohne die Hilfe jenes Garnes, des „Ariadnefadens", niemals hätte finden können. Die Pforte öffnete sich, und die dem Tode Geweihten schauten aufs neue das Licht des Tages. (Abb. 38.)

Fröhlich bestieg Theseus mit seinen Genossen das Schiff, und die liebende Ariadne folgte ihm. Kein Unwetter störte die Fahrt; man erreichte die Insel Naxos. Hier wurde eine längere Rast gemacht; die jungen Leute durchstreiften die wohl bewässerten Täler, die Haine voll Granat- und Feigenbäumen und schlürften den köstlichen Wein, den die freundlichen Einwohner willig darboten. Doch



39. Naxos.

bei dem wankelmütigen Athener hielt die Neigung zu Ariadne nicht stand: eines Tages, ehe die Sonne aus dem Meere stieg, befahl er in aller Stille den Aufbruch. Alle Genossen waren an Bord, als das Schiff gelöst wurde; nur Ariadne ruhte noch in den Armen des Schlafes. Als sie endlich erwachte und in weiter Ferne die fliehenden Segel erblickte, rang sie unter lauten Klagen die Hände; da nahte ihr Dionysos, der jugendliche Gott des Weines, bekränzt mit Weinlaub und Efeu, tröstete sie und erhob die von den Menschen Verlassene zu seiner Götterhöhe, wo sie in unverwelklicher Jugend hinfort an seiner Seite thront.

Theseus segelte indessen unbekümmert der Heimat zu. Da stand gerade der sorgenvolle Ägeus am Strande, wie er dies jeden Tag zu tun pflegte, und schaute über die blaue Flut nach dem Fahrzeug, das ihm den einzigen Sohn entführt hatte. Er erkannte es sogleich, wie es sich näherte; aber er erkannte auch die schwarzen Segel, welche man vergessen hatte mit weißen zu vertauschen. Da er nun all sein

Hoffen betrogen sah, stürzte er sich ins Meer, das, wie man sagte, seitdem den Namen des Ägäischen führt.

Theseus war jetzt König von Athen. Er vereinigte die in vielen Ortschaften zerstreut lebenden Bewohner des Landes zu einem Volke, und mit dieser Vereinigung, die man den Synoikismos nannte, hub Athens große Zeit an.

Lange litt es den Theseus nicht in der Heimat. Bald zog er von neuem auf Abenteuer aus. Er beschloß die Amazonenkönigin Antiope aus der Mitte



40. Reitende Amazone.
Bronze im Nationalmuseum zu Neapel.

ihrer kriegerischen Frauen zu rauben. Das Unternehmen gelang vollkommen, und die königliche Frau scheint nicht unzufrieden darüber gewesen zu sein, denn sie blieb das treue Eheweib des Helden bis an ihren Tod. Nach ihrem Tode kam sein alter Freund Peirithoos, der über die thessalischen Lapithen gebot, mit dem Vorschlag zu ihm, sie wollten gemeinsam aufs Freien ausziehen; denn auch Peirithoos war gerade Witwer geworden. „Da ist", sagte er, „die schöne Helena an den Ufern des Eurotas aufgewachsen wie ein Götterkind; zwar wachen über sie die Tyndariden Kastor und Polydeukes, ihre Brüder; aber ich verschaffe sie dir, wenn du mir nachher in gleicher Weise deine Hilfe leihen willst." Theseus

war alsbald bereit, und beide machten sich auf den Weg nach Sparta. Sie erspähten daselbst die Gelegenheit, als das junge Mädchen am Altar der Artemis feierliche Tänze aufführte, rissen sie aus der Mitte ihrer Gespielen und entführten sie nach Athen.

Bald danach forderte Peirithoos des Freundes Hilfe zu dem kühnen Wagestück, Persephone selbst, die Beherrscherin der Unterwelt, dem finsteren Hades zu entführen. Die verbrüderten Helden durchzogen abermals die peloponnesische Halbinsel und stiegen durch den Schlund am Tänarischen Vorgebirge in das dunkle Reich hinab. Sie überwanden alle Hindernisse und bemächtigten sich ihrer Beute. Als sie jedoch einen Augenblick erschöpft ausruhten, fesselte sie Hades an den Felsensitz, und sie konnten sich nicht wieder aufrichten. Wie lange sie also in der traurigen Einsamkeit verweilen mußten, berichtet die Sage nicht; dagegen erzählt sie, daß Herakles auf seiner Fahrt in die Unterwelt den Theseus befreite, nicht aber den zu endloser Qual verurteilten Peirithoos.

Auf diese Weise kam der athenische Held, den man längst tot gesagt hatte, zur Oberwelt zurück und wanderte nach seiner Heimat. Er fand daselbst vieles verändert. Die Tyndariden waren während seiner Abwesenheit mit Heeresmacht eingefallen und hatten Stadt und Land in die äußerste Bedrängnis gebracht. Dann waren sie mit der befreiten Helena und großer Beute siegreich nach Sparta zurückgekehrt. Dies Mißgeschick hatte das Volk zu Athen gegen Theseus erbittert. Er fand bei seiner Heimkehr verschlossene Tore und feindselige Herzen und floh nach der östlich von Euböa gelegenen Insel Skyros, wo er gestorben ist.

Mehr als in anderen Sagen scheinen in der von Theseus geschichtliche Tatsachen enthalten zu sein, was durch die neuen Ausgrabungen auf Kreta eine Bestätigung gefunden hat. König Minos von Kreta ist jedenfalls eine geschichtliche Gestalt, und das Labyrinth, sein fabelhafter Palast mit der irreleitenden Menge von Gemächern und dem blutigen Kult des in Stiergestalt verehrten Gottes, ist auch eine Wirklichkeit. Daß dieser gewaltige König sich nicht auf die Herrschaft über Kreta beschränkte, sondern Inseln und Küstenländer in weitem Umkreis sich dienstpflichtig machte, wird uns ausdrücklich bezeugt. Auch Athen war, das wird man unserer Sage entnehmen dürfen, dem Minos untertan und litt schwer unter der Tributpflicht gegen ihn, bis ein Held aus ionischem Stamme das harte Joch zerbrach.

Der Argonautenzug. Über die sagenhaften Minyer im böotischen Orchomenos herrschte in früher Vorzeit ein König Athamas. Er hatte zwei Kinder, Phrixos und Helle. Seine zweite Frau zeigte sich gegen diese Kinder als eine bösartige Stiefmutter. Besonders war ihr Phrixos verhaßt, der, zum Jüngling erwachsen, ihren Mißhandlungen kecken Widerstand entgegensetzte: so beschloß sie, ihn zu töten. Aber ihm wurde ein Widder mit goldenem Vliese verliehen, damit er sich seiner zur Flucht bediene. Mit seiner Schwester Helle bestieg er das wundersame Lasttier und trabte über Berg und Tal davon. Es war ein lustiger Ritt durch grüne Waldung und blühende Felder; als aber der Widder ans Meer kam, ohne Umstände hineinsprang und die Reise durch die brausenden Wellen pfeilschnell fortsetzte, da ward es der armen Helle bange: in der Meerenge zwischen Asien und Europa, wo die Wellen heftig bewegt waren, fiel sie von dem Tiere herunter und ertrank, weshalb dieser Teil des Meeres von ihr den Namen

Hellespont (d. i. das Meer der Helle) bekommen haben soll. Phrixos dagegen gelangte wohlbehalten an die Küste von Kolchis, wo König Äetes über ein rauhes Barbarenland herrschte. Dieser gewährte dem müden Reisenden Schutz, opferte den Widder dem Zeus und hing sein Vlies im Haine des Kriegsgottes auf.

In Thessalien hatte damals der grausame und habgierige König Pelias die



41. Phrixos und Helle.
Nach einem Wandgemälde aus Pompeji.

Herrschaft an sich gerissen und seinen Bruder Äson um alle seine Besitzungen gebracht. Mit seinem unmündigen Knaben Jason ging der bekümmerte Äson in die Berge zu den Kentauren und traf daselbst den weisen Chiron, der sich des Kindes annahm und es trefflich erzog. Jason ward unter seiner Leitung verständig und voll Kraft und Mut zu jedem Unternehmen bereit. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, beschloß der Jüngling, sein väterliches Erbe von dem Oheim zurückzufordern.

Er kam unterwegs an einen Fluß, der durch Regengüsse angeschwollen war. Ein greises Mütterchen stand am Ufer und wünschte sehnlichst übergesetzt zu werden. Jason besann sich nicht lange, sondern hob die Alte auf seine starken Schultern

und trug sie nicht ohne Mühe durch das Wasser. Er hatte zwar auf dem schlammigen Grunde die eine seiner Sandalen eingebüßt; aber das bekümmerte ihn wenig, da er in den rauhen Bergen oft genug unbeschuht umhergewandert war. Ohne auf den Dank der alten Frau zu warten, wollte er weiter gehen; da sah er plötzlich, wie sie größer und schöner ward und schließlich ganz und gar der Götterkönigin Hera glich, die der weise Chiron ihm oft beschrieben hatte. Sie war es in der Tat; sie lohnte sein ritterliches Verhalten dadurch, daß sie von Stund an den Helden auf allen seinen Fahrten beschützte.

Froh über die glückverheißende Erscheinung setzte Jason die Reise fort und erreichte bald das heimatliche Land. Als sein Oheim des herrlichen Jünglings ansichtig wurde, erblaßte er; denn er gedachte eines Orakelspruches, der ihn vor dem Manne mit der einen Sandale gewarnt hatte. Jason forderte von ihm ohne Umschweife seines Vaters Reich. Pelias hörte ihn mit anscheinender Ruhe an, zog ihn zur Tafel und bewirtete ihn nach der Sitte des Gastrechts. Als Jason seine Forderung wiederholte, gab er endlich den Bescheid, der königliche Schatz verstatte dermalen die Herausgabe der eingezogenen Güter nicht; wolle aber der junge Held das goldene Vlies jenes Widders, der den Phrixos nach Kolchis getragen, von dort abholen und wohlerhalten abliefern, so werde man seine Ansprüche in nähere Erwägung ziehen. Jason überlegte sich den Vorschlag, befragte auch ein Orakel und erhielt die Auskunft, daß die Götter das Unternehmen begünstigen würden. Er ordnete darauf den Bau eines tüchtigen Schiffes an und warb Genossen für die Fahrt. Bald sammelten sich mehr als fünfzig der berühmtesten Helden, darunter Herakles, Orpheus und die Söhne des Boreas, um an dem Zuge teilzunehmen.

Unter vielen Gefahren vollendeten die Helden auf dem Schiffe Argo die abenteuerliche Fahrt. Auch mußten sie zwischen den Symplegaden hindurchfahren. Dies waren bewegliche Felsen, die beständig blitzschnell zusammenfuhren und dann wieder auseinandergingen. Die Argonauten ließen im entscheidenden Augenblick eine Taube vorausfliegen, die mit Verlust einiger Federn glücklich durch die Felsen kam; dann folgten sie mit Anstrengung aller Ruderer. Die Göttin Hera hielt mit mächtigen Armen die Felsen einige Zeit auseinander, so daß sie beim Zusammenschmettern nur die äußersten Zierate am Spiegel des Fahrzeuges zertrümmerten.

Die Reisenden landeten endlich am Ausfluß des Phasis in Kolchis, wo König Aetes, der Inhaber des Vlieses, seine Wohnstätte hatte. Ihm trug Jason sein Anliegen vor und beteuerte, daß die Erfüllung desselben der Wille der Götter sei. Der rauhe Barbar wies ihn erst mit barschen Worten ab; dann meinte er, wenn der dreiste Sprecher des Götterwillens so gewiß sei, so möge er dies durch einige Proben beweisen. Es seien da, fuhr er fort, zwei Stiere, ein Geschenk des Hephästos, die man nicht anjochen könne, weil sie Feuer schnaubten und mit den Hörnern Erz und Eisen zerstießen. Einem Manne wie Jason werde es wohl leicht sein, mit den Bestien ein Äckerchen umzupflügen, Drachenzähne in die Furchen zu säen und mit den daraus hervorwachsenden geharnischten Männern fertig zu werden. Auf Zureden mehrerer Gefährten ging der junge Held auf diese Vorschläge ein, und der folgende Tag ward zur Ausführung festgesetzt. Wie er nun nachdenkend am Ufer lustwandelte, trat Medea, des Königs Tochter, vor ihn hin. Kundig geheimnisvoller Kräfte der Natur, übergab sie ihm eine Zaubersalbe. Sie versicherte, daß

durch Einreiben mit dieser Salbe der menschliche Leib gegen Feuer, Hieb und Stoß fest werde. Dann berichtete sie dem Helden, wie die aus der Saat der Drachenzähne aufwachsenden Männer sogleich über den Sämann herfallen würden, wenn er nicht alsbald einen tüchtigen Stein unter sie werfe, der sie untereinander zu blutigem Streite entzweien und ihn selbst der Mühe überheben werde, sie zu bekämpfen.

Jason war nicht nur mutig, sondern auch klug und verständig und folgte dem guten Rat der Medea. Er salbte sich daher, wie sie ihm befohlen hatte, und siehe da, es gelang, die unbändigen Stiere trotz Feueratems und derber Stöße anzujochen, die erforderlichen Furchen zu ziehen und die Zähne zu streuen. Als die Drachensaat emporwuchs, warf er, wie Medea geraten hatte, einen Stein unter sie und konnte nun in aller Ruhe beobachten, wie die Männer sich erst gegenseitig beschuldigten und schmähten und dann mit ihren Waffen übereinander herfielen, bis sie als Leichen das Stück Feld bedeckten, dem sie entsprossen waren.

König Äetes war höchlich verwundert über das Schauspiel. Um so gefährlicher schien ihm Jason mit seinen Gefährten, und er beschloß, die unwillkommenen Gäste aus dem Wege zu räumen. Darum riet Medea den Argonauten, gleich in der folgenden Nacht die Rückfahrt anzutreten. Zuvor aber galt es, das Vlies an Bord zu bringen. Medea geleitete Jason in den finsteren Eichenhain, wo das kostbare Kleinod von einem Drachen gehütet wurde. Als die beiden nahten, erhob sich das Ungeheuer zischend und mit den Schuppenringen rasselnd, und seine Feueraugen erleuchteten das Dunkel des Ortes. Medea aber spritzte ihm einen zauberischen Saft entgegen und sang ein Schlummerlied, das den Drachen alsbald in einen tiefen Schlaf versenkte. Jetzt nahm sie das Vlies und gab es ihrem Geliebten. Sie selbst folgte ihm an Bord, nachdem sie zuvor ihren kleinen Bruder aus der väterlichen Wohnung entführt hatte.

Als Äetes am nächsten Morgen erwachte, ward er den dreifachen Raub und die Flucht seiner Gäste gewahr; er machte sich sogleich zur Verfolgung auf, und ehe die Sonne sich dem Untergange neigte, waren schon die Segel der Argo in Sicht. Er wollte mit doppeltem Eifer die Jagd fortsetzen: da bemerkte er am Ufer auf einer Lanze aufgepflanzt das Haupt seines Söhnchens, dessen Glieder zerstückt und weit zerstreut umherlagen. Darüber ward er so traurig, daß er die Verfolgung aufgab und nur an die Bestattung seines Kindes dachte.

Noch manche Gefahren hatten die Argonauten auf dieser Fahrt zu bestehen. Sie kamen an den Sirenen vorbei, Meerjungfrauen mit Vogelleib und Vogelkrallen, die einst in dreistem Wettgesang mit den Musen unterlegen waren und nun als Verbannte auf weltentlegener Insel hausten. Durch ihr wundersames Singen lockten sie die vorbeikommenden Seefahrer, daß sie nach dem Ufer steuerten, wo dann ihr Fahrzeug an den Klippen zerschellte, sie selbst aber von den Sirenen zerfleischt wurden. Auch den Argonauten wäre es beinahe so ergangen: es war den Helden, als höre jeglicher sein Weib oder Kind oder eine geliebte Braut klagen. Schon lenkten sie das Schiff nach dem verderblichen Orte, da griff Orpheus in die Saiten seiner Lyra und sang von dem gottgeliebten Hellas, wie daselbst alles Herrliche gepflegt werde, und erfüllte alle Herzen mit so mächtiger Sehnsucht, daß der Steuermann wieder in die Bahnen nach der Heimat einlenkte und die Ruderer rüstig die schäumenden Wogen schlugen.

Endlich kamen die Argonauten wieder zum heimischen Gestade. Aber unwillkommene Nachrichten harrten der Helden. Pelias hatte den Vater und die Mutter Jasons umbringen lassen und sich mit einer starken Streitmacht umgeben. Deswegen blieb die Mannschaft bei dem Schiffe versammelt; nur Medea, durch ihre Zauberkunst in ein altes Weib verwandelt, ging in den königlichen Palast zu den Töchtern des Pelias, um, wie sie vorgab, Schutz gegen die Gewalttätigkeiten der Argonauten zu suchen. Sie wurde gütig aufgenommen, und nun plauderte sie redselig, wie sie alten Leuten die Jugend wiedergeben könne, freilich nur, wenn sie sich zerschneiden und in einem Kessel



42. Pelias und die Verjüngung des Bocks.

Nach einem attischen Vasenbilde des 6. Jahrh.

In der Mitte erhebt sich aus großem, kunstreichem Kessel der Widder. Ganz links sitzt der alte Pelias. Neben ihm steht Medea; ihr gegenüber begrüßen die Töchter des Pelias frohlockend das Wunder.

aufkochen ließen. Die Töchter des Pelias hätten gern ihren alten Vater verjüngt. Sie ersuchten die Alte um eine Probe ihrer Kunst. Medea kochte nun einen abgelebten Schafbock mit Zauberkräutern auf und zog ihn unter allerlei magischen Formeln als jungen Widder aus dem Kessel hervor. Jetzt war kein Zweifel mehr. Des Nachts, als der alte König schlief, ward er von seinen Töchtern ebenso wie der Schafbock behandelt, nur daß die Zauberin mehr Zauberkraut in den Kessel drückte, mehr Sprüche sprach und endlich auf den Söller stieg, um der Zaubergöttin Hekate mächtigen Beistand anzurufen. Hier aber ließ sie ein Feuersignal durch die Luft lodern, worauf vom Strande her die Helden Stadt und Palast eroberten. Dann segelten sie nach Korinth, wo Jason mit Medea blieb, während sich die anderen Teilnehmer der Argofahrt zerstreuten.

Zehn Jahre lang lebten die beiden Ehegenossen an ihrem neuen Wohnort in Eintracht und im Genusse der mitgebrachten Reichtümer; dann erwachte bei Jason von neuem der Ehrgeiz. Er gewann die Freundschaft des Kreon von Korinth, der ihm gern die Hand seiner einzigen Tochter Kreusa gegeben und damit die Nachfolge in der Herrschaft zugesichert hätte, wenn Jason nicht schon beweibt gewesen wäre. Nach einigen Verhandlungen ward zur Beseitigung des Hindernisses die Scheidung von Medea beschlossen. Die Kolchierin nahm die Nachricht scheinbar

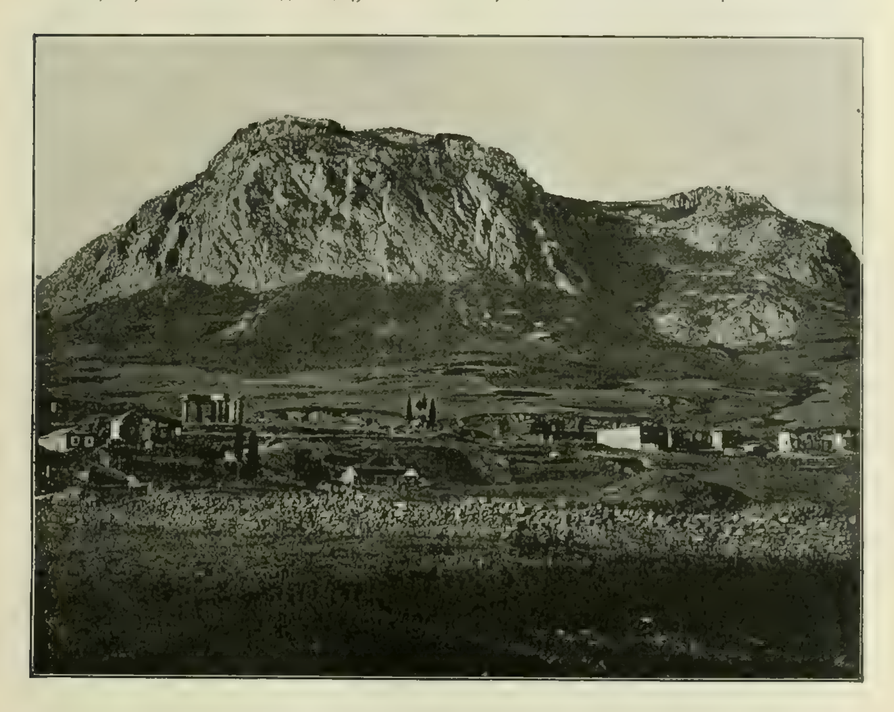


43. Medea und die Töchter des Pelias.
Bemerkenswert ist die Charakteristik der Gestalten. Die eine Schwester schreitet voll Eifer zur Tat, während die andere bedächtig zögert. Daneben die beherrschende, finstere Gestalt der Medea.

gelassen auf; sie sandte sogar der Braut ein Diadem und ein prachtvolles Brautkleid. Aber in den Schmuck hatte die Geberin ein teuflisches Gift verwoben, das in helles Feuer sich verwandelte, sobald das Kleid den Leib der Kreusa berührte. Kreon eilte herbei, das brennende Gewand von der Tochter abzustreifen; da ergriff die Glut ihn selbst wie die Königsburg und verwandelte alles in Schutt und Asche. Um Jason ganz zur Verzweiflung zu bringen, tötete das mißhandelte Weib, bei dem die Rachsucht schließlich auch die Mutterliebe erstickt hatte, zuletzt mit eigener Hand die eigenen Kinder. Dann fuhr sie auf einem von Drachen gezogenen Wagen hoch durch die Luft nach Athen. Von ihrem Aufenthalt dort ist auf S. 49 berichtet.

Die Gestalt der Medea hat in alten und neuen Zeiten Dichter und Künstler zu bedeutenden Werken begeistert, so bei den Griechen Euripides, bei uns Grillparzer und Feuerbach (s. die Abb. 45 u. 46.)

Das thebanische Geschlecht, von dessen tragischen Schicksalen das Volk von Hellas am meisten sich erzählte und die Dichter am liebsten sangen, war das der Labdakiden. Der Stammvater, Labdakos, galt für einen Enkel des Kadmos. Er hatte einen Sohn namens Laïos, der sich mit Jokaste vermählte, obwohl ihm der Orakelspruch geworden war, ihr Sohn werde einst der Mörder



44. Akrokorinth.
Die höchste Stelle (575 m hoch) erreicht man von der Unterstadt aus in $1^1/_2$ Stunden. Die Aussicht von oben war schon im Altertum berühmt.

seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter werden. Als nun ein Knabe geboren war, ward er mit durchbohrten und geknebelten Füßen in den Waldungen des Kithäron den wilden Tieren preisgegeben. Hirten des korinthischen Königs Polybos fanden das wimmernde Kind und brachten es ihrem Herrn, dessen kinderlose Gattin Merope, über seine Schönheit erfreut, es bei sich behielt und mit mütterlicher Zärtlichkeit erzog. Sie nannte den Knaben Ödipus, d. i. Schwellfuß, weil er anfangs von jener Verstümmelung geschwollene Füßchen hatte. Ödipus wußte nicht anders, als daß Merope seine Mutter, Polybos sein Vater sei. Bei Streitigkeiten mit Altersgenossen schmähten ihn diese einmal wegen seiner zweifelhaften Herkunft. Er befragte deshalb seine Pflegeeltern, welche den Ver-



45. Medea vor dem Mord ihrer Kinder.

Rest eines pompejanischen Wandgemäldes, wahrscheinlich nach einem von Timomachos von Byzanz (1. Jahrh. v. Chr.) herrührenden Gemälde. Medea, in ergreifendem Seelenkampf, hält die Hände gefaltet und preßt die Spitzen ihrer Daumen krampfhaft zusammen. Neben ihr haben wir uns die unschuldig spielenden Kinder zu denken.

dacht entrüstet zurückwiesen. Aber sie vermochten das einmal erwachte Mißtrauen des Jünglings nicht zu bannen. Um weitere Auskunft zu erhalten, ging er nach Delphi und empfing die Weisung, er solle Vater und Mutter fliehen, sonst werde er jenen erschlagen und diese freien.

Erschreckt durch diesen Ausspruch, beschloß er, das korinthische Land niemals wiederzusehen. Auf seiner Wanderung begegnete er dem Laïos. Ein Begleiter des Königs stieß den unscheinbaren Fremdling ohne Umstände aus dem Wege; dafür schlug Ödipus ihn und den zu Hilfe eilenden Laïos im Handgemenge zu Boden. So war der erste Teil seines Orakelspruches erfüllt. Ödipus freilich ahnte davon nichts. Der starke Jüngling meinte, nur seine Heldenkraft im Kampfe bewährt zu haben.

Er wanderte nun noch einige Zeit im böotischen Lande umher und erfuhr, daß das Volk von einer schweren Plage heimgesucht sei. Man erzählte ihm, die Sphinx, ein bösartiges Wesen, das oben ganz wie ein Weib aussehe, aber unterwärts einen Löwenleib mit Löwentatzen habe, mache das Land bis an die Tore von Theben unsicher. Jeden Tag halte es bald da bald dort Leute an, gebe ihnen ein unlösbares Rätsel zu raten auf und verschlinge sie dann mit Haut und Haar. Deshalb seien dem, der die Unholdin beseitige, die erledigte Herrschaft in Theben und die Hand der verwitweten Königin zugesichert. Der heimatlose Jüngling glaubte hoffen zu dürfen, Vaterland, Gattin und Herrschaft zu erlangen, und er zögerte nicht, das Leben dafür einzusetzen. Er suchte die Sphinx auf. „Was ist das für ein Geschöpf," fragte sie den Helden, „das am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und abends auf drei Beinen einhergeht?" Ödipus besann sich nicht lange, er antwortete: „Es ist der Mensch; denn dieser geht am Lebensmorgen der Kindheit auf Händen und Füßen, am Mittag des Lebens aber auf seinen zwei Beinen und



46. Medea zur Flucht gerüstet. Nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach in der Neuen Pinakothek zu München.
(Verlag von Franz Hanfstängl in München.)
Feuerbach dachte sich diese Flucht zu Schiff, nicht im Drachenwagen bewerkstelligt. Medea sitzt am Meer, wo Matrosen eben ihr Fahrzeug in die Salzflut schieben. Sie hat zum letztenmal ihre Knaben im Arm. Die trauernd verhüllte Amme läßt das nahe Verhängnis ahnen.

wankt am Abend des Greisenalters mit Hilfe des Stockes dem Grabe zu." Kaum hatte er diese Lösung ausgesprochen, so stürzte sich die Sphinx den steilen Abhang hinunter in einen tiefen Abgrund und verschwand. Er aber wanderte fröhlich der Stadt Theben zu, um den verheißenen Lohn zu empfangen. In der Tat wurde ihm daselbst die Herrschaft zuerkannt und seine Vermählung mit der Königin Jokaste, seiner Mutter, gefeiert.

Lange Zeit blieben die geschehenen Greuel verborgen; das Volk liebte und ehrte seinen Retter aus schweren Drangsalen, und seinem Ehebunde entsprossen vier hoffnungsvolle Kinder, Eteokles und Polyneikes, Antigone



47. Ödipus vor der Sphinx.
Nach einem Vasenbilde.

und Ismene. Da brach eine verderbliche Seuche aus, die weder Alter noch Geschlecht verschonte. Man befragte das Orakel: es gebot, denjenigen aus den Mauern zu entfernen, der durch unsühnbare Schuld den Fluch der Götter über das Land gebracht habe. Ödipus beruft den Seher Teiresias, damit er ihm den geheimnisvollen Spruch auslege; aber dieser schweigt auf alle Fragen, bis ihn jener durch die stärksten Drohungen zum Reden zwingt. Nun kommt das unselige Geheimnis an den Tag. Die unglückliche Königin nimmt sich selbst das Leben; Ödipus aber will das Licht des Tages nicht mehr sehen und sticht sich die Augen aus. Die eigenen Söhne verstoßen den Greis, nur die Töchter weichen nicht von seiner Seite; sie geleiten ihn treu bis zu dem attischen Flecken Kolonos, wo ein sanfter Tod den lebensmüden Greis von allem Erdenleid befreit.

Doch der Fluch des Geschehenen lastete auch weiterhin auf dem Hause des Laïos. Die Söhne des Ödipus, Eteokles und Polyneikes, entbrannten in wütendem Streit um die Herrschaft. Polyneikes mußte schließlich das Land verlassen und wandte sich schutzflehend nach Argos an den König Adrastos. Gleichzeitig traf dort der aus Ätolien vertriebene Tydeus ein. Die beiden Fremdlinge

gewannen dort bald großes Ansehen und wurden mit den Töchtern des Königs vermählt.

Polyneikes bestürmte bald darauf seinen Schwiegervater, ihn mit gewaffneter Hand in die Heimat zurückzuführen. Adrastos gab endlich nach, versammelte die Fürsten des Argiverlandes und forderte sie auf, sich am Zuge gegen Theben zu beteiligen. Alle mit Ausnahme des Sehers Amphiaraos waren dazu erbötig. Dieser zog den Schleier von der verhüllten Zukunft und verkündete den Untergang der meisten Helden, wenn sie es wagen würden Polyneikes die Waffen zur Zerstörung seiner eigenen Vaterstadt zu leihen. Die argivischen Fürsten wagten es nicht, ohne Amphiaraos den Zug zu unternehmen. Da bot Polyneikes dem Weibe des prophetischen Helden einen prachtvollen Halsschmuck an, wenn sie Amphiaraos zur Teilnahme an dem Zug bewege. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen und lag dem Gemahl mit List und schmeichelnder Rede an, bis er endlich seine Zustimmung gab.

Sieben Fürsten mit ihren Dienstmannen versammelten sich nunmehr zum Heereszug gegen das siebentorige Theben, unter ihnen Adrastos, seine Schwiegersöhne Polyneikes und Tydeus, Amphiaraos und Kapaneus, lauter Helden, die durch ihre Taten in ganz Hellas bekannt waren.

Die Thebaner mußten vor den argivischen Helden bald hinter ihren Mauern Schutz suchen. Als man beratschlagte, was zu tun sei, verkündigte der Seher Teiresias: wenn sich Menökeus, der Sohn des Kreon und Vetter des Eteokles, dem Ares zum Opfer darbringe, so werde die bedrängte Stadt Siegerin über alle ihre Feinde werden. Der hochherzige Jüngling unterzog sich sogleich dem Gebot und erstach sich selbst auf der Höhe der Mauer, und dies dem Vaterland dargebrachte Opfer erhob aller Herzen so sehr, daß sie zu siegen oder zu sterben begehrten. Die Argiver rückten indessen heran und bestürmten die Stadt von allen Seiten. Der gewaltige Kapaneus erstieg zuerst die Mauern und drohte, auch gegen den Willen der Götter werde er die Burg zerstören. Zeus vernahm die vermessene Rede und schleuderte mit seinem Blitz den Gotteslästerer von der erklommenen Zinne. Nachdem beiderseits viel Blut geflossen, einigte man sich dahin, daß der Streit durch einen Zweikampf zwischen Eteokles und Polyneikes ausgefochten werden solle. Der Bruderkampf endete damit, daß sich die beiden gegenseitig durchbohrten, noch im Sterben dem Bruderhasse nicht entsagend.

Der Krieg nahm seinen Fortgang, die besten Helden der Argiver fielen ihm nach und nach zum Opfer; zuletzt ereilte auch den Seher Amphiaraos sein Geschick; aber in demselben Augenblick, wo ihn der Todesstoß treffen sollte, spaltete Zeus mit seinem Blitz die Erde, und Amphiaraos versank mit Roß und Wagen in die Tiefe. Von den sieben Helden entrann nur Adrastos dem allgemeinen Verderben. Mit kummervollem Herzen kam er nach Argos zurück.

In Theben waltete seit dem Tode des Eteokles Jokastens Bruder Kreon als König. Er erließ das Gebot, daß die erschlagenen Feinde, besonders aber der Leib des Polyneikes, unbeerdigt bleiben und eine Beute der Geier und Hunde werden sollten. Antigone, die einst des blinden Vaters Schritte liebevoll geleitet, vernahm den Befehl mit Schaudern. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Bruder der Ruhe des Grabes entbehren solle, und beschloß, dem grausamen Gesetz Trotz zu bieten. Vergebens riet ihr die schüchterne Schwester Ismene von dem Wagnis ab. Mit ihren eigenen Händen grub Antigone dem Bruder ein Grab

und senkte den teuern Leib hinein. Doch man hatte sie beobachtet; sie ward vor Kreon geführt, der dem Gesetze zufolge sie verurteilte, lebendig begraben zu werden. Der Seher Teiresias drohte zwar mit der Strafe der Götter, der König aber erklärte, nur bei strenger Beachtung der Gesetze erblühe des Vaterlandes Wohlfahrt, und befahl, das Urteil zu vollziehen. Antigone steigt in die schauerliche Gruft hinab. Hämon aber, des Königs einziger Sohn, der mit Antigone verlobt war, gibt sich auf ihrem Grabe selbst den Tod. — Von der berühmten Dichtung des Sophokles wird später die Rede sein.

Der Zug nach Troja. In Troja herrschte der ehrwürdige König Priamos. Seltene Schätze waren in seinem Palaste aufgehäuft; eine zahlreiche Nachkommenschaft tapferer Söhne und blühender Töchter und Enkel umgab und stützte sein Alter, und viele umwohnende Völker waren ihm dienstbar und verbündet. Unter seinen fünfzig Söhnen waren besonders **Hektor**, **Deïphobos** und der schöne Alexandros oder **Paris**, unter seinen fünfzig Töchtern **Polyxena** und die Seherin **Kassandra** berühmt. Priamos nun wurde durch die Schuld seines Sohnes Paris in einen zehnjährigen Krieg mit den Griechen verwickelt.

Schauen wir uns nach den Heldengeschlechtern um, die auf **griechischer** Seite in diesem Krieg besonders hervortreten, so muß zunächst von den Brüdern **Agamemnon** und **Menelaos** die Rede sein. Sie führten ihr Geschlecht auf **Tantalos** zurück, den Sohn des Zeus, der in Kleinasien im reichen Lydien ein mächtiger König war. Die Götter selbst stiegen von ihren Höhen nieder, um an seinen Festen teilzunehmen, und zum Entgelt öffneten sie ihm den Olymp, daß er sich mit ihnen bei Nektar und Ambrosia erfreue. Solches Glück stieg dem Sterblichen zu Kopf; er dünkte sich bald den Unsterblichen gleich und beschloß, ihre Untrüglichkeit auf die Probe zu stellen. In seinem Palast bereitete er ein großes Fest. Er tötete seinen eigenen Sohn **Pelops** und bereitete aus den zarten Gliedern des Knaben ein schreckliches Mahl, das er den Himmlischen vorsetzte. Doch diese durchschauten den Frevel; nur Demeter, versunken in Gram um ihre geraubte Tochter Persephone, verzehrte achtlos ein Stück von der Schulter. Da erhob sich Zeus mit allen seinen Schrecken; sein Blitzstrahl schleuderte den Übeltäter in die untersten Räume des Tartaros, wo er ausgesuchte Qualen zu leiden hatte. Er stand in einem Teich, und das Wasser reichte ihm bis ans Kinn; wollte er sich aber, von brennendem Durst gepeinigt, nach dem Wasser bücken, so sickerte es vor ihm in den Boden. Über sein Haupt streckte ein Apfelbaum seine fruchtbeladenen Zweige; wollte er aber, von Hunger gequält, nach den Äpfeln greifen, so schnellten die Zweige in unerreichbare Höhe empor. Noch heute nennen wir ähnliche Nöte Tantalusqualen.

Pelops, den die Götter wieder zusammengesetzt und dem sie statt der mangelnden Schulter eine künstliche von Elfenbein eingesetzt hatten, weilte nicht lange mehr in seiner lydischen Heimat; er nahm alle seine Reichtümer und zog gen Hellas. In Elis, an der Mündung des Alpheios, landete er und begab sich alsbald zum König **Önomaos**, der über die fruchtbaren Ufer des Flusses bis weithin zur Ebene von Olympia gebot. Dem Önomaos war geweissagt worden, er werde sterben, wenn sich seine Tochter vermähle; daher hatte er verkündet, er wolle sie nur dem zum Weibe geben, der ihn im Wagenrennen besiege; hole er selbst aber den Freier ein, so durchbohre er ihn von hinten mit der Lanze. Zu dieser Wettfahrt,

bei der schon viele ums Leben gekommen waren, meldete sich nun Pelops. Er überwand den König durch eine List. Denn er bestach den Wagenlenker des Königs, daß er statt der Nägel wächserne Pflöcke in die Radzapfen des Wagens einsetzte. Als nun die Fahrt begann und die Achsen warm wurden, schmolz das Wachs, die Räder flogen vom Wagen, Önomaos stürzte und wurde von seinen Pferden zu Tode geschleift. Pelops wurde nun zwar ein gewaltiger Herrscher im Peloponnes, der von ihm den Namen erhielt, und in Olympia ward er als Erneuerer der von Herakles gestifteten Kampfspiele mit Spenden an seinem Grabe geehrt; aber auf seinem Geschlechte ruhte ein Fluch. Thyestes und Atreus, seine Söhne, haßten ihren Stiefbruder, weil er ihnen, wie sie meinten, vom Vater vorgezogen wurde, und sie erschlugen ihn. Sie wurden deshalb von Pelops aus dem Lande vertrieben und zogen nach Mykenä, wo sie das Volk auf den Herrschersitz des Eurystheus erhob.

Doch der Fluch schwebte auch hier über ihrem Haupte. Thyestes verführte das Weib seines Bruders zur Untreue und mußte darum das Land verlassen. Demütig kehrte er nach langer Zeit nach Mykenä zurück, von Atreus scheinbar herzlich empfangen. Ein festliches Mahl ward zur Feier seiner Ankunft bereitet; das Ehrengericht aber, das auf des Königs Gebot die Schaffnerin dem Thyestes vorsetzte und das dieser sich arglos munden ließ, war — sein eigenes Kind, das Atreus dem Bruder geschlachtet hatte. Nur von Gedanken der Rache erfüllt, ergriff Thyestes aufs neue die Flucht; den einzigen Sohn, der ihm noch übrig war, lehrte er nicht, wie man die Götter ehre, sondern wie man durch Gewalt und Arglist den Feind verderbe. Als der Knabe herangewachsen, schlich er sich unerkannt in die Königsburg von Mykenä und erschlug bei Nacht den Ohm auf seinem Lager.

Die Söhne dieses grausamen, so unglücklich endenden Atreus waren Agamemnon und Menelaos, die Anführer des trojanischen Krieges. Sie waren gleich dem Vater reich und mächtig. Der ganze Peloponnes gehorchte ihrem Zepter. Sie teilten sich in das Pelops-Erbe in der Weise, daß Agamemnon zu Mykenä, Menelaos in Sparta gebot.

Neben den Pelopiden weist der Heldensang den Nachkommen des Äakos im trojanischen Kriege die Hauptrolle zu. Des Äakos Söhne waren Peleus und Telamon, jener herrschte in Thessalien, dieser über die Insel Salamis. Peleus wurde von den Göttern gewürdigt, die Meeresgöttin Thetis zur Gemahlin zu erhalten. In Chirons Höhle am Pelion fand die Hochzeit statt, an der alle Himmlischen teilnahmen. Der Sohn dieses Peleus, Achilleus, ist zur Lieblingsgestalt der Sage geworden. Sein Lehrer war der alte Kentaur Chiron: er lehrte ihn die Kunst des Bogens, aber auch Saitenspiel und Sprüche der Weisheit.

Später brachte dann Thetis ihren Sohn nach Skyros, einer Insel des Ägäischen Meeres, und ließ ihn mit den Töchtern des dortigen Königs aufwachsen, damit er der Heldentaten vergesse. Denn ein Orakel verhieß ihm entweder ein tatenreiches und kurzes, oder ein tatenloses aber langes Leben.

Kaum weniger berühmt als Achilleus sind Telamons Söhne, der gewaltige Aias mit seinem riesigen Schilde und sein Halbbruder, der kühne Bogenschütze Teukros. Auch diese Äakiden sollten im trojanischen Kriege eine glänzende Rolle spielen und ihrer Heimatinsel Salamis strahlenden Ruhm erwerben.

Einer der größten Lieblinge der Volkssage war endlich Odysseus, der Sohn des Laertes, ein Nachkomme des korinthischen Königs Sisyphos, von dessen listigen Anschlägen wir erzählt haben (s. S. 41). In Odysseus finden wir ein Gemisch von rüstiger Kraft mit pfiffiger Schlauheit, von unverwüstlicher Zuversicht und Geistesgegenwart. Die See, diese hohe Schule des Abenteuers, dies Element der Griechen, ist auch das seine. Auf der meerumspülten Insel Ithaka war seine Heimat, sein Weib die sinnige Penelope, die Krone aller Frauen, das Ideal der Weiblichkeit, wie der Grieche es sich dachte: treu, arbeitsam, die liebevolle Mutter ihres Söhnleins Telemachos. —

Als einstmals Paris die Herden seines Vaters Priamos am Fuße des Ida weidete und unter einem Baume der Ruhe pflog, näherten sich ihm Hera, Athene und Aphrodite, jede in ihrer Weise geschmückt. Ihnen voran schritt Hermes und eröffnete dem erstaunten Hirten, was die Göttinnen zu ihm führe. Mit beredter Zunge berichtet er ihm, es sei jenseits des Meeres in dem thessalischen Lande eine große Hochzeit gefeiert worden, da Peleus, der Beherrscher der Myrmidonen, sich mit der Meergöttin Thetis ehelich verbunden habe. Alle Götter seien geladen gewesen, nur Eris, die Unheil stiftende Zwietracht, habe man aus-



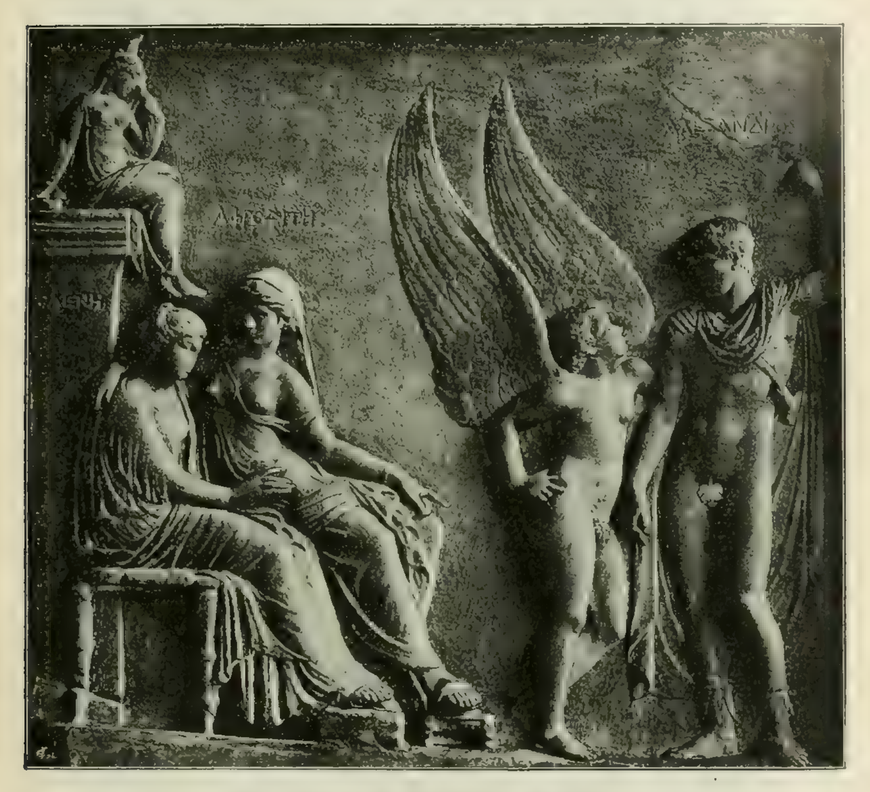
48. Szenen aus Achills Jugend.
Nach einer antiken Marmortafel im kapitolinischen Museum zu Rom.
Thetis übergibt den kleinen Achill dem Kentauren Chiron zur Erziehung; dieser führt ihn auf die Löwenjagd.

geschlossen. Sie habe deswegen unter die Versammelten einen goldenen Apfel rollen lassen mit der Inschrift: „Der Schönsten". Sofort hätten die drei obersten Göttinnen Anspruch auf die Goldfrucht erhoben und Zeus zur Entscheidung angerufen; der aber habe sie an den königlichen Hirten am Ida verwiesen, weil derselbe ein besonderer Kenner der Schönheit sei. Paris tat die Wahl weh; denn jede der drei Göttinnen gab ihm die schönsten Worte, um den Apfel zu erhalten. Hera verhieß ihm Reichtum und Herrschaft über Asien, Pallas Weisheit und Kriegsruhm vor allen Helden der Erde, Aphrodite aber eine Frau, die unter allen Sterblichen an Liebreiz ihr selbst am nächsten komme. Der königliche Hirt, der wohl bei seinem müßigen Hüteramte schon oft ans Freien gedacht hatte, fand das letztere Anerbieten seinen heimlich genährten Wünschen sehr entsprechend. Er überreichte daher der Göttin der Liebe und Schönheit die Goldfrucht.

Jahre verflossen, ehe die Verheißung der Aphrodite in Erfüllung ging. Einst aber, als Paris wieder unter dem schattigen Baume am Abhange des Ida ruhte, erschien ihm abermals die Göttin der Liebe und forderte ihn auf, nach Sparta zu segeln: dort in dem Königshause des Atriden Menelaos werde er finden, was er suche. Paris gehorchte den Worten der Göttin und trat alsbald die Reise nach der Pelopsinsel an. König Menelaos nahm ihn

gastlich auf; seine Gemahlin **Helena** aber verliebte sich alsbald in den vornehmen Asiaten; und als Menelaos zu einem festlichen Opfer nach Kreta fuhr, folgte sie dem Fremden auf sein Schiff, das sie samt vielen Schätzen wohlbehalten nach Ilion brachte.

Der beraubte Held kehrte in die verödeten Hallen des Palastes zurück und sann auf blutige Rache. Der mächtige **Agamemnon** zu Mykenä war sein Bruder, der greise, vielerfahrene **Nestor**, König zu Pylos, sein Freund. Mit beiden ging er wegen der Sache zu Rate, und man beschloß, alle Völker des Hellenenstammes



49. Helena zur Entführung überredet.

Relief im Museum zu Neapel.

Aphrodite redet auf die verwirrt dasitzende Helena, der geflügelte Liebesgott auf Paris ein. Links oben thront Peitho, die Göttin der Überredungskunst.

zum gemeinschaftlichen Rachekrieg aufzufordern. Viele griechische Fürsten waren so wie so eidlich zur Hilfeleistung verpflichtet. Denn sie hatten seinerzeit ebenso wie Menelaos um Helena gefreit und schwören müssen, daß sie den von Helena erkorenen Mann allesamt in seinem Besitz schirmen wollten. Darauf berief sich nun Menelaos. Aber nicht überall folgten die Helden willig der Einladung, denn der Zug war weit, die Macht von Ilion groß; doch siegten die Klugheit und Überredungskunst der Abgesandten über alle Hindernisse. Für das Gelingen des Unter-

nehmens war besonders die Teilnahme des starken Achilleus nötig. Er lebte damals, als Mädchen verkleidet, unter den Töchtern des Königs auf Skyros.



50. Achilleus auf Skyros.

Pompejanisches Wandgemälde, nach Hermann.

Es ist der Augenblick dargestellt, wo auf das Trompetensignal die Töchter des Lykomedes ängstlich fliehen, während der als Mädchen verkleidete Achill zu den nächsten Waffen greift und sich dadurch dem Odysseus und Diomedes verrät. Diomedes ergreift den Entdeckten von hinten, Odysseus flüstert ihm zu: „Du bist Achill“. Der Held selbst erglüht vor Kampfbegier; er streckt die Arme straff aus, als bereite ihm die Muskelspannung allein schon Wonne; er beginnt zur Stunde seine Laufbahn als Kriegsheld.

Die Boten, die man nach ihm absandte, konnten ihn unter den Frauen nicht herausfinden. Der verschlagene Odysseus breitete daher Frauenschmuck und köstliche Gewänder aus und legte wie zufällig auch eine glänzende Waffenrüstung hinzu. Dann ließ er Trompeten schmettern, wie wenn Feinde eingedrungen wären. Die Mädchen wendeten sich sogleich zur Flucht; Achilleus aber warf die schleppenden Gewänder ab, legte Helm und Harnisch an und ergriff die ragende Lanze. So ward er entdeckt, und nun wählte er ein ruhmvolles, wenn auch kurzes Leben und folgte den Boten.

Die Fürsten und Helden mit ihren Scharen versammelten sich in der Bucht von Aulis, einer böotischen Seestadt der Insel Euböa gegenüber. Unter Agamemnons Führung wollte man die Heerfahrt unternehmen. Aber widrige Winde hemmten die Abfahrt der Flotte. Sie waren von Artemis gesendet, die Agamemnon durch die Erlegung einer heiligen Hindin beleidigt hatte. Der Oberpriester Kalchas wurde befragt: er erklärte, die zürnende Göttin begehre als Sühne, daß Agamemnon seine eigene Tochter Iphigenie ihr opfere. Nach langem Seelenkampf willigte der Vater ein, und die Jungfrau ward von Mykenä aus den Armen ihrer Mutter Klytaimnestra weggeführt. Als schon auf dem Altar das Opfermesser über ihr gezückt war, ließ sich eine Wolke nieder. Artemis selbst fühlte Erbarmen, entzog die Jungfrau dem Tode und trug sie nach Tauris, der heutigen Krim, wo sie fortan als Priesterin im Heiligtume der Göttin waltete. Bald schwellte nun günstiger Wind die Segel und führte die Flotte nach der Insel Tenedos, der troischen Küste gegenüber. Odysseus und Menelaos wurden abgeordnet, Rückgabe der Helena und der geraubten Schätze zu fordern; aber sie kehrten unverrichteter Sache zurück, und die Flotte steuerte dem Lande zu, voran das Fahrzeug des Menelaos.

Die Belagerung von Troja soll zehn Jahre lang gedauert haben; aber erst das zehnte Jahr des Krieges ist Gegenstand der Ilias, jener gefeierten Dichtung Homers, von der wir im folgenden einen kurzen Abriß geben.

Die Hellenen hatten ihre Schiffe aufs Land gezogen und am Strande ein Lager errichtet. Auf dem Felde zwischen Stadt und Lager war der Tummelplatz der beiderseitigen Scharen. Die Führer, durch starke Rüstungen und Waffenübung den gemeinen Kriegern überlegen, jagten auf zweirädrigen Wagen daher, kämpften aber gelegentlich auch zu Fuß. Die Hauptwaffe war der Speer, der selten zum Stoß, gewöhnlich zum Wurf verwendet wurde; dann griff man zu Feldsteinen und endlich zum Schwert. Das Haupt des Kriegers deckte der Helm mit wallendem Roßhaarbusch, den linken Arm der Schild, die Brust der Panzer; alle diesen Waffenstücke waren von Leder, oft mit Erz beschlagen. Jeder Krieger bewegte sich unabhängig von den anderen, focht gewöhnlich im Einzelkampf, den oft Rede und Gegenrede einleiteten, worin die Leidenschaft, welche die Krieger erfüllte, sich ergreifend offenbarte. Das entsprach freilich nicht der Wirklichkeit des Kampfes, aber dem Dichter war es nur so möglich, die einzelnen Helden in ihrer Eigenart und Größe zu schildern.

Um das Heer zu ernähren, wurden Beutezüge in die Nachbarschaft unternommen. Achill war stets der Stärkste im Kampf, und seine Kraft war bald so gefürchtet, daß sich die troischen Scharen gar nicht mehr ins offene Feld wagten. Es entstand aber Zwiespalt zwischen ihm und dem Völkergebieter Agamemnon. Dieser hatte Chryseïs, die Tochter eines Priesters des Apollon, als Beute in

sein Zelt geführt. Darüber zürnte der Gott, und der Priester Kalchas verlangte ihre Rückgabe. Agamemnon mußte Folge leisten; allein er ließ dafür die schöne Briseïs, eine Beute des Achilleus, von diesem fordern. Heftig zürnte der Held über diese Ungerechtigkeit und beschloß, sich der Teilnahme an den Kämpfen fürderhin zu enthalten. Er wollte fortan nur ein müßiger Zuschauer des Kampfes sein und flehte zu seiner göttlichen Mutter, daß sie den Achäern Demütigung bereite. Thetis vernahm die Bitte des Sohnes. Sie stieg empor zu den Höhen des Olympos und umfaßte die Knie des Donnerers Zeus, damit er das Flehen des Sohnes erfülle. Zeus nickte der Göttin Gewährung, und alsbald wuchs den Troern der Mut, während in den Reihen der Achäer Verzagtheit sich kund tat.

Agamemnon berief eine Versammlung und schlug, um den Mut der Helden zu prüfen, die Heimkehr vor. Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, so strömten alle Krieger nach den Schiffen. Nestor und Odysseus hatten viele Mühe, sie zur Versammlung zurückzuführen und durch die Macht ihrer Rede den sinkenden Mut des Heeres wieder aufzurichten.

Als man an diesem Tage zur Feldschlacht ausrückte, trat alsbald Hektor in die Vorderreihen und gebot mit weithin schallender Stimme Ruhe. Dann kündigte er den Entschluß seines Bruders Paris an, durch einen Waffengang mit Menelaos dem weiteren Blutvergießen ein Ziel zu setzen. Wer dem anderen obsiege, solle Helena und die geraubten Schätze als Preis des Sieges hinnehmen, die streitenden Völker aber solle ein Bündnis versöhnen.

Dies Wort ward von beiden Seiten mit Beifall aufgenommen. Die Heere lagerten sich, den Kampf zu schauen. Unter Gebet und Opfern wurde ein Waffenstillstand beschworen. Dann steckten Hektor und Odysseus den Kampfplatz ab, und die Streiter traten hervor: Alexandros strahlend in Schönheit und glänzenden Waffen, Menelaos in schlichter Rüstung. Der Kampf mit den Speeren führte zu keiner Entscheidung. Aber schon stürmte Menelaos mit gezücktem Schwert heran. Er führte auf das Haupt des Gegners einen wuchtigen Streich, doch die spröde Klinge zersprang am Erzbügel des Feindes. Jetzt ergriff er mit gewaltiger Faust den Roßhaarbusch seines Widersachers, und er hätte ihn schmählich zu den Achäern fortgeschleift, wäre nicht das Helmband zerrissen. Paris entfloh; Menelaos aber, den leeren Helm in den Händen, klagte laut, daß ihm Zeus die Züchtigung des frevelhaften Jünglings versagt habe.

Jauchzend begrüßten die Hellenen ihren Helden als Sieger, die Troer standen schweigend umher. Der Bogenschütze Pandaros aber konnte den Unmut über die Niederlage nicht verwinden; er griff trotz der Waffenruhe zu seinem Geschoß und traf Menelaos, daß ein Blutstrom alsbald seine Rüstung rötete. Die Wunde war nicht tödlich, aber der so feierlich beschworene Vertrag war schnöde gebrochen. Agamemnon schwur nicht zu rasten, bis das ganze treulose Geschlecht durch das Schwert, die Stadt aber durch Feuer von der Erde vertilgt sei. Darauf begann die Schlacht mit gesteigerter Heftigkeit von neuem.

Allen voran stritt des Tydeus Sohn Diomedes. Auf seinem Wagen rollte er kühn durch die Haufen der Troer und sandte mit gewaltigem Speere den Tod in ihre Reihen, bis ihm Pandaros, der nie fehlende Bogenschütze, einen Pfeil tief in die Schulter heftete. Er wich jetzt hinter die Schlachtreihe zurück und ließ sich den Pfeil aus der Wunde ziehen. Pallas Athene hatte seine Not erspäht;



51. Achill entläßt Briseïs.

Pompejanisches Wandgemälde, nach Hermann.

Stolz und schön thront Achill vor seinem Zelt, umgeben von seinen Kriegern. In edler Selbstbeherrschung, doch flammenden Auges, gestattet er durch eine königliche Handbewegung, daß man das schöne Mädchen dem Feinde zuführe. Das herrliche Haupt Achills hebt sich von dem schimmernden Erzschild eines seiner Trabanten wirkungsvoll ab.

sie nahte ihm hilfreich, stillte den Schmerz seiner Wunde und erfüllte sein Herz mit unbezwinglichem Mute. „Vor keinem Sterblichen weiche zurück," sagte sie zu ihm, „auch nicht vor Aphrodite, wenn sie sich in das Getümmel wagt. Nur den anderen Göttern fürchte zu begegnen." Sofort stürzte der Held von neuem in das

dichteste Gewühl. Es dauerte nicht lange, so begegnete er dem Pandaros, den Äneas, der ruhmvolle Sohn des Anchises und der Aphrodite, auf seinen Streitwagen genommen hatte. Die Rosse des Äneas gehörten zu den schönsten in Troja; sie hoffte jetzt Diomedes zu erbeuten. Er schoß den Pandaros mit seinem Speer durch den Mund, und als Äneas vom Wagen sprang, um den Leichnam des Waffengenossen vor Mißhandlung zu bewahren, da warf ihm der schreckliche Tydide einen Feldstein an die Hüfte, daß es Nacht vor seinen Augen wurde. Auch Äneas war jetzt verloren, wenn nicht Aphrodite ihren Sohn gerettet hätte. Diomedes stutzte anfangs bei dem Anblick der Göttin. Doch bald erinnerte er sich der Worte seiner Beschützerin, fuhr kühn mit dem Speer auf die Göttin los und verwundete sie an der Hand, so daß Ichor (Götterblut) herausfloß. Aufschreiend vor Schmerz ließ Aphrodite den Sohn aus ihren Armen fallen und stieg eilends zum Olymp empor, um sich bei Zeus über die Keckheit des sterblichen Mannes zu beklagen. Inzwischen nahm sich Apollon des troischen Helden an und brachte ihn in Sicherheit. Seine schönen Rosse aber trieb Diomedes frohlockend nach den Schiffen.

Immer wilder wurde die Schlacht. Ares selbst, der Kriegsgott, stand den Troern zur Seite, während Hera und Pallas Athene den Argivern halfen. Athene fand ihren Liebling Diomedes, wie er außerhalb des Getümmels das geronnene Blut aus der Wunde drückte, die Pandaros ihm beigebracht hatte. Sie tadelte ihn, daß er so müßig stehe, während das Heer seines starken Armes bedürfe. „Pallas Athene," rief er zur Antwort, „siehe, dort mordet Ares, dem mächtigen Hektor gesellt. Vor dem unsterblichen Gotte wich ich zurück, wie du selbst mir geboten." „Wohlan denn, auch ihm sollst du getrosten Mutes begegnen", versetzte die Göttin, indem sie seinen Wagen bestieg und die Rosse dem Kriegsgott entgegenlenkte. Dieser sah den Helden heranstürmen, aber seine Beschützerin gewahrte er nicht, weil der Helm des Hades, den sie trug, sie dem Auge der Menschen und Götter entzog. Er holte aus, den Tydiden zu durchbohren, doch lenkte Athene den Stoß ab, und nun fuhr ihm der Speer des kühnen Diomedes in die Hüfte, daß er, aufschreiend wie zehntausend Männer, entfloh und in einer dunklen Wetterwolke zum Olympos aufstieg.

Bald darauf begegnete dem Diomedes ein junger Krieger, schön wie einer der Unsterblichen, in glänzender Rüstung. Es war Glaukos, ein Fürst der Lykier, der den Troern zu Hilfe geeilt war. Diomedes fragte ihn, ob er einer der Götter sei, daß er so kühn ihm entgegentrete. „Was forschest du nach meinem Geschlecht?" erwiderte der junge Held; „der Menschen Geschlechter sind wie die Blätter im Walde. Der Wind weht sie herab, und wenn der Frühling neues Leben bringt, so treiben sie wieder im knospenden Walde hervor; so auch wächst das eine Geschlecht, das andere schwindet. Ich aber", fuhr er fort, „stamme aus dem Rosse nährenden Lande Argos, woher mein Ahnherr Bellerophon in das Land der Lykier wanderte. Darum, Sohn des Tydeus, strebe ich in der Schlacht voran und scheue nicht den Kampf mit dir." Aber Diomedes senkte den mörderischen Speer, indem er mit freundlicher Rede entgegnete: „Wahrlich, so bist du mein Gastfreund von der Väter Zeiten her, denn mein Ahnherr bewirtete einst den herrlichen Bellerophontes. Daher ziemt es sich nicht, daß wir uns feindlich begegnen. Laß uns vielmehr die Rüstungen tauschen, daß die Völker erkennen, wie wir der Ahnherren Gastgenossenschaft ehren." Freudig schlug Glaukos in die dargebotene Rechte

und gab die goldstrahlende Rüstung, die man auf hundert Rinder schätzte, gegen des Tydiden eherne hin, die nur neun Rinder wert war.

Der blutige Tag neigte sich zu Ende; da eilte Hektor in die Stadt, um den Göttern ein Opfer zu bringen, daß sie die wütenden Bedränger von Ilions ragender Feste abhalten möchten. Auf dem Rückweg nach der Walstatt begegnete ihm seine treue Gattin Andromache, der die Wärterin mit seinem Söhnlein Astyanax folgte. Freudig erblickte der Held sein Weib und sein Kind; sie aber trat mit Tränen zu ihm heran, umschloß seine Hand und sagte: „Grausamer Mann, dich tötet dein Mut, und nicht erbarmst du dich meiner, des unglücklichen Weibes, noch des unmündigen Kindes; bald werden wir verlassen und verwaist sein. Den Vater und sieben Brüder erschlug mir schon der göttliche Achilleus; die Mutter raffte der Artemis Geschoß im heimischen Palaste dahin. Du, Hektor, bist mir Vater und Mutter, bist mir Bruder, bist mein alles. So erbarme dich meiner und meide die Feldschlacht."

Erschüttert durch ihre Worte versetzte Hektor:

„Mich auch härmet das alles, o Trauteste, aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und die saumnachschleppenden Weiber,
Wenn als ein Feiger ich schnöd' entwich aus der ehrenden Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernte biederen Mutes
Immer zu sein und zu streiten im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen."

Darauf wollte er den kleinen Astyanax auf den Arm nehmen; aber das Kind schmiegte sich, vor dem wallenden Helmbusch erschreckend, an die Brust der Wärterin. Nun nahm Hektor den Helm ab, und das Söhnchen, des Vaters Antlitz erkennend, ließ sich willig von ihm auf den Armen wiegen und lächelte, wie er es küßte (Abb. 52). Voll herzlicher Vaterfreude betete er:

„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilion mächtig beherrschen;
Und man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feindes. Dann freue sich herzlich die Mutter!"

Mit diesen Worten gab er das Kind der Mutter zurück, die unter Tränen lächelnd ihm an die Brust sank. Scheidend strich er ihr mit der Hand über die Wange und sagte:

„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Hades;
Doch dem Verhängnis entrann niemand von den Sterblichen, mein' ich.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Den Männern gebühret des Krieges
Sorge und mir zumeist in Ilions ragender Feste."

Darauf eilte der Held wieder hinaus in das Kampfgetümmel, entschlossen, den Schimpf zu tilgen, den die Feigheit des Bruders über die Troer gebracht hatte. Er forderte deshalb den tapfersten Griechen zum Zweikampf heraus. Neun der besten Helden, unter ihnen Diomedes, Aias, Odysseus und Agamemnon selbst, drängten sich zu dem gefahrvollen Streite und warfen das Los, um den Willen der Götter zu erkennen; das Los entschied für den Telamonier Aias.

Der Kampf zwischen den beiden Helden blieb unentschieden und wurde von den Herolden unterbrochen, weil es Nacht wurde. „So mögen die Waffen denn heute ruhen," rief Hektor, „weil die Nacht es gebietet. Morgen oder an einem anderen Tage werde der Kampf zu Ende geführt. Doch bevor wir scheiden, wollen wir rühmliche Gaben einander darreichen, daß man von uns sage:

„Seht, sie kämpften den Kampf der blutigen Zwietracht wie Männer,
Und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet."

Darauf reichte er dem Aias sein treffliches Schwert und empfing dagegen einen purpurnen Leibgurt.

Am Abend versammelte Agamemnon die Helden in seinem Gezelt zum festlichen Mahle und legte selbst dem tapferen Aias das leckere Rückenstück vor, ihn für seine Taten zu ehren. Als der Becher kreiste, nahm der greise Nestor das



52. Hektors Abschied von Andromache.
Relief von Thorwaldsen (1770—1844).

Wort. Er riet, die nächsten Tage zu ruhen, zur Bestattung der Toten einen Waffenstillstand zu schließen, zugleich aber auch eine starke Mauer um Lager und Schiffe zu bauen.

Ähnlichen Rat hielten die Troer, um Priamos versammelt. Die Waffenruhe ward von beiden Seiten angenommen. Als die Toten bestattet und Mauer und Graben um das Lager vollendet waren, begann der Kampf von neuem.

Um sein der Thetis gegebenes Versprechen endlich zu erfüllen, kündigte Zeus der Götterversammlung an, daß er jetzt allein die Schlacht lenken wolle, und verbot jede andere Einmischung.

Das Gefecht war an diesem Tage überaus hartnäckig. Diomedes hatte den Wagenlenker Hektors gefällt; da zogen Wetterwolken herauf, der Donner rollte, und ein flammender Blitzstrahl fuhr vor den Rossen des Tydiden in die Erde. Noch dreimal versuchte es Diomedes, dem höhnenden Hektor die Spitze zu bieten; doch dreimal trieben ihn Blitz und Donner zu erneuter Flucht. Nur die Mauer, welche um das Lager und die ans Land gezogenen Schiffe getürmt war, hemmte die siegreich nachdrängenden Troer. Es war vergebens, daß die Griechen, von

Agamemnon ermuntert, nochmals einen Vorstoß wagten. Nachdem Hektor auch noch den tapferen **Teukros** mit einem Feldstein schwer verwundet hatte, trieb er die Gegner endgültig in ihr Lager zurück. Er selbst samt dem Heere blieb die Nacht über bei lodernden Wachtfeuern im offenen Felde.

Am Abend erkannten die Griechen, daß sie der Hilfe des Achilleus nicht ferner entraten könnten. Die Rückgabe der schönwangigen Briseïs und reiche Geschenke wurden ihm angetragen; aber es war nicht sowohl der Verlust der Sklavin, was ihn so schwer kränkte, als der Übermut des Agamemnon. Er verweigerte beharrlich jede Teilnahme am Kampfe. Mit diesem Bescheid entließ er die Boten Odysseus und Aias, nachdem er sie gastlich geehrt hatte.



53. Der zürnende Achill.

Bild auf einem Gefäß aus Caere.

Achill, an dem das mädchenhafte Gesicht und die langen Locken auffallen, sitzt auf einem mit einem Pantherfell belegten Sessel, die rechte Hand im höchsten Schmerze an die Stirn gelegt; an der Zeltwand sind seine Waffen aufgehängt Dicht vor ihm sitzt **Odysseus**, mit den gefalteten Händen sein linkes Bein umspannend, um seine Unruhe zu bemeistern. Hinter Odysseus steht Aias, hinter Achill dessen alter Freund Phoinix.

Am nächsten Morgen rückten die Griechen von neuem zur Schlacht aus. Allen voran zog Agamemnon. Seinem tödlichen Speer erlagen die edelsten Troer, bis an das skäische Tor trieb er die flüchtigen Scharen zurück. Auch hier, wo sich die Massen sammelten, drang er unwiderstehlich vor, bis ihm von einer Lanze der Arm durchbohrt wurde. Blutend verließ er die Walstatt, und Hektor führte nun die ermutigten Haufen der Troer wieder vorwärts. Jetzt wurden auch Diomedes und Odysseus verwundet, und die Trojaner drangen bis an das Lager vor, hinter dessen Mauern die Achäer Schutz suchten. Umsonst mahnte der Seher Polydamas, vom weiteren Vordringen abzustehen, weil ein ungünstiges Vorzeichen erschienen war. Hektor rief ihm entgegen: „Ein Vorzeichen nur gilt: fürs Vaterland **tapfer zu kämpfen!**" und befahl den Sturm. Die Gefahr war groß. Schon drohte Hektor, das Schiffslager in Brand zu stecken. Dann wäre den Griechen die Heimkehr abgeschnitten.

Diese Vorgänge beobachtete Achilleus mit seinem Waffenbruder Patroklos von einem seiner Schiffe aus. Er sandte seinen Freund ab, daß er ihm gewisse Nachricht brächte. Patroklos suchte den greisen Nestor auf und erfuhr den bedenklichen Stand der Dinge. Er eilt zu Achilleus; er stellt ihm beweglich die verzweifelte Lage, ihre eigene Gefahr vor Augen. Dies endlich stimmt den grollenden Helden zu einiger Nachgiebigkeit. Er waffnet den trauten Genossen mit seiner eigenen Rüstung und verstattet, daß er an der Spitze der Myrmidonen die Troer von den Schiffen zurücktreibe, schärft ihm aber ein, die Verfolgung dann nicht weiter fortzusetzen.



54. Menelaos mit der Leiche des Patroklos.

Marmorgruppe in Florenz.

Nachbildung eines hochbewunderten und deshalb mehrfach wiederholten Werkes, das im 4. Jahrhundert vor Christus entstanden sein dürfte. Menelaos, der die Leiche seines Freundes vom Schlachtfeld forttragen wollte, muß sie jetzt niederlegen, um sie vor Feinden zu schützen, deren Andringen er eben bemerkt hat. Ein Bruchstück derselben Statue wurde im 16. Jahrhundert in Rom bei dem Hause eines spottsüchtigen Schusters mit Namen Pasquino gefunden und an einer Straßenecke aufgestellt, wo es noch heute steht; der Name des Schusters ging später auf die Statue über, und es wurde Brauch, Spottverse, wie sie jener Schuster verfaßt hatte, sogenannte „Pasquille", an dieser Statue anzukleben.

Patroklos verspricht es und zieht mit den kampfbegierigen, ausgeruhten Kriegern den erschöpften Griechen zu Hilfe. Dem unerwarteten Angriff und besonders dem Mut und dem tapferen Arme des Helden sind die siegestrunkenen Feinde nicht gewachsen; sie weichen unter großem Verluste zurück. Aber Patroklos vergißt sein Versprechen; von der Furie der Schlacht wird er von den Schiffen zur Mauer, von dieser aufs flache Feld und bis in die Nähe von Troja fortgerissen. Nachdem er den Zeus-Sohn Sarpedon mit seinem Speer gefällt, wird er selbst im Getümmel zweimal verwundet und endlich von Hektor erschlagen, der sich sogleich in Achills treffliche Rüstung hüllt.

Um den toten Leib des Helden entbrennt der hitzigste Kampf; die Griechen werden abermals zum Rückzug gezwungen. Schon dämmert es, schon können sie den Leichnam nicht mehr verteidigen, da erscheint Achilleus, zwar waffenlos, doch auch so noch furchtbar, und schreckt durch seine weitschallende Stimme die Feinde von fernerer Verfolgung zurück. Sein Schmerz um den lieben Freund ist unermeßlich, und seine lauten Wehklagen rufen seine Mutter Thetis aus der

Tiefe des Meeres in das Zeltgemach, das von Jammer erfüllt ist. Sie sucht ihn von den Gedanken blutiger Vergeltung abzulenken, indem sie ihm verkündigt, daß auch ihn, wenn Hektor gefallen sei, alsbald des Todes Geschick ereilen werde. Vergebens; er kennt jetzt nur die Pflicht, dem gefallenen Freunde Genugtuung zu verschaffen. Ist die Rache vollzogen, dann will er gern in das finstere Schattenreich niedersteigen. Nun erhebt sich Thetis zum Olymp und läßt von Hephästos eine schimmernde Rüstung anfertigen, Helm, Panzer, Beinschienen und vor allem einen Schild mit Bildwerk, welches die Gestirne des Himmels und das Schaffen der Menschen in Krieg und Frieden darstellt. Dies alles wurde kunstvoll in derselben Nacht noch vollendet, und ehe die Morgenröte emporstieg, brachte die Göttin dem harrenden Sohne das köstliche Waffengeräte. Bald ist er gerüstet:



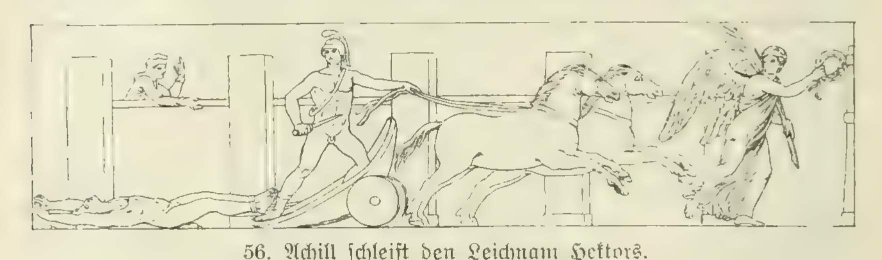
55. Kampfszene vom Westgiebel des Tempels zu Ägina, jetzt in der Glyptothek zu München.
Dargestellt ist wahrscheinlich der Kampf um die Leiche des Patroklos.

er tritt in die Versammlung der Fürsten, um zum schnellen Aufbruch zu mahnen, und bietet Agamemnon die Hand zur Versöhnung, denn aller Zorn um die erfahrene Kränkung ist erloschen. Der Völkerhirt aber bekennt freimütig sein Unrecht und läßt sogleich Briseïs und die Geschenke bringen, die er dem Peliden zur Sühne gelobt hatte. Nach eingenommenem Frühmal rücken die Griechen zur Schlacht aus, allen voran Achilleus, in der neuen Rüstung gleich einem Unsterblichen strahlend.

Aber auch die Troer sind auf dem Plane. Ihnen stürmt mutigen Herzens der edle Äneas voran. Mit mächtigem Schwunge schleudert er die Lanze nach dem Peliden, und nur die von Hephästos geschmiedete Wehr bewahrt diesen vor dem Schlimmsten. Gleich darauf durchbricht der eschene Speer des Achilleus krachend des Gegners Schildrand. Aber schnell hat Äneas einen Feldstein ergriffen, während der Pelide mit gezücktem Schwert auf ihn anstürmt. Nun wäre einer der Helden gegen des Schicksals Spruch gefallen, aber Poseidon entrückt den

hochherzigen Äneas der Gefahr und führt ihn nach einer anderen Seite des Schlachtfelds. Achilleus dagegen wütet mit unnahbaren Händen in den Scharen der Troer, unersättlich im Mord und allenthalben Hektor suchend. Er trieb Haufen von Flüchtlingen in den Fluß Skamandros; er sprang ihnen nach in die Strömung und hieb sie mit dem Schwerte nieder, daß das Wasser von dem Blut sich färbte. Darauf erhebt sich zürnend der von Leichen gehemmte Gott des Stromes Skamandros und verfolgt den Helden mit seinen angeschwollenen Wogen. Vergebens strengt der Pelide seine gewaltige Kraft an, die Fluten des Gottes umrauschen ihn in wilden Strudeln. Endlich kommt Hephästos ihm zu Hilfe und trocknet mit seinen Gluten die ausgetretenen Gewässer.

Die Troer sind indessen hinter ihre Mauern geflohen. Nur Hektor steht noch am Tore, den schrecklichen Mann erwartend, den er bisher gemieden. Mit lautem Frohlocken erblickt ihn Achill, stürzt auf ihn zu und verfolgt den Fliehenden, den eine Ahnung des Todes ergreift, dreimal um die Mauer. Endlich hemmt der troische Held seinen Lauf. Er ist zum verzweifelten Kampf entschlossen. „Wie



56. Achill schleift den Leichnam Hektors.
Nach einem Marmortäfelchen im Kapitolinischen Museum.
Nike, die Siegesgöttin, eilt mit Palmzweig und Kranz dem Wagen voran; ein Troer auf der Mauer erhebt klagend (?) die Hand.

auch die Unsterblichen den Ausgang unseres Streites bestimmt haben," ruft er dem Verfolger entgegen, „ein Bund bestehe zwischen mir und dir, daß der Leib des Gefallenen nicht geschändet werde."

„Kein Bund ist zwischen uns," erwidert der wilde Krieger; „niemals schließt der Wolf mit dem Lamme Verträge." Damit schleudert er die entsetzliche Lanze, die jedoch nur den oberen Schildrand des Gegners durchbricht und weithin in den Boden fährt.

„Gefehlt," ruft Hektor freudig, „nun wahre dich selbst, törichter Schwätzer!" und krachend trifft sein Speer des Achilleus Schild. Der aber, von Hephästos selbst geschmiedet, ist für menschliche Waffen undurchdringlich. Jetzt zückt Hektor das zweischneidige Schwert, um es mit dem Nahkampf zu versuchen. Aber Achilleus hat die vom Schilde abgeprallte Lanze von neuem ergriffen und durchbohrt ihm die Kehle. Vergebens ist des Sterbenden Bitte um Schonung seines Leichnams; der mitleidlose Sieger schleift ihn an seinem Wagen unter den Augen des jammernden Priamos, der unglücklichen Andromache nach dem Lager, wo er den Hunden zum Fraße dienen soll.

Am folgenden Tage ist die Leichenfeier des Patroklos. Auf einem großen Holzstoße wird die Leiche verbrannt, zwölf gefangene troische Jünglinge werden dabei geopfert. Darauf wird die Asche in eine goldene Urne gesammelt und in

einem hoch aufgerichteten Grabhügel beigesetzt. Zum Schluß werden festliche Spiele angeordnet, bei denen sich die ritterlichen Künste aller Helden im besten Lichte zeigen.

Dies alles konnte jedoch den Schmerz des Helden nicht lindern. In dem Gemache, das er sonst mit dem Freunde geteilt, saß Achilleus allein die lange Nacht hindurch. Das Haupt auf den Arm gestützt, hing er maßloser Trauer nach und zürnte den Göttern, die so Schweres über ihn gebracht hatten. In solche Gedanken versunken, hört er nicht, wie ein Wagen heranrasselt, auch nicht, wie ein ehrwürdiger Greis bei ihm eintritt, bis derselbe unter Tränen ihm Knie und Hände umfaßt. „Höre mich, du göttergleicher Sohn des Peleus," spricht der alte Mann, „höre mich um deines Vaters willen. Vielleicht umdrängen auch ihn in seinem Alter feindliche Scharen, und er sehnt sich innig nach dem starken Sohne, daß der ihn schütze. Aber er weiß doch, daß du lebst, und hofft auf deine Heimkehr, die alle Bedrängnis verscheuchen wird. Des tröstet sich der König in seiner Verlassenheit. Ich war auch einst glücklicher Vater, hatte fünfzig blühende Söhne, Stützen meines Alters; viele von ihnen sind gefallen, den trefflichsten erschlugst du selbst, und ich kann nicht mehr für sein Leben dich anflehen; ach, gib uns nur den Toten zurück! Gib ihn zurück, ich beschwöre dich bei dem Haupte deines alten Vaters, der niemals also vor einem jüngeren Manne knien möge."

Solcher Bitte vermag das Herz des Helden nicht zu widerstehen. Auch er weint um den fernen Vater, um den erschlagenen Freund, und seine Tränen vermischen sich mit denen des vor ihm knienden Greises. Er richtet ihn auf: „Ich kenne dich wohl, alter Mann; du bist Priamos, der gleich mir schweres Leid trägt. Aber sei getrost, die Götter verleihen Sterblichen bald Traurigkeit, bald auch Freude, und das muß man hinnehmen, wie sie es fügen. Nun, da dich ein gütiger Gott durch die Wächter des Lagers hierher geleitet, soll deine Bitte nicht unerhört bleiben." Er will ihn zu seinem eigenen Sessel führen, aber der Greis fleht ihn an, zuvor die Geschenke, die er mitgebracht, entgegenzunehmen und die Leiche seines Sohnes an ihrer Statt auf den Wagen zu legen. Sogleich verläßt Achilleus das Gemach, befiehlt den Dienern, Hektors toten Leib zu waschen, mit wohlriechendem Öl zu salben und in ein reines Gewand zu hüllen. Er selbst hebt ihn dann auf den Wagen, indem er düster vor sich hinspricht: „Zürne mir nicht, Patroklos, wenn du im Hades vernimmst, daß ich Hektors Leichnam seinem Vater übergeben habe. Reichte er mir doch ansehnliche Geschenke, von denen auch dir ein Teil geweiht sein soll." Dann trat er wieder ins Zelt mit den Worten: „Dein Sohn ist gelöst, o Greis, wie du begehrst, er ruht auf dem Wagen. Nun aber gedenke des Mahles; nahm doch selbst Niobe Speise, als der Götter Geschosse alle ihre Kinder dahingerafft hatten."

Ein fettes Schaf ward geschlachtet, zubereitet und vorgelegt, auch Brot dazu verteilt. Während des Mahles betrachteten sich beide Männer. Priamos staunte über die gewaltigen Gliedmaßen und den feurigen Blick des Helden; dieser bewunderte das ehrwürdige Antlitz und die edle Haltung seines Gastes und vernahm mit Wohlgefallen seine verständige Rede. Als sie gespeist und zur Genüge von dem lieblichen Wein gekostet hatten, bereitete Achilleus dem müden Greise ein Lager, und dieser schlummerte unter dem Dache des furchtbaren Mannes so friedlich und sicher wie sonst im heimischen Palaste. Ehe der Morgen graute, schied der königliche Greis gen Ilion; beim Scheiden bewilligte ihm der Pelide

noch eine elftägige Waffenruhe, damit er die Leichenfeier für Hektor würdig begehen könne.

Mit der Leichenfeier Hektors schließt Homers „Ilias". Andere, spätere Dichter haben die Erzählung fortgesetzt. Sie berichten u. a. von der streitbaren Königin Penthesilea, die mit ihren Amazonen den bedrängten Troern zu Hilfe eilt. Im heißen Kampfe treibt sie die Achaer in ihr Lager zurück, erliegt aber schließlich den Waffen des stürmisch hervorbrechenden Achilleus. Als der Sieger ihr die Rüstung raubt, wird er von Liebe zu der toten Heldin ergriffen. Wegen dieser schönen Empfindung verspottet ihn Thersites, der häßlichste und schmähsüchtigste Mensch im griechischen Lager. Ein Backenstreich des Peliden stopft ihm den Mund, raubt ihm aber auch das Leben.

Unterdessen trifft der Held Memnon mit zahllosen Scharen wehrhafter Äthiopier in Troja ein. Der gewaltige Kämpe scheucht die Achäer vor sich her wie furchtsames Wild, denn er ist stark wie ein Löwe, und seine Mutter, die rosenfingrige Eos oder Morgenröte, wandelt ihm schützend zur Seite. Selbst Achilleus sucht ihn zu meiden, weil nach dem Schicksalsspruche, wenn Memnon fällt, auch sein Lebensziel nahe ist. Als aber Antilochos, Nestors herrlicher Sohn, unter den Händen des Äthiopiers verblutet, da drängt es den Peliden zum entscheidenden Kampfe. Er siegt und erschlägt den Gegner; dann verfolgt er die Troer bis an die Tore der Stadt. Schon droht er in die ragende Feste selbst einzudringen, da vollzieht sich sein hartes Geschick. Ein Pfeil vom Bogen des Paris trifft ihn und bringt ihm den Tod.

Doch steht Troja noch immer unerschüttert. Die Griechen schwächen sich selbst durch verderblichen Hader um die Waffen des gefallenen Peliden. Aias und Odysseus erheben gleichzeitig Anspruch auf seine Rüstung. Sie wird dem letzteren zuerkannt, weil gefangene Troer versichern, er habe die Stadt am schwersten durch tapfere Tat und klugen Rat geschädigt. Aias kann diese Zurücksetzung nicht verwinden; er stürzt sich, von Wahnsinn ergriffen, selbst in sein Schwert.

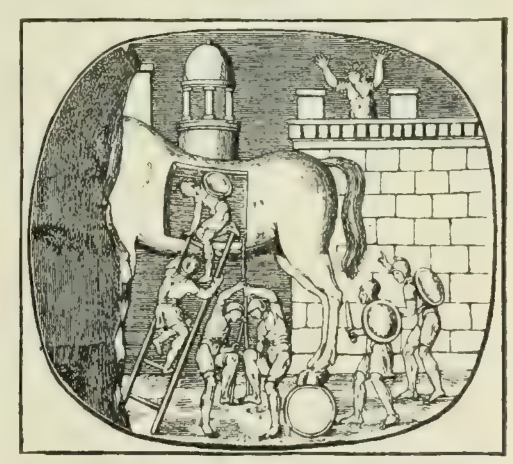
Die führenden Helden sind zum großen Teil dahingeschieden; aber frische Kräfte treten an ihre Stelle. Der troische Seher Helenos, der gefangen worden war, verkündigte, daß ohne die Geschosse des Herakles die Stadt nicht erobert werden könne. Philoktetes, der Erbe dieser Geschosse, war auch mit gen Troja gefahren, aber wegen einer unheilbaren, stets eiternden Wunde auf der Insel Lemnos ausgesetzt worden. Dorthin fuhren jetzt Odysseus und Neoptolemos, der Sohn des Achilleus, um den kranken Bogenschützen abzuholen. Aber Philoktetes, voll berechtigten Grolles, weigerte sich, ihnen zu folgen. Es bedurfte der ganzen List des Odysseus, um ihn schließlich doch noch ins Feldlager vor Troja zu bringen, wo der kundige Arzt Machaon ihn alsbald heilte. Er raffte mit seinen tödlichen Pfeilen viele tapfere Trojaner hinweg, unter ihnen den Paris, den Urheber des unseligen Krieges.

Den Neoptolemos hatte Odysseus von der Insel Skyros herbeigeholt, wo er gleich seinem Vater in aller Stille zum Helden herangewachsen war. Odysseus trat ihm alsbald die von Hephästos geschmiedeten Waffen ab. Neoptolemos war durchaus das Ebenbild seines Vaters, kühn und stark wie jener.

Nach einem alten Schicksalsspruch war Ilion unbesiegbar, solange das Bild der Burggöttin, das sogenannte Palladion, in seinen Mauern weilte. Odysseus

und Diomedes schlichen daher durch eine unterirdische Wasserleitung in die Stadt, erspähten eine günstige Gelegenheit, bemächtigten sich des heiligen Bildes und brachten es ungefährdet in das Lager der Griechen.

Aber immer war noch kein Ende des mühseligen Krieges abzusehen. Fürsten und Völker waren erschöpft; selbst Agamemnon riet einmal, auf den Schiffen nach der lang entbehrten Heimat zurückzusteuern. Gegen ihn erhob sich zürnend der kühne Diomedes, und Odysseus erklärte, was der offenen Gewalt nicht gelinge, werde oftmals durch Verstand und Klugheit erreicht. Dann legte er dar, was er in tiefer Seele ersonnen, und die versammelten Könige zollten ihm Beifall. Gleich am folgenden Tage ließ er ein riesiges **hölzernes Pferd** zimmern, in dessen Leib er sich selbst mit den tapfersten Helden verbarg. Die übrigen verbrannten die Zeltlager und fuhren scheinbar der Heimat zu; in Wahrheit blieben sie abwartend hinter der nahen Insel Tenedos liegen. Als die Troer fröhlich aus der Stadt eilten, fanden sie einen mißhandelten Griechen, der ihnen trugvoll die Kunde brachte, einem Orakel zufolge werde ihre Stadt für alle Zeit unüberwindlich sein, wenn sie das gezimmerte Kunstwerk in ihre Mauern zögen. Man beriet sich hin und her. Da kam Laokoon, der Priester Apollons, des Weges. „Unglückselige Männer," rief er, „wollt ihr Geschenke der Danaer annehmen? Glaubt ihr, daß von ihren Händen irgendein Gut euch zugewendet werde? Ich fürchte die Feinde, auch wenn sie Geschenke bringen. Ins Meer mit dem Ungetüm! oder besser noch ins Feuer!" Mit diesen Worten stieß er seinen Speer mit Macht in den Bauch des Rosses, und es klirrten im Innern die Waffen der verborgenen Männer. Da aber schossen zwei ungeheure, dem Meere entstiegene Schlangen auf die beiden Söhne Laokoons los und umschlangen sie, und als der Vater zu Hilfe eilte, ward auch er in die tödlichen Ringe verstrickt.



57. Die Helden entsteigen dem hölzernen Pferde.
Stark vergrößert nach einem antiken geschnittenen Stein.

Der Tod des Priesters und seiner beiden Söhne schien den Troern ein Wink der Götter, daß das hölzerne Pferd unter ihrem besonderen Schutze stehe. Sie zogen es in die Stadt, indem sie einen Teil der Mauer niederrissen, da die Tore zu eng waren. In der folgenden Nacht, während ganz Troja die endliche Befreiung in Lustbarkeit beging, gab jener Grieche der Flotte bei Tenedos das verabredete Feuerzeichen und öffnete dann die verborgene Tür des hölzernen Pferdes.

Die Helden stiegen heraus und begannen die Blutarbeit; zugleich brach das rasch zurückgekehrte Heer durch die Mauerlücke in die unbewachte Stadt. Bald erfüllte Raub und Mord alle Straßen. Nur auf der Burg sammelten sich streitbare

Scharen zu beharrlichem Widerstande. Von dem Söller herab wurden Steine und Geschosse geschleudert, und noch mancher Achäer fand hier statt der gehofften Beute den Tod. Da gelingt es dem Neoptolemos, die Pforte der Burg mit der Axt zu zerspalten. Unter gräßlichem Morden dringt er vor bis zur Königshalle. Der greise Priamos tritt ihm zitternd entgegen, er schleudert noch eine ohnmächtige Lanze auf die Feinde seines Volkes, dann fällt er von der Hand des Neoptolemos, der, unbarmherziger als sein Vater, des schwachen Greises nicht schont. Auch Hektors kleiner Sohn findet bei ihm kein Erbarmen, er zerschmettert ihn am Gemäuer. Seine Mutter Andromache aber schleppt er mit sich ins Lager.

Menelaos schwingt das mordende Schwert über der Helena, seinem treulosen Weibe, von Zorn übermannt; aber wie er ihr ins Angesicht schaut, das in unvergänglicher Schönheit blüht, erwacht die alte Liebe, und er schließt sie schirmend in die Arme.

Kassandra war in das Heiligtum der Burggöttin geflüchtet und hielt schluchzend die Bildsäule der Pallas umschlungen. Phöbos Apollon hatte einst um ihre Liebe geworben und ihr die Gabe der Weissagung verliehen. Aber Kassandra hatte sich dem Gott versagt, und seitdem war sie mit dem Fluche belastet, daß man ihren prophetischen Worten niemals Glauben schenkte. Sie hatte den ganzen unseligen Jammer geweissagt, aber niemand hatte auf sie gehört. Jetzt suchte sie Schutz bei der Göttin; allein Aias, Oïleus' Sohn, zerrt sie an den Haaren von der Bildsäule weg und führt sie unter schmählichen Mißhandlungen auf sein Schiff.

Nur ein Zweig der königlichen Familie blieb vor Untergang bewahrt. Seinen Vater Anchises auf den Schultern, seinen Sohn Askanios an der Hand, geschützt von seiner Mutter Aphrodite entkam Äneas glücklich durch gezückte Schwerter und lodernde Flammen nach dem Ida und von dort dann später nach Italien, wo seine Nachkommen das weltbeherrschende Rom erbauen sollten.

Indessen sinken Häuser und Paläste in Trümmer; was das Schwert nicht vertilgt, die Habgier nicht raubt, verzehren die Flammen, welche himmelan lodernd den Völkern ringsum den Untergang der herrlichen Stadt und die Rache der Hellenen verkünden.

Die Abenteuer der Heimkehr. Unter Jubelruf zogen jetzt die siegreichen Griechen ihre Schiffe in die Salzflut und begannen die Heimfahrt. Aber die Götter waren ihnen gram wegen der in Troja verübten Frevel. Vor allem zürnte Athene dem jüngeren Aias, dem Sohne des Oïleus, der Kassandra von ihrem heiligen Altar gewaltsam fortgeschleppt hatte. An den Steilküsten Euböas sandte sie einen wilden Sturm, und mit dem Donnerkeil ihres Vaters zerschmetterte sie das Schiff des Aias. Dieser erreichte schwimmend eine Klippe und vermaß sich, allen olympischen Göttern zum Trotz sich zu retten. Da stieß Poseidon die Klippe um, so daß der Frevler versank.

Ein noch schrecklicheres Schicksal wartete auf den heimkehrenden Agamemnon. Seine Gemahlin Klytaimnestra grollte ihm, seit er die Iphigenie in Aulis der Sache der Griechen geopfert. Ihren Groll benutzte Ägisthos, des Thyestes Sohn. Schmeichelnd umwarb er sie, bis sie die seine wurde und Palast und Thron Agamemnons mit ihm teilte. Als nun Agamemnon nach zehnjähriger Abwesenheit in der Bucht von Argos landete, kam ihm sein Weib mit falscher Freundlichkeit

entgegen. Arglos begab sich Agamemnon in sein Haus und setzte sich an die Tafel. Da nahte Ägisth mit seinen Leuten und schlug den König und seine Begleiter nieder „wie Schlachtvieh in einem reichen Hause". Nach anderen war es Klytaimnestra selbst, die dem Gatten im Bade ein Netz überwarf und ihn dann mit dem Beil ermordete.

Doch lange sollte sich Ägisthos der weithin reichenden Herrschaft und der Ehegenossin nicht erfreuen. Ein Rächer wuchs heran in Orestes, dem Sohne Agamemnons, den die sorgende Schwester Elektra zu ihrem Ohm Strophios nach Phokis geflüchtet hatte. Mit dem Sohne dieses Fürsten, seinem treuen Freunde Pylades, machte sich Orestes nach der Heimat auf, um Blutrache zu üben. Unerkannt treten die Freunde in die Hallen von Mykenä. Sie überreichen



58. Orestes ermordet den Ägisthos.
Nach einem attischen Vasenbild des 6. Jahrh., jetzt in Berlin.
Klytaimnestra naht von links mit geschwungenem Doppelbeil, Elektra von rechts mit erhobenen Händen. Beachte die reichen Kostüme und den wundervoll gearbeiteten Thronsessel.

Klytaimnestra eine Urne mit dem Vorgeben, daß darin die Asche des mittlerweile gestorbenen Orestes enthalten sei. Die entartete Mutter, immer in Furcht vor der Rache des Sohnes, kann ihre Freude über die Nachricht nicht verbergen. Noch zögert Orestes; aber Elektra, die ihn erkennt, schürt die Glut seines Zornes. So fällt Klytaimnestra durch die Hand des Sohnes, und Ägisthos teilt ihr Schicksal. Doch aus dem dunklen Hades steigen die Rachegöttinnen herauf, wie aus der Seele des Verbrechers die Selbstanklage und die Pein des Gewissens. Vor ihren Schlangengeißeln entflieht der Muttermörder und sucht Zuflucht bei Apollon zu Delphi. Der Gott befiehlt ihm, nach Tauris zu wandern und das heilige Bild der Artemis von dort nach Hellas zu bringen. Begleitet von seinem Busenfreunde Pylades eilt er nach der taurischen Küste. Doch kaum sind sie gelandet, so werden sie von den Barbaren ergriffen und vor Thoas, den König des Landes, gebracht. Uraltem Brauche gemäß befiehlt dieser, die beiden Fremdlinge der Artemis zu opfern. Schon werden sie vor den Altar geschleppt, da erkennt Iphigenie, welche



59. Iphigenie.
Nach dem Stuttgarter Gemälde von Anselm Feuerbach.

die Göttin einst hierher entrückt und vor den Greueltaten ihres Hauses bewahrt hatte, in Orestes den Bruder. Schnell ist nun die Flucht geplant, und das rettende Schiff trägt sie und das geraubte Götterbild der geliebten Heimat zu, nach der Iphigenie so oft am Meeresufer sehnsüchtig ausgeschaut hatte (vgl. Abb. 59). So wird der Fluch getilgt, der seit vielen Geschlechtern im Hause des Atreus seine schrecklichen Opfer gefordert hatte.

Am wunderbarsten gestaltete sich die Heimkehr des **Odysseus**, des Königs von Ithaka. Von den Irrfahrten und Abenteuern, die er bestehen mußte, ehe er nach 20 Jahren der Trennung seine treue Penelope wieder in die Arme schließen durfte, handelt das zweite große Heldengedicht Homers, die Odyssee. Wie die Ilias nur das letzte Jahr des trojanischen Krieges schildert, so versetzt uns auch die Odyssee gleich an das Ende der Irrfahrten des Odysseus. Und zwar führt uns der Dichter zunächst nach Ithaka.

Als nach der Eroberung Trojas Jahr auf Jahr verging, ohne daß Odysseus heimkehrte, war die gesetzliche Ordnung auf der Insel in Verfall geraten. Der greise Laertes kam nicht mehr zur Stadt; er lebte auf seinem Landgute, pflanzte Obstbäume und beschnitt seine Reben; aber seine Seele härmte sich um den fernen Sohn. Noch tieferes Weh erfuhr **Penelope**, denn sie war nicht nur von Trauer um den Gemahl erfüllt, sondern zugleich bedrängt von hundert Freiern, den Söhnen der Machthaber von Ithaka und den umliegenden Inseln, welche verlangten, daß sie einem von ihnen als Ehegemahl in sein Haus folge. Da sie dessen sich weigerte, so kamen die jungen Leute täglich in den Palast des Odysseus und zehrten in wüsten Gelagen die reiche Habe des Königs auf.



60. Penelope. Statue im Vatikan.

Das schöne Werk ist mehrfach und zwar falsch ergänzt. Vor allem ist der Kopf nicht zugehörig, denn er ist männlich (!) und stammt von der Statue eines Jünglings, der sich eben die breite Siegerbinde um das lockige Haupt schlingt. Auch die Hände sind unschön ergänzt; endlich saß Penelope, wie sich nachweisen läßt, ursprünglich nicht auf einem Felsen, sondern auf einem Arbeitsstuhl, unter dem ein Wollkorb sichtbar wurde.

Wohl war Telemachos, den einst Odysseus als Säugling zurückgelassen hatte, inzwischen zum kraftvollen Jüngling herangereift; jedoch unvermögend, allein der ruchlosen Menge zu steuern, mußte er zusehen, wie die treuen Hirten tagtäglich gezwungen wurden, das beste Vieh zum Schmause der Schlemmer zu liefern. Er berief eine Volksversammlung und sprach unverzagt von dem schreienden Unrecht, das vor aller Augen an seiner Habe verübt werde. Aber die Freier wagten es, ihm trotzig zu widersprechen. „Deine Mutter ist schuld, daß wir dein Gut verzehren", rief der stolze Antinoos. „Vor vier Jahren verhieß sie, einen von uns zum Gatten zu erwählen, sobald sie das Leichentuch für den greisen Laertes fertig habe. Sie arbeitete emsig daran, aber es rückte nicht voran. Endlich verriet uns eine Dienerin, daß sie des Nachts auftrenne, was sie am Tage gewoben. Wohl zwangen wir sie zur Fertigstellung des Tuches; aber sie beharrt nach wie vor auf ihrer Weigerung. Willst du nun, daß wir dein Haus verlassen, so sende deine Mutter zu Ikarios, ihrem Vater, der sie dann einem von uns zur Gattin geben wird; behältst du sie aber bei dir, so werden wir nicht aufhören, von deinem Gute zu schmausen."

In der Versammlung hatte auch Pallas Athene in der Gestalt des Mentor, eines alten Freundes des Odysseus, für die gerechte Sache geredet. Sie nahte jetzt dem Jüngling, als er bekümmert am Meere stand, und forderte ihn auf, nicht müßig zu bleiben, sondern auf Abhilfe bedacht zu sein. Nach Pylos zu dem greisen Nestor und nach Lakedämon zu Menelaos solle er gehen und bei ihnen forschen, ob sie nicht von dem fernen Vater Kunde hätten. Als Telemachos darauf einging, beschaffte Mentor ein Fahrzeug mit rüstigen Ruderern; für Mundvorrat und herzstärkenden Wein sorgte die alte, treue Schaffnerin Eurykleia, der man das Vorhaben anvertraute. Nach Einbruch der Nacht glitt das Schiff mit günstigem Fahrwind durch die rollenden Wogen und erreichte am folgenden Tage das sandige Pylos. Hier waren gerade die Bewohner am Strande des Meeres versammelt, um dem Poseidon ein Opfer darzubringen, und mitten unter ihnen gewahrte man den greisen Nestor mit seinen Söhnen. Er empfing gastlich die Fremdlinge und nötigte sie zur Teilnahme am Festschmaus. Als man gespeist und am funkelnden Wein sich gelabt hatte, forschte Nestor, wer und woher die Gäste seien. Telemachos offenbarte sich ihm und bat flehentlich, ihm, wenn möglich, Nachricht von seinem Vater zu geben. Darauf berichtete der Greis, wie er selbst nach dem Falle von Ilion mit den Seinen ohne Verzug das heimische Pylos erreicht und darum von Odysseus und seinen Schicksalen nichts erfahren habe. Er riet aber seinem Gaste, in Lakedämon bei Menelaos anzufragen, der viele Jahre in fremden Landen umhergeirrt sei. Gleich am nächsten Morgen entsandte er ihn auf glänzendem Wagen gen Sparta und gab ihm den eigenen Sohn Peisistratos als Führer mit.

Als die Jünglinge an der spartanischen Königsburg hielten, feierte Menelaos gerade die Hochzeit zweier Kinder. Das hinderte ihn aber nicht, die fremden Ankömmlinge gastfrei aufzunehmen. Die Jünglinge staunten über die Pracht von Erz und Edelmetall, wovon die Wände ringsum glänzten. Als Telemachos meinte, die Wohnung des Königs strahle gleich dem Vorhofe des olympischen Zeus, erwiderte Menelaos, er habe diese Schätze nach unendlichem Leid in die Heimat gebracht; aber er wolle sie gerne missen, wenn er dadurch dem trautesten seiner Waffenbrüder, dem ruhmvollen Odysseus, die Heimkehr bereiten könne. Bei diesen Worten hüllte der Jüngling sein Angesicht in die Falten seines Mantels, um seine Tränen zu verbergen.



61. Odysseus bei der Nymphe Kalypso.
Nach F. Prellers Wandgemälde im Neuen Museum zu Weimar.

Inzwischen trat Helena herein, blühend und schön wie in früher Jugend. Dienerinnen trugen ihr die goldene Spindel und die purpurne Wolle im silbernen Körbchen. „Weißt du schon, Menelaos," fragte sie, „wer die Gäste sind? Gleicht nicht jener an Wuchs und Zügen ganz wunderbar dem göttlichen Odysseus?" Auch Menelaos hatte diese Ähnlichkeit entdeckt, und groß war daher seine Freude, als Telemach sich zu erkennen gab. Der Jüngling klagte dann dem Freunde seines Vaters, welcher Freveltaten sich die Freier in Ithaka erkühnten, und wie er von ihm Auskunft über des Vaters Schicksal zu erhalten hoffe.

Menelaos erzählte, was ihm vor zwei Jahren der Meergott Proteus über die Irrfahrten des Odysseus mitgeteilt hatte, daß ihn nämlich die Nymphe Kalypso auf ihrer Insel zurückhalte. Ob er freilich jetzt noch lebe und wo er weile, das wußte Menelaos nicht zu sagen. Aber so wenig tröstlich auch seine Nachrichten klangen, Telemach schied gleichwohl mit guter Zuversicht von ihm; hatte er sich doch überzeugen dürfen, wie treue und mächtige Freunde sein Vater besaß. Auch entging er auf der Heimfahrt glücklich einem Hinterhalt, den die Freier ihm gelegt hatten, und kehrte wohlbehalten und beladen mit Gastgeschenken von seiner ersten Fahrt in die Welt zu seiner besorgten Mutter zurück.

Hier bricht der Dichter ab und führt uns von Ithaka nach der weltentlegenen Insel Ogygia, wo die Nymphe Kalypso in hallender Grotte wohnte. Gar lieblich war dies Eiland, quellenreich und fruchtbar. Und lieblich war auch die Nymphe; sie verhieß dem Dulder Odysseus, der sich schiffbrüchig an ihre Insel gerettet hatte, alle Herrlichkeit der Welt, ja selbst die Unsterblichkeit, wenn er bei ihr bleibe und als Ehegemahl ihr einsames Leben schmücke. Aber das alles konnte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und der treuen Gattin nicht bezwingen. Tagelang saß er am Gestade und blickte über das endlose Meer: nur noch einmal wollte er den Rauch der Heimat aufsteigen sehen und dann geduldig sterben.

Das rührte endlich die Götter. Sie befahlen der Nymphe, dem Dulder die Heimkehr zu ermöglichen. Nach Kalypsos Anleitung baute nun Odysseus ein Floß (Abb. 61), empfing Speise und Trank und günstigen Fahrwind und steuerte der Heimat zu. Doch Poseidon, der ihm wegen der Blendung des Polyphemos (S. 90 f.) unerbittlich zürnte, zerschlug das Fahrzeug. Mit Aufwendung aller Kräfte klammerte er sich an die Trümmer fest. Da tauchte die Meergöttin Leukothea aus den Fluten und warf dem sinkenden Schwimmer einen Schleier zu. Diesen band sich Odysseus wie einen Schwimmgürtel um und erreichte damit glücklich das Land, wo er sich in dürres Laub einwühlte und alsbald in tiefen Schlaf versank.

Es war die Insel der Phäaken, wo ihn das Meer angespült hatte. Alkinoos und seine Gattin Arete beherrschten das Eiland. Sie hatten ein einziges Töchterlein mit Namen Nausikaa. Der erschien Pallas Athene im Traum und befahl ihr, alsbald eine große Wäsche zu veranstalten. Die Eltern lobten den Plan, und so fuhr denn die Königstochter in der Frühe des nächsten Morgens, von ihren Gespielinnen begleitet, zum Waschplatz am Strande. Nachdem die Arbeit getan, vergnügte sich das junge Volk mit Ballspiel. Ein Ball ging fehl und flog ins Wasser; laut kreischten die Mädchen — und weckten damit den Odysseus, der in der Nähe schlief. Mit einem Zweig sich die Blöße deckend, entstellt von Meerschlamm, kroch er aus dem Dickicht und erschien den Jungfrauen wie ein Ungetüm

des Meeres; sie entflohen hierhin und dorthin. Nur Nausikaa hörte seine Rede an und ließ ihm Speise und Gewänder reichen. Nun war er bald ein anderer; ja er schien einem der Unsterblichen vergleichbar. Um nicht ins Gerede der Leute zu kommen, bat Nausikaa den schönen Fremden, nicht gleichzeitig mit ihr die Stadt zu betreten.

Odysseus wartete an einem Brunnen vor dem Tore, bis es dunkelte. Dann erst suchte er die Königsburg auf. Die Schwelle und die Wände blinkten von Erz, die Pforte von Gold; silberne Pfosten faßten die Tür ein, während künstlich geformte Hunde von Gold und Silber zu beiden Seiten Wache hielten. Ein Hof und ein trefflich bestellter Garten umgaben den Palast; im Innern gewahrte er goldene Jünglingsgestalten als Fackelhalter und rings an den Wänden schöne Sessel mit köstlich gewirkten Teppichen darauf. Da saßen die Fürsten der Phäaken Tag für Tag um den hohen Alkinoos und seine Gattin Arete, des Rates pflegend, zugleich auch der Speise und des würzigen Weines sich freuend. Eilends schritt Odysseus durch den Saal zu der Königin, deren Knie er umfaßte. Er flehte der Götter Segen auf das königliche Haus und die Gäste herab und bat dann für sich um gastliche Aufnahme und Entsendung in die Heimat. Dann setzte er sich bescheiden in die Asche am Herde. Doch Alkinoos führte ihn zu einem silbergebuckelten Sessel und ließ dem Gaste Brot und Zukost sowie einen Krug mit labendem Weine reichen.

Manchen Tag verbrachte der Dulder bei dem fröhlichen Volke der Phäaken, freute sich des Mahles und lauschte dem blinden Sänger Demodokos, welcher die frohen Gäste mit Harfenspiel und Gesang ergötzte. Bald hob dieser ein heiteres, bald ein ernstes Lied an; als er aber auch von dem Kriege vor Troja, von dem gezimmerten Rosse und den Taten des Odysseus sang, da konnte der Gast die hervorbrechenden Tränen nicht mehr verbergen. Alkinoos hatte dies kaum bemerkt, als er dem Sänger zu schweigen befahl und den seltsamen Fremden nach Namen und Vergangenheit fragte. Jetzt endlich gab sich Odysseus zu erkennen und begann den atemlos lauschenden Phäaken die Abenteuer seiner Irrfahrt zu erzählen. So vernehmen wir aus des Helden eigenem Munde, was er erlebte. Die größten Gefahren trafen ihn und seine Gefährten im Lande der ungastlichen Kyklopen. Odysseus ließ seine Flotte bei einer Insel landen, wo zahlreiche wilde Ziegen reichliche Jagdbeute boten. Er selbst fuhr auf dem eignen Schiffe nach dem festen Lande. Es war rauh und bergig; nirgends zeigte sich eine Spur, daß Menschenhand die nährende Feldfrucht oder den Weinstock erzog. Mit zwölf entschlossenen Gefährten durchstreifte Odysseus die unwirtliche Küste und fand endlich eine geräumige Höhle, welche viel junges Vieh und große Vorräte an Milch, Butter und Käse enthielt. Er beschloß die Rückkehr des Hirten abzuwarten und schmauste indes mit den Gefährten von den vorgefundenen und mitgebrachten Lebensmitteln. Am Abend kam denn auch eine Herde stattlicher Schafe zur gewohnten Stallung, aber hinter ihr her riesengroß der Hirte Polyphemos. Er war nicht wie andere Menschen gebildet, sondern trug wie alle Kyklopen nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn. Er stellte einen ungeheuren Felsblock als schließendes Tor vor den Eingang seiner Höhle, melkte das Vieh, aß und trank auch reichlich von Milch und Käse. Als er darauf Feuer angezündet, erblickte er die Gäste und fuhr sie mit rauhem Gebrüll an. Vergebens bat ihn Odysseus um freundliche Gastlichkeit. Ohne Erbarmen ergriff der Riese zwei von den Griechen, zerschmetterte sie auf

dem Boden und verzehrte sie mit Haut und Knochen zur Nachtkost. Als er sich darauf dem Schlaf überließ, hatte ihm Odysseus am liebsten sein Schwert in die Eingeweide gebohrt; aber wer sollte ihnen dann den Felsblock vom Eingang der Höhle wälzen? So bezwang er vorläufig seinen Unmut.

Am nächsten Morgen verspeiste der Kyklop abermals zwei der Gefangenen und trieb dann die Herde zur Weide, nachdem er zuvor die Höhle mit dem Felsblock sorgfältig verschlossen hatte. Den Tag über ersann Odysseus einen Anschlag, sich und seine Gefährten zu rächen und zu retten. Er hieb ein Stück von der zurückgelassenen Keule des Kyklopen ab und schnitzte sich daraus einen glatten, spitzen Pfahl zurecht. Als nun der übelgesinnte Wirt am Abend heimgekehrt war und wieder zwei Griechen als Nachkost verzehrt hatte, trat Odysseus mit einem Schlauche feurigen Weines auf ihn zu und bot ihm zu trinken. Dreimal leerte der Barbar den dargereichten Humpen. Dann streckte er sich trunken zum Schlafe aus. Jetzt ließ Odysseus den zubereiteten Pfahl im Feuer glühend machen und bohrte ihn dem Riesen in sein einziges Auge, daß Wimpern und Brauen zugleich versengt wurden. Vergebens suchte der geblendete Kyklop, der fürchterlich aufheulte, die Griechen zu greifen. Als er am Morgen seine Herde auf die Weide trieb, betastete er wohl die Rücken der Schafe, merkte aber nicht, daß die Gefangenen sich unten an die Wolle der stattlichen Tiere festklammerten und sich von ihnen zur Höhle hinaustragen ließen. Nachdem sie auf ihr Schiff entkommen, höhnte Odysseus den geblendeten Polyphemos; der aber hätte mit Felsblöcken, die er schleuderte, das Fahrzeug beinahe zertrümmert.



62. Odysseus rettet sich mit Hilfe des Widders aus der Höhle Polyphems.

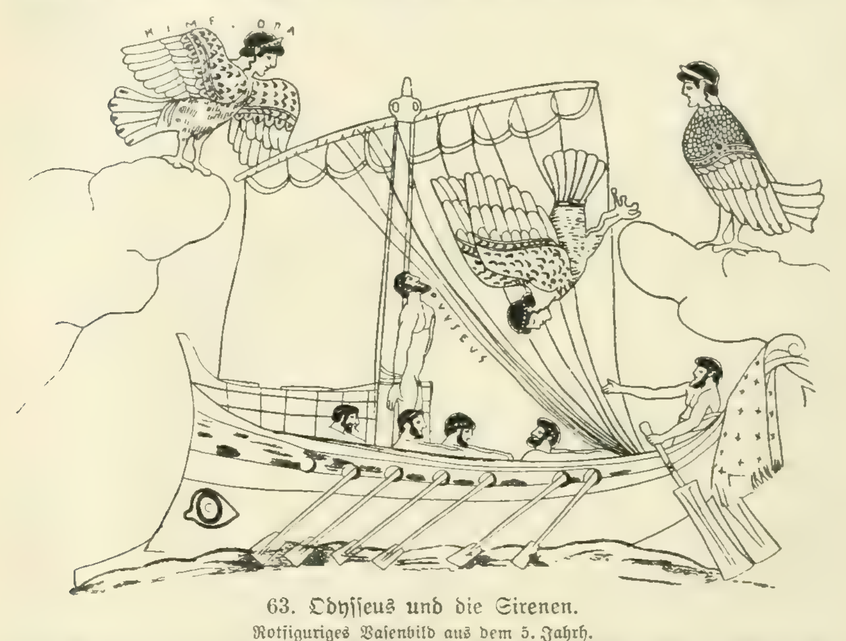
Unbeholfene Darstellung auf einer sehr frühen Kanne aus Ägina. Der Zeichner füllte alle Zwischenräume mit Sternen, Rosetten und anderen Ornamenten, er hatte, wie man sagt, den horror vacui, die Angst vor dem Leeren.

Den nächsten Halt machte Odysseus auf den Äolischen Inseln, wo Äolus, der Gebieter der Winde, mit sechs Söhnen und ebenso vielen Töchtern in prächtiger Behausung, von Flötenspiel erheitert, in ungestörter Freude lebte. Der göttliche Herrscher gewährte den Irrfahrern freundliche Herberge, und als sie von ihm schieden, überlieferte er dem Helden die feindseligen Winde in einem fest zugeschnürten Schlauche und sandte ihm einen Zephyr nach, der das Fahrzeug sanft nach der Heimat treiben sollte. Schon sahen die Männer Ithakas ragende Berge, da lösten sie neugierig, während Odysseus schlummerte, das Band des Schlauches, in dem sie Schätze verborgen glaubten. Sogleich stürmten die Winde heraus und trieben das Schiff nach der Äolischen Insel zurück. Als aber Äolus den Helden erblickte, jagte er ihn als einen vom Zorn der Götter Verfolgten von seiner Schwelle. Also fuhren die Bedauernswerten ohne Hilfe und Zuspruch weiter.

Nach sechs Tagen und Nächten gelangten sie zu den Lästrygonen, einem Volke menschenfressender Riesen, die sich auf das Schleudern gewaltiger Felsen verstanden. Nur ein einziges Schiff entging der Vernichtung. Mit ihm steuerte Odysseus weiter, bis er die Insel Ääa erreichte, wo Kirke, die zauberkundige Göttin, wohnte. Die Genossen, die er als Kundschafter nach ihrer Wohnung sandte, fanden dort seltsame Dinge. Reißende Tiere, Wölfe und Löwen, wandelten friedlich umher und blickten sie traurig an, als wollten sie vor der Einkehr warnen. Die Zauberin nahm sie freundlich auf und setzte ihnen ein schmackhaftes Weinmus vor. Kaum aber hatten sie die Speise genossen, so berührte sie Kirke mit ihrem Zauberstabe und verwandelte sie in Schweine. Nur einer der Männer war vorsichtig im Versteck zurückgeblieben, und dieser eilte nun nach dem Schiffe und berichtete, was er gesehen. Sofort machte sich Odysseus selbst auf den Weg, die Freunde zu befreien. Hermes, der ihm begegnete, gab ihm ein Kraut, das jeden Zauber unwirksam machte. Damit gerüstet, trat der Held in die Wohnung der Göttin und speiste von der berückenden Kost. Wie sie darauf auch ihn verwandeln will, dringt er mit dem Schwerte auf sie ein. Flehend umfaßt sie seine Knie. Sie erhält Verzeihung und löst den Zauber. Ein ganzes Jahr lang leben jetzt die Griechen auf der üppigen Insel in Hülle und Fülle, aller Mühsal vergessend. Als endlich die Erinnerung an die Heimat wieder wach wird, entläßt sie Kirke reich beschenkt; doch sie rät dem Helden, zunächst nach den äußersten Grenzen des Okeanos zu fahren und den Hades, die Behausung der Toten, aufzusuchen. Dort würde ihm der thebanische Seher Teiresias den Weg zur lieben Heimat und seine ganze Zukunft verkünden.

Getrieben von günstigem Fahrwind, den Kirke ihnen nachgesendet, gelangten sie bald an den Strom des Okeanos, der die Erde umflutet. Da fand der Held auch die gähnende Pforte, die zum finsteren Reich des Hades hinabführte. Nach Kirkes Anweisung grub er hier ein Loch in die Erde, schlachtete zwei schwarze Schafe und ließ das Blut in die Grube rinnen. Alsbald tauchten aus der Tiefe Jünglinge und Mädchen, Männer, Frauen und Greise, auch viele Krieger in blutgeröteten Rüstungen auf, die alle des Lebens Lust und Leid überstanden hatten. Wesenlos wie Wolken drängten sich alle nach der Grube, um von dem Blute zu schlürfen. Odysseus aber hielt sie mit gezücktem Schwerte zurück, bis der Seher Teiresias erschien, der ihm über seine fernere Fahrt und über die Heimkehr Kunde geben sollte. Vor ihm barg er das Schwert in der Scheide, und der Seher begann, nachdem er von dem Blute geschlürft, seine Weissagung: „Wisse, o Laertiade, du wirst noch weit und lange umherirren, weil dir Poseidon zürnt, dessen Sohn Polyphem du geblendet hast; doch wirst du, wenn auch spät und ohne Gefährten, deine heimatliche Insel wieder erreichen. Dort findest du des Jammers viel, denn hundert Freier bedrängen dein treues Weib, sie zu neuer Ehe zu zwingen. Sie schmausen täglich von deiner Habe, und dein jugendlicher Sohn ist allein nicht imstande, ihnen zu wehren. Wage du aber getrost den Kampf, denn Pallas Athene wird dir beistehen.“ Froh der Verkündigung, dankte Odysseus dem scheidenden Seher. Dann sah er den Schatten seiner Mutter sich nahen. Gern hätte er sie in die Arme geschlossen, aber sie war gleich einem Wolkenbild, und er griff nur leere Luft. Als sie von dem Blut getrunken hatte, erzählte sie dem Sohn, wie sie aus lauter Gram um ihn gestorben, wie Laertes nur noch kummervoll sein Leben friste, wie Penelope von den Freiern unerträglich bedrängt sei. Traurig schied sie dann von dem traurigen Sohne. Unter den Schatten, die das Opferblut in der

Grube heranzulocken schien, wandelten auch Männer, die Odysseus wohl kannte, Kameraden vom trojanischen Krieg her. Gern gestattete er ihnen, von dem ersehnten Blute zu schlürfen. Voran schritt Agamemnon, das Antlitz von herzzernagendem Gram entstellt. Er berichtete, wie schändlich sein Weib an ihm gehandelt, und pries den Odysseus glücklich, daß in züchtiger Treue Penelope auf ihn harre. Dann schwebte Achills Schatten heran und fragte nach dem Geschick des Peleus und Neoptolemos. Aias kam, noch im Tode zürnend wegen der Waffenrüstung Achills (vgl. S. 80). Und so traten noch viele zur Grube. Doch den Odysseus erfaßte bleiches Entsetzen; eilends verließ er die Stätte des Grausens und trieb die Genossen, daß sie mit kräftigem Ruderschlag das Schiff ans Licht des Tages förderten.



63. Odysseus und die Sirenen.

Rotfiguriges Vasenbild aus dem 5. Jahrh.

Odysseus ist an den Mast seines Schiffes gebunden. Die Genossen, vom Steuermann zu unermüdlicher Arbeit angehalten, rudern mit angestrengter Kraft, um bald der Gefahr zu entfliehen. Eine der „Loreleien", verdrießlich über den mißlungenen Anschlag, stürzt sich kopfüber in die Fluten. Das riesige Auge am Vorderteil des Schiffes dient zur Abwehr des bösen Blickes.

Zunächst sprachen sie nochmals bei Kirke vor und wurden von ihr mit Vorräten und guten Ratschlägen für die Weiterreise ausgestattet. Nach glücklicher Fahrt kamen sie dann zur Insel der Sirenen, die durch lieblichen Gesang die Vorüberfahrenden heranlocken und dann verderben. Kirke hatte dem Odysseus geraten, sobald die Sireneninsel in Sicht käme, die Ohren der Gefährten mit Wachs zu verkleben, sich selbst aber an den Mastbaum festbinden zu lassen. Odysseus befolgte diesen Rat und kam glücklich vorüber.

Dann fuhren sie in die Meerenge ein, die Trinakia, das heutige Sizilien, von dem Festlande scheidet. Nur Odysseus wußte, daß ihnen hier von zwei entsetzlichen Meerungetümen Verderben drohe; denn auf der einen Seite schlürfte der Strudel der Charybdis die Salzflut mit Schiffen und Menschen ein, um nach einer Weile

alles zermalmt wieder hervorzustoßen; auf der anderen Seite lauerte die sechsköpfige Skylla auf Fraß. Nach dieser Richtung ließ der unverzagte Held steuern und stand selbst auf dem Verdeck mit zwei Lanzen, das Scheusal zu bekämpfen. Vergebens! — aus verborgener Felsschlucht schoß es urplötzlich mit seinen sechs Köpfen hervor und raubte ebenso viele Männer, die es schmatzend und die Knochen zermahlend hinunterschlang.

Die Nacht zwang die Schiffer, an dem Eilande Trinakia zu landen, wo die Rinder des Helios weideten. Teiresias hatte gewarnt, sie ja nicht anzutasten, weil sonst die Heimkehr verscherzt würde. Sie enthielten sich auch anfangs der heiligen Tiere. Als aber widrige Winde sie einen ganzen Monat dort festhielten und zuletzt alle Vorräte aufgezehrt waren, schlachteten sie in der Verzweiflung, während Odysseus auf der Jagd war, einige der Rinder.

Die Strafe ließ nicht auf sich warten. Kaum waren sie wieder bei scheinbar günstigem Wetter auf dem Meere, so brach ein gewaltiger Sturm los, und ein Blitzstrahl zertrümmerte das Schiff. Nur Odysseus rettete sein Leben; er band Kiel und Mast des Schiffes zusammen und trieb so auf den Wellen. Er geriet in den Strom, den die Charybdis einschlürft; aber er faßte den vom nahen Ufer überhängenden Ast eines Feigenbaums und hing schwebend über dem klaffenden Schlund, bis im zurückkehrenden Strudel mit den eingeschluckten Wassern auch das Schiffsgebälk wieder ausgespien wurde. Er schwang sich darauf und wurde nach neun langen Tagen endlich ganz erschöpft an den Strand von Ogygia geworfen, wo die Nymphe Kalypso ihn liebevoll aufnahm.

Wie er von hier nach sieben Jahren quälenden Heimwehs endlich weiterfahren durfte und schiffbrüchig ins Land der Phäaken kam, das wissen wir bereits.

Die phäakischen Fürsten, denen Odysseus dies alles erzählte, waren natürlich nicht wenig stolz auf ihren seltenen Gast. Sie ehrten ihn durch Gastmähler und Wettspiele, sie verehrten ihm eine geräumige Truhe voll köstlicher Gastgeschenke, sie stellten ihm schließlich ein Schiff zur Verfügung, das ihn nächtlicherweile nach Ithaka brachte.

Es war Nacht, als der Held schlafend an der Küste der heimatlichen Insel ausgesetzt wurde; daher glaubte er anfangs, als er beim Morgengrauen erwachte, die phäakischen Schiffer hätten ihn in ein fremdes Land geführt. Pallas Athene mußte ihm erscheinen und die Morgennebel zerteilen, ehe er es glauben konnte, daß er wirklich daheim war. Er verbarg sorgsam sein mitgebrachtes Gut im Geklüft einer Höhle und suchte, von der Göttin in einen zerlumpten Bettler verwandelt, den wackeren Eumäos auf, der als Oberster der Hirten die zahlreichen Schweineherden des Königs unter seiner Obhut hatte. Der treue Knecht nahm den unscheinbaren Fremdling bereitwillig auf und erzählte ihm mit Unwillen von den Freiern, die täglich von der Habe seines abwesenden Herrn schmausten.

Während beide noch miteinander redeten, kehrte auch Telemachos in der Wohnung des trefflichen Sauhirten ein. Mit Hilfe der Athene war er auf der Rückfahrt von Pylos den lauernden Freiern entronnen (oben S. 88) und hier im Süden der Insel gelandet. Eumäos weinte vor Freude, als er den schönen Jüngling erblickte, um den er in Sorgen gewesen war. Er küßte ihm Angesicht und Hände und wünschte den Vater her, daß er den blühenden Sohn umarmet Odysseus aber, sein pochendes Herz bezwingend, stand vor dem vornehmen Ankömmling auf, um ihm Platz zu machen. Doch Telemach ließ es nicht zu, sondern

wartete, bis ihm Eumäos aus Strauchwerk mit darüber gebreiteter Borstenhaut einen Sitz bereitet hatte. Als sich bald darauf der Sauhirt entfernte, um der sorgenvollen Penelope die Heimkehr des jungen Helden zu melden, entdeckte sich Odysseus dem Sohne. Beide hielten sich lange umarmt und weinten vor Freude des Wiedersehens und zugleich vor Schmerz über die Schmach, welche die übermütigen Freier ihrem Hause so lange schon antaten.

Odysseus verkündigte nun dem Sohne, daß er den Tod des ganzen Schwarmes beschlossen habe. Telemach hatte Bedenken angesichts der großen Zahl der Freier, ihrer kräftigen Jugend und ihres Anhanges. Aber Odysseus beruhigte ihn mit dem Hinweis auf Athenes Hilfe.

Am folgenden Tage ging Odysseus mit dem treuen Sauhirten zur Stadt. Unterwegs begegnete ihnen der Ziegenhirt Melanthios, der ein Freund der Freier war. Er schalt den Eumäos, daß er einen lästigen Bettler in die edle Versammlung bringe, und trat voll Bosheit den verachteten Mann an die Hüfte. Geduldig ertrug Odysseus die unverdiente Mißhandlung.

Sie traten in den Vorhof des Palastes. Da lag auf dem Dung ein alter, aus Mangel an Pflege ganz verkommener Hund. Er war dem Verenden nahe; doch bewegte er Schweif und Ohren und blickte flehend auf den Bettler, als wollte er sagen: Kennst du mich nicht mehr, lieber Herr? Auch Odysseus erkannte sofort seinen treuen Argos, den er einst großgezogen hatte; er verstand auch seine stumme Sprache und hatte Mühe, seine Tränen zu verbergen, als nun der Hund, nachdem er ihm zugewedelt hatte, auf sein Lager zurücksank und starb.

Die Reisenden traten in den Saal, wo die Freier zügellos lärmten, so daß man schier den Harfenklang und die Stimme des göttlichen Sängers Phemios nicht hörte. Der Bettler setzte sich, wie es Bittenden geziemt, auf die Schwelle, aber Telemachos befahl, daß man dem Fremdling Fleisch und Weizenbrot reiche, und ermutigte ihn, bei den Gästen herum milde Gaben zu sammeln. Alle Freier spendeten dem Armen reichliche Bissen von ihrer Kost, nur Antinoos, der angesehenste unter den schmausenden Männern, bedrohte den Bettler mit Züchtigung. Als ihm aber Odysseus vorhielt, wie er dem Fremdling eine milde Gabe von dem fremden Gut verweigern könne, das ihm gar nicht gehöre, da warf ihm der unholde Mann einen Schemel an die Schulter. Die ganze Versammlung mißbilligte die schnöde Verletzung des Gastrechts, und Telemachos griff nach dem Speere, den Frevel zu ahnden; aber ein Wink des Vaters zwang ihn vorerst noch, dem Zorn zu gebieten. Bald herrschte von neuem beim Klange der Becher ausgelassenste Freude im Saale.

An der Pforte erschien jetzt ein zweiter Bettler, Iros mit Namen, den Freiern wohlbekannt und befreundet, jung und von stattlichem Wuchse. „Bettelsack", rief er voll Zorn dem Fremdling zu, „schere dich fort von der Schwelle, sonst schleppe ich dich an den Beinen hinaus und zerschlag' dir die Knochen." Doch Odysseus rührte sich nicht. Lachend umstanden die Freier die beiden Bettler und hetzten zum Streit, dem Sieger köstliche Bissen verheißend. Also gürteten sich die Kämpfer; aber wie staunten die Freier, als sie die mächtigen Glieder des Fremdlings erblickten! Der Kampf währte nicht lange. Der Held wehrte leicht die Streiche des Gegners ab; dann aber traf er ihn den Hals, daß er zappelnd zur Erde sank und ein Blutstrom ihm aus dem Munde quoll. Unter dem Gelächter der Freier schleppte er ihn an den Beinen hinaus.

Erst am späten Abend verließen die gewalttätigen Gäste den Saal. In dem weiten Raum sah sich Odysseus mit dem Sohne allein. Er deutete auf die Rüstungen rings an den Wänden, und wohl verstand ihn der Jüngling und half ihm die Waffen nach dem Söller bringen. Nachdem auch er die Ruhe gesucht hatte, verharrte Odysseus allein in der Halle und überdachte den Plan der Rache. Da trat Penelope herein mit ihren Mägden, und während diese den Tisch räumten, setzte die Herrin sich im Lehnstuhl an das Feuer und rief den Bettler zu sich. Wer und woher er sei, fragte sie ihn, und ob er nicht von Odysseus, ihrem edlen Gemahl, Kunde geben könne. Eine wohl ersonnene Mär erzählte ihr der Listenreiche, ihre wahre Gesinnung zu prüfen; sie aber gebot der treuen Schaffnerin Eurykleia, ihm als einem lieben Gast die Füße zu waschen. Eurykleia hatte den Odysseus von klein auf gepflegt und gewartet; kaum hatte sie daher die Narbe gefühlt, die einst ein Eber ihm am Knie geschlagen, da erkannte sie ihn und begrüßte voll Freude den Herrn. Der aber gebot ihr zu schweigen; und sie versprach ihm, das Geheimnis sorgsam zu wahren.

Als die Morgenröte heraufstieg, strömten auch wieder die Freier in Haufen herbei. Sie erhoben die Hände zum Mahle, und in der Halle ertönten wieder spottende Rede und schallendes Gelächter. Aber die edle Penelope überlegte, wie sie als Mutter dem Sohne es schuldig sei, sein Gut zu erhalten. Sie nahm den starken Bogen und die Pfeile, mit denen Odysseus einst gern sich geübt hatte, und trat in die Versammlung der Freier. „Weil ihr gar so unbändig mich bedrängt," sprach sie, „so versucht einen Wettkampf. Wer von euch das Geschoß meines entfernten Gemahls spannt und nach seiner Weise den Pfeil durch die Öhre von zwölf hintereinander gereihten Äxten schnellt, dem will ich als Eheweib in die Behausung folgen."

Die Doppelbeile mit ihren halbmondförmigen Ausschnitten wurden im Estrich befestigt. Penelope zog sich in die oberen Gemächer des Hauses zurück, und die Freier traten zum Wettkampf an. Wie sehr sie sich aber auch mühten, keiner vermochte den starken Bogen zu spannen. „Gebt mir doch auch das Geschoß", bat jetzt der unscheinbare Bettler, „ich war sonst nicht unerfahren im Bogenspannen und möchte versuchen, ob mir die Jugendkraft nicht ganz entschwunden ist." Heftig tobten die Freier bei diesen Worten. Aber Telemach befahl, dem Bettler den Bogen zu reichen. Der spannte die Waffe ohne Mühe und schoß den Pfeil klirrend durch die Öhre.

„Dieser Wettkampf wäre vollendet", rief der Held, indem er die Lumpen von sich warf und auf die Türschwelle sprang; „ein anderes Ziel wähl' ich mir jetzt, das noch kein Schütze getroffen hat", und gerade in die Kehle schnellte er dem trinkenden Antinoos den gefiederten Pfeil.

„Ha, ihr Hunde", rief er jetzt in den Saal, „ihr wähntet, ich kehre niemals zurück; aber jetzt seht zu, wie ihr das Verderben von euch abwehrt." Das Morden begann. Nie fehlend, versandte er Pfeil auf Pfeil in die Reihen der Freier. Telemach holte inzwischen für ihn und die treuen Hirten Lanzen und Rüstung aus der Kammer. Eine bedenkliche Wendung nahm der Kampf, als der Köcher geleert war; denn zwölf Schilde, Speere und Helme trug der listige Melanthios auch den Freiern zu, und die Geschosse flogen hinüber und herüber. Doch schließlich gelang die Niedermetzelung der Freier; nur der Herold Medon und der Sänger Phemios wurden von Odysseus verschont.

Nachdem der Saal gereinigt und mit Schwefel durchräuchert war, wurde Penelope gerufen. Sie aber erkannte den Gemahl nicht und blieb stumm von

ferne stehen. Auch als der Held sich gebadet hatte und mit glänzendem Gewande umhüllt zu ihr trat, an Wuchs und Gestalt einem Unsterblichen ähnlich, verharrte sie bei ihrem Zweifel. Sie gebot, das Bett des Odysseus in den Saal zu stellen und ihm hier das Lager zu bereiten. Dieses Bett hatte Odysseus einst eigenhändig gearbeitet; der im Boden wurzelnde Stamm eines Ölbaums bildete den einen



64. Der Freiermord.

Eine berühmte Darstellung dieser Szene kannte das Altertum von dem Maler Polygnot; einen Nachklang seines Gemäldes besitzen wir vielleicht in diesem Bild, das die Außenseite eines attischen Bechers schmückt. Jetzt in Berlin.

der vier Bettpfosten: es war unmöglich, das Bett von der Stelle zu rücken. Unmutig fragte daher Odysseus, wer den Fuß des Ölbaums abgehauen und sein kunstvolles Werk zerstört habe. An diesem Zeichen erkannte ihn die treue Gattin, schlang die Arme um ihn und küßte sein teures Haupt.

Am nächsten Morgen suchte Odysseus seinen alten Vater Laertes auf dem Lande auf und feierte auch mit ihm ein ergreifendes Wiedersehen. Durch Pallas Athene kam mit den Verwandten der erschlagenen Freier eine Versöhnung zustande, und Odysseus herrschte nun wieder wie einst im Reiche von Ithaka. —

Nach diesen Mitteilungen, welche hauptsächlich aus den beiden epischen Dichtungen der Griechen, der Ilias und der Odyssee, stammen, wollen wir von einer überraschenden Entdeckung erzählen, über welche die Gelehrten noch im Zweifel und Streit sind. Sie betrifft das Vaterland des Odysseus.

Schliemanns Ausgrabungen hatten uns gezeigt, daß den Ortsangaben in der Ilias eine noch jetzt geographisch nachweisbare Grundlage entspricht, daß auch hier, um einen Ausdruck Moltkes zu gebrauchen, was geschichtlich unwahr sein mag, örtlich vollkommen genau erscheint. Seitdem lag die Frage nahe, ob auch für die Odyssee und ihre Schilderung der westlichen Gegenden Ähnliches gelten könnte. Zwar war hier die ausschmückende Phantasie offenbar überaus tätig gewesen. Viel Wunderbares wird z. B. berichtet von dem märchenhaften Phäakenlande, von den Inseln der Zyklopen, der Kirke und der Kalypso, so daß man wohl glauben konnte, der Dichter der Odyssee habe im Anschluß an Schiffersagen eine nur in seinem Geist lebende Szenerie für seine Dichtung geschaffen. Aber noch war ja Ithaka in der Wirklichkeit vorhanden, und Reisende, welche die Insel betraten oder auch nur an ihr vorbeifuhren, schauten mit Rührung auf die Stätte, wo nach des Dichters Schilderung der mutige Dulder einst nach langer Irrfahrt das Ziel seiner Sehnsucht, die Heimat und die Seinigen, wiedersehen durfte. Aber gerade mit Ithaka wollte manches, was in der Odyssee über die Lage der Insel und ihre Umgebung berichtet wird, sich durchaus nicht in Übereinstimmung bringen lassen. Man begnügte sich meist mit der Annahme, daß der Dichter keine genaue Kenntnis von den geographischen Verhältnissen gehabt oder willkürliche Veränderungen angebracht habe.

Da trat im Jahre 1900 der Mann, der für die Ausbeutung und die wissenschaftliche Erklärung der trojanischen Ausgrabungen das meiste getan hatte, **Wilhelm Dörpfeld**, mit der Behauptung auf, das jetzige Ithaka sei gar nicht die Insel, welche die Dichtung als Heimat des Odysseus voraussetze, vielmehr denke der Dichter, wenn er Ithaka nenne, an die Insel Leukas, unter dieser Voraussetzung stimme die Schilderung der Insel und ihrer Umgebung mit der Wirklichkeit vollständig überein, in der Zeit der Entstehung der ältesten Teile der Odyssee müsse also Leukas den Namen Ithaka getragen haben. Wohl jeder, der diese Behauptung zum erstenmal hört, fühlt sich zurückgestoßen, weil sie der Überlieferung der Jahrtausende widerspricht. Aber zugestehen muß man dem kühnen Entdecker, daß bei seiner Annahme die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit tatsächlich vorhanden ist, die man für das jetzige Ithaka vergeblich suchte. Dies ausführlich darzulegen, fehlt hier der Raum. Aber einige deutlich in die Augen fallenden Tatsachen sollen mitgeteilt werden.

In der Odyssee wird eine kleine Insel, namens Asteris, erwähnt. Bei ihr lauern die bösen Freier dem Telemach auf, als er von seiner Fahrt nach dem Peloponnes zurückerwartet wird. Es muß diese Insel also auf dem Wege vom Peloponnes nach Ithaka liegen. Zudem gibt die Dichtung eine genaue Beschreibung der Insel. Es heißt, sie sei nicht groß, von ihrer felsigen Höhe habe man eine weite Umschau über das Meer, und schließlich wird eine auffallende Eigentümlichkeit erwähnt: sie hat zwei Häfen nebeneinander! Eine solche Insel ist auf dem angegebenen Wege nicht vorhanden. Schon im Altertum suchte man vergebens nach ihr, und man vermutete daher, sie sei durch irgendwelche Katastrophe verschwunden oder verändert! So stand es unter der Voraussetzung, das jetzige Ithaka sei die

Heimat des Odysseus. Dörpfeld hatte im Jahre 1900 seine neue Vermutung bereits aufgestellt und ausgesprochen, aber die Fahrt von Leukas südwärts noch nicht unter der Voraussetzung, Leukas sei das alte Ithaka, gemacht. Nun fand die damals übliche, von ihm geleitete Inselreise statt, auf welcher griechische Inseln und Küstenplätze besucht wurden, wo wichtigere Altertümer sich befanden. Ich hatte das Glück, diese Reise mitmachen zu können. Auf einem von Dörpfeld gemieteten griechischen Dampfer, der unter deutscher Flagge fuhr, waren viele Philologen und Archäologen vereinigt aus verschiedenen Nationen, welche damals in friedlichem Wetteifer um die Erforschung des Altertums sich bemühten. Wir



64 a. Leukas.

kamen, von Leukas südwärts fahrend, an die Insel Arkudi, landeten, bestiegen die Höhe und fanden nun zu unserer Überraschung alles und jedes, Lage und Beschaffenheit, in genauer Übereinstimmung mit den Angaben der Dichtung. Auch die zwei nachbarlichen Häfen fehlten nicht! Sie werden im Osten der Insel durch eine schmale, vorspringende Landzunge gebildet, und noch jetzt dient je nach dem Winde der eine oder der andere den Schiffen als Zufluchtsstätte. Das war eine augenscheinliche Bestätigung der Vermutung Dörpfelds.

Es kommen noch manche Einzelheiten hinzu. Der treue Hirt des Odysseus, Philoitios, muß den übermütigen Freiern Schlachtvieh vom Festland bringen. Fährleute besorgen die Überfahrt. Diese — so heißt es weiter — leisten denselben Dienst allen Menschen, die auf ihrer Wanderung zu ihnen kommen. Ist das verständlich, wenn die Insel des Odysseus, wie das jetzige Ithaka, weit vom Festland entfernt liegt? Leukas aber ist nur durch einen schmalen Sund vom Festland getrennt.

Ähnlich ist es mit folgender Tatsache. Dreimal werden in der Odyssee Ankömmlinge auf Ithaka von Einheimischen gefragt: „Wie war die Seefahrt? Wem gehört das Schiff, mit dem du fuhrst? Denn wir können doch nicht annehmen, daß du zu Fuß gekommen bist.“ Wenn diese Frage auf dem jetzigen Ithaka ausgesprochen wurde, konnte bei der weiten Entfernung der Insel vom Festland der begründende Zusatz nur ein frostiger Scherz sein, der weder dem Dichter gemäß war, noch in die betreffenden Situationen paßte, und schließlich kaum eine Wiederholung vertrug. Auf Leukas gesprochen, ist nichts natürlicher. Denn die Landreise war dort möglich. Die kurze Überfahrt vom Festland nahm der Landreise nicht ihren Charakter, ebensowenig wie etwa die Überfahrt über den Bosporus einer Reise nach Kleinasien, wenn man bis Konstantinopel mit der Bahn gefahren ist.

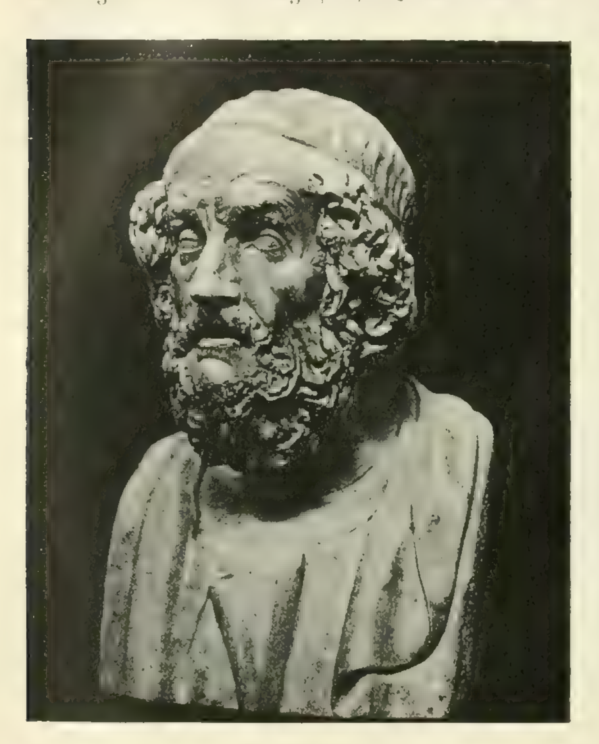
Nehmen wir also an, daß für die Odyssee Leukas die Heimat des Odysseus ist, so bleibt zunächst auffallend, daß von der ursprünglichen Benennung der Inseln im Altertum keine Spur übriggeblieben war und deshalb die betreffenden Stellen der Dichtung unverstanden blieben. Man muß aber bedenken, daß bei den Völkerwanderungen der alten Zeit die bisherigen Bewohner von ihren Besiegern meist vollständig unterdrückt, oft auch zur Auswanderung gezwungen wurden. Dann verschwanden sie in den alten Wohnsitzen gänzlich. Was an sie erinnern konnte, wurde ausgerottet. Denn die Nachkommen der neuen Ansiedler sahen gern auf eine möglichst lange Dauer ihres Besitzes zurück, ja fühlten sich am liebsten als Autochthonen. Die Ausgewanderten aber nahmen, wie ihre Götter, so auch ihre Ortsnamen mit in die neue Heimat. Tatsächlich hat die dorische Wanderung auch nach Leukas neue Bewohner gebracht.

Mit der Leukas-Ithaka-Hypothese hängt die im besonderen sogenannte „Homerische Frage“ eng zusammen. Diese hat bekanntlich, seitdem im Jahre 1795 der Philologe Friedrich August Wolf sein Buch über die Entstehung der homerischen Gedichte geschrieben hatte, die wissenschaftliche Welt bewegt, ohne eine endgültige, allgemein befriedigende Antwort zu erhalten.

Schon im Altertum hatte man manche Ungleichheiten und Widersprüche in der Ilias und in der Odyssee und bei der Vergleichung der beiden Epen bemerkt. Man beruhigte sich dabei, einzelne Stellen für spätere Einschiebsel zu erklären. Man hielt fest an der Verehrung des einen Dichters, obwohl man nichts Sicheres über seine Person und sein Leben wußte und sieben Städte sich um den Ruhm stritten, seine Geburtsstadt zu sein.

Noch jetzt stehen recht verschiedene Ansichten neben- und gegeneinander. Gewiß verdanken die Epen nicht in der Weise, wie etwa moderne Dichtungen, einem Dichter ihren Ursprung. Die Verschiedenheiten sind so groß, daß auch mit der Ausschaltung einzelner Stellen das Rätsel nicht gelöst wird. Wir müssen mit einer allmählichen Entstehung rechnen, und zwar reichen die Anfänge in eine sehr frühe Zeit zurück. Singt doch schon in der Odyssee der blinde Sänger Demodokos von den Taten der Helden, die um Troja kämpften! Auch aus anderen Stellen der Epen ergibt sich, daß man für die Zeit der besungenen Heldentaten die Pflege des Heldenliedes voraussetzte. Wir dürfen also annehmen, daß schon in jener Zeit, die wir jetzt die mykenische nennen, Ruhmestaten der Helden ihre dichterische Verklärung fanden, und daß die Anfänge der Dichtungen, die später in den beiden

großen Epen ihre Vollendung fanden, so früh entstanden, daß auch jene ursprüngliche Inselbenennung in ihnen erhalten bleiben konnte. Die Umgestaltungen aber waren gewiß eingreifend und umfangreich, so daß der geschichtliche Kern nicht festgestellt werden kann. Denn Jahrhunderte vergingen, bis die uns überlieferten Dichtungen in ihrer endgültigen Gestalt aufgeschrieben wurden. Mit den Völkern wanderten auch Sagen und Lieder vom Mutterlande in die äolischen und ionischen Kolonien an der kleinasiatischen Küste. Inhaltlich und sprachlich wurden sie umgeformt und weiter gebildet. Die Menge solcher Heldenlieder war unerschöpflich. Einzellieder waren es, die ohne Schrift von Mund zu Mund durch herumziehende Sänger, die man Rhapsoden nannte, verbreitet wurden und überall in griechischen Landen andächtige Zuhörer fanden. Aber wie kam es nun, daß aus dieser Fülle zwei größere Werke erwuchsen und so hervorragten, daß neben ihnen alles andere zurücktrat, ja zum Teil spurlos verschwand? Das ist nicht anders zu erklären, als durch die Annahme überragender Dichterkraft.



65. Homer.
Marmorbüste im Museum zu Neapel.

Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß unter der Schar der „Homeriden" — denn auch diesen Namen legten sich die Rhapsoden bei — ein Dichterfürst auftrat, welcher die geniale Tat vollzog, den Einzelliedern einen zusammenfassenden Mittelpunkt zu schaffen. Ihn können wir als den Homer unter den Homeriden bezeichnen. Ob er beiden Epen, den Gesängen vom „Zorn des Achill" und von der „Heimkehr des Odysseus", Idee und Grundlage schuf oder nur dem ersten, das wissen wir nicht. Aber gewiß war mit seiner Tat die Entwicklung der Epen nicht abgeschlossen. Wie die Homeriden vorher an den Einzelliedern gearbeitet hatten, so taten sie es später an den Epen bis zu ihrer abschließenden Gestaltung. So war jener größte unter den griechischen Sängern der Erbe einer reichen Vergangenheit und der Anfänger einer neuen Entwicklung, die zur Vollendung führte.

In gewissem Sinne sind wir also in Übereinstimmung mit den Griechen, die an der Verehrung des einen Homer festhielten. Ihnen galt er als der Heros unter den Dichtern, dem keiner gleichkam, keiner gleichkommen konnte. Als man nun in späteren Zeiten auch nach den Bildern großer Persönlichkeiten fragte, da traten Künstler auf, welche die nicht überlieferten Züge so zu gestalten versuchten, wie sie glaubten, daß es dem Charakter jener Männer und ihrer Bedeutung entspräche. Da entstand auch jene herrliche Homerbüste, die uns in vielen antiken Nachbildungen erhalten geblieben ist (s. Abb. 65). Es ist der Kopf eines Blinden. War doch auch Demodokos, der am Hof des Königs Alkinous die Taten des Odysseus besang, ein blinder Greis. In der Büste aber ist die Blindheit zu einem Mittel geworden, den Eindruck geistigen Schauens zu erzeugen. Die Runzeln und Falten im Antlitz des Greises sind Zeugnisse eines Lebens, das reich gewesen sein muß an ernsten, in der Tiefe der Seele empfundenen und durchlebten Erfahrungen, und die Blindheit ist fast eine Notwendigkeit. Denn der Sinn dieses Mannes ist abgekehrt von den sinnlichen Wahrnehmungen und hingewendet auf das Unsichtbare, ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Neben Homer steht als ältester Dichter der Griechen Hesiod. Aber während bei Homer sonnige Klarheit herrscht und eine reizvolle Anmut die Erzählung adelt, finden wir bei dem böotischen Dichter den ernsten Ton eines von harter Arbeit und trüben Lebenserfahrungen bedrückten Mannes, der in der Poesie Entlastung seiner Seele sucht und Heilung für die Gebrechen der Zeit anstrebt.

Hesiod war der Sohn eines aus Kyme in Kleinasien nach Böotien gewanderten Bauern; beim Weiden der Schafe am Abhange des Helikon erschienen ihm die Musen und verliehen ihm die Dichtergabe. Sein Lied vom Ursprung der Götter, mit griechischem Namen Theogonie genannt, ist der Versuch einer zusammenhängenden Götterlehre, worin er sich mehr als Theologe denn als Dichter betätigte. Noch entfernter von der sonnigen Poesie Homers ist sein Gedicht „Werke und Tage". Es zeigt uns den Dichter im Rechtsstreit mit seinem Bruder Perses; vom bestechlichen Adel, der ihm den Rechtsschutz versagte, legt er Berufung ein an die Menge, damit sie ihm zu dem Seinigen verhelfe. Daran reiht er Ermahnungen an seinen Bruder und empfiehlt ihm, nicht durch Rechtsstreit und Betrug, sondern durch redliche Arbeit als Landwirt oder Seemann sein Brot zu verdienen. Hesiod zeigt sich in diesem Gedicht in offenem Widerstreit gegen den herrschenden Adel, sittlich entrüstet über die Schlechtigkeit der Welt; er zeigt sich als ausgeprägter Charakter, und so beginnt mit ihm jene glänzende Reihe selbständiger Persönlichkeiten, an denen die griechische Geschichte reicher ist als irgendeine andere.

Von Hesiod stammt auch die Mythe von den verschiedenen Zeitaltern der Menschheit. Das älteste, zu Kronos' Zeiten, wird von ihm als das goldene bezeichnet. Die Menschen lebten dazumal wie die Götter in ewiger Jugend und Heiterkeit, und nahte endlich der Tod, so kam er über sie wie ein Schlummer. Nach dem goldenen schuf Zeus ein silbernes Geschlecht; es war dem vorhergehenden weder an Geist noch Körper ebenbürtig. Dem dritten oder ehernen Zeitalter lag ausschließlich Krieg und Blutvergießen am Herzen. Mit riesigen Gliedern und großer Kraft waren diese Menschen ausgestattet. Durch ihre eigene Gewalttätigkeit gingen sie schließlich zugrunde. Es folgte das Geschlecht der gott-

ähnlichen Heroen, und auf diese endlich das eiserne Zeitalter. Es ist die Zeit des Dichters! Schlimm sind die Zustände, kein Recht gilt mehr, keine Gottesfurcht. Übeltäter und Empörer stehen in Ehren. Besonders aber klagt der Dichter über die Auflehnung der Jugend gegen Recht und Herkommen. Ihren Eltern machen sie Vorwürfe, alles glauben sie besser zu wissen. Mit bitterem Humor fügt er hinzu, mit der Zeit würden die Kinder wohl gar mit grauen Haaren zur Welt kommen! Dann aber müsse Zeus eine neue Sintflut schicken! Doch nicht ganz ohne Hoffnung entläßt uns der Dichter, denn er bezeugt: Mit dem Üblen gemischt kommt doch auch Gutes zum Vorschein!

Wertvolle Weisheitssprüche finden wir bei Hesiod. Da heißt es: „Toren wissen es nicht, daß die Hälfte mehr als das Ganze!" Bei dem Dichter ist diese Paradoxie eine Warnung vor der Habsucht: Begnüge dich mit wenigem, das du beherrschen und benutzen kannst. Wir mögen das Wort auch anwenden auf geistige Güter und uns vor Zersplitterung warnen lassen, so wie Goethe es tut in den Worten: „Eines recht wissen gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen." — Zwei andere Aussprüche des Hesiod lauten: „Schweiß vergießen muß jeder — das ist der Unsterblichen Wille — wenn er den steilen Weg zur wahren Tugend emporstrebt." „Keine Arbeit schändet, doch Trägheit macht uns verächtlich." Auch hier erinnern wir uns eines Wortes in Goethes Tagebüchern: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit." — Fleißig sind zwar die Griechen geblieben, aber darin wichen sie später von Hesiod ab, daß sie die Handarbeit geringschätzten und nicht für würdig eines freien Mannes hielten. So sagt Otfried Müller mit Recht: „Man fühlt sich, wenn man Hesiod liest, in ein einfaches Zeitalter versetzt, wo auch der Wohlhabende es nicht verschmäht, die Arbeit seiner eigenen Hände an die Erhaltung seines Wohlstandes zu setzen und die Sorge für den Unterhalt noch nicht das Unedle hat, wie bei den späteren Griechen, die aus Landwirten zu lauter Politikern geworden waren."

III. Die Religion der alten Griechen.

Schiller hat in seinem Liede von den Göttern Griechenlands die Herrlichkeit der olympischen Götterwelt gepriesen und einer materialistisch nüchternen Weltanschauung gegenübergestellt, die nur eine „entgötterte Natur" kennt. Wirklich hat das griechische Volk in seinen Göttern Gestalten geschaffen von wunderbarer Schönheit, die es wert sind, unsterblich im Liede zu leben, nachdem sie im Leben untergegangen sind.

Aber noch mehr müssen wir den griechischen Genius bewundern, wenn wir einen Blick in die griechische Religionsgeschichte tun, wenn wir beobachten, wie aus rohen und grausigen Anfängen allmählich ein Aufstieg zu reineren und edleren Vorstellungen von der Gottheit und ihrer Einwirkung auf die Menschheit



66. Der Omphalos zu Delphi.

Von einem Relief aus Sparta. Die Adler, die neben dem Omphalos sitzen, beziehen sich auf eine delphische Tempellegende, wonach Zeus, um den Mittelpunkt der Erde festzustellen, zwei Adler von den entgegengesetzten Enden der Welt ausfliegen ließ: beim Omphalos oder „Nabelstein" zu Delphi trafen die Vögel zusammen und bezeichneten die Orakelstätte als „Nabel" oder Mittelpunkt des Weltalls. Ihre goldenen Abbilder standen seitdem zu seiten des Omphalos im delphischen Heiligtum.

führte. Zwar finden wir auch in dieser besseren Zeit noch manches Unvollkommene und Unwürdige. Aber eine gerechte Beurteilung wird durch die Vergleichung mit den früheren Zuständen weniger Ursache finden, das Bedenkliche hervorzuheben, als anzuerkennen, wie durch die zunehmende Gesittung und durch die Arbeit tiefsinniger und edler Geister, besonders der Dichter, Philosophen und Künstler, Fortschritte gemacht sind, die wir als reformatorisch bezeichnen dürfen.

Noch heute können wir feststellen, daß, wie andere primitive Völker, auch die Griechen ursprünglich einem rohen Fetischismus gehuldigt haben. Leblose Gegenstände, Steine und Bäume, genossen religiöse Verehrung. Spuren davon haben sich in spätere Zeit gerettet. So wurde in Delphi ein heiliger Stein gezeigt, der als „Nabel der Erde" bezeichnet wurde und ihr Mittelpunkt sein sollte (s. Abb. 66). Eine heilige Eiche war in Dodona, aus derem Rauschen im Winde die Priester des Gottes Stimme zu hören glaubten.

Auch daß einst Götter in Tiergestalt verehrt wurden, bekunden manche Sagen. Da erscheint z. B. Zeus in der Gestalt eines Stieres in der Sage vom Raube der Europa. Ein anderes Zeugnis liegt in der Tatsache, daß den einzelnen Göttern bestimmte Tiere geweiht sind und als ihre Begleiter erscheinen. So ist der Adler der Vogel des Zeus, die Taube ist der Aphrodite heilig, die Eule der Athena und die Schlange dem Asklepios. Auch manche seltsame Beiworte der Götter — man denke an die „kuhaugige" Hera — erklären sich so.

Aber das waren unbedeutende Reste überwundener Vorstellungen. Auf der höheren Stufe, die wir besonders in den homerischen Gesängen kennenlernen, erscheinen die Götter ganz menschenähnlich, nur schöner, größer, machtvoller als die Menschen. Nach seinem Bilde erschuf der Grieche seine Götter, aber er hob sie weit über die irdischen Schranken empor und freute sich, wenn es den Künstlern gelang, den Eindruck überirdischer Herrlichkeit in den von ihrer Hand gebildeten Gestalten zu erzeugen. So war es vor allem das Zeusbild des Phidias zu Olympia, in welchem fromme Beschauer eine Offenbarung göttlicher Würde, Macht und



67. Das Zeusbild des Phidias.
Abbildung auf einer unter Hadrian geprägten Münze von Elis.



68. Der Zeuskopf. Nach Phidias.
Abbildung auf einer Münze von Elis.

Gnade fanden. Man sagte, dem Künstler habe bei seinem Werke die Stelle der Ilias vorgeschwebt, wo Zeus der bittenden Thetis durch ein sanftes Neigen des Hauptes Gewährung zuwinkt. Aber bei dieser linden Bewegung des Gottes erbebte der ganze Olympos! Das wollte Phidias mit den Mitteln seiner Kunst zum Ausdruck bringen. Sein Zeus schaute von seinem erhabenen Thron herab den Besucher des Tempels gnädig an, aber zugleich Ehrfurcht gebietend. Hoch ragte die mächtige Gestalt fast bis zur Decke empor, und man fühlte: wenn die mächtige Gestalt im Zorn von ihrem Sitze sich erhöbe, so würde der ganze Tempel zersplittern. Auch der bildende Künstler hatte also zur Vertiefung der Religion beigetragen, und das Anschauen seines Werkes war für den Empfänglichen geradezu ein religiöses Erlebnis. Man wallfahrtete nach Olympia, um es zu sehen, und bedauerte den, der nicht wenigstens einmal im Leben dieses Glückes teilhaftig wurde. Dio Chrysostomus, der im zweiten Jahrhundert nach Christus lebte, sagte in einer in Olympia gehaltenen Rede: „Auch wessen Seele ganz belastet ist von der Not und Mühsal des Lebens, so daß sogar der Schlummer ihn flieht: vor diesem Bilde vergißt er all sein Leid und seine Seele findet Ruhe".

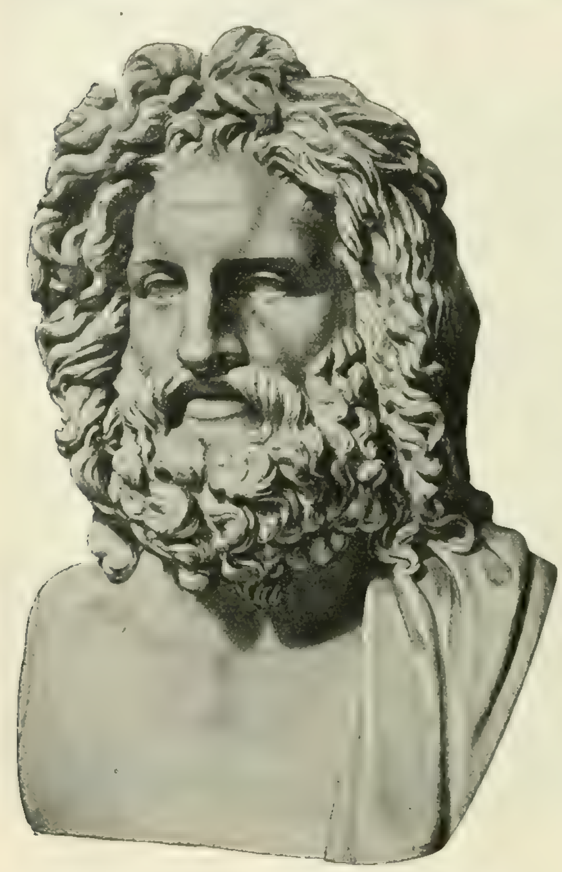
Wir sehen, die menschliche Gestaltung des Bildes der Gottheit war ein Riesenfortschritt im Unterschied von den vorherigen Stufen. Menschlicher wurde zugleich auch die Art der Verehrung, die die Götter verlangten. Die Menschenopfer hörten auf. Daß Tieropfer an die Stelle traten, dafür gibt die Iphigeniensage einen



69. Beethoven von Klinger.
Im Museum zu Leipzig.
Hier wiedergegeben, weil dem Künstler, als er dieses große Bildwerk schuf, das Zeusbild des Phidias in Olympia vorschwebte.

anschaulichen Beweis. Um die Göttin zu versöhnen, führte Agamemnon seine Tochter zur Opferung an den Altar der Artemis. Aber nur scheinbar erlitt sie den Tod. Eine Hirschkuh, von der Göttin gesandt, trat an ihre Stelle. Iphigenie wurde entrückt nach Tauris, wo sie als Priesterin lebte, bis ihr einst eine glückliche Heimkehr beschieden war (s. S. 69).

Milder wurden die Sitten der Menschen, und milder wurden auch ihre Götter. Denken wir an die Ablösung der Blutrache. Daß der Ermordete als sein Recht die Tötung des Mörders verlange, war allgemeiner Glaube. Aber wenn nun der Mörder seine Strafe erlitten hatte, so verlangte sein Tod dieselbe Sühne. Für seine Angehörigen war der Vollzug der Rache eine heilige Pflicht. So folgte Mordtat auf Mordtat, und ganze Geschlechter wurden vernichtet. Erinyen hießen die furchtbaren Dämonen, welche erbarmungslos den Täter verfolgten. Als aber durch gesetzliche Ordnungen und durch religiöse Sühnungen die Blutrache geregelt und abgelöst wurde, da wandelte sich auch der Charakter der Rachegöttinnen, und die Erinyen wurden zu Eumeniden, d. h. zu gnädigen Gottheiten.



70. Zeus von Otricoli.
In Otricoli (am Tiber oberhalb Roms) gefunden, jetzt im Museum des Vatikan. Das am besten erhaltene Bild des Zeus, aber nicht vor der Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden.

Wenn nun aber den Göttern Menschengestalt verliehen war, so hatte das auch eine höchst bedenkliche Folge. Denn auch die Schwächen der Menschen und ihre Laster wurden ihnen zugeschrieben. Konnte doch mit Recht der philosophische Dichter Xenophanes Homer und Hesiod vorwerfen, daß sie von den Göttern vieles erzählten, was Schande bringt, wenn Menschen es tun. Bei dem großen Einfluß der homerischen Dichtung konnte es nur allmählich gelingen, das Bild der Götter von solchen Flecken zu reinigen. Aber viele Edle bemühten sich ernstlich darum. Sie waren gesinnt, wie es Goethe seine Iphigenie aussprechen läßt: „Der

mißversteht die Himmlischen, der sie blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur die eignen grausamen Begierden an." Wohl drang nicht überall die edlere Auffassung der Gottheit durch. Es war gar zu bequem, für eigene Übeltaten in ähnlichen Vorgängen, wie sie von den Göttern berichtet wurden, Entschuldigung und Rechtfertigung zu finden. Aber gewiß war es nicht wirkungslos, wenn Euripides auf der Bühne die Worte sprechen ließ: „Wenn Götter gottlos handeln, so sind das keine Götter!"



71. Artemis.
(Früher als Hera bezeichnet). Neapel.

Weit verbreitet war der Glaube, daß die Götter großes Glück den Menschen nicht gönnten. Uns ist diese griechische Vorstellung vom Neid der Götter durch Schillers Gedicht vom Ring des Polykrates geläufig. Aber Plato lehrte, daß die Götter, frei von Neid, nur gute Gaben verliehen, und daß gerecht ihr Walten sei. Gewiß beruhte jene die Götter herabsetzende Anschauung auf der Beobachtung, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Sterblichen beschieden ist, und wohl auch auf der Erfahrung, daß dauerndes Wohlergehen die Menschen leicht übermütig macht und dann der Hochmut vor dem Fall zu kommen pflegt.

Besonders verletzend für unser Gefühl ist es, wenn in den griechischen Göttersagen nicht selten Götter als Verführer auftreten. Doch darf man dabei nicht verkennen, daß dergleichen in der Regel nur solchen Menschen begegnet, die an sich schon zu schlimmen Taten geneigt sind, so daß die Verleitung bereits als Strafe für die üble Gesinnung aufgefaßt werden kann. So ist es z. B. bei dem Trojaner Pandaros, den in der Ilias Athene in der Gestalt eines Kameraden während des Waffenstillstandes auffordert, auf Menelaos aus dem Hinterhalt einen Pfeil abzuschießen. Er ist sogleich dazu bereit und zeigt sich auch sonst leichtfertig und übermütig. An Achill, Hektor oder Diomedes wäre kein Gott mit einer solchen Aufforderung herangetreten.

Auch gegen die Vielgötterei erheben sich manche Stimmen. Schon Äschylos preist in seinen Chorliedern die Macht und Güte des Zeus, des Vaters der Menschen und Götter, so andachtsvoll, daß neben ihm die andern Götter fast verschwinden. Ja, was noch mehr ist, er macht den Zeus zu einem Hüter der Gerechtigkeit und Tugend. „Zeus führt die Menschen zur rechten Einsicht, und durch das Leid erzieht er sie." So schildert der Dichter des Gottes Walten. Was nach der Sage in seinem Handeln diesem Sinne widerspricht, gehört der Vergangenheit an. Es ist also auch in der Götterwelt ein Fortschritt zum Guten geschehen, und der Menschen Aufgabe ist es, in ihrem Dienste auf Erden in gleichem Sinne zu wirken.

In den ältesten Zeiten fühlte sich der Grieche von unzähligen göttlichen Einzelmächten umgeben. Unbelebtes gab es für ihn nicht. „Alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur.“ Aber es regte sich das Bedürfnis, die überirdische Macht über das Einzelne zu erheben, sie größer und infolge davon einheitlicher zu schauen. So kam Zusammenhang und Ordnung in das unübersehbare Gedränge göttlicher Kräfte, und besonders wurde der künstlerische Drang der Griechen, das Verlangen nach plastischer Ausgestaltung wirksam. Allmählich entstand eine Göttergeschichte und ein Götterstaat. Durch die homerische Dichtung, welche die Bedeutung fast einer griechischen Bibel erlangte, gewannen die in ihr waltenden Götter allgemeine Anerkennung, wenn auch neben ihnen die Einzelgottheiten in den verschiedenen Landschaften fortlebten. Neben Homer gewann der böotische Dichter Hesiod durch seine Göttergeschichte, die Theogonie, großen Einfluß.



72. Athene in ernsten Gedanken.

Auf der Akropolis gefundenes Relief, das der Manier des Phidias in seiner frühesten Zeit entsprechen dürfte. Die Bedeutung dieses Bildwerkes würde sich aus der Bemalung des Pfeilers ergeben, wenn sie erhalten wäre. Vielleicht war die Göttin als Hüterin der Gesetze dargestellt, vielleicht war der Pfeiler als Denkmal eines gefallenen Helden bezeichnet.

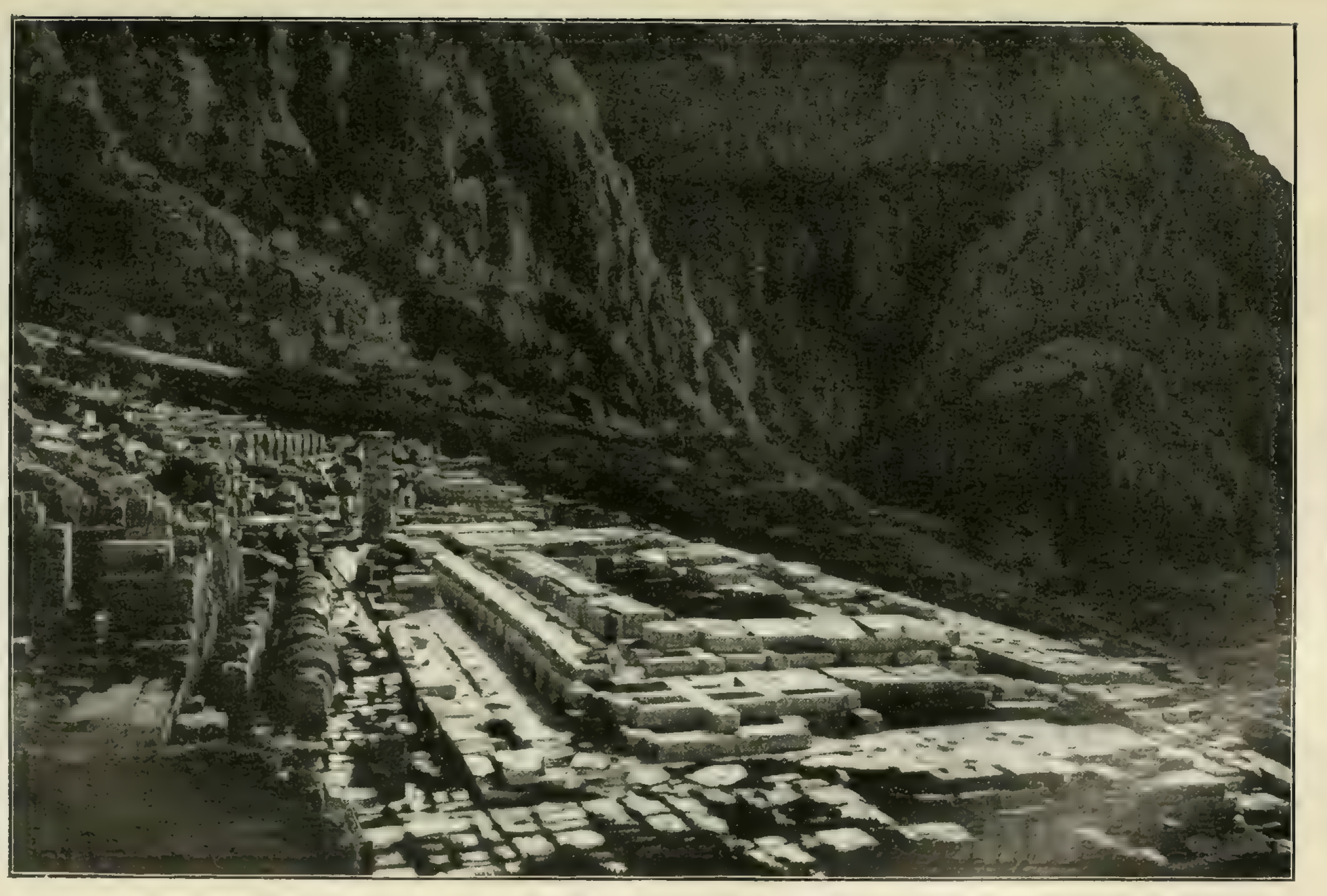
Nach griechischer Anschauung war die Welt immer vorhanden, aber ursprünglich als Chaos, als eine wüste Masse. Das Verdienst der Götter ist es, daß sie Ordnung schufen, daß aus dem Chaos ein Kosmos, eine geordnete Welt, wurde. Das konnte nur allmählich gelingen. Drei Göttergeschlechter folgten aufeinander, an ihrer Spitze stehen nacheinander Uranos, Kronos und Zeus. Auflehnung und Umsturz ist die Ursache dieses Wechsels. Viel wissen die Dichter zu erzählen von dem Kampf des Zeus und seiner Söhne gegen die Titanen und Giganten, die Anhänger des früheren Göttergeschlechts. Sie wollen Berge aufeinander türmen, den Ossa auf den Pelion, um den Olymp, den Sitz der neuen Götter, zu erstürmen. Aber sie werden bezwungen und in die Tiefe des Tartarus verbannt.



73. Thronende Göttin (vielleicht Demeter) aus Unteritalien (Anfang des 5. Jahrhunderts).
Erworben 1915 für das Berliner Museum durch freiwillige Beiträge.



74. Apollon vom Belvedere.
Das Original war wohl Bronze. Die Linke hielt den Bogen, die Rechte war ursprünglich weniger theatralisch ausgestreckt. Beachte die überzierliche Frisur des stolz erhobenen Hauptes, die Pracht des ausgebreiteten Mantels, die kunstvollen Sandalen. Man denkt an Leochares (s. Abb. 189) als Meister des Werkes.



75. Trümmer des Apollon-Tempels in Delphi.

Gesehen von Westen gegen Osten. Nur noch die Fundamente und das Plattenpflaster ringsum sind erhalten. Im Hintergrund die Phädriaden (Schimmerfelsen) und die Kastalische Schlucht.

Zeus führt nun die Herrschaft. Er wird bei allen Griechenstämmen als oberster Gott verehrt. Er thront auf jedem ragenden Berggipfel, er ist der Wolkenkönig, der im Regen segnet, im Gewitter gewaltig einherschreitet. Er führt als Schild die Ägis, zu deutsch das Ziegenfell, ein Bild der Wetterwolke, aus der die Blitze fahren. Im Falle anhaltender Dürre wird er durch allerhand Zauberformeln bestürmt, die von bösen Dämonen entführten Regenwolken wieder zur Stelle zu schaffen und das lechzende Erdreich zu segnen. Zeus waltet nicht bloß in der Natur, er waltet auch in der sittlichen Welt. Alle rechtliche Ordnung erfreut sich seines mächtigen Schutzes; er beschirmt den Eidschwur, den Gastfreund, er ahndet jeden Frevel. Er ist Vater und Erzeuger der Götter und Menschen, und ihr Schicksal ruht in seiner Hand. Seinen Willen tut er im Blitz und Donner und durch seine heiligen Vögel, die Adler, kund; auch in Träumen offenbart er sich den Sterblichen, und im Rauschen des Eichbaums, im Echo der Höhlen und Bergschluchten vernahm man seine Gottesstimme.

Neben Zeus thront im Olymp seine Gattin Hera, die Himmelskönigin und die Beschützerin der Ehe. Argos im Peloponnes ist die Hauptstätte ihrer Verehrung.

Näher noch als Hera steht dem Göttervater seine jungfräuliche Tochter Pallas Athena. Sie schwingt gleich dem Vater den Blitz, sie führt wie er die Gewitterwolke, die Ägis. Durch einen Hammerschlag des Hephästos wurde sie aus dem Haupt des Zeus entbunden: sie verkörpert seine Weisheit. Sie ist es, die den Menschen klugen Rat erteilt, die zu allen Künsten und Handfertigkeiten sie anleitet. Der Ölbau ist ihr heilig. Von jeher dachte man sie sich auch kriegerisch: in voller Wappnung war sie dem Haupt des Vaters entsprungen. Sie vereint im Kriege Besonnenheit mit Heldenmut. Ares dagegen ist der stürmische Gott des Schlachtengetümmels und als solcher oft ein Gegner der Athena. Auch Apollon ist ein Sohn des Zeus. In ihm verehrte man vor allem den Gott des Lichtes und des Sonnenlichtes im besonderen. Man dachte ihn sich mit Bogen und Köcher und in seinen raschen Geschossen die Sonnenstrahlen verkörpert. Mit denselben Geschossen sandte er gelegentlich auch hinraffende Pest und plötzliches Sterben. Doch das Milde und Hilfreiche überwiegt, und so ist denn der Heilgott Asklepios der Sohn Apollons und ein Teil seines eigensten Wesens. Besonders wichtig aber sind seine Orakel. Als „Prophet des Zeus" verkündet er die Wahrheit und den Willen seines Vaters. Apollinische Orakelstätten gab es in Kleinasien, auf Kreta und Delos, vor allem aber in der phokischen Bergstadt Delphi. In dem von allen Seiten eingeschlossenen Gebirgstal, wo das Echo schaurig von senkrechten Gebirgswänden widerhallt, wo in dem unzugänglichen Geklüfte große Adler in Menge ihre Horste haben und in tiefen Gebirgsspalten Wasserrunse tosend niederstürzen, wurden schon früh in den Menschen fromme Schauer geweckt. Häufige Erdbeben, die von den Felswänden loses Gestein donnernd zur Tiefe führten, erhöhten das Unheimliche der Örtlichkeit. Aus einer Erdspalte drangen betäubende Schwefeldämpfe. Hier nahm die Pythia, die erlesene Priesterin des Gottes, auf heiligem Dreifuß Platz, hier ließ sie von den Schwefeldämpfen sich betäuben; die abgerissenen Worte aber, die sie in solchem Zustand ausstieß, wurden von Priestern aufgefangen und daraus die Orakelsprüche zurechtgemacht. Immer mehr wurde es Brauch, bei wichtigen Unternehmungen zuvor des delphischen Gottes Rat einzuholen und sich dann durch

kostbare Gaben für guten Rat erkenntlich zu erweisen: schon in homerischer Zeit sammelten sich hinter „der steinernen Schwelle des Verkündigers" fabelhafte Schätze. Im 7. Jahrhundert war Delphi der religiöse Mittelpunkt für ganz Hellas; ja selbst aus Lydien und Phrygien und aus dem fernen Etrurien schickten die Könige um Rat nach dem delphischen Orakel.

Dem strahlenden Licht des Tages steht das milde Licht der Nacht gegenüber, dem Apollo seine jungfräuliche Schwester Artemis. Sie wird als schöne, hochgeschürzte Jägerin gedacht, die mit den Nymphen jagend durch den Bergwald streift und doch zugleich das Wild beschirmt und sein Gedeihen fördert. Gleich dem Bruder führt auch sie Bogen und Pfeile; sendet er den Männern plötzlichen Tod, so Artemis den Frauen.

Neben diesen beiden Lichtgottheiten gab es noch zwei besondere Götter für Sonne und Mond, den Helios und die Selene. Ja selbst die Morgenröte fand in der „rosenfingrigen" Eos ihre göttliche Verkörperung.

Hermes, der Sohn des Zeus von der Atlas-Tochter Maia, galt vorzüglich als Götterbote, als Förderer der Gewerbe und Geschäfte, des Handels und Verkehrs und ward daher von Kaufleuten und Schiffern als Verleiher des Reichtums angerufen. Ferner stand er der Redekunst und Gymnastik vor, war Hüter der Grenzen und Straßen und endlich der Totenführer auf dem Wege in die Unterwelt. Während alle anderen Götter die Nähe des Todes scheuten und den Sterbenden verließen, mochten sie auch sonst ihm gewogen sein, geleitete dieser Sohn des Zeus ihn in den Hades. Er verband die Oberwelt mit der dunklen Tiefe. Man errichtete ihm sogenannte Hermensäulen, kleine, viereckige Pfeiler mit Hermes-Kopf, die man an Straßen, öffentlichen Plätzen und an den Türen der Häuser aufstellte und später oft mit sinnreichen Denksprüchen verzierte. Flügelschuhe, ein Flügelhelm und der von Schlangen umringelte Heroldstab sind die Abzeichen dieses Gottes. Als das Idealbild eines Jünglings wurde er von den Künstlern dargestellt. Als Freund und Schützer der Jugend und zugleich als ihr Vorbild wurde er verehrt, und daher stellt man seine Bildsäule in den Gymnasien, den griechischen Ringschulen, auf. Das schönste Bild des Hermes haben uns die deutschen Ausgrabungen in Olympia beschieden, den Hermes des Praxiteles.

Auch der Gott des Feuers und der Schmiede, Hephästos, ist ein Sohn des Zeus. Als seine Gemahlin denkt sich das Epos die Aphrodite, die Götin der Liebe und Schönheit, deren Gefolge die drei Chariten oder Grazien bilden. Um Kunstwerke zu bilden, muß dem schaffenden Künstler die Schönheit zur Seite stehen, das war die tiefsinnige Bedeutung dieser Ehe.

Insofern das Feuer am häuslichen Herde Verwendung fand, dachte man es sich in der Hestia verkörpert. Der Reinheit des Feuers entsprach die Jungfräulichkeit dieser Göttin. Sie war hochgeehrt und erhielt bei allen Opfern zuerst ihren Anteil.

Der jüngstgeborene Sohn des Zeus war Dionysos oder Bakchos: er hatte den Göttern für Nektar und Ambrosia zu sorgen, zu den Menschen aber brachte er aus dem Osten die Pflege des Weinstocks. In wilder Weinlaune wurde er von den Männern wie Weibern verehrt, und die Silene und Satyrn, die sein Gefolge bildeten, konnten sich in ausgelass'ner Derbheit nicht genug tun.

Das Meer, dies Lebenselement der Hellenen, beherrschte Zeus' Bruder Poseidon. Breit war seine Brust wie die Fläche des Meeres, dunkel sein Haar

wie die Tiefe des Ozeans, düster und finster sein Wesen. Schwarz mußten die Opfertiere sein, die man ihm schlachtete. Von allen Vorgebirgen, des Festlandes wie der Inseln, winkten dem Seefahrer seine Heiligtümer zu und versicherten ihn des göttlichen Schutzes.

Als Erdgöttin wurde neben Gäa **Demeter** verehrt, die Schutzpatronin der Landwirtschaft. Sie lehrt die Menschen, den Pflug zu gebrauchen, sie macht sie ansässig und pflanzt unter ihnen bürgerliche Sitten und Satzungen. Sie ist es, „die den Menschen zum Menschen gesellt und in friedliche, feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt." Ihre Tochter **Persephone** raubt Hades oder Pluton, der dritte Bruder des Zeus, dem die Unterwelt als Reich zugefallen ist. Lange durchirrt Demeter die Welt, um die Geraubte zu suchen. Endlich wurde vereinbart, daß Persephone abwechselnd ein halbes Jahr bei ihrem Gemahl in der Tiefe und die andere Hälfte des Jahres bei ihrer Mutter verweilen solle — gerade wie die Vegetation ein halbes Jahr tot in der Erde ruht, um in jedem Frühling ans Licht zu dringen und die zweite Jahreshälfte in Saft und Kraft zu stehen.

Die Vorstellungen, die man sich von der **Unterwelt** machte, waren sehr verschieden. Bei Homer führen die Toten im Hades nur ein bewußtloses Schattenleben, so daß Achill dem ihn besuchenden Odysseus sagt: „Lieber möcht' ich auf Erden ein Knecht sein ärmlichem Manne, als im Dunkel des Hades die Scharen der Toten beherrschen." Nach späterem Glauben war den Frommen ein besseres Los beschieden. Den Gestorbenen geleitet Hermes zunächst an den Acherusischen See, den die Ströme Styx und Kokytos bilden. Hat dann das Begräbnis stattgefunden, so setzt Charon in seinem Kahn den Toten über den See ins Schattenreich. Dort empfangen ihn die Totenrichter. Die Gerechten entschweben danach zu den Inseln der Seligen, die der Lethe-Strom, d. i. der Strom des Vergessens, silberhell umflutet; den Verdammten öffnet sich in tiefster Tiefe der Tartaros, wo Sisyphos und Tantalos, die Danaïden und andere Sünder in ewigen Strafen schmachten. Der Herrschaft des Hades untersteht auch **Kerberos**, der vielköpfige Höllenhund; ferner die **Erinyen**, die Rächerinnen des Mordes, endlich die drei Moiren oder Parzen, die den Lebensfaden anspinnen, weiterspinnen und abschneiden.

Was die Göttersage berichtet, hat immer auch eine Bedeutung für die Menschheit. Das ist besonders bei der Prometheussage der Fall. Lange Zeit — so heißt es — entbehrten die Sterblichen aller höheren Einsicht. Sie kannten namentlich nicht das **Feuer**, dessen Anwendung zu einer besseren Gestaltung des Lebens unentbehrlich ist. Da erbarmte sich ihrer **Prometheus**, einer der Titanen, der dem Untergange seines Geschlechts durch kluge Voraussicht entgangen war. Er entwandte einen Funken vom himmlischen Licht und brachte ihn den Sterblichen, obgleich er wußte, daß ihn dafür der allwaltende Zeus bestrafen werde. Und so geschah es auch. Durch Hephästos ließ Zeus den Titanen an eine Felswand des Kaukasus anschmieden und ihm täglich durch seinen Adler die rasch nachwachsende Leber aus dem Leibe fressen, bis Herakles den Dulder aus dieser Pein befreite. Auch die Menschen suchte Zeus dafür heim, daß ihnen wider seinen Willen die Gabe des Feuers zuteil geworden war. Er läßt durch Hephästos das reizende Bild einer schönen Jungfrau erschaffen, das alle Götter mit Vorzügen und Gaben ausstatten müssen. Dies also von allen beschenkte und daher **Pandora** genannte Frauenbild führt sodann Hermes in das Haus des Epi-

metheus. Wohl hatte diesen sein Bruder Prometheus ermahnt, ein Geschenk von Zeus unter keinen Umständen anzunehmen. Aber Epimetheus, d. i. der Nachbedachte, handelt, wie es sein Name besagt: erst als er das Weib an seinem Herde aufgenommen, erkennt er ihre verhängnisvollen Fehler. Vor allem ist es ihre ungezügelte weibliche Neugier, die Unheil anrichtet. Im Hause des Epimetheus steht ein Faß, darin alle Übel beschlossen sind. Pandora hebt den Deckel von dem Faß — und nun verbreiten sich böse Krankheiten und andere Qualen über die bis dahin so glückliche Menschheit. Nur die Hoffnung bleibt in dem Faß zurück. Die Wiederkehr der besseren Zeit ist daher ausgeschlossen.

Offenbar ist Prometheus in dieser Sage ein Vertreter des aufstrebenden Menschengeschlechts, der Förderer einer höheren Kultur. Daß er in Streit mit dem höchsten Gott gerät durch diese Tat, darin ist angedeutet, daß die Kultur den Menschen nicht nur Gutes bringt. Überdruß an den Kulturerrungenschaften, die den Menschen nicht besser, oft schlechter machen, und der Ruf „zurück zur Natur", das sind Gedanken, die in der Prometheussage anklingen. Auch der Fortgang der Sage verfolgt diese Richtung.



76. Betender Knabe.

Bronze nach Boëdas, Berlin.

Die Hände sind erhoben, als wollten sie die erbetene Gabe in Empfang nehmen. Friedrich der Große erwarb das Kunstwerk aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen.

Die Menschen wurden durch jene Gabe des Prometheus nicht glücklich. Auflehnung gegen die Gottheit und allerlei Bosheit nahm überhand. Da beschloß Zeus, die ruchlose Menge durch eine große Wasserflut zu vertilgen. Auf sein Geheiß taten sich die Schleusen des Himmels auf, und der Regen strömte Tag und Nacht; auch die Erde öffnete ihre Brunnen und spie unendliche Wasserströme aus. Endlich waren auch die obersten Berggipfel von der Flut bedeckt, Menschen und Tiere versanken ins Meer. Nur Deukalion, ein Sohn des Prometheus, samt seinem Weibe Pyrrha überlebten die Sintflut. Er hatte von seinem Vater erfahren, daß Zeus das Hochwasser senden werde. So baute er denn eine große und feste Arche und fand darin Rettung. Neun Tage trieb er auf dem uferlosen Wasser umher; da nahm die Flut allmählich ab, die Höhen traten wieder hervor, und die Arche blieb auf einem Gipfel des Parnassos sitzen. Deukalion und Pyrrha stiegen heraus, und ihr erstes Beginnen war, daß sie dankbar für ihre Rettung dem Zeus Opfer und Gebete darbrachten. Sie wünschten aber, es möchten wieder Menschen entstehen. Da erhielten sie den Befehl, die Gebeine ihrer Mutter hinter sich zu werfen. Nach langem Überlegen versuchten sie es mit Steinen als den Gebeinen der Mutter Erde, und siehe, aus den Steinen,

die Deukalion warf, erstanden Knäblein, aus denen seiner Ehegenossin Mägdlein.

Wichtiger aber als alle diese poetisch ausgestalteten Sagen, von denen wir nur die wichtigsten mitgeteilt haben, ist die Frage, wie das religiöse Denken und Verhalten, wie die Frömmigkeit der alten Griechen beschaffen war. Im allgemeinen können wir sagen, daß die Griechen ein frommes Volk waren. Als Paulus nach Athen kam, sagte er in seiner berühmten Rede: „Ich sehe, daß ihr in allen Stücken sehr gottesfürchtig seid." Und wohl konnte Hölderlin den Dichtern seiner Zeit zurufen: „Seid nur fromm, wie der Grieche war." Aber freilich ist es ja gerade die Eigentümlichkeit der Griechen, daß sie kein Herdenvolk waren. Leicht machen wir uns ein falsches Bild von ihnen, wenn wir eine bei ihnen hervortretende Erscheinung verallgemeinern. In den meisten Fällen finden wir bei ihnen auch das entgegengesetzte Verhalten. Als ihre Eigenart muß man geradezu die Mannigfaltigkeit bezeichnen. Es waren die verschiedensten Richtungen unter den Griechen vertreten. Es gab Atheisten und Materialisten, Polytheisten und Monotheisten, und das alles in den verschiedensten Abstufungen und Formen. Aber diese verstandesmäßige Ausgestaltung der Weltanschauung soll nicht weiter verfolgt werden. Die Frömmigkeit ist zwar in Form und Bedeutung nicht unabhängig davon, aber in ihrem Wesen ist sie doch etwas ganz anderes. Sie äußert sich in dem persönlichen Verhalten des Menschen der Gottheit gegenüber, in seiner Gesinnung und in seinem Handeln. Nun sind immer zwei Richtungen in der Gestaltung der persönlichen Frömmigkeit zu unterscheiden. Die eine stellt bestimmte Forderungen an die Spitze, die mehr oder weniger äußerlich erfüllt werden müssen. Zwar soll ihnen eine innere Bedeutung nicht fehlen, aber das sichtbare, äußere Tun wird doch besonders betont, man nennt es wohl die Erfüllung der religiösen Pflichten: es sind Werke der Frömmigkeit, ein Gottesdienst, der in einer Leistung besteht. Die andere Richtung stellt die innere Beschaffenheit des Herzens voran, bestreitet jenen Übungen jeden selbständigen Wert, ja erklärt sie nicht selten für überflüssig oder gar für hinderlich und will die Frömmigkeit ohne Zeremonie im täglichen Leben sich auswirken lassen. Beide Richtungen können zu einer so extremen Einseitigkeit sich steigern, daß sie sich selbst aufheben. Wenn das äußere Tun leer und gehaltlos wird, ein Werkdienst ohne innere Beteiligung, so kann gewiß von Frömmigkeit keine Rede mehr sein. Und auf dem anderen Wege kann die praktische Betätigung auf ethische Motive sich beschränken, in ihre Tugend sich hüllen und den Begriff der Frömmigkeit selbstbewußt ablehnen.

Bei den Griechen finden wir besonders jenes erste Extrem. Denn bestimmte Formen des Kultus treten uns überall bei ihnen entgegen, in der Familie, im Gemeinschaftsleben, bei politischer Betätigung und bei festlichen Veranstaltungen. Da müssen den Göttern Opfer gebracht werden nach bestimmten Vorschriften mit peinlicher Genauigkeit in der Beobachtung von Zeit und Ort. Prozessionen und Aufführungen, Chorgesänge und Reigentänze werden eingeübt. Orakel müssen befragt, der Vogelflug muß beobachtet, Vorzeichen müssen gedeutet werden. Vorsichtig muß man unter den Göttern auswählen, wen man in jedem Falle anrufen soll, und wenn man das zu wissen glaubt, kommt noch sehr viel darauf an, daß man den Gott mit dem Namen anredet, der gerade in diesem Fall ihm erwünscht ist. Ein Fehler in der Form kann alles verderben. Auch im Hause hat jeder seinen besonderen Gottesdienst zu beobachten. Vor dem Essen, vor dem

Trinken darf die Spende nicht fehlen, die dem Gott gebührt, ja bei jedem Wort muß zuerst des Gottes gedacht werden. Wie fest diese Sitte eingebürgert war, läßt sich schon aus dem eigentümlichen Gebrauch eines einzelnen Wortes erkennen. Das griechische Wort für „anfangen" hat oft ohne jeden Zusatz an und für sich eine religiöse Bedeutung. Es war also den Griechen zur Natur geworden, mit jedem Anfang den Gedanken an die Gottheit zu verbinden und in irgendeiner Zeremonie an sie zu erinnern. Bei dem allen ist die erste Regel eine genaue Beobachtung der überlieferten Formen. „Darin besteht die Frömmigkeit," sagt Isokrates, „daß man nichts von allen Gebräuchen verändert, welche die Vorfahren uns überliefert haben. Man darf nichts davon aufgeben und auch nichts dazutun." Gottesdienstliche Gebräuche also sind es, worauf es ankommt. Worte kommen so gut wie gar nicht in Betracht. Wo sie vorkommen, sind es Chorgesänge oder Formeln zur Erläuterung der Gebräuche. Zu einer Predigt ist im griechischen Kultus kein Ansatz gegeben. Erst die Philosophie hat eine Art Ermahnungs- oder Erbauungsrede erzeugt, die das Vorbild wurde für die christliche Predigt. Wohl gab es feierliche Reden am Totenfest, welches in Athen in Kriegszeiten jährlich zur Erinnerung an die gefallenen Helden gehalten wurde. Es war mit der Beisetzung der Aschenkrüge auf dem athenischen Staatsfriedhof verbunden. Die berühmteste dieser Trauerreden, die wir besitzen, ist von Perikles im ersten Jahr des peloponnesischen Krieges gehalten, aber auch da heißt es im Anfang: es wäre besser, wenn die Bestattungsfeierlichkeiten nur in Zeremonien beständen und jedes Wort vermieden würde.

Gewiß konnte eine würdige Andachtstimmung sich mit den Zeremonien verbinden, zumal, wenn Musik und Gesang sie begleiteten. Aber vielfach wurden die Gebräuche zu einer leeren Form und Gewohnheit, die man möglichst schnell erledigte. Auch hier belehrt uns der Gebrauch eines einzelnen Wortes. Dies Wort bedeutet ursprünglich ganz ernsthaft: „eine religiöse Pflicht erfüllen", es wird aber auch gebraucht in dem Sinne „schnell etwas abmachen, der Form genugtun", bei beliebigen Verrichtungen, die man kurzerhand oder nur zum Schein oberflächlich erledigen will. Auch mit der Beobachtung und Ausdeutung des Vogelflugs und anderer Erscheinungen, in denen man göttliche Winke erkennen zu können glaubte, wurde Mißbrauch getrieben, besonders wenn politische Parteizwecke dabei in Betracht kamen.

Aber wir bemerken auch, daß diese Entartungen des Kultus bekämpft wurden, daß man etwas Besseres an die Stelle gehaltloser Gebräuche zu setzen suchte. Schon bei Homer finden wir dafür bemerkenswerte Beispiele.

In der Ilias wird geschildert, wie die Trojaner einst mutig vorrückten, um das Schiffslager der Griechen zu zerstören. Da erscheint am Himmel ein übles Vorzeichen. „Das haben uns die Götter geschickt, um uns zu warnen": so deutet es einer der Helden, und er mahnt zum Gehorsam gegen dies Götterzeichen, zur Umkehr. Aber Hektor weist ihn entschieden zurück: „Nicht kümmere ich mich um den Vogelflug und um seine Bedeutung. Ich befolge statt dessen einzig des mächtigen Zeus Gebot. Nur ein Zeichen gibt es für mich, ein untrügliches: es fordert zum Kampf für das Vaterland auf!" Das ist ein Wort der Frömmigkeit, das sich auflehnt gegen den Zwang einer angeblich göttlichen Bestimmung. Hektor weiß es: eine heilige Pflicht ist der Kampf fürs Vaterland. Wer dem entgegen ist, und mag er auf Götterzeichen und Priesterworte sich berufen, er tut unrecht.

Des höchsten Gottes Wille muß in Übereinstimmung sein mit den Forderungen des Gewissens (s. S. 75).

Ein anderes Beispiel aus dem 24. Gesang der Ilias. Der greise König Priamos hat auf Grund einer göttlichen Erscheinung den Plan gefaßt, selbst sich in das feindliche Lager zu begeben und Achill um die Auslieferung der Leiche seines Sohnes Hektor zu bitten. Seine Gattin aber stellt ihm das Unvernünftige seiner Absicht mit heftigen Worten vor die Augen: der grausame Achill läßt sich nicht erbitten, er wird auch mit dem flehenden Greise kein Mitleid haben. Da sagt Priamos: „Halte mich nicht zurück, ich bin entschlossen. Ja, wenn's ein Priester mir riete, ein Opferschauer und Seher, ihm würd' ich nicht glauben und nimmer ihm folgen. Jetzt aber hörte ich selbst des Gottes Stimme und sah ihm ins Antlitz: ich mache den Weg!" Auch hier also wird die persönliche Überzeugung in Gegensatz gestellt zu den Aussprüchen der Zeichendeuter.

In ähnlicher Weise beruft sich Antigone in der Tragödie des Sophokles gegenüber dem Machtgebot des Tyrannen auf „ungeschriebene Gesetze". „Niemand weiß", sagt sie, „woher sie gekommen sind. Dennoch steht es fest, daß es ewige, göttliche Satzungen sind, denen kein Mensch sich entziehen darf. Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Und sie erweist dem gefallenen Bruder die letzte Ehre, obwohl sie dadurch das Gebot des Herrschers übertritt und die Todesstrafe über sich heraufbeschwört. „Fromm will ich handeln: dann ist der Tod mir ein Gewinn, und freundlich werden meine Lieben drüben mich empfangen."

Auch Euripides, der als Freigeist oft verkannt ist, hat zur Läuterung der persönlichen Frömmigkeit offenbar viel beigetragen. Die alte Sitte, daß der Schuldbeladene in ein Heiligtum flüchten durfte, um vor Verfolgung und Strafe sicher zu sein, ist gewiß ursprünglich eine humane Einrichtung gewesen, um der Rachsucht Einhalt zu tun. Aber wenn sie bis in Zeiten hinein dauerte, wo die Obrigkeit Ordnung und Recht verwaltete und an die Stelle der Privatrache die gesetzliche Strafe getreten war, da konnte jenes Asylrecht geradezu ein Unrecht werden, ein Mittel, im Namen der Gottheit dem Frevler Straflosigkeit zu verschaffen, ja schon vor der Tat in Aussicht zu stellen. Demgegenüber heißt es bei Euripides: „Wenn ein Frevler zum Altar sich flüchtet, dann verwerfe ich die Satzung, die ihm Schutz verspricht. Ich führ' ihn vor Gericht und fürchte nicht der Götter Zorn. Denn Übles leiden soll, wer Übles tut: das ist das ewge Recht!"

An Erfüllung bestimmter Gebräuche war auch das Betreten heiliger Orte gebunden: Waschungen in heiliger Quelle, eine bestimmte Kleidung und Ähnliches war vorgeschrieben. An einem Heiligtum in Priene in Kleinasien, das deutsche Ausgrabungen aufgedeckt haben, fand sich die Inschrift: „Wer eintritt, soll rein sein und ein weißes Gewand anlegen." Wie verstand man dieses Reinsein? Gewiß dachten die meisten nur an jene Waschungen. Aber einen tieferen Sinn legt in das Wort eine Inschrift, die den Asklepiostempel zu Epidauros schmückte: „Nur wer rein ist, betrete die Schwelle des duftenden Tempels. Niemand aber ist rein, außer wer Heiliges denkt." Den Verfasser dieser schönen Worte kennen wir leider nicht. Ebensowenig wissen wir, wer die folgende Mahnung ausgesprochen hat: „Eine schöne Sitte ist es, bei Beginn des Mahles Gott anzurufen. Freilich, er bedarf keines solchen Dienstes, aber wir sollen durch die Erinnerung an ihn unsere Seele schmücken, sie in die rechte Verfassung und Stimmung bringen."

Der Opferdienst hatte in der griechischen Religion einen großen Umfang. Zu den verschiedensten Zwecken und in den verschiedensten Formen wurden den Göttern Opfer dargebracht. Oft war das nur eine Art Zaubermittel, um einen Gewinn davonzutragen. Schon Heraklit, der um 500 v. Chr. lebte, wandte sich mit scharfen Worten gegen eine solche veräußerlichte Frömmigkeit, die ihm als Aberglaube und Götzendienst erschien. „Zu den Bildern beten sie," sagte er,



77. Griechisches Opfer. Nach einem attischen Vasengemälde des 5. Jahrhunderts.
Der bärtige, bekränzte Opferpriester steht im Begriff, das Trankopfer in die Flammen des Altars zu gießen, über welchen eine heranfliegende Siegesgöttin ebenfalls eine Spende ausgießt: auf der rechten Seite des Bildes stehen mit Lorbeer bekränzt zwei nackte Jünglinge, von denen der eine Fleisch an einem Spieße über das Feuer hält. Hinten steht, mit langem Gewand bekleidet, ein Jüngling, der zu dem feierlichen Vorgang die Doppelflöte bläst.

„als wenn man mit Häusern Zwiesprach halten wollte. Sie glauben, sie würden von schwerer Schuld frei, wenn sie blutige Opfer bringen. Das ist, als wollte jemand, der in Schmutz getreten ist, mit Schmutz sich waschen!"

Eine feine, an das Scherflein der Witwe im Evangelium erinnernde Wendung finden wir bei Euripides: „Wer frommen Sinns den Göttern Opfer bringt, gewiß: dem helfen sie, ist auch die Gabe nur gering." Also auf die Gesinnung kommt es an, nicht auf das Werk.

Vier Tugenden pflegten die griechischen Philosophen zu unterscheiden, nämlich die Gerechtigkeit, die Besonnenheit, die Tapferkeit und die Weisheit.

Von Frömmigkeit war häufig gar nicht die Rede. Mitunter rechnete man als fünfte die Frömmigkeit hinzu und verstand darunter jenen äußerlichen Dienst in Befolgung der vorgeschriebenen Gebräuche. Plato aber kannte keine Frömmigkeit, die nicht zugleich Tugend wäre, und keine wahre Tugend ohne Frömmigkeit. Da er der größte Reformator der Griechen gewesen ist und mehr als alle andern die Religion seines Volkes gereinigt und gehoben hat, wollen wir aus seinem Dialog über die Frömmigkeit das Wichtigste mitteilen.

Da treten zwei Männer im Gespräch auf, Sokrates und Euthyphron. Sie treffen zusammen auf dem Wege zum Gerichtshaus. Sokrates ist angeklagt als ein Mann, der die Jugend zur Gottlosigkeit verführe. Es ist der Prozeß, der mit der Verurteilung und Hinrichtung des edlen Mannes endete. Euthyphron dagegen kommt als Ankläger. Er ist — so erfahren wir aus dem Gespräch — ein Gottesgelehrter von Beruf, ein Seher, der öffentlich Zeugnis abzulegen hat über den Willen der Götter, über die Vorzeichen, durch die sie ihren Willen kundtun. Auch er ist Anfeindungen ausgesetzt. Aber man begnügt sich damit, ihn zu verspotten, ihn anzutasten wagt keiner. Denn er ist ein streitbarer Mann, weiß sich zu verteidigen und würde bei einem Angreifer bald eine schwache Stelle entdecken und sie zu seinem Schaden ausnutzen. Auch hütet er sorgsam die Geheimnisse seiner Weisheit, denn auf ihnen beruht sein Einfluß. Ihm ist seine Seherkunst ein Machtmittel, deshalb hält er die Laien in Unwissenheit. Sokrates dagegen teilt alles, was er denkt und empfindet, einem jeden mit, der ihn hören will, rückhaltlos, von seiner Menschenliebe getrieben. Gerade deshalb halten ihn viele seiner Mitbürger für gefährlich. Sie werfen ihm vor, daß er Neuerungen bringe und die bestehenden Ordnungen untergrabe.

Da nun Euthyphron mit großem Selbstbewußtsein und mit kühner Sicherheit sich die volle Kenntnis der göttlichen Weisheit, die endgültige Entscheidung über alles, was fromm ist, und was unfromm ist, zuschreibt, so bittet ihn Sokrates um Belehrung. Er richtet an ihn die Frage: was ist fromm, was unfromm? Euthyphron antwortet: „Was ich jetzt tue, das ist fromm. Man muß jeden Frevler zur Verantwortung ziehen, besonders wenn es sich um einen Religionsfrevel handelt, auch wenn es der eigene Vater ist." Euthyphron hat nämlich in der Tat seinen Vater vor Gericht gezogen und rühmt sich, diese religiöse Pflicht zu erfüllen ohne jede Rücksicht auf das Verhältnis, in welchem er zu dem Angeklagten steht. Er beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf die Überlieferung, die ja auch bei den Göttern Feindschaft und Kämpfe zwischen Vater und Sohn stattfinden lasse.

Sokrates bekennt, daß er dieser Überlieferung gegenüber ungläubig sei. Er sei stets entrüstet, wenn er solches von den Göttern behaupten höre. Jetzt müsse er ja wohl umlernen, da Euthyphron die Wahrheit über die göttlichen Dinge zu wissen behaupte. Aber zunächst handle es sich noch um etwas anderes: Euthyphron hat auf die Frage „was ist fromm?" gar nicht geantwortet. Er hat nur einen einzelnen Fall, ein Beispiel frommer Handlungsweise angegeben. Sokrates aber wünscht Belehrung über das Wesen der Frömmigkeit. „In allen frommen Handlungen ist doch die Frömmigkeit sich selbst gleich. Sie muß eine besondere Gestalt haben. Zeige mir diese Gestalt, diese Idee der Frömmigkeit, damit ich künftig auf sie hinschauen, sie als Vorbild benutzen kann und dann alles, was ihr entspricht, fromm nenne, alles, was von ihr abweicht, unfromm."

Euthyphron erklärt sich bereit, auch eine solche allgemeingültige Antwort zu erteilen. Also: „was den Göttern lieb ist, das ist fromm, was ihnen nicht lieb ist, unfromm." Das ist nun zwar eine allgemeine Erklärung. Aber — Euthyphron hat vorher behauptet, daß unter den Göttern Haß und Streit vorkomme. Dann sind aber die Götter ja uneinig, und zwar über die wichtigsten Fragen. Denn nur bei Uneinigkeit über das, was gut und recht ist, kann unter vernünftigen Wesen Streit entstehen. Es ist den Göttern also auch Verschiedenes, ja Entgegengesetztes lieb. Was nach des einen Gottes Urteil fromm ist, ist nach eines andern Urteil unfromm, und es kann nun jeder jedes mit Berufung auf irgendeine Gottheit für fromm oder unfromm ausgeben! Sokrates hilft dem in Verlegenheit geratenen Euthyphron mit dem Hinweis, daß er bei seiner Anschauung von den Göttern hätte sagen müssen: „was allen Göttern lieb ist, das ist fromm." Sokrates deutet damit an, daß nur die Einheit der Würde der Gottheit entspricht. Aber auch wenn Euthyphron seine Erklärung so umgestaltet, das Ziel ist noch nicht erreicht. Eine fromme Handlung ist doch nicht deshalb fromm, weil die Götter sie lieben, sondern umgekehrt: die Götter lieben eine fromme Handlung, weil sie fromm ist. Also hat Euthyphron eine Eigenschaft der Frömmigkeit angegeben, eine Folge ihrer Beschaffenheit, nicht hat er sie selbst beschrieben.

Die Verschiedenheit der beiden Männer tritt immer deutlicher hervor. Euthyphron ist unwillig, daß Sokrates ihm alle seine Sätze umstößt. Er spricht es geradezu aus, daß er lieber ungestört bliebe in seinen Anschauungen. Aber Sokrates läßt ihn nicht los. Er übernimmt jetzt die Führung des Gespräches, damit, wie er sagt, Euthyphron ihn endlich belehre! Er schlägt vor, die Frömmigkeit mit der Gerechtigkeit zu vergleichen. Was fromm ist, ist gewiß auch gerecht, aber nicht alles, was gerecht ist, ist ohne weiteres auch fromm. Die Gerechtigkeit ist ein umfassenderer Begriff. Welches Merkmal macht nun die Gerechtigkeit zur Frömmigkeit, wodurch unterscheiden sich fromme Handlungen von andern gerechten Handlungen? Euthyphron antwortet: Was wir den Göttern an Diensten leisten, ist Frömmigkeit, was wir den Menschen Gutes tun, das ist der übrige Teil der Gerechtigkeit. — „Aber was ist das für ein Dienst, den wir den Göttern leisten sollen?" — „Es ist ein Dienst, wie ihn die Knechte ihrem Herrn leisten." — „Gut, aber die Herren brauchen ihre Knechte stets zu irgendeinem Zwecke, zur Herstellung oder Förderung eines Werkes. Es ist gewiß ein ganz herrliches Werk, zu dessen Herstellung oder Förderung der Mensch dem Gotte helfen darf. Wie muß dies Werk beschaffen sein?"

Hier weicht Euthyphron der Antwort aus. „Diese Frage zu beantworten, würde mich zu weit führen. Aber die einfache Wahrheit ist: wenn jemand betet und opfert, so wie es den Göttern wohlgefällig ist, das ist Frömmigkeit, und solches Tun ist der beste Schutz für die Familie und für den Staat." Sokrates bedauert, daß Euthyphron die Frage nach jenem Ziel des menschlichen Handelns im Dienst der Gottheit nicht beantworten will. Aber — der Fragende muß dem Antwortenden folgen, wohin dieser ihn führt — es gilt nun zu erfahren, was Euthyphron unter Gebet und Opfer versteht. „Im Gebet bittet man", so erklärt dieser, „die Götter um Gaben, und im Opfer vergilt man sie ihnen durch Gegengaben." — „Aber das ist ja ein Handelsverhältnis," ruft Sokrates aus, „wir stellen ihnen Opfer in Aussicht, um Gaben von ihnen zu erlangen. Wir geben, damit sie geben. Zwar das ist wahr: alles Gute, was wir haben, kommt uns von ihnen zu. Aber was

sollen ihnen unsere Opfer? Sie bedürfen ihrer nicht. Offenbar übervorteilen wir also die Götter bei diesem Geschäftsbetrieb." — „Ehrengaben sind es", sagt Euthyphron. „Wenn wir opfern, tun wir, was ihnen wohlgefällig ist." Damit ist er aber wieder bei seiner vorher als unlogisch verworfenen Erklärung angelangt: Frömmigkeit ist, was den Göttern wohlgefällt, was ihnen lieb ist!

„So müssen wir also von vorn wieder anfangen mit unserer Untersuchung," sagt Sokrates, „denn nie werde ich freiwillig aufhören, nie müde werden nach der Antwort zu suchen auf die Frage: was ist Frömmigkeit?" — Jetzt weigert sich aber Euthyphron, das Gespräch fortzusetzen: er hat keine Zeit mehr! —

Der Dialog ist zu Ende. Er endet scheinbar ohne Erfolg. Ja, ohne Erfolg für Euthyphron endet er in der Tat. Wer aber aufmerksam liest, der erkennt Platos Ansicht deutlich genug. An der Stelle, wo Euthyphron, wie Sokrates sagt, nahe daran war, „ihn zu belehren", brauchte er nur als das Ziel des göttlichen Wirkens, bei welchem der Mensch dienend helfen darf, das Gute in seinem höchsten und weitesten Sinne anzugeben, so hatte er die Frömmigkeit richtig bestimmt. Es ist die vollkommene Sittlichkeit, wenn sie in dem Bewußtsein geübt wird, ein dienendes Werkzeug zu sein für das göttliche Wirken. Oder mit andern Worten: nach Plato ist Gutes tun und Gutes denken Frömmigkeit, wenn der Mensch sich dabei im Dienst der Gottheit fühlt und weiß. —

Mit diesen Mitteilungen aus dem platonischen Dialog, der gewiß einen Höhepunkt in der Entwicklung der griechischen Religion bildet, beenden wir unsern Überblick. Manche Ergänzungen, z. B. die Orphik und die eleusinischen Mysterien werden in anderem Zusammenhang zur Sprache kommen.

IV. Die Zeit der Staatenbildung bis zu den Perserkriegen.

Zu den wenigen zweifellos feststehenden Tatsachen der älteren griechischen Geschichte gehört die dorische Wanderung. Die dorisch sprechenden Bewohner des Peloponnes waren sich mit Stolz bewußt, daß sie erobernd in ihre Sitze eingezogen waren. Wie aber diese Eroberung vor sich gegangen, wußte später niemand mehr. Nur poetisch ausgeschmückte Sagen werden uns überliefert. Die von Norden einwandernden Dorier gaben der mykenischen Kultur, die sowieso schon im Niedergang war, den Todesstoß. Mykenä und Tiryns werden damals in Flammen aufgegangen sein. Die Dorier traten in so überlegener Zahl und mit so rücksichtslosem Nachdruck auf, daß in den von ihnen eroberten Gebieten auch ihre Sprache die ausschließlich herrschende wurde. Der ganze Vorgang erinnert so lebhaft an die Vernichtung des Römerreiches und seiner morschen Kultur durch unsere Vorfahren, daß man für die Jahrhunderte, in denen sich allmählich die dorische Herrschaft befestigte, den Namen „das griechische Mittelalter" in Vorschlag gebracht hat.

Nicht den ganzen Peloponnes haben sich die Dorier unterworfen. Die Arkadier in ihren Bergen wußten sich gegen die Eindringlinge zu behaupten. Große Scharen der aus ihren Sitzen verdrängten Achäer sollen sich am Nordrand des Peloponnes, in der seitdem Achaia genannten Landschaft, neue Gemeinwesen geschaffen haben: daß hier niemals dorisch redende Menschen gewohnt haben, ist sicher. Viele der ursprünglichen Bewohner des Peloponnes wanderten aus nach Attika, auf die Inseln des Ägäischen Meeres und bis hinüber nach Kleinasien. Was nicht aus dem Lande wich, wurde von den Doriern ausgerottet oder zu Leibeigenen gemacht. Dann ging es noch über den Peloponnes hinaus. Die Inseln Melos und Thera, vor allem Kreta, wurden von ihnen besetzt, und zwar mit solchen Volksmassen und unter so rücksichtsloser Gewalttätigkeit, daß auch hier die dorische Sprache die herrschende wurde, die frühere Bevölkerung in Leibeigenschaft geriet. Auch auf Kos und Rhodos ließen sich in diesem Zeitraum zahlreiche dorische Auswanderer nieder, ja schließlich auch auf dem Festlande von Kleinasien, wo die Gegend von Halikarnaß von ihnen dorisiert wurde.

Das griechische Mittelalter hat aber nicht nur die dorischen Wanderungen erlebt; es ist überhaupt in seinem Anfang eine Zeit allgemeinen Wechsels, großer Völkerverschiebungen. Zu der Zeit, da die Dorier nach Süden zogen, brachen die Thessaler, ein epirotisches Bergvolk, über die Pindoskette in die Peneiosebene vor und eroberten sich das Land, das seitdem nach ihnen Thessalien genannt wird. Die einheimische Bevölkerung machten sie leibeigen, zu sogenannten Penesten, die den Eroberern vom Ertrag ihrer Felder zinsen mußten. Die Thessaler selbst bildeten den Reiter- und Ritterstand im Lande; an ihrer Spitze standen mächtige Adelsgeschlechter. Auch ihr Vorstoß setzte sich über das Meer nach Osten

fort nach den Inseln und Gestaden der Troas hinüber. Sie trafen hier mit Auswanderern aus Böotien und Achaia zusammen und verwuchsen in der Ferne mit ihnen zu einem Volke mit einheitlicher Mundart, die man die äolische, die „bunt zusammengewürfelte", nannte. Den Hauptsitz der asiatischen Äoler bildete die wunderliebliche Insel Lesbos mit dem Doppelhafen von Mytilene, am gegenüberliegenden Festlande bauten sie Kyme, an der Mündungsbucht des Hermos, der den Verkehr zwischen dem reichen Lydien und der See vermittelte, das wichtige Smyrna. Die Äoler brachten nicht nur vielfach ihre Ortsnamen aus der alten in die neue Heimat mit, sondern vor allem auch den reichen Sagenschatz ihres Volkes; und so erklangen an den Gestaden der Troas jetzt die thessalisch-böotischen Lieder von den Lapithen und Kentauren, von Thetis und Achill, von der wunderbaren Fahrt der Argo.

War so der Norden der vorderasiatischen Küste in der Hauptsache durch Kolonisten aus Nordgriechenland, der Süden durch solche aus dem Peloponnes besiedelt worden, so scheint Mittelgriechenland die große Masse der Auswanderer gestellt zu haben, die zwischen Äolern und Doriern in der Mitte im sogenannten ionischen Kleinasien sich niederließen. Auch diese Ionier waren ein Mischvolk gleich den Äolern. Aus Attika und von der Insel Euböa stammte die Mehrzahl: Sie verschmolzen drüben in Asien zum ionischen Volke und sprachen die ionische Mundart. Zuerst faßten sie auf den Kykladen Fuß, dann wurde das an allen Erzeugnissen reiche Chios sowie das bergige Samos besetzt, endlich ein großer Teil der asiatischen Küste. Phokäa, Ephesos, Milet, Priene, Kolophon und andere, im ganzen zwölf Städte, erreichten hier rasch eine ungewöhnliche Blüte. Sie bildeten zusammen einen Bund und besaßen am Vorgebirge Mykale bei Milet ein dem helikonischen Poseidon geweihtes Bundesheiligtum. In dem schönen Lande mit seiner reichen Küstenbildung, seinen feingeformten Vorgebirgen und tief einschneidenden Meeresbuchten, unter dem lachendsten und angenehmsten Klima der Welt, an viel besuchten, gewinnbringenden Handelsstraßen wohnend, entwickelten sich die Ionier zu einem betriebsamen, lebensfrohen, jedem Fortschritt begeistert huldigenden Volke.

Alle diese Verschiebungen der griechischen Stämme, nach Süden und Osten und über das Meer, vollzogen sich gewiß ebenso allmählich wie später die deutsche Völkerwanderung. Jahrhunderte gingen darüber hin, bis eine gewisse Ruhe und Stetigkeit wieder Platz griff. Dann aber scheint, etwa vom Jahre 900 an, eine verhältnismäßig stille Zeit gefolgt zu sein, ohne große äußere Umwälzungen, aber reich an innerer Entwicklung. Denn für das ganze materielle und geistige Leben der Folgezeit hat das 9. und 8. Jahrhundert die Formen geschaffen, auf politischem Gebiete wie auf dem der Religion und Sitte, der Kunst und Poesie. Und die Führung bei dieser Neugestaltung aller Lebensformen hatten die kleinasiatischen Griechen, vorab die Ionier.

Über die Kulturzustände dieser Zeit belehren uns die homerischen Gedichte. An der Spitze der Gemeinwesen damaliger Zeit finden wir allenthalben einen König, der, aus gottentsprossenem Geschlechte, sein Amt als ein von den Göttern verliehenes Vorrecht übte. Die königliche Würde war erblich in der Familie des Herrschers. Im Kriege, wo er seinen Stamm als Herzog führte, war seine Macht eine unumschränkte. In Friedenszeiten, wo er hauptsächlich Recht zu sprechen, die Schwachen zu schirmen, den Göttern im Namen

seines Volkes zu opfern berufen war, mußte er sich an Recht und Herkommen halten. Seinen Unterhalt lieferte ihm ein Krongut; außerdem bekam er von jedem Opfer einen Löwenanteil, und für seine Tätigkeit als Schiedsrichter lohnte man ihm mit Geschenken.

Neben dem König steht gewöhnlich ein Rat der Alten. Anfänglich wird er, wie der Name sagt, nur aus wirklichen Greisen sich zusammengesetzt haben. Später verschaffte weniger das Alter als Zugehörigkeit zur adligen Sippe Sitz und Stimme im Rat. Homer zeigt uns die Berater des Königs in täglichem Verkehr mit dem Oberhaupt. Täglich besprechen sie mit ihm die Angelegenheiten des Volkswohls, täglich finden sie sich an seiner Tafel in der Königshalle ein, wo außer Speise und Trank auch die Lieder der Sänger sie erfreuen. Der König steht nicht hoch und unumschränkt über seinen adligen Beratern, sondern ist an ihre Zustimmung gebunden. Sie benehmen sich wie seine Pairs, werden oft geradezu „Könige" genannt, und das Verhalten der adligen Jugend Ithakas zeigt deutlich, wie geneigt der Adel war, sich über den König zu erheben.

Bei wichtigen Angelegenheiten wurde eine Versammlung des ganzen Volkes berufen; doch führten auch da nur die Fürsten das Wort; die große Menge, welche der Rede wenig mächtig war, schwieg und unterwarf sich dem Beschlusse der Führer, und wenn einmal ein geringer Mann seine abweichende Meinung äußerte, so konnte er Scheltworte und Hohngelächter, ja sogar Schläge davontragen, wie es in einer Heeresversammlung vor Troja dem Thersites erging. Im übrigen bestand zwischen dem König und seinem Volke ein gut patriarchalisches Verhältnis; wie ein Vater für seine Kinder sorgt, so sorgte er für seine Untertanen.

Die Griechen siedelten ursprünglich in offenen Dörfern. Das urbar gemachte Land gehörte anfangs der Gesamtheit; in gleichen Ackerlosen wurde es an die einzelnen Familien zur Nutznießung überlassen. Erstreckte sich aber diese Benutzung über lange Zeiträume, so gewöhnte man sich, das nur geliehene Land als Privateigentum zu betrachten.

Schon in mykenischer Zeit hatte sich hie und da im Anschluß an eine Königsburg eine Stadt entwickelt. Das griechische Mittelalter sah solche in Menge erstehen. Es scheint nicht eigentlich das Bedürfnis nach größerer Sicherheit gewesen zu sein, das die Landbewohner zu Stadtgemeinden zusammentreten ließ, denn die Städte dieser Zeit waren vielfach ohne Mauerring und offen. Vielmehr empfahl die gesteigerte Kultur mit ihren nur bei vielfältiger Arbeitsteilung zu leistenden Aufgaben ein engeres Zusammenwohnen. Die Kolonien von Kleinasien zeigen daher von Anfang an städtische Einrichtung; auch im Mutterlande wird sie die Regel.

Das Bedürfnis nach ununterbrochen waltendem Rechtsschutz ließ sich in Städten viel besser befriedigen als in Dorfgemeinden. Wie übel es mit der öffentlichen Sicherheit und mit der Handhabung des Rechts im allgemeinen stand, zeigt unter anderem die Schamlosigkeit der Freier im Hause des Odysseus. Da fand sich niemand, der ihnen wehrte und die bedrängte Penelope schützte. Als beste Schutzwehr galt eine starke Faust und zuverlässige Verwandte und Freunde. Totschlag und Mord zu strafen, war nicht Sache des Staates, sondern der Familie, die am Mörder Blutrache übte oder mit einem Wergeld sich begnügte. Daß die Gesellschaft als solche durch begangene Frevel gekränkt werde, und daß sie darum

den Übeltäter zur Strafe ziehen müsse, fand damals in dem Rechtsgefühl des Volkes noch keinen Raum. Es gab allerdings ein Gefühl für Recht, Ehre und allgemeine Wohlfahrt, doch war es noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen, und es bedurfte starker Reizmittel, um es zur Tat aufzurufen, wie dies das Aufgebot gegen Ilion beweist. Herren- und rechtlos war zumal das Meer; Seeraub galt entschieden für ein mehr oder weniger ritterliches, durchaus nicht entehrendes Gewerbe. Rechtlos war auch jeglicher Fremde. Ihn schützte nicht der Staat, ihn schützte nur die religiöse Scheu, die in Zeus einen Schirmherrn aller Fremdlinge verehrte.

Ein im ganzen erfreuliches Bild gewährt das Familienleben dieser Zeit. Der Grieche besaß in der Regel nur eine Frau, die er dem Vater der Braut durch reiche Gaben abkaufte. Die Frau war keineswegs immer die willenlose Sklavin des Mannes, wie dies im Morgenlande Sitte ist, sondern sie stand dem Gemahl als Genossin und Mitverwalterin des Gutes zur Seite; ja in der Herrschaft über das weibliche Gesinde, in der Förderung und Anordnung weiblicher Arbeiten pflegte der Mann ihr vollständig freie Hand zu lassen. Es kam selbst vor, daß eine kluge Frau mit im Rate der Männer saß und ihre Meinung freimütig äußern durfte. Die Stellung, die bei den Phäaken die Königin Arete neben Alkinoos einnahm, die herzliche Zuneigung, die einen Hektor mit seiner Andromache, einen Odysseus mit Penelope verband, lassen darauf schließen, daß die Auffassung von der Ehe vielfach eine erfreulich hohe und ideale war. Auch das Verhältnis der Kinder zu den Eltern erscheint in der Überlieferung meist von schönster Pietät getragen. Echt menschliche Beziehungen verbanden endlich auch die Herrschaft mit dem dienenden Gesinde. Dies bestand zumeist aus erbeuteten oder erkauften Sklaven, die man aber mild zu behandeln pflegte. Bewährte Sklaven sehen wir fast Familiengliedern gleichgeachtet. Der „göttliche" Sauhirt Eumäos z. B. hatte viele Knechte unter seinem Befehle und küßte ohne weiteres den erwachsenen Sohn seines Herrn, als derselbe von seiner gefährlichen Reise nach Pylos und Sparta wohlbehalten zurückkehrte.

Die Hauptbeschäftigung der Hellenen, der freien wie der hörigen, war in dieser Zeit Viehzucht und Ackerbau. Die Macht des Adels beruhte auf der Blüte und Ausdehnung seines landwirtschaftlichen Betriebes, dem er mit Selbstgefühl oblag. Selbst der König Odysseus rühmte sich seiner Geschicklichkeit in der Führung des Pfluges. Herakles und der trojanische Königssohn Paris trieben persönlich die Herden zur Weide. In diesen Herden bestand, nach ihnen bemaß sich der Reichtum. Der Preis wertvoller Besitztümer, kostbarer Waffen wurde nicht nach Goldstücken, sondern nach Rindern bestimmt. Der Feldbau wurde in der Weise betrieben, daß die Äcker ein Jahr um das andere brach lagen. So erschöpften sie sich nicht und trugen in reichlichen Ernten Gerste, Spelt und Weizen. Wo auf steinigem Boden Getreide nicht fortkam, pflanzte man die edle Olive, die vor kurzem erst aus Asien eingeführt worden war. Ihre Früchte wurden gegessen, oder es wurde das zur Zubereitung der Speisen, zum Salben des Körpers und zur Beleuchtung unentbehrliche Öl daraus gewonnen. An den Berglehnen rankte in üppiger Fülle der Weinstock und erquickte mit dem lieblichen Saft seiner Trauben Könige und Sklaven. In manchen Gegenden gedieh auch die Feige und anderes Obst vortrefflich. Auch feines Gemüse wurde schon hie und da gezogen. Der gütige Himmel aber, das liebliche Klima ließen selten Mißwachs und Not entstehen.

Die Herden bestanden vor allem in Ziegen und Schafen, die Milch, Fleisch und Kleidung lieferten. Auch die Zucht der borstigen Schweine wurde eifrig betrieben, und man ließ sich das gebratere Fleisch bei festlichen Gelegenheiten trefflich schmecken. Rinder züchtete man weniger. Auch für die Roßzucht war das Land im großen und ganzen nicht sonderlich geeignet. Wo sie wie in Thessalien, Argos und Elis gedich, da lieferte sie doch nur Material für den Krieg und den Rennsport, während als Zug- und Lasttier allenthalben Esel und Maulesel dienten.

Die Häute der Tiere wurden zu Kleidung und Waffen verarbeitet; ein Mantel aus zottiger Wolle, ein Helm und Schild und Panzer von Stierhaut mit Metallbeschlägen waren im Frieden wie im Krieg für jedermann unentbehrlich. Die Verarbeitung der Schafwolle besorgten die Frauen. Sie spannen mit der Spindel das Garn und woben am Webstuhl den Stoff zu Leibrock und Decke und kunstreichen Teppichen. Leinwand, Baumwolle und Seide waren wenig bekannt und kamen nur durch phönizische Händler ins Land.



78. Spinnerin.

Griechisches Vasenbild.

Die Linke hält den Rocken mit der Wolle, die Rechte zupft daraus den Faden, an dessen Ende die Spindel mit dem fertig gesponnenen Garn hängt. Durch die tanzende Bewegung, in die man von Zeit zu Zeit die Spindel versetzte, wurde der Faden zusammengedreht und bekam die nötige Haltbarkeit.

Wie die Kleider, so wurden auch die anderen gewerblichen Erzeugnisse noch immer meist im Hause hergestellt. Doch beginnt — eine Folge der verfeinerten Technik — die Arbeitsteilung, und die Zahl der gelernten Handwerker nimmt zu. Neben dem Zimmermann für Haus- und Schiffbau, neben dem Waffenschmied, der jetzt auch vielfach eiserne Waffen neben den ehernen schmiedet, werden die Zünfte der Töpfer, der Sattler und Bogner von Bedeutung. Zu den Handwerkern oder, wie es griechisch heißt, zu den Gemeindearbeitern, rechnete man auch Ärzte und Traumdeuter, Herolde, Sänger und Musikanten. Alle diese Männer waren hochgeschätzt, wenn sie ihre Kunst verstanden; aber zur herrschenden Gesellschaftsschicht zählten sie nicht; jeder noch so kleine Grundbesitzer hielt sich für berechtigt, auf sie vornehm herabzusehen.

Auch der Beruf des Seemanns und Handelsmanns galt nicht für adlig; er wurde fast nur von Leuten ohne Grundbesitz ausgeübt; selbst dann noch, als der Gewinn, den Seefahrt und Handel abwarfen, den aus der Landwirtschaft sich ergebenden weit überstrahlte, erfreuten sich See- und Handelsleute nur geringer Achtung.

Die Meerfahrten der damaligen Hellenen erstreckten sich südwärts bis nach Ägypten, sie berührten im Osten und Norden die Küsten des Schwarzen Meeres, sie mieden in auffallender Weise den Westen: gleich im Jonischen Meer begann die Fabelwelt, über die das Unglaublichste fabuliert und geglaubt wurde. Weite

Fahrten über das offene Meer vermied man auch jetzt noch so viel als möglich und fühlte sich so recht zu Hause nur im Ägäischen Archipelagus mit seinen Asien und Europa verbindenden Inselreihen. Auf diesem recht eigentlich griechischen Meer war aber der Seeverkehr ein außerordentlich reger. Weitgereiste Leute gab es allenthalben, und die geographischen Kenntnisse, die Homer über Hellas und Vorderasien besitzt, sind ganz erstaunlich für diese frühe Zeit.

Der Adel hielt sich, wie gesagt, von dieser einträglichen Beschäftigung fern. Er kümmerte sich nur um die Verwaltung seiner Güter und führte, wenn nicht gerade Krieg war, ein behagliches Genußleben. Die Freuden des Mahls wechselten mit denen der Jagd. Die Höhepunkte aber des Lebens bildeten die kriegerischen



79. Telemach begrüßt seine Mutter Penelope am Webstuhl.

Nach einer attischen Vase des 5. Jahrhunderts.

Dieser Webstuhl von beachtenswerter Größe ist, wie das im Altertum die Regel war, ein aufrechter, bei welchem stehend am senkrecht herabhangenden Aufzug gearbeitet wird. Rechts und links sehen wir zwei Balken, welche oben durch einen Querbalken verbunden sind; die Fäden des Aufzuges (der Kette) sind an einem etwas tiefer angebrachten Querholz, dem Garnbaum, befestigt, um welches man bereits ein großes Stück des fertigen, mit allerlei Mustern versehenen Gewebes aufgerollt sieht. Die Kettenfäden sind straff gespannt durch kleine, unten angeknüpfte Gewichte, die Zettelstrecker. Zwei Querlatten (Weberladen) sind so durch die Kettenfäden geschoben, daß mit der einen Latte die geraden, mit der anderen die ungeraden Fäden gehoben werden können. Ob der Einschlag mittels eines Schiffchens oder einer Nadel erfolgt, ist aus der Abbildung nicht ersichtlich.

Wettspiele, die Turniere dieser Zeit. Fürstlicher Luxus wurde hierbei entfaltet, in glänzenden Waffen mit großem Gefolge stellte man sich ein und errang durch Kraft und Geschicklichkeit kostbare Kampfpreise. Solche Wettspiele wurden als Gottesdienst zu Ehren der Götter veranstaltet. Am berühmtesten waren von Anfang an die alle vier Jahre zu Olympia in Elis gefeierten Spiele.

Früh kam es auf, bei diesen Spielen auch für Sänger und Tänzer Preise auszusetzen. Denn Lied und Reigentanz, diese „Zierden des Mahles", durften wie bei keiner Tafelrunde so überhaupt bei keinem Feste fehlen. Etwas Musik war so ziemlich das einzige, was ein adliger Jüngling außer dem Waffenhandwerk zu erlernen pflegte; mit ihrem Lob auf die Großtaten der Helden diente sie nicht bloß zur Unterhaltung, sondern wirkte auch erzieherisch und spornte die Jugend zu allem Guten an.

Unter den ältesten Hymnendichtern nennt die Überlieferung den aus Thrakien stammenden Orpheus. Die Tiere des Waldes, ja Felsen und Haine, wurden von seinem Liede erregt, wie viel mehr die Herzen der Menschen, denen er in



80. Orpheus' Abschied von Eurydike.

Marmorrelief in der Villa Albani in Rom.

Die dritte Gestalt (ganz links) ist Hermes, der Geleitsmann der Toten. Er hat die Eurydike an der Hand gefaßt, um sie wieder zur Unterwelt hinabzuführen. Bewundernswert ist die vielsagende Haltung der dargestellten Personen. Orpheus hat sich gegen das Verbot umgewendet und schaut liebevoll seine ihm wiedergegebene Gattin an, während auch sie sich ihm freundlich zuneigt. Aber der sie geleitende Gott deutet durch seine Handbewegung an, daß er Eurydike wieder zurückführen wird. Er scheint zu zögern, von dem Anblick der Liebenden gefesselt. Aber die Trennung wird geschehen. Wiedersehen und Abschied, die ergreifendsten Momente im Zusammenleben der Menschen, sind hier im Bilde verbunden. Farbenschmuck ließ das einzelne noch deutlicher hervortreten.

seinen Gesängen Anleitung zu Gottesdienst und gesetzlicher Ordnung gab. Als seine Gattin Eurydike durch einen Schlangenbiß starb, drang Orpheus in die Unterwelt ein. Seine Töne erweichten den finsteren Hades, und er verhieß, Eurydike solle dem Gatten zur Oberwelt folgen, wenn dieser unter-

wegs nicht nach ihr zurückblicke. Orpheus aber, schon nahe dem himmlischen Lichte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, sah sich um und war nun auf immer von dem geliebten Weibe getrennt.



81. Frühkorinthisches Gefäß.

In der Vasenmalerei dieser Zeit herrscht der „geometrische" Stil (vgl. Abb. 28), der einförmig linearen Mustern, wie man sie in Geflecht und Gewebe erfunden haben mochte, den Vorzug gab. Gelegentlich versuchten sich die Vasenmaler auch an Szenen aus dem Leben, an Land- und Seeschlachten und feierlichen Leichenbegängnissen. Aber die Menschen und Tiere, die sie schufen, entbehren durchaus der Lebenswahrheit, sind schematisch und dünnleibig wie in Zeug gewebte Muster. Neben diesem geometrischen Stil tritt auf Gefäßen des 7. Jahrhunderts ein anderer zutage, der nochmals eine direkte, starke Einwirkung des Orients verrät: Löwen, Panther, phantastische Ungeheuer und Flügelwesen zieren zu Streifen geordnet den Bauch dieser Gefäße, die in Korinth und Chalkis besonders schön geformt und bemalt wurden.

Aus dem Orient kam um diese Zeit auch die wichtigste aller Kulturerrungenschaften den Griechen zu, nämlich die Buchstabenschrift. Sie war um das Jahr 1000 in Phönizien erfunden worden und fand nach und nach durch phönizische Händler ihren Weg auch nach Hellas. Kaufleute waren jedenfalls die ersten, die mit dieser Kunst umzugehen verstanden. Den homerischen Helden ist sie völlig unbekannt. Doch schon im 8. Jahrhundert verwendete man sie vereinzelt zur Aufzeichnung öffentlicher Urkunden; erst seit dem 7. Jahrhundert wird der Schriftgebrauch ein regerer und allgemeiner. Doch für die Literatur war die Schrift auch jetzt noch belanglos, da die Dichter ihre Lieder nur in mündlichem Vortrag, nicht in schriftlichen Aufzeichnungen darboten.

Sparta.

Durch die dorische Einwanderung war die einstige Vorherrschaft der Landschaft Argolis gebrochen. Die Trümmer von Mykene und Tiryns, besonders das Löwentor, waren die stummen Zeugen einer vergangenen kraftvollen Zeit. Sie standen den Griechen vor den Augen, wie uns heute, und gaben ihnen Anlaß, jene riesigen Wunderbauten in ihren Sagen zur Stätte gewaltiger und grausiger Taten zu machen. Nur einmal noch hat die Landschaft nach der dorischen Einwanderung einen bedeutenderen Einfluß geübt. Das geschah durch einen Herrscher von Argos namens Pheidon, der durch Einführung gleichen Maßes und Gewichtes und durch die Prägung von Münzen für den Peloponnes und darüber hinaus wichtig geworden ist.

Dann aber trat an die erste Stelle der dorische Stamm der Spartaner, der im Anfange nur einen Teil des Eurotas-Tales beherrschte, aber in rastlosen

Kämpfen nach allen Seiten immer weiter um sich griff und schließlich durch kriegerische Überlegenheit die führende Macht im Peloponnes, ja in Hellas wurde. Den Grund zu Spartas Größe hat man zu allen Zeiten in seiner Verfassung erblickt und als Urheber dieser Verfassung Lykurgos genannt. Aber was man über das Leben des großen Gesetzgebers zu wissen behauptete, ist sagenhaft und eine Erfindung späterer Zeiten. Eine Verfassung und Lebensordnung, wie er sie geschaffen haben soll, ist niemals das Werk eines einzelnen, sondern bildet sich als Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung heraus. Hat es also eine gesetzgeberische Persönlichkeit namens Lykurgos überhaupt gegeben, so hat sie zweifellos nur einen Teil der spartanischen Verfassung ins Leben gerufen.

Wenden wir uns nun den gepriesenen Einrichtungen des Spartanerstaates zu, so fällt zunächst die Mischung seiner Bevölkerung aus mehreren grundverschiedenen Elementen auf. In den von keiner Mauer umgebenen Dorfgemeinden wohnten zunächst die Spartiaten selbst, die Nachkommen jener dorischen Eroberer. Verglichen mit der von ihnen unterjochten Bevölkerung waren diese Dorier nur eine Minderheit. Sie durften die Waffen nicht aus der Hand legen, wenn sie sich behaupten wollten. Sie haben ihre alten Sitten und Einrichtungen mit erstaunlicher Zähigkeit bewahrt und sind auf der niederen Kulturstufe, auf der sie bei ihrem Einzug in das Land sich befanden, im großen und ganzen stehengeblieben. Ihre Stadt glich einem Heerlager; auf die Kriegsbereitschaft war das ganze Leben zugeschnitten; das Kriegshandwerk bildete die einzige Beschäftigung der Bürger. Handel und Gewerbe überließen die Spartaner den sogenannten Periöken, d. h. den Bewohnern der umliegenden Ortschaften und Städte, die sich mit den dorischen Eroberern auf gütlichem Wege verglichen und gegen eine Abgabe den freien Besitz ihres Bodens erlangt hatten. Am politischen Leben des Spartanerstaates hatten diese Periöken keinerlei Anteil; gleichwohl zog man sie zum Kriegsdienst und zu den Kriegssteuern unbedenklich heran. Ihr Gewerbefleiß ermöglichte es ihnen, zu erheblichem Reichtum zu gelangen; überhaupt war ihre Lage, von der politischen Unmündigkeit abgesehen, eine erträgliche. Traurig stand es dagegen mit der dritten Schicht der Bevölkerung, mit den sogenannten Heloten. Es waren alle diejenigen Bewohner des Eurotas-Tales, die sich mit den Waffen für ihr Eigentum gewehrt und deshalb mit harter Leibeigenschaft bestraft worden waren. Sie erzielten zwar nach wie vor ihren Unterhalt von den Ländereien, die sie einst besaßen; aber diese, sowie sie selbst, gehörten dem Staate. der davon nach Gutdünken Nutzen zog. Daher mußten sie zugleich die Äcker, Gärten und Weinberge der Spartiaten bauen, als Diener und Leichtbewaffnete mit in den Krieg ziehen, als Matrosen die spartanischen Schiffe bemannen und ernteten dafür doch wenig Dank. Da ihre Zahl viel größer war als die der Spartiaten, so fürchtete man beständig, daß sie sich empören könnten, und hielt sie mit eiserner Strenge unter dem Daumen. Eine geheime Bewachung, die sogenannte Krypteia, war gegen sie eingerichtet: junge Spartiaten mußten, so oft es nötig schien, wie eine Art Landjäger die Helotendörfer absuchen, alle Verdächtigen festnehmen oder, wenn sie Widerstand versuchten, kurzerhand töten. Nur selten wurden Heloten, die sich durch tapfere Taten ausgezeichnet hatten, in die Bürgerschaft aufgenommen Das im Besitze der Spartiaten befindliche Land des Eurotas-Tales zerfiel in Bauerngüter, die einander ungefähr gleich waren. Bei der Besetzung des Landes

hatte jeder wehrhafte Dorier ein solches Bauerngut mit den zugehörigen Heloten angewiesen bekommen, damit er von dem Ertrage sich ernähren und bewaffnen könne. Das Eigentumsrecht an diesen Gütern war ein beschränktes, insofern sie nicht veräußert und nicht geteilt werden durften; fehlte ein Erbberechtigter, so fiel in ältester Zeit das Gut wohl an den Staat zurück. Es liegt auf der Hand, wie diese Einrichtung zu beständiger Gebietserweiterung hindrängte: wollte man jedes neugeborene Spartiatenkind mit einem eigenen Bauerngut ausstatten, so mußten bei zunehmender Bevölkerung immer neue Landlose beschafft werden.

An der Spitze des spartanischen Staates standen seit uralter Zeit die zwei Könige. Warum es gerade zwei waren? Man hat die verschiedenartigsten Erklärungen dafür in Vorschlag gebracht. Am einfachsten nimmt man an, daß neben den einen König, den man ursprünglich hatte, zu seiner Unterstützung und Stellvertretung ein zweiter gesetzt wurde. Daß die Macht der Krone dadurch geschmälert wurde, war eine schwerlich beabsichtigte Folge. Gleich den homerischen waren auch diese spartanischen Könige Feldherren und Richter und Oberpriester in einer Person. Anfangs zogen sie beide ins Feld, später wurde es Gesetz, daß immer nur einer das Heer begleite. Auch die auswärtige Politik, der Verkehr mit fremdländischen Gesandten, lag in den Händen der Könige, bis die Ephoren an ihre Stelle traten. Sehr umfangreich waren ihre priesterlichen Obliegenheiten: sie vertraten die Gemeinde den Göttern gegenüber und vermittelten vor allem auch den Verkehr mit dem Orakel in Delphi. In allen anderen griechischen Staaten erlag das ursprüngliche Königtum im 8. bis 6. Jahrhundert dem mächtiger werdenden Adel; nur in Sparta, wo es keinen Adel gab, behaupteten sich die Könige durch alle Jahrhunderte als Träger der Souveränität. Im Kriege war ihre Macht eine unumschränkte; im Frieden waren sie an die Zustimmung eines Rates der Alten, Gerusia genannt, gebunden. In dieser ehrwürdigen Versammlung von Männern, die alle das sechzigste Lebensjahr überschritten haben mußten, wurden unter dem Vorsitz der Könige alle äußeren und inneren Angelegenheiten des Staates beraten. In der Gerusia hatten auch die Könige nur je eine Stimme. Im ganzen bestand die Versammlung aus 30 stimmberechtigten Mitgliedern.

Die Gesamtheit aller über 30 Jahre alten vollberechtigten Spartaner trat in der Volksversammlung zusammen, die monatlich zur Zeit des Vollmondes abgehalten wurde. Alle Beschlüsse der Gerusia, welche das Gemeinwohl betrafen, wurden hier vorgebracht und ohne Debatte durch bloßen Zuruf entweder angenommen oder verworfen. Über Krieg und Frieden und Bündnisse hatte das Volk die letzte Entscheidung zu fällen; auch wählte es in diesen Versammlungen die Geronten und Beamten und bestimmte im Kriegsfalle, welcher von den Königen ins Feld zu ziehen habe. Eigene Anträge zu stellen, der Regierung neue Ziele zu weisen, das lag der spartanischen Volksversammlung fern.

Unter den spartanischen Beamten standen die Ephoren in einer Ausnahmestellung obenan. Ihr Name bezeichnet sie als Aufsichtsbehörde. Ihre Aufgabe war es in erster Linie, Neuerungen abzuwehren, mochten sie von den Königen oder von den Unterdrückten ausgehen. Es gab ihrer fünf, die jährlich vom Volke erwählt wurden. Sie beriefen Volksversammlung und Gerusia und brachten nach und nach auch den Vorsitz in beiden an sich. Sie verhandelten mit fremden Ge-

sandten, sie gaben Weisungen an die Feldherren und griffen im Namen Spartas in die Verhältnisse anderer Staaten ein. Sie beaufsichtigten die Erziehung der Jugend, und auch die Erwachsenen unterstanden ihrer Zucht. Alle ihnen ungehörig erscheinenden Handlungen der Bürger konnten sie bestrafen; die Könige selbst unterstanden ihrer Kontrolle, und die Ephoren waren die einzigen, die beim Nahen eines Königs sich nicht von ihren Sitzen zu erheben brauchten. Ihre Macht wuchs allmählich der der Könige entschieden über den Kopf. Nur in einer Hinsicht war sie beschränkt: sie dauerte nur ein Jahr und nach Ablauf desselben mußte vor dem Volke Rechenschaft abgelegt werden.

Alle Einrichtungen in Sparta hatten zum Ziel, die Bürger für den Staatsdienst möglichst geeignet zu machen: hier war nicht der Staat der Bürger wegen, sondern der Bürger des Staates wegen da. Die behördlicherseits überwachte Zucht erstreckte sich über alle. Man wollte vor allem körperlich tüchtige Bürger. Daher wurden gleich die neugeborenen Kinder von besonders damit beauftragten Männern besichtigt, nach deren Ausspruch man die Verkrüppelten im Taygetos, dem Gebirge, das die Landschaft im Westen begrenzt, aussetzte, die wohlgestalteten den Eltern zurückgab. Nur bis zum siebenten Lebensjahre blieb der Knabe im Hause unter mütterlicher Aufsicht. Dann übernahm der Staat die Erziehung. Die Knaben wurden in Rotten geteilt und von Aufsehern erzogen. Täglich hatten sie sich im Laufen und Ringen, im Lanzenwerfen und Tanzen zu üben. Die Kost war eben genügend; wer mehr begehrte, mußte es sich stehlen, wurde aber, wenn ertappt, schwer gezüchtigt. Um die Knaben gegen Schmerzen abzuhärten, wurden sie von Zeit zu Zeit am Altar der Artemis blutig gegeißelt. Der Kreis der geistigen Bildung war eng; nur auf die Erlernung der Musik legte man Gewicht, und darauf, daß die Jugend sich eine knappe, witzige Aus-



82. Wettläuferin.

Marmorstatue im Vatikan nach einem Original aus Bronze, bei dem die häßlichen Stützen natürlich fehlten. Ähnlich wie bei dieser zum Wettlauf antretenden Jungfrau dürfte auch das Kostüm der spartanischen Mädchen bei gymnastischen Übungen gewesen sein.

drucksweise angewöhnte. Geist mit Kürze der Rede zu verbinden, ist nirgends wieder so gelungen wie in Sparta. Noch heute loben wir an schlagenden, knappen Ausdrücken die „lakonische Kürze“. Zwei Beispiele will ich mitteilen. Als die Perser drohten, im Kampf würden die Sparter vor der Menge der feindlichen Pfeile die Sonne nicht sehen können, da antworteten sie: „Gut, so werden wir im Schatten kämpfen“, und als Philipp von Makedonien spartanischen Gesandten sagte: „Wenn ich nach Sparta komme, soll kein Stein auf dem andern bleiben“, da bestand die lakonische Antwort nur aus einem Worte. Sie sagten: „Wenn —“.

Ähnlich wie die Knaben wurden auch die Mädchen erzogen. Vom Spinnen und Weben und kunstreichem Putz verstanden sie wenig. Am liebsten zogen auch



83. Gymnastische Übungen.
Innenbild einer attischen Trinkschale (um 500).

In der Mitte zwei Faustkämpfer, die Hände mit Schlagriemen umwunden. Ein Aufseher verbessert mit langer Gerte die Stellung des einen der Kämpfenden. Von rechts kommt ein Jüngling mit Hanteln, ein anderer mißt linkerhand mit einer Meßkette die Weite eines Wurfes oder Sprunges aus.

sie in kurzen Gewändern hinaus auf die Übungsplätze zu Wettlauf und Ringen, zu Ballspiel und Tanz.

Die Erziehung schloß nicht mit der Kinderzeit, sondern die Jünglinge und Männer waren zu den gleichen, ja noch schwereren, unausgesetzten Übungen verpflichtet. Auch der herangereifte Bürger gehörte nach spartanischer Ansicht nicht dem eigenen Hause, sondern vor allem dem Vaterlande, der Gesamtheit. Gelockert, zum Teil völlig gelöst wurden daher die zarten Bande der Gatten- und Verwandtenliebe, um alle Herzen ausschließlich dem Staate zuzuwenden. Wie die männliche Jugend in Knabenherden aufwuchs, so lebten die Männer in Zeltgenossenschaften von je 15 Mann. Sparta glich auch in Friedenszeiten einem Heerlager. Jeder Spartiate war zur Ehe gezwungen, damit es dem Volksheer nicht an Nachwuchs fehle; aber auch die Verheirateten lebten gemeinsam und speisten gemeinsam in Zelten. Zu diesen gemeinschaftlichen Mahlzeiten, die man Syssitien nannte, mußte jeder Bürger bestimmte Beiträge an Gerstenmehl, Feigen, Käse und Wein liefern; wer sie nicht regelmäßig lieferte, verlor damit zugleich das Recht, an der Verwaltung des Staates teilzunehmen. Diese Mahlzeiten waren berühmt, ja berüchtigt durch ihre Einfachheit; besonders verschrien war die sogenannte schwarze Suppe, die aus Fleischbrühe, Blut, Essig und Salz bestand. So scharten sich die Bürger zu Tischgenossenschaften zusammen: in frei gebildeten Gruppen nahmen

sie auch ihre gymnastischen und kriegerischen Übungen vor und rückten in solchen zur Zeit des Krieges gegen den Feind. Eine festgeschlossene Masse gleichbewaffneter Bürger, Hopliten genannt, zog Schulter an Schulter unter Flötenmusik in die Schlacht. Alle Spartiaten, die sich die vorgeschriebene Erziehung angeeignet hatten, ihre monatlichen Beiträge zu den Syssitien leisteten und sich nicht durch Feigheit vor dem Feinde um ihre bürgerlichen Ehrenrechte brachten, standen sich in bezug auf Rechte und Pflichten völlig gleich.

So waren die Spartaner ein eigenartiges, kräftiges Volk, wie es sich in der Weltgeschichte nicht wiederholt hat. Abhärtung und Gehorsam waren die Grundlagen der Erziehung, Jagd und Krieg die Hauptbeschäftigung der Männer. Ein



84. Gymnastische Übungen.
Die andere Seite
der unter 83 abgebildeten Schale.

Links ein Ringerpaar, dann wieder ein Aufseher mit Stock und Gerte. Weiterhin lockert ein Jüngling mit einer großen Hacke den Boden, was namentlich für die Sprungübungen notwendig war. Neben diesem wieder ein Jüngling mit einer Meßschnur. Alle Figuren mit Ausnahme der Aufseher und des Jünglings mit der Hacke sind unbekleidet; Nacktheit war ja bei den gymnastischen Übungen der Griechen Sitte.

enges, kameradschaftliches Leben diente diesem Zweck. Der Verkehr mit dem Ausland wurde möglichst beschränkt, damit nicht fremde Sitten ins Land kämen. Für Kunst und Wissenschaft haben sie wenig geleistet. Nur Kriegslieder und Chorgesänge wurden geübt. Da gab es Chöre der Alten, der im kraftvollen Alter stehenden Männer und der Knaben, die an den Götterfesten abwechselnd sangen. Überliefert wird uns, daß die Alten sangen: „Einstmals waren wir kraftvolle Männer." Dann fiel der Männerchor ein: „Das sind wir jetzt, und wer's erproben will, der komme her." Und dann die Knaben: „Wir aber werden einst viel stärker sein als ihr." Geist und Gemüt waren bei dieser einseitigen, engherzigen Erziehung in Gefahr zu verkümmern. Aber so lange es Menschen geben wird, die sich für selbstlose Vaterlandsliebe, für Mannesmut und Todesverachtung begeistern, so lange wird man auch die Spartaner preisen und ihre Zucht und Strenge der Jugend als leuchtendes Vorbild hinstellen.

Die nächsten Nachbarn der Spartaner im Westen waren die Messenier. Es waren eingewanderte Dorer, die sich mit bisherigen Bewohnern nach ihrer Unterwerfung vermischt und infolge davon ihre dorische Eigenart nicht bewahrt hatten. So wurden sie Gegner der stammverwandten Spartaner. Auch reizte die fruchtbare Landschaft die Eroberungslust der kriegerischen Spartaner. Ge-



85. Der Ithome von Phigalia (Bassä) aus.

Der dorische Tempel im Vordergrunde wurde um 430 durch den attischen Baumeister Iktinos auf einer uralten Kultstätte des Apollo im südwestlichen Winkel Arkadiens in romantischer Bergeinsamkeit errichtet. Der Marmorfries, der einst die Tempelzella schmückte und Kentauren- und Amazonenkämpfe darstellt, ist jetzt im Britischen Museum zu London. Am südlichen Horizont sieht man den tafelförmigen Bergrücken des Ithome.

waltige, langdauernde Kämpfe, die die Sage wunderbar ausgeschmückt hat, führten schließlich zur vollständigen Unterwerfung unter das harte Joch der Spartaner. Die Besiegten mußten als Heloten die Landgüter ihrer Herren bebauen. In einem dieser Kriege wurde lange um die Bergfeste Ithome gekämpft. In ihrer Nähe erhob sich später ein Tempel, der in großartig wilder Gebirgslandschaft dem Apollon Epikureios, dem „hilfreichen" Gotte, geweiht war. Die Ruinenstätte, deren Abbildung unser Buch schmückt, gehört zu den weihevollsten auf griechischem Boden.

Bald hatten nun die Spartaner die unbestrittene Vorherrschaft im ganzen Peloponnes errungen. Nur die Küstenlandschaft Achaia am korinthischen Meerbusen, die den Namen der früheren Bewohner bewahrte, und Argos blieben selbständig. Alle übrigen Teile der Halbinsel schlossen die Spartaner zu einer Kampfgenossenschaft unter ihrer „Hegemonie" (d. i. Führung) zusammen. Diese Hegemonie hielt sich lange in den Schranken weiser und gerechter Mäßigung. Man begnügte sich mit der Führerschaft im Kriege und dem Vorsitz im Bundesrate, der bei wichtigen Veranlassungen nach der Stadt am Eurotas berufen wurde. Da hielt man über Krieg und Frieden, über die Zahl des zu stellenden Kriegsvolkes, über die Streitigkeiten unter den bundesverwandten Staaten Beratungen und faßte entsprechende Beschlüsse. Im übrigen enthielt man sich aller Eingriffe in staatliche Ordnungen und Gebräuche der Verbündeten, so daß Sparta im wesentlichen nur das Oberhaupt einer freien Bundesgenossenschaft war. Der Oberbefehl über eine so ansehnliche Macht, wie der peloponnesische Bund sie stellte, sicherte ihm aber nicht nur die Vorherrschaft in ganz Hellas, er verschaffte ihm auch ein hohes Ansehen weit über dessen Grenzen hinaus, so daß selbst auswärtige Könige um seine Gunst und Unterstützung warben.

Einigungsmittel der Griechen.

Während so im Peloponnes, dank der erfolgreichen Eroberungspolitik Spartas ein festerer Zusammenschluß der Stämme und Städte sich gebildet hatte, ließ im übrigen Hellas die nationale Einigung noch so gut wie alles zu wünschen übrig. Zwar begannen die Griechen aller Zungen seit dem 7. Jahrhundert sich als Glieder eines Stammes zu fühlen, und der im 6. Jahrhundert aufkommende Gesamtname Hellenen unterschied alles, was griechisch sprach und zu griechischen Göttern betete, von den umwohnenden Barbaren. Aber der Zusammenhalt unter diesen Hellenen war trotz alledem ein äußerst lockerer.

Das Beste zur Förderung des nationalen Einheitsgedankens leistete die Religion. Opferfeste, die zu Ehren gemeinsam verehrter Götter gemeinsam gefeiert wurden, brachten schon früh benachbarte Völkerstämme in nähere Berührung; aus der gottesdienstlichen Verbindung entwickelte sich leicht eine politische. Man nennt solche religiös-politische Verbände zwischen Nachbarvölkern mit einem griechischen Wort Amphiktionien, zu deutsch: Vereinigung der Umwohnenden. Der einigende Mittelpunkt war jederzeit ein gefeiertes Heiligtum. So hatten die ionischen Griechen in Kleinasien im Poseidon-Heiligtum auf dem Vorgebirge Mykale einen solchen Mittelpunkt.

Sehr alt war auch die völkervereinende Kultgemeinschaft, die alljährlich auf Delos, an der Geburtsstätte Apollons, sich versammelte; im Anschlusse an die religiöse Feier entwickelte sich hier auch ein reger Handelsverkehr.

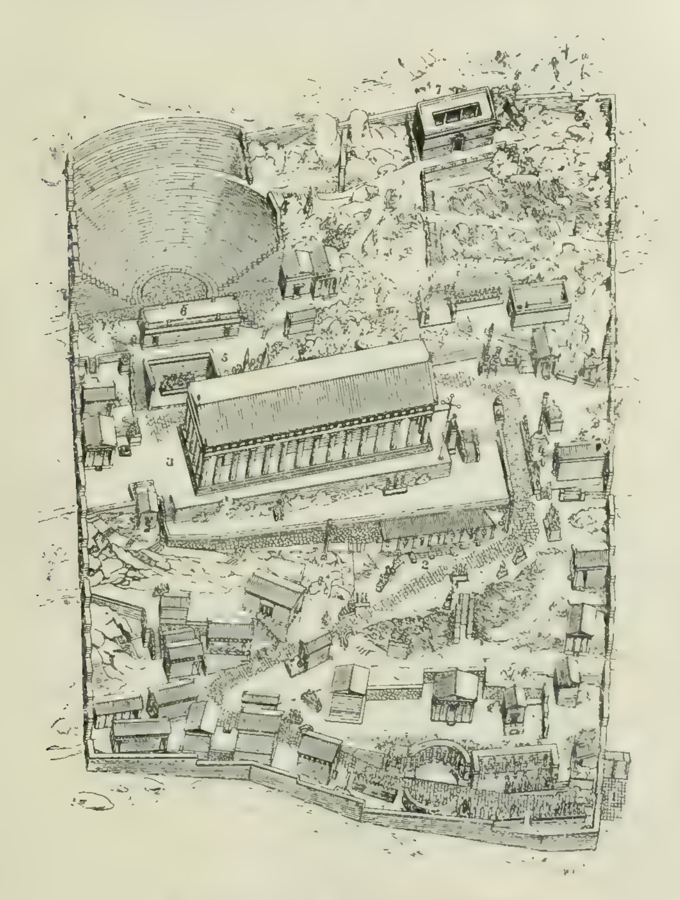
Weitaus die wichtigste Amphiktionie war aber die, deren Mittelpunkt das Orakel zu Delphi bildete. Sie scheint im 7. Jahrhundert entstanden zu sein. Zwölf Volksstämme nahmen an ihr teil; schließlich gehörten so ziemlich alle Bewohner von Thessalien und Mittelgriechenland zu dem Bunde. Ein jeder Staat hatte das Recht, zwei Abgeordnete zu den zweimal im Jahre stattfindenden Versammlungen zu schicken, die zu gemeinsamen Opfern und zur Beratung der Bundesangelegenheiten zusammentraten. Zu den Hauptaufgaben des Bundes gehörte der Schutz und die Verwaltung des delphischen Heiligtums, sowie die Instandhaltung der nach Delphi führenden „heiligen" Straßen. Außerdem aber wachte der Bund darüber, daß einige völkerrechtliche Bestimmungen von allen Mitgliedern der Amphiktionie beachtet wurden. Man ging nicht so weit, zu beanspruchen, daß beständig Friede zwischen den Bundesstaaten bestehe; das wäre doch nicht durchführbar gewesen. Aber für den Fall des Krieges sollte keine amphiktionische Stadt der anderen das Trinkwasser abgraben oder sie von Grund aus zerstören dürfen. Man sieht, diese Amphiktionie war eine segensreiche Einrichtung, der Anfang einer humanen Milderung des strengen Kriegsrechts.

Ein einigendes Band um alle Griechenvölker schlang auch das schon erwähnte Orakel des delphischen Apollon, der „gemeinsame Herd von Hellas", wie es im Volke hieß. Die ganze Nation erkannte seine Bedeutung an, hegte unbedingtes Zutrauen zu seiner Priesterschaft und ihrer Unparteilichkeit, rief in allen großen Fragen seine Entscheidung an. Es war etwas daran, wenn man Delphi als Mittelpunkt der Erde bezeichnete und jenen Stein von der Form eines halben Eies, der sich im delphischen Tempel befand, für den Omphalos, d. i. für den Nabel der Erde, ausgab (vgl. Abb. 66). In den Jahrhunderten nach der dorischen Wanderung war das Ansehen Delphis stetig im Wachsen. Nicht bloß Privatleute gingen es um Rat an; auch die staatlichen Behörden entschlossen sich nicht leicht zu einer wichtigen Maßnahme, ohne den Segen des delphischen Gottes für ihr Vorhaben eingeholt zu haben. Wurde in einer Stadt die Abänderung der Verfassung oder die Aussendung einer Kolonie geplant, so wandte man sich zunächst nach Delphi. Die dortigen Priester waren dadurch, daß aus allen griechischen Landen beständig Anfragen an sie kamen, über alle wichtigen Vorkommnisse, über die politische Lage in Hellas selbst wie bei den Nachbarvölkern ungewöhnlich gut unterrichtet. So war es ihnen möglich, wirklich sachverständigen Rat zu erteilen und sich und ihr Orakel in Ansehen zu erhalten. Die delphische Priesterschaft förderte die Rechtssicherheit, indem sie bei Mordtaten auf Sühne drang und gegen den Mißbrauch der Blutrache eiferte. Sie predigte Selbsterkenntnis und edle Mäßigkeit, wie jene Reihe von Weisheitssprüchen zeigt, die in der Vorhalle des Tempels in goldener Schrift geschrieben standen. Man las da die Sprüche „Maß zu halten ist gut." — „Jegliches sei vorbedacht!" — „Bürgschaft bringet dir Leid." — „Übertreibe nichts!" — Endlich den berühmtesten von allen: „Erkenne dich selbst."

So war das delphische Orakel in mancher Hinsicht das Gewissen von Hellas. Aber das Ansehen, dessen es sich auch in den Barbarenlanden des Ostens und Westens erfreute, brachte es mit sich, daß man in Delphi mehr weltbürgerlich als national dachte; man wollte die Kundschaft der reichen Barbaren ebensowenig verlieren wie die der Landsleute.

Die Pilger, die von Böotien her auf beschwerlichen Bergpfaden der Orakelstätte sich näherten, kamen zunächst an die schön gefaßte Kastalische Quelle. Hier mußten sie sich mit dem heiligen Wasser besprengen, denn ein alter Spruch der Pythia heischte:

„Rein von Herzen erschein' im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Pilgrim, aber dem Bösen
Wüsche das Weltmeer selbst nicht von der Seele die Schuld."



86. Der heilige Bezirk von Delphi.
Nach C. Schuster.

Der Haupteingang zum Bezirk lag im Südosten bei 1. Gleich hinter diesem Tor folgten längs der ansteigenden, gepflasterten Straße zahlreiche Weihgeschenke, teils in Form von Statuen und Statuengruppen, teils ganze Häuser, in denen die einzelnen Staaten ihre Geschenke vereinigt zur Ausstellung brachten. Die Halle bei 2 war von den Athenern errichtet. Sie lehnt sich an die im Text erwähnte Stützmauer für den Apollotempel (3). Östlich von ihm stand unter anderem der Siegesdreifuß für Platää (4), hier etwas willkürlich ergänzt. Oberhalb des Apollotempels bei 5 lag der Raum, wo Lysipp und Leochares in einer Reihe von Statuen eine Löwenjagd vorgeführt hatten, bei der Alexander d. Gr. nur durch die Geistesgegenwart seines Feldherrn Krateros vor dem Tod bewahrt blieb. (Bei 6 ist das Theater, bei 7 die Lesche der Knidier.)



87. Delphi.

Links von den modernen Häusern befand sich, in mehreren Terrassen aufsteigend, die Stätte des Heiligtums, das (vor etwa 30 Jahren) von der französischen Regierung mit überraschendem Erfolg ausgegraben worden ist. Noch weiter rechts erblickt man die Schlucht des Kastalischen Quells; den ganzen Hintergrund nehmen die Phädriaden (Schimmerfelsen) ein.

Eine spätere Zeit wollte wissen, daß ein Trunk aus der Kastalia nicht nur das Herz läutere, sondern auch die Seele zum Dichten begeistere.

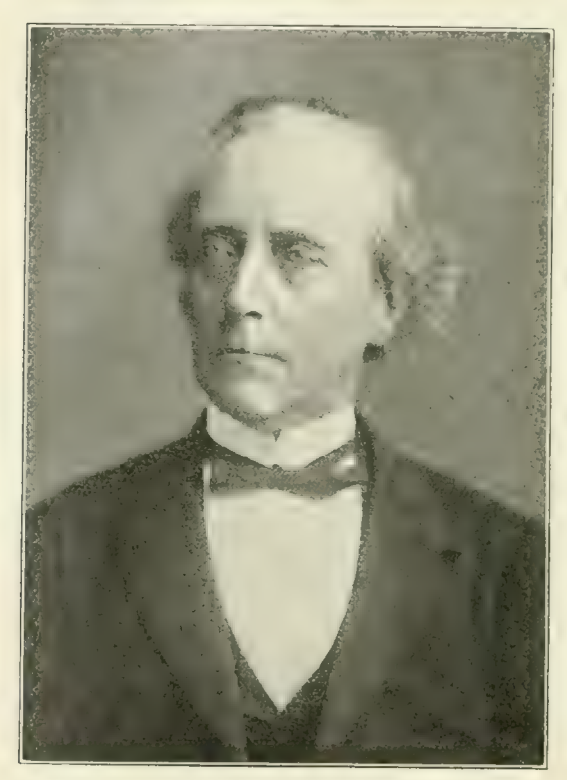
In wenigen Minuten erreichte man von hier den Eingang zum heiligen Bezirk, den eine hohe Quadermauer von allen vier Seiten umschloß. Durch französische Ausgrabungen haben wir genauere Kenntnis von dieser einst heiligen Stätte bekommen. Um an der abschüssigen Berglehne Raum für einen Tempelbau zu gewinnen, mußte man mit Hilfe einer gewaltigen Stützmauer eine künstliche Terrasse aufführen. Diese Stützmauer, ganz bedeckt mit Inschriften, die u. a. zahlreiche Beschlüsse der delphischen Amphiktionen verewigen, ist wohlerhalten;



88. Olympia.
Die Gegend erinnert an Landschaften des deutschen Mittelgebirges.

von dem berühmten Apollontempel aber steht so gut wie nichts mehr aufrecht. In seiner Vorhalle, die gleich dem Tempel selbst mit allerhand köstlichen Weihgeschenken angefüllt war, standen die schon erwähnten Sprüche der griechischen Weisen; hier befand sich sinnigerweise auch ein Bild des Homer, des Weisesten der Weisen. Nordwestlich an den Tempel stieß das Theater, in welchem bei der Feier der pythischen Spiele die Wettgesänge vorgetragen wurden; ferner das von den Knidiern erbaute Versammlungshaus für Einheimische und Fremde, die sogenannte Lesche, welche mit berühmten Gemälden Polygnots verziert war. Über den ganzen heiligen Bezirk waren Weihgeschenke jeder Größe und Gattung zerstreut.

Ein weiteres Einigungsmittel zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen bildeten die Festspiele, bei denen die Hellenen ihre besten Leistungen in körperlicher Kraft und Gewandtheit den Göttern zu Ehren zur Schau stellten. Viele dieser Feste besaßen nur eine lokale Bedeutung; einige aber übten eine Anziehungskraft auf weite und weiteste Kreise aus, und unter diesen letzteren nehmen wieder diejenigen Spiele, die zu Olympia in Elis an den Ufern des Alpheios veranstaltet wurden, die erste Stelle ein.



89. Ernst Curtius (1814—1896).

Die Stätte des alten Olympia besitzt für uns Deutsche eine ganz besondere Bedeutung; denn durch deutsche Gelehrte wurde sie aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder herausgeschält und — freilich nur in Trümmern — der forschenden Betrachtung erschlossen. Das Verdienst an dieser idealen Tat im Dienste der Wissenschaft gebührt vor allem dem Historiker Ernst Curtius, der als Erzieher Kaiser Friedrichs III., als Jugendfreund Emanuel Geibels und als Verfasser einer glänzend geschriebenen griechischen Geschichte einen gefeierten Namen hat. Schon im Jahre 1852 hatte Curtius durch einen begeisterten Vortrag über Olympia Stimmung für den Plan der Ausgrabung gemacht. „Von neuem", so ließ er sich vernehmen, „wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: Wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern? Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch für uns Olympia ein heiliger Boden, und wir sollen in unsere, von reinerem Licht erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude." König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der unter



90. Hermes des Praxiteles.
Gefunden im Jahre 1877 im Hera-Tempel zu Olympia. Den rechten Arm und die Unterschenkel des Gottes hat Fr. Schaper ergänzt.

den Zuhörern weilte, war so begeistert, daß er am liebsten gleich selbst mit dem Sammelbecken an die Saaltüre getreten wäre. Aber, wie es damals leider die Regel im deutschen Wesen war, es blieb bei der Begeisterung, zur Tat gedieh man nicht. Doch die von Curtius gegebene Anregung erwies sich gleichwohl als kräftig und nachhaltig. Als 20 Jahre später das neue Reich erstanden war, als nach dem blutigen Völkerkampf der edle Wunsch sich regte, nun auch ein echtes Friedenswerk in Angriff zu nehmen, „da erwachte", so erzählt uns Curtius selbst, „in dem Kronprinzen der Eindruck jenes Vortrages über Olympia. Der Träger der Kaiserkrone ergriff den Gedanken mit ruhmwürdiger Energie; es wurde ein Vertrag mit der Krone Griechenlands abgeschlossen, und der junge Reichstag bewilligte, ohne daß eine Stimme des Widerspruches laut wurde, Hundert-



91. Faustkämpfer.
Relief im Lateranischen Museum in Rom, wohl in der Zeit Trajans nach griechischem Vorbild kopiert.

tausende von Talern für eine Unternehmung, bei der nichts zu erwerben war als der Ruhm, zum erstenmal einen der an Denkmälern reichsten Plätze von Altgriechenland mit seinen Tempeln, Bildwerken und Inschriften vollständig freizulegen." Die schönste Ausbeute der Ausgrabungen war der jetzt uns allen bekannte Hermes des Praxiteles.

In sechsjähriger Arbeit, von 1875—81, ist die große Aufgabe gelöst worden, und zwar in mustergültiger Weise. Die Funde wurden alsbald wissenschaftlich bearbeitet, das Getrennte, wo irgend möglich, wieder vereinigt, die Bruchstücke in sorgfältigen Rekonstruktionen ergänzt und so ein volles, anschauliches Bild dieser wichtigen Kultstätte wiedergewonnen. Alle späteren Ausgrabungen haben von der in Olympia geleisteten gelernt.

In einer 1000 m breiten Ausbuchtung des fruchtbaren Alpheios-Tales, da, wo dem größeren Hauptfluß von rechts her der nur nach Regengüssen wasserreiche Kladeos zuströmt, lag am Fuße einer kleinen, dem Gotte Kronos geweihten Höhe die Altis (d. i. der Hain) von Olympia, dicht mit Bäumen und Büschen

bestanden. Hier, wo nie eine Stadt, sondern stets nur ein Heiligtum sich befand, soll Herakles seinem göttlichen Vater Zeus die Wettspiele gestiftet haben. Neben Herakles galt als Schutzpatron und heroisches Vorbild für die olympischen Sieger Pelops, des Tantalos' Sohn; er war der erste, welcher den elischen König Önomaos in der Wettfahrt mit dem Wagen besiegt und dadurch dessen Tochter Hippodameia sich erstritten haben sollte.

Die erste Aufzeichnung eines olympischen Wettkampfes geschah im Jahre 776: seitdem wurden die Sieger regelmäßig verzeichnet und damit ein Hilfsmittel gewonnen, die Jahre voneinander zu unterscheiden. Im Anschluß an die zunehmende Bedeutung der olympischen Spiele verbreitete sich die nach Olympiaden, den Zeiträumen zwischen je zwei Festen, rechnende Zeitrechnung: sie war schließlich in ganz Hellas im Gebrauch. Schon zur Zeit der ersten Olympiade (776) hatte Sparta seine mächtige Hand über das Heiligtum ausgestreckt und brachte seine Hegemonie im Peloponnes durch seine Schutzaufsicht über das Hauptfest der Peloponnesier zum Ausdruck. Es hatte dazu mit Elis einen Bund geschlossen, dessen Grundlage die gemeinsame Anerkennung des olympischen Zeus und die gemeinsame Beteiligung an seiner Feier war, die ordnungsmäßig alle vier Jahre nach der Sommersonnenwende mit Eintritt des Vollmonds als Bundesfest begangen werden sollte. Damit stand vielerlei in Verbindung, was die bis dahin getrennten Teile der Halbinsel in eine nahe und folgenreiche Berührung brachte. Wege wurden gebahnt, die Festzeiten geordnet, gegenseitige Verpflichtungen übernommen. Die Eleer hatten das Amt, das herannahende Fest durch heilige Sendboten zu verkünden. Mit dieser Ankündigung begann die Waffenruhe; die Straßen mußten offen und ungefährdet sein, alles Umland des Tempels in voller Sicherheit ruhen. Es bildete sich ein Tempelschatz, es befestigte sich eine Reihe von Satzungen, die als heiliges Recht von Olympia Geltung gewannen.

Immer weitere Kreise des griechischen Volkes beteiligten sich nach und nach an den olympischen Spielen. Dorier und Ionier, Binnenländer und Seevolk traten hier in eine zwanglose Gemeinschaft, welche durch die Heiligkeit des Gottesfriedens vor jeder Störung bewahrt blieb. Hier lernten sie sich trotz des fremden Klanges abweichender Mundarten als Volksgenossen fühlen, hier bildete sich eine heilsame Gegenwirkung gegen die vielen Eifersüchteleien zwischen den Nachbarstädten, hier verschmolz Heimatstolz mit nationalem Sinne. Denn wie jeder Sieger zunächst seiner Vaterstadt, dann aber auch dem ganzen Volke Ruhm einbrachte, so gereichten auch alle neuen Erfindungen und Erzeugnisse, die hier auf dem großen Jahrmarkt der Nation zur Schau gestellt wurden, nicht nur dem engeren Heimatkreise, sondern dem Gesamtvolk zur Ehre.

Im Anfang war das Fest auf einen Tag beschränkt, und es fand nur ein Wettlauf in dem sogenannten Stadion statt. Es war das eine langgestreckte Rennbahn mit auf drei Seiten ansteigenden, grasbewachsenen Wällen, wo die Zuschauer sich ohne besondere Sitzvorrichtungen auf dem Erdboden niederließen. Der Abstand der einen Schmalseite von der anderen betrug 600 olympische Fuß oder etwas über 192 m, eine Entfernung, die bei den Griechen das Stadion hieß und eines ihrer wichtigsten Längenmaße darstellte. An der westlichen Schmalseite bezeichnet eine Mauer die Ablaufsschranke, an der östlichen eine gleichfalls erhaltene Mauer das Ziel, wo die Kampfrichter saßen. Wer die kurze Strecke von der einen

Mauer zur anderen in einmaligem Lauf am schnellsten zurücklegte, der war Sieger, nach ihm ward die betreffende Olympiade benannt. Und das blieb auch so, als später die Zahl der Übungen vergrößert und eine Menge schwierigerer Übungen zum einfachen Lauf hinzukamen. Denn die Eleer waren unermüdlich tätig, ihre Festspiele immer weiter auszubilden und sie dadurch gegen die Konkurrenz anderer Spiele zu sichern. Zum einfachen Lauf durch das Stadion fügten sie schon bald den Doppellauf, dann den Dauerlauf; dann wurde der Ringkampf, der Weit- und Hochsprung, der Wurf mit der Metallscheibe, dem Diskos, und mit dem Speer, endlich der Faustkampf in das Spielprogramm aufgenommen und der Wettbewerb in der Weise geregelt, daß nur, wer in den ersten Kämpfen gesiegt hatte,



92. Bespannung eines Wagens aus älterer Zeit.

Attisches Vasenbild aus dem Ende des 6. Jahrh.

Ein zweirädriger Wagen wird eben bespannt. Noch sind nur die beiden Deichselpferde angeschirrt. Mit dem einen derselben ist der Wagenlenker, den man am langen, weißen Chiton erkennt, nebst einem Diener noch beschäftigt, während ein anderer Gehilfe ein drittes Pferd zum Anschirren herbeiführt. Die Pferde sind durch einen breiten Ledergurt an das auf ihrem Rücken liegende Joch geschirrt, das seinerseits an der Deichsel befestigt ist. Die Zugstränge sind an den Ringen der Wagenbrüstung befestigt. Die Pferde sind im Verhaltnis zu den Männern zu klein gezeichnet, doch ohne daß es storend auffällt.

auch an den weiteren teilnehmen durfte, so daß der endliche Sieger beim Faustkampf als Sieger dieser ganzen Gruppe von Wettkämpfen, die man Pentathlon oder Fünfkampf nannte, anzusehen war.

Eine wichtige Neuerung brachte das Jahr 680 durch die Einführung des ritterlichen Wagenrennens. Das Stadion war dafür zu klein; südlich von ihm wurde ein Hippodrom eingerichtet. Während bei den anderen Wettkämpfen der Gewandteste siegte, so siegte beim Wagenrennen der Reichste. Denn Sieger war nicht der zufällige Wagenlenker, sondern der Besitzer des Gespanns. Um aber Viergespanne zu halten und zu üben, bedurfte es großer Geldmittel. So bot das Wagenrennen den Pferdebesitzern vor allem Gelegenheit, ihren Reichtum zu zeigen. Es wurde ein politisches Machtmittel, dessen sich emporstrebende Machthaber wiederholt mit Glück bedient haben. Als Zuschauer war jedermann will-

kommen, nicht nur freie Männer, sondern auch Frauen, nicht nur Griechen, sondern auch Barbaren und Sklaven. Aber als Kämpfer wurden nur freigeborene Griechen von unbescholtener Vergangenheit zugelassen. Vor dem Kampfe mußten sie schwören, daß sie die vorgeschriebenen zehnmonatlichen Übungen durchgemacht hätten. Mit den Kampfrichtern betraten sie dann durch einen besonderen Eingang das Stadion, woselbst die Herolde Name und Vaterland jedes einzelnen ausriefen.

Die Preise für die Sieger bestanden in Reisern des wilden Ölbaumes, der vor der Westhalle des Zeus-Tempels wuchs: ein erlesener Knabe, dessen beide Eltern noch am Leben sein mußten, schnitt sie mit goldenem Messer vom Baume. Wie schlicht war solch ein Preis, und doch trug er dem Empfänger die Anwartschaft auf die höchsten Ehren ein. War es nicht schon ein Großes, daß der Name des Siegers, seines Vaters und seines Heimatortes vom Herold vor ganz Hellas verkündigt wurde? Und welche Ehren warteten erst des Heimkehrenden! Große Feste wurden zu seinem Willkommen veranstaltet, auf einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen zog er ein, von Freunden geleitet, von Sängerchören empfangen und von den heimischen Dichtern besungen. Auch materielle Vorteile fehlten nicht: die Sieger und ihre Nachkommen waren abgabenfrei, sie hatten lebenslänglich einen Freitisch im Rathaus ihrer Stadt, Ehrenplätze im Theater und allerhand Vorzüge beim Kriegsdienst.



93. Der Dornauszieher.
Bronze im Kapitolinischen Museum in Rom.
Frühes Werk des 5. Jahrhunderts, vielleicht einen Wettläufer darstellend, der siegte, obgleich er sich beim Lauf einen Dorn in den Fuß getreten hatte.

Außer den Wettkämpfern traten übrigens auch geistig hervorragende Männer gelegentlich mit ihren Leistungen in Olympia auf. Berühmte Redner und Philosophen sprachen hier gern zur Menge, und Themistokles, der Befreier von der Persernot, feierte gerade in Olympia seinen höchsten Triumph, als bei seinem Erscheinen im Stadion die versammelten Griechen ihn als Sieger von Salamis begrüßten. Festgesandtschaften der einzelnen Staaten traten mit goldenen Stirnbinden und anderem auffälligen Schmucke auf, und viele Staaten, besonders die dorischen Großgriechenlands, hatten in Olympia eigene Schatzhäuser, um die Weihgeschenke sicher zu verwahren. Wer wünschte, daß die Nation von seinem Reichtum

Kunde erhielt, daß ein Sieg, den er in glücklichem Kriege erfochten, ihm Ruhm eintrage bei den Volksgenossen, was konnte der Besseres tun, als ein Denkmal seines Sieges, seines glücklichen Wohlstandes in der Altis von Olympia zu errichten, wo ganz Hellas sich alle vier Jahre ein Stelldichein gab? Ein ganzer Wald von Denkmälern sammelte sich so allmählich in dem Festraum an. Götterbilder waren es in der Hauptsache. Aber fast noch zahlreicher als die Götterbilder waren die Bildnisse der Sieger in Stein und Erz; denn das war noch ein ganz besonders geschätztes Recht des siegreichen Wettkämpfers, daß er ein Bildnis in der Altis errichten durfte. Unbekleidet zeigte sich seit dem Ende des 8. Jahrhunderts die hellenische Jugend auf den Ringplätzen; anders durfte sie auch die Kunst nicht darstellen. Denn je mehr die Hellenen ihren Leib in den Ringschulen kunstgerecht ausbildeten, um so weniger dachten sie daran, sich desselben zu schämen. Mochten die Barbaren, denen es nicht gelungen war, den Menschenleib zu etwas den Göttern Wohlgefälligem zu verklären, ihn scheu und ängstlich verhüllen, die Hellenen stellten den Körper mit voller Unbefangenheit dar als das Schönste und Edelste der sichtbaren Schöpfung. Es liegt auf der Hand, welchen Gewinn von dieser Sitte die Künstler haben mußten: die schönsten, kräftigsten Leiber standen ihnen in herrlicher Bewegung tagtäglich vor Augen.



94. Wagenlenker.

Bei den französischen Ausgrabungen in Delphi gefundene Bronzefigur, zu einem syrakusanischen Weihgeschenk gehörig. (Erste Hälfte des 5. Jahrh.)

Kaum geringeres Ansehen als die Wettkämpfe zu Olympia genossen die pythischen Spiele zu Delphi, die mit Opfern und Hymnengesang gefeiert wurden. Man verband hier poetische und musikalische Wettkämpfe mit den gymnastischen, weil dies des Gottes der Dichtkunst und des Lyraspiels würdig schien. Ähnlich berühmt wie die olympischen und pythischen Spiele und auch in ihrer Einrichtung ganz ähnlich waren die zu Nemea und bei Korinth gefeierten.

Die Wirkung dieser vier großen Feste bestand vor allem darin, daß sie alle Hellenen in gemeinsamem Gottesdienst und zu gemeinsamer Tätigkeit verbunden zeigten, nach denselben Zielen geistiger und körperlicher Bildung strebend, friedlich vereint wenigstens die Festzeit über, wenn auch sonst Krieg zwischen den Stämmen und Städten wütete.

Politische und soziale Entwicklung bis 500 v. Chr.

Die Neigung, gesonderte Wege zu gehen, war bei den Hellenen jederzeit größer als die, zusammenzustehen. Ihre Stärke wie ihre Schwäche war dies Bedürfnis nach Entwicklung der Eigenart. Es lag ihnen ihrem ganzen Wesen nach fern, einen einzigen Staat, ein großes Herdenvolk bilden zu wollen, wie

sie der Orient wiederholt hervorgebracht. Schon früh entwickelte sich städtisches Leben; und es ist kein Zufall, daß dasselbe griechische Wort „Polis" sowohl die Stadt als den Staat bezeichnet. Stadt und Staat fielen bei den Griechen zusammen; ein richtiges Staatsgebilde konnte nach ihrer Ansicht nur Bürger umfassen, die alle an den gemeinsamen Angelegenheiten persönlich teilzunehmen in der Lage sind; das ist aber nur möglich, wenn das Staatsgebiet von geringer Ausdehnung ist, sich über die Bannmeile einer Stadt nicht wesentlich hinauserstreckt. Auch wo wir größere Landschaften staatlich geeint finden, wie in Lakedämon und Attika, bildet doch eine Stadt das Rückgrat des Staates, muß, wer politisch etwas bedeuten will, in der Stadt wohnen oder sie doch bequem von seinem Landsitz aus erreichen können.

Innerhalb dieser Städte nahm das öffentliche Leben in den Jahrhunderten nach der großen Wanderung eine Entwicklung, die sich allenthalben in gleicher Weise vollzog; vom anfänglichen Königtum, wie es Homer uns überall als bestehend schildert, ging man zur Herrschaft des Adels über, und dieser seinerseits wurde schließlich abgelöst durch die Herrschaft des Bürgertums. Nur Sparta macht eine Ausnahme.

Der Übergang vom Königtum oder der Monarchie zum Adelsregiment oder der Aristokratie, wie die Griechen diese Staatsform nannten, vollzog sich in den verschiedenen Städten auf verschiedene Weise und aus verschiedenen Gründen. Bald bot das üppige, gewalttätige Wesen eines Königs die Veranlassung, daß man die Monarchie abschaffte, bald fehlte es dem Herrscherhause an überlegenen Persönlichkeiten, um auf die Dauer sich behaupten zu können. In den meisten Fällen aber vollzog sich die Änderung in der Weise, daß die adligen Berater der Könige sich neben ihm zu einer Machtfülle erhoben, die mit dem Wesen der Monarchie sich nicht vertrug. Schon bei Homer erscheint diese Entwicklung angebahnt; schon dort heißen die adligen Genossen des Königs auch ihrerseits Könige, schon dort ist der Herrscher an die Zustimmung seiner adligen Ratsherren mehr oder weniger gebunden. Ursprünglich wird der König selbst diese Ratsherren ernannt haben; später geschah dies durch das Volk, oder der Rat ergänzte sich durch eigene Wahl neuer Mitglieder. Ursprünglich war hohes Alter eine Vorbedingung für den Eintritt in den Rat; später genügte die hohe Geburt: aus dem Altersrat wurde ein Adelsrat. Und dieser so zusammengesetzte Rat war es nun, der sich allerorten über die Monarchie emporschwang. Der ungewöhnliche Einfluß dieser adligen Herren beruht auf ihrem ungewöhnlich ausgedehnten Grundbesitz; wie kleine Könige schalten sie auf ihren Gütern über zahlreiche Tagelöhner und leibeigene Knechte. Aus ihren Reihen gehen alle Beamten hervor, aus ihrer Mitte alle Richter, die nach der Väter Weise ohne geschriebenes Gesetzbuch dem Volke Recht sprechen. Zwischen sich und den gemeinen Leuten befestigt dieser Adel eine tiefe Kluft; wer nicht zu einer adligen Sippe gehört, wer keine „Verwandtschaft" hat, bedeutet nichts. Großes Gewicht legten diese Adligen auf ihren Stammbaum, den sie lückenlos bis zu den Göttern zurückzuführen verstanden.

Jahrhundertelang ließ sich das Volk diese Herren und ihr Regiment gefallen. Aber je mehr auch der kleine Mann zu Wohlstand und Bildung kam, um so unleidlicher wurde ihm die Bevormundung durch den Adel: gleichgebildete Bürger müssen auch gleichberechtigt sein. Der Ständekampf begann, hier früher, dort

später; aber er entstand allenthalben. Das Ergebnis des Kampfes war nicht immer das gleiche. Sehr oft wurde nur das eine erreicht, daß die Grundsätze, nach denen die adligen Richter Recht sprachen, aufgezeichnet und damit die ärgste Willkür abgestellt wurde. Dies Bedürfnis nach geschriebenem Recht scheint zuerst in den Kolonien erwacht zu sein; es führte schließlich allerorten dazu, daß wenigstens das Strafmaß schriftlich festgelegt und nicht mehr dem Belieben der Richter anheimgestellt wurde. Die Entscheidung darüber, was als öffentliches Recht in das Gesetzbuch aufzunehmen sei, wurde gemeiniglich einem anerkannt weisen Manne anvertraut, der, mit unumschränkter Vollmacht ausgestattet, das schwere Werk vollbrachte.

Aber bei dem Kampfe gegen die Adelsherrschaft konnte auch ein anderes sich ergeben. Das Volk bedurfte eines Führers und fand ihn meist in einem ehrgeizigen Aristokraten, der an der Spitze der unzufriedenen Bürger den Einfluß zu erlangen hoffte, den ihm seine eigenen Standesgenossen nicht einräumen wollten. Hatte er dann aber den Adel zu Boden geworfen, so zeigte er meistens wenig Lust, seine Macht wieder abzugeben; statt der Adelsherrschaft errichtete er nicht die Herrschaft des Volkes, sondern seine eigene.

Der Grieche nannte einen solchen durch Gewalt emporgekommenen Regenten einen Tyrannen; bald nach 600 kommen die ersten auf — und schon um das Jahr 500 sind sie überall wieder verschwunden. Die Tyrannis war stets nur ein Durchgangszustand; keine Tyrannenfamilie hat es verstanden, mehr als 100 Jahre sich zu behaupten. Die Bürgerschaft in ihrer breiten Masse, die sogenannte Demokratie, hat schließlich allenthalben den maßgebenden Einfluß auf die Stadt- oder Staatsregierung in ihre Hand gebracht.

Bei solchen Streitigkeiten half man sich oft damit, daß man die Unversöhnlichen unter geeigneten Führern und ausgestattet mit dem Segen des delphischen Orakels nach Asien oder nach Italien schickte und dort eine Kolonie gründen ließ. Die großartige Kolonisationstätigkeit, die von den Griechen in dieser Zeit entfaltet wird, hängt mit der Entwicklung des Verfassungslebens aufs innigste zusammen; alle Mißvergnügten, die sich in der Heimat nicht unterdrücken lassen wollten, die sich daheim nicht ausleben konnten, stachen in See und gründeten jenseits des Meeres ein neues Gemeinwesen. Doch waren diese politischen Gründe nicht immer maßgebend für die Aussendung einer Kolonie. Eine solche wurde oft schon durch Übervölkerung der Heimat nahegelegt oder durch die Interessen des Handels und der Industrie, die größere Absatzgebiete für ihre Waren heischten. Vielfach waren es daher nur Faktoreien, die man im fremden Lande begründete, lediglich dazu bestimmt, Waren abzusetzen und Rohprodukte dagegen einzutauschen. Aber ebensooft waren es auch Ackerbaukolonien, die nicht immer nur von einer Stadt ausgingen und hinauszogen, um die fremde Erde mit allem Nachdruck anzubauen und landwirtschaftlich auszubeuten. In mancher Kolonie war die Bevölkerung eine recht gemischte, indem zu den Griechen verschiedener Herkunft auch noch Reste der Urbevölkerung hinzutreten konnten. Für eine so zusammengewürfelte Menge gab es keine eigentliche Mutterstadt. Überhaupt pflegten die Kolonien sich politisch durchaus auf eigene Füße zu stellen. Wohl trug man Feuer vom Staatsherd der Heimat in die neue Ansiedlung, man opferte den heimischen Göttern, übertrug Ortsnamen in die neuen Wohnorte und bekundete damit seinen Willen, der Religion und Sitte der Heimat treu bleiben zu wollen; wohl galt

es als Frevel, die Mutterstadt zu bekriegen, aber irgendwelche Abhängigkeit der Kolonisten von der alten Heimat bestand in der Regel nicht; die Kolonien sind für die Mutterstädte wohl eine Quelle des Ruhmes, nicht aber der Macht geworden.

Die reichsten und mächtigsten Städte von Hellas waren im 8. und 7. Jahrhundert die ionischen Städte an der kleinasiatischen Küste; der gewinnreiche Handel mit dem Orient lag in ihren Händen. Auch in geistiger Hinsicht behaupteten sie die Führung; der ionische Dialekt eroberte sich immer weitere Gebiete. Jede neue Form des Verfassungslebens hat sich in Jonien zuerst herausgebildet. Auch in der Kolonisationstätigkeit überflügelten die ionischen Städte alle anderen. Besonders gilt dies von Milet. An der Mündung des Mäander gelegen, beherrschte



95. Stadtmauer von Priene,
mit Blick auf das Mündungsgebiet des Mäander und die Stelle des einstigen Milet.

es ein weites, fruchtbares Hinterland. Sein Hafen war einer der besten. Seine Industrie blühte; berühmt waren zumal die milesischen Wollwaren. Um ihren Produkten neue Märkte zu eröffnen, strebten die Milesier danach, an fremden Küsten Handelsniederlassungen zu gründen. Ganz besonders bevorzugten sie den Hellespont und das Schwarze Meer. Über 80 Kolonien legten sie hier allmählich an. Anfangs mutete die Griechen dies Meer höchst fremdartig an; in seiner unübersehbaren Weite, mit seinen flachen Küsten ohne Hafenbuchten mußte es ihnen durchaus ungriechisch erscheinen. Aber bald versöhnte sie mit dem fremdartigen, von ungesitteten Völkern umwohnten Meere der große Gewinn, den sie aus dem dortigen Handel zogen. An nützlichen Bodenprodukten waren seine Gestade überreich. Getreide gedieh an der Nordküste, Flachs im Osten, Bau- und Schiffsholz im Süden. Die Küstengebirge waren ergiebig an mancherlei Metallen, das Meer selbst ungemein fischreich. Hatten es die Milesier anfangs als „ungastlich"

bezeichnet, so verbesserten sie sich bald und nannten es das „gastliche Meer" (Pontos Euxeinos).

Neben den Milesiern kommen als Kolonisten des Schwarzen Meeres hauptsächlich die Megarer in Betracht. So bedeutungslos der kleine Isthmos-Staat Megara in Griechenland selbst ist, so wichtig und reich sind seine Kolonien. Schon vor den Milesiern setzten sie sich am Bosporus fest, in Chalkedon und am goldenen Horn von Byzanz.

Die bedeutendsten Handelsstädte im europäischen Griechenland waren im 8. und 7. Jahrhundert ohne Zweifel Chalkis und Eretria, nachbarlich gelegen auf der Insel Euböa. Weithin reichte ihr Einfluß über Festland und Inseln. Sie verfügten über eine große Kriegsmacht, sie waren tonangebend in der Industrie, besonders in der Fabrikation von Erzwaren und Tongeschirr; sie waren bahnbrechend auch als Kolonisten. Auf der Halbinsel Chalkidike, an der thrakischen Küste, legten sie nach und nach 32 Handelsplätze an. Früh fuhren die Jonier von Euböa aber auch nach Westen, nach Sizilien und Unteritalien. Vielleicht schon um das Jahr 1000 gründeten sie nördlich von Neapel auf steilem, leicht zu verteidigendem Felsen das wichtige Kyme, das für lange Jahrhunderte der Hauptmarkt Mittelitaliens werden sollte, wo sich der Umtausch italischer Produkte gegen Waren des Ostens hauptsächlich vollzog. Puteoli, Neapel, Herkulaneum am Vesuv sind Tochterstädte dieses chalkidischen Kyme. Chalkidier waren es ferner, die an der Meerstraße von Messina in der sichelförmigen Bucht eine Stadt anlegten und bald danach im Bunde mit flüchtigen Messeniern das gegenüberliegende Rhegion erbauten, um nun durch diese beiden Plätze die Meerenge vollständig zu beherrschen. Auch die blühenden Städte am Fuße des Ätna, Katane und Leontini, endlich die erste Ansiedlung auf der Insel Ortygia, leiteten ihren Ursprung von den Joniern Euböas her.



96. Die griechischen Kolonien in Süditalien.

Die Ägineten galten um 600 für die reichsten Kaufleute von ganz Hellas. Die Korinther setzten sich auf der reichen Insel Kerkyra (Korfu) fest; ihre dortige Kolonie wuchs rasch heran, stellte sich aber bald zur Mutterstadt nichts weniger als freundlich. Wichtiger wurde ihre Niederlassung in Sizilien. Anknüpfend an die chalkidische Besiedlung von Ortygia gründeten sie das mächtige Syrakus, das zeitweilig die herrschende Stadt in ganz Sizilien werden sollte.

Die griechischen Ansiedlungen in Unteritalien nannte man das „Große Hellas" oder „Großgriechenland". Da blühten auch Neapolis und Poseidonia



197. Agrigent (Akragas).
Im Vordergrund die Ruinen des sogenannten Dioskuren-Tempels, auf der Anhöhe im Hintergrund links das heutige Girgenti.

das spätere Paestum, wo noch jetzt die Tempelruinen in der verödeten Gegend von der einstigen Herrlichkeit zeugen. Auch Kroton und Sybaris sind zu nennen. Die Üppigkeit der Sybariten war berüchtigt und ist sprichwörtlich geblieben bis heute. Ihre Stadt wurde von den eifersüchtigen Nachbarn in Kroton zerstört. Später gründeten die Athener in der Nähe der Trümmer die Stadt Thurii.

In Sizilien war es besonders die Südküste, an der die Dorier kolonisierend tätig waren. Hier war die bedeutendste Stadt Akragas, wo um 570 Phalaris Tyrann wurde, der Inbegriff eines blutdürstigen Gewaltherrschers, der durch seinen ehernen Stier, in dem er Menschen verbrannt haben soll, eine traurige Berühmtheit erlangte. Nur der Westen Siziliens war weder Doriern noch Joniern zugänglich, da sich hier, zumal in Panormos (heute Palermo), die Phönizier mit größter Zähigkeit behaupteten. Ebensowenig wurde das Innere Siziliens gräcisiert.

Von großer Bedeutung war eine Kolonie, die peloponnesische Dorier und Insulaner von Thera an der libyschen Küste anlegten: Kyrene. Die Stadt lag zwei Meilen vom Meere in einem Quelltale von so üppiger Fruchtbarkeit, daß nach weitverbreiteter Ansicht hier die Gärten der Hesperiden (s. o. S. 45) zu suchen waren. Im Unterschied von allen anderen Kolonien hat sich in Kyrene das Königtum als Verfassungsform lange gehalten.

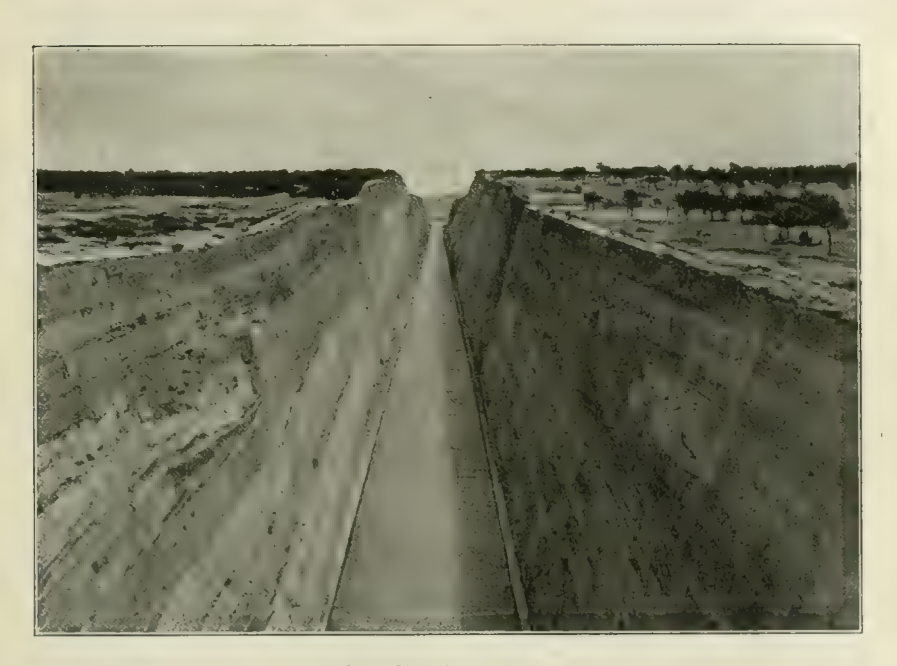
Endlich muß noch von der kolonisatorischen Tätigkeit einer ionischen Stadt die Rede sein, die spät erst, aber dann um so nachdrücklicher, überseeische Niederlassungen gründete. Ich meine Phokäa, die nordöstlichste Stadt des ionischen Kleinasiens. Im fernsten Westen, mitten im Handelsgebiete der Etrusker und Phönizier, legten sie in vortrefflich gewählter Lage nahe der Rhonemündung Massalia, das heutige Marseille, an, von dem aus griechische Kultur tief nach Gallien und Germanien hineingetragen wurde, dessen kühne Kaufleute quer durch das europäische Festland bis hin zur fernen Ostsee ihre Handelsbeziehungen spannen.

Um 550 finden wir griechische Kolonisten an allen Gestaden des östlichen und zentralen Mittelmeers, lauter Pioniere des hellenischen Geistes, auch in weitester Ferne mit der Heimat durch zähes Festhalten an griechischer Sprache, Religion und Sitte verbunden. Die Phönizier müssen ihnen allenthalben weichen. Aus den fremdländischen Gebieten zieht der griechische Handel ungeheuren Gewinn. Die Gewerbetätigkeit in den griechischen Städten nimmt dank diesen ausgedehnten Absatzgebieten einen mächtigen Aufschwung; immer mehr geht man zu fabrikmäßigen Betrieben über und beschäftigt in denselben zahlreiche, aus der ganzen Welt zusammengekaufte Sklaven. Durch die Fülle von Anschauungen, die der griechische Kaufmann in den Ländern der Barbaren empfängt, bereichert sich sein Wissen und Können, sein Gesichtskreis. Und noch einen Gewinn, der nicht hoch genug anzuschlagen ist, brachte dieses rege Handelsleben: die reichliche Berührung mit der Fremde entwickelte das hellenische Stammesgefühl und führte dazu, daß sich alles, was griechisch war, immer entschiedener gegen die Barbarenwelt abschloß. Unter den Hellenen selbst aber wurde der Zusammenhang inniger, je fleißiger die Schiffe zwischen den einzelnen Städten verkehrten und je zahlreichere Handelsbeziehungen herüber und hinüber angeknüpft wurden. Überall war Fortschritt und Erfolg zu sehen, und das Bewußtsein, daß man am Vorabend großer Geschicke stehe, ging wie ein mächtiger Frühlingshauch durch alle hellenischen Lande.

In Korinth, das durch seine ragende Felsburg (s. Abb. 44) den Isthmos beherrschte, war das alte Königtum von einer Herrschaft des Adels abgelöst worden, welche durch einen kühnen und schlauen Emporkömmling namens Kypselos gestürzt wurde. Glänzend war die Regierung seines Sohnes Periandros, eines reichgebildeten Staatsmannes, der den Handel und die Seemacht Korinths hoher Blüte entgegenführte. Er war weithin geachtet, wurde von streitenden Staaten wiederholt als Schiedsrichter angerufen und von der Nachwelt unter die Zahl der sieben Weisen aufgenommen. Im Innern wie nach außen regierte er mit Macht und scheute auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurück. Als der Tyrann von Milet bei ihm anfragte, wie er regieren solle, führte er den Boten auf ein Kornfeld und köpfte, ohne ein Wort zu sagen, alle hervorragenden Ähren mit dem Stocke. Er verbot den Bürgern den Müßiggang und sorgte durch große Bauten für reich-

liche Arbeitsgelegenheit. An riesige Unternehmungen, wie die Durchstechung der Landenge, die erst in unseren Tagen gelungen ist (Abb. 98), hat schon Periander allen Ernstes gedacht. Um die Korinther über den Verlust ihrer politischen Selbstbestimmung angenehm hinwegzutäuschen, stiftete er schöne Gottesdienste und fröhliche Feste. Seinem prächtigen Hofhalte verlieh die Gegenwart berühmter Dichter und Sänger wie Arion besondere Weihe.

Erscheint Periander als eine finstere, fast grausame Herrschernatur, so war der etwa gleichzeitig im nahen Sikyon herrschende Tyrann Kleisthenes ein



98. Der Kanal von Korinth.

Seit Periander trug man sich mehrfach im Altertum mit dem Gedanken, den Isthmos zu durchstechen. Einen ernsthaften Anfang damit machte der römische Kaiser Nero. Vollführt wurde das riesige Werk in den Jahren 1881—93. Der Kanal ist 23 m breit, 8 m tief, 6 km lang. Die Böschungswände sind an einer Stelle 78 m hoch.

Mann voll guter Laune. Um seine Tochter Agariste bewarben sich die besten Söhne von Hellas. Kleisthenes soll sie alle nach Sikyon geladen haben, um seine Auswahl unter ihnen zu treffen. Zu diesem Zwecke veranstaltete er für seine Gäste ritterliche Übungen und glänzende Feste. Dabei beobachtete er die jungen Leute. Am meisten gefielen ihm zwei Athener, Hippokleides und Megakles. Aber bei einem Gastmahle, wo jeder mit geselligen Talenten zu glänzen suchte, bewies Hippokleides eine bedenkliche Gewandtheit im Tanzen. Als er gar mit dem Kopf sich auf einen Tisch stellte und die Beine in der Luft zappeln ließ, hatte Kleisthenes genug von ihm und sagte: „Hippokleides, du hast dir die Hochzeit vertanzt.“ Hippokleides aber wußte seine Abweisung mit Würde zu tragen: „Was macht sich Hippokleides daraus?“ soll er gerufen haben,

eine Äußerung, die seitdem ein geflügeltes Wort wurde. Statt seiner wurde nun Megakles der Schwiegersohn des Kleisthenes.

Es fehlt viel daran, daß die Tyrannen in voller, geschichtlicher Klarheit vor uns ständen. Die Überlieferung bietet nur allerhand Anekdoten und zusammenhanglose Einzelheiten über sie. Und doch besitzen wir an ihnen die ersten ausgesprochenen Persönlichkeiten der griechischen Geschichte, Persönlichkeiten, die auch den Griechen selbst interessant waren, wie sie es uns noch sind.

Auch in den ionischen Pflanzstädten Kleinasiens kam um diese Zeit die Tyrannis auf. Doch kennen wir wenig mehr als einige Namen. Ein besonderes Interesse verdient der Ausgang, den die Verfassungswirren in Mytilene auf Lesbos nahmen. Auch dort kam es zur Auflehnung des Bürgertums gegen den Stadtadel und zu endlosen Streitigkeiten, bis man den Pittakos, einen tapferen Bürger von allgemein anerkannter Klugheit, mit der Neuordnung der Gemeinde betraute. Pittakos hätte nun leicht Tyrann werden können — und der Dichter Alkaios, sein heftiger Gegner, scheute sich auch nicht, ihn so zu schelten — doch zog er es vor, der Gesetzgeber seines Volkes zu bleiben. Er führte im Gegensatz zu den üppigen Gelagen des Adels strenge Bürgerzucht ein; er bestimmte unter anderem, daß ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen strenger gesühnt werden solle, als wenn es bei nüchternen Sinnen vollführt war. Nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, legte er seine Machtfülle freiwillig nieder. Das Volk aber ehrte ihn als einen seiner sieben Weisen.

Von ähnlicher Hoheit und Uneigennützigkeit wie Pittakos war Solon, der berühmte Gesetzgeber Athens. Doch ehe wir von diesem reden, müssen wir das vorsolonische Athen kennenlernen.

Athen und die solonische Verfassung. Die Pisistratiden. Kleisthenes.

Athen, das spätere „Auge von Hellas", war bis um das Jahr 700 für das Leben der Nation ohne nennenswerte Bedeutung. Seine Bewohner rühmten sich, von jeher im Lande gesessen zu haben; eine Invasion, wie die der Dorier nach der Pelops-Insel, hat seit Menschengedenken Attika nicht heimgesucht; hier schied sich nie wie in Sparta ein Stamm der Eroberer von einer unterdrückten Urbevölkerung. Deswegen fehlte es aber nicht an einzelnen fremden Elementen im Lande. Die Attiker waren geradezu stolz darauf, daß sie vielfach landflüchtigen Leuten einen Unterschlupf gewähren konnten, und die vornehmen Familien Athens führten gern ihren Stammbaum auf Nachkommen auswärtiger Dynasten zurück, die in Attika ein Asyl gefunden. Wie das Land von der großen dorischen Völkerwanderung so gut wie unberührt blieb, so hat es auch an der Kolonisation kaum teilgenommen. Dem entspricht es, daß es auf die Ausbildung der nationalen Sage ohne Einfluß blieb. Es erscheint, verglichem mit den Nachbarstaaten, entschieden als rückständig. Das viel kleinere Megara unterhielt lange vor Athen Verbindungen mit den fernsten Küsten und versorgte mit seiner Einfuhr auch den attischen Markt. Äginetisch war die erste landläufige Münze in Attika, äginetisch auch Maße und Gewichte. Der Fremde regierte in Handel und Wandel; nur vereinzelte attische Segelbarken werden damals am Strande von Phaleron gelegen haben.

Soweit wir geschichtlich hinaufkommen, finden wir Attika als Einheitsstaat, geeint um Athen als herrschenden Mittelpunkt. Theseus soll diese Einigung, diesen sogenannten Synoikismos, vollzogen haben. Unangreifbar auf dem Felsplateau der Akropolis erbaut, inmitten der größten Fruchtebene der Landschaft gelegen, nur durch eine Stunde Weges von dem günstigen Strand von Phaleron getrennt, vereinigte diese Ansiedlung alle Eigenschaften, die man von einer Landeshauptstadt verlangen konnte. Das Gebiet, das sie beherrschte, war nach griechischen Begriffen von erheblicher Größe, machte, wenn man will, einen Großstaat aus;



99. Hügel des Ares (Areopag), von Süden gesehen. (Vgl. Abb. 133.)

und das Gefühl, diesem einzigen griechischen Großstaat anzugehören, wird für die Athener schon früh ein Ansporn gewesen sein und den Keim für ihre spätere Größe gebildet haben.

Die Bevölkerung zerfiel in drei Stände, in die Eupatriden oder Adligen, die Geomoren oder Bauern, die Demiurgen oder Handels- und Gewerbetreibenden. Die Regierung lag ursprünglich in den Händen des Königs, ging aber wie anderwärts im Verlaufe des Mittelalters an den Adel über. Nach der Sage ist die Aufhebung der königlichen Würde durch den freiwilligen Tod des Königs Kodros bei der erfolgreichen Abwehr der herandrängenden Dorier herbeigeführt worden. In Wahrheit vollzog sich der Übergang vom Königtum zur Adelsherrschaft nur ganz allmählich. Zunächst verwandelte man das lebenslängliche Königtum in ein solches auf zehn Jahre; doch nahm man den König nach wie vor ausschließlich aus der königlichen Familie. Später konnte jeder Adlige „König" werden. Sodann sehen wir das Königtum in ein jährlich neu besetztes Amt verwandelt und auf die



100. Blick auf den Piräus und nach Salamis.

Die kleine Insel zwischen Salamis und dem Hafenbecken des Piräus ist Psyttaleia; um diese Insel und in dem Sund rechts davon tobte die Schlacht von 480.



101. Blick auf Athen von Osten.

Im Vordergrund das Flußbett des Ilisos. Die kleine Gitterbrücke führt zum Stadion, der zwischen Hügeln eingebetteten Rennbahn des alten Athen.

Leitung der religiösen Feste beschränkt, während die politische Leitung des Staates einem neuen Oberbeamten, dem „Herrscher" oder Archon, übertragen wird. Später ward es üblich, sämtliche Oberbeamte, den Archon, den Opferkönig, den Polemarchos und die sechs Thesmotheten als die neun Archonten zu bezeichnen. Der eigentliche Archon gab dem Jahre den Namen, so daß beispielsweise, was im Jahre 594 geschah, „unter dem Archontat des Solon" sich ereignete; man unterschied daher diesen Archon von den übrigen acht als Archon Eponymos, d. i. der dem Jahr den Namen gebende.

Alle diese allmählichen Umwandlungen vollzogen sich, während tatsächlich der Adel Herr der Lage war: er allein besetzte die höchsten Ämter, er allein handhabte das Recht, verwaltete den Gottesdienst. Den jährlich wechselnden Beamten stand als dauernde Einrichtung der schon in der Königszeit nachweisbare Rat zur Seite. Daneben bildete sich aber aus den gewesenen Beamten noch ein zweiter Rat, der auf dem Areshügel (Areopag) gegenüber der Akropolis sich zu versammeln pflegte und von den regierenden Beamten in schwierigen Fragen zu Rate gezogen wurde. Dieser Areopag gewann mit der Zeit großen Einfluß (vgl. Abb. 99).

Der attische Adel gründete seine Herrscherrechte auf seinen im Grund- und Herdenbesitz beruhenden Reichtum, sowie darauf, daß seine reisigen Scharen die Landesverteidigung leisteten. Aber mit Zunahme von Handel und Industrie kamen auch die Bürgerlichen zu Wohlstand, und die geschlossenen Reihen der zu Fuß kämpfenden Bürger erwiesen sich mit der Zeit der adligen Reiterei überlegen. Der wohlhabende, streitbare Bürger verlangte mit Recht, daß man ihm Anteil an der Regierung gewähre.

Die Unzufriedenheit mit dem Adelsregiment wurde zunächst von einem adligen Mann benutzt: Kylon, der Tochtermann des Tyrannen von Megara, auch als Sieger von Olympia ein Mann von Ruf, besetzte mit seinem zahlreichen Anhang und mit Söldnern, die ihm sein Schwiegervater zu Hilfe schickte, die Akropolis und versuchte es, sich zum Tyrannen aufzuschwingen. Aber der Archon Megakles, das Oberhaupt der mächtigen Familie der Alkmäoniden, rief das Landvolk zu den Waffen und belagerte die Kyloneer auf der Burg. Von Hunger und Durst bedrängt, konnten sie sich nicht halten; Kylon selbst entwich, seine Anhänger aber, die an den Altar der Eumeniden geflohen waren, wurden an heiliger Stätte getötet. Dies Ereignis veranlaßte langwierige Unruhen. Ein Fluch, glaubte man, ruhe seitdem auf den Alkmäoniden und durch sie auf dem Volke. Die Götter selbst schienen diesen Glauben zu bestätigen, denn Seuchen verheerten die Stadt, und ein infolge der Vertreibung Kylons ausgebrochener unglücklicher Krieg mit Megara, in welchem die Insel Salamis den Athenern verlorenging, vergrößerte den Notstand. Der Adel ließ sich endlich herbei, einige Zugeständnisse zu machen. Zunächst wurden die Alkmäoniden aus der Stadt verbannt, sodann der Archon Drakon beauftragt, das bestehende Recht niederzuschreiben und der Willkür der adligen Richter dadurch einen Riegel vorzuschieben. Das von ihm zusammengestellte Gesetzbuch ist durch seine Härte berüchtigt gewesen. Man hielt es damals für nötig, gegen Diebe mit Todesstrafen vorzugehen. Auch auf Müßiggang stand angeblich der Tod. Aber trotz ihrer „drakonischen Strenge" bedeutete diese Rechtsverzeichnung einen Fortschritt: die Rechtssicherheit wurde größer, die Zahl der Gewalttaten ging zurück.

Mehr noch als der Handel und Gewerbe treibende Bürger litt übrigens der kleine Landwirt, der Geomore, unter dem Adelsregiment, zumal seit gemünztes Geld aufgekommen war und den Tauschhandel mit Landeserzeugnissen so gut wie verdrängt hatte. Jede größere Anschaffung erforderte jetzt bares Geld. Wer keines besaß, wen Mißwachs oder Kriegsnot um seine Ernte gebracht hatte, der mußte Geld aufnehmen und bekam es nur zu hohen Zinsen: 10% und mehr ließen sich die adligen Gläubiger zahlen. Konnte der Bauer die Zinsen nicht aufbringen, so blieb ihm nur die Wahl, entweder außer Landes zu fliehen oder sich seinem Gläubiger als Knecht zu ergeben und — das war die Regel — über die Grenze verkaufen zu lassen. Mit äußerster Rücksichtslosigkeit wurden diese harten Schuldgesetze von der besitzenden Klasse gehandhabt.

Die Unzufriedenheit im Volke mußte bei solchen Zuständen von Jahr zu Jahre wachsen. Schließlich stand Athen unmittelbar vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges, als ihm durch Solon Rettung wurde.

Solon ist der erste griechische Staatsmann, dessen ganze Denkweise klar zutage liegt, dessen Ziele und Bestrebungen wir bis ins einzelne kennen. Er ist eine der idealstn Gestalten aller Zeiten, von sonniger Klarheit und bis ins höchste Alter ungetrübter Heiterkeit, ein Mann von heißer Vaterlandsliebe und frei von Fanatismus, besonnen stets auf das Erreichbare gerichtet. Er war von vornehmster Herkunft, aber trotzdem nicht sonderlich reich; er hatte in seiner Jugend große Reisen gemacht und seinen Gesichtskreis geweitet: er stand in jeder Hinsicht über den Parteien. Das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb er durch die Rückeroberung von Salamis. Durch begeisterte Verse entflammte er das Volk zu einem nochmaligen Handstreich gegen die Insel, der diesmal gelang. Die Sage hat es sich nicht nehmen lassen, diesen Vorgang aufs reichste auszuschmücken. Das Verbot, wonach mit Todesstrafe bedroht wurde, wer nochmals zur Eroberung des Eilandes aufforderе, umging Solon — so wird erzählt — indem er sich wahnsinnig stellte. In heiliger Verzückung, die niemand zu stören wagte, sprang er auf den Heroldstein am Markt und verkündete in begeisterten Versen, er komme als Herold von Salamis, wo man mit Hohn der Athener gedenke, weil sie das gepriesene Eiland den Feinden nicht zu entreißen wagten. Er schloß mit den Worten:

„Auf, zum Kampf, ihr Athener! Für Salamis' herrliche Fluren
  Wollen wir kämpfen, und so tilgen die drückende Schmach."

Diese Mahnung wirkte so mächtig auf die Menge, daß sich die Bürger vom Markte weg in die Fischerkähne stürzten und im ersten Anlauf die Insel den Megarern entrissen.

Aller Augen waren seit diesem Erfolg auf Solon gerichtet. Unumwunden verurteilte er das adlige Mißregiment. Aber er wandte sich auch an die Menge mit mahnenden Worten. So hieß es in einem seiner Gedichte:

Wenn ihr Schweres erfuhrt durch eigene Schuld und Verkehrtheit,
  Klagt um euer Geschick nicht die Unsterblichen an.
Selbst ja zogt ihr sie groß und machtet sie stark, die Tyrannen,
  Und nun seufzt ihr dafür unter dem schmählichen Joch.
Einzeln zwar geht jeder von euch auf der Fährte des Fuchses,
  Aber sobald ihr gesamt handelt, verläßt euch der Sinn.
Denn ihr traut auf die Rede des Manns und die schimmernden Worte,
  Doch blind seid ihr für das, was euch vor Augen geschieht.

(Übersetzung von Geibel).

Als Solon sein Werk vollendet hatte, da konnte er rühmen:

> So viel Teil an der Macht, als genug ist, gab ich dem Volke,
> Nahm an Berechtigung ihm nichts, noch gewährt' ich zuviel.
> Für die Gewaltigen auch und die reicher Begüterten sorgt' ich,
> Daß man ihr Ansehn nicht schädige wider Gebühr.
> Also stand ich mit mächtigem Schild und schützte sie beide,
> Doch vor beiden zugleich schützt' ich das heilige Recht.

Also Solon war kein Parteimann, sondern ein Staatsmann, wie er sein muß. Aristoteles sagt von ihm in einer neuerdings wiedergefundenen Schrift: „Der Mann, der doch, gestützt auf welche Partei er wollte, Alleinherrscher hätte werden können, machte sich lieber bei beiden Parteien verhaßt in dem Bewußtsein, das Vaterland gerettet und ihm die beste Verfassung gegeben zu haben."

Noch ängstete die Gemüter die Furcht, die Götter könnten den Kylonischen Frevel an dem athenischen Volke rächen. Da rief Solon einen würdigen Greis nach Athen, der allgemeine Verehrung genoß, und dem man es zutraute, die zürnenden Götter zu versöhnen und die Blutschuld zu sühnen. Es war Epimenides von Kreta. Und wirklich, durch die von ihm angeordneten Opfer und sein persönliches Auftreten gelang es ihm, die Athener von dem auf ihnen lastenden Druck zu befreien. An die Gestalt dieses Weisen der alten Zeit haben mancherlei Sagen sich angeschlossen, besonders erzählte man von einem jahrelangen Schlaf, nach welchem er in seiner Heimat unter einem neuen Geschlecht von neuem erschienen sei. Bekanntlich hat Goethe diese Sage benutzt, als er im Jahre 1814 unter dem Titel: „Des Epimenides Erwachen" ein Festspiel zur Feier der Befreiung von dem französischen Joche dichtete.

Im Jahre 594 wurde Solon Archon und erhielt den Auftrag, den Staat neu zu ordnen. Die erste Aufgabe, die er in Angriff nahm, war die, den attischen Bauernstand zu retten. Er bediente sich dazu eines gewaltsamen Mittels. Es bestand darin, daß alle Schulden, die auf den Grundstücken lasteten oder bei denen der Schuldner mit seiner Person verpfändet war, ohne alle Entschädigung für nichtig erklärt, die Schuldsklaven freigegeben und die Aufnahme von Schulden auf den Leib für alle Zukunft untersagt wurde. Außerdem wurden zahlreiche in die Fremde verkaufte attische Bürger auf Staatskosten zurückgekauft. Auch wurden dem Güteraufkauf, durch den der ganze Grund und Boden in der Hand weniger Besitzer vereinigt zu werden drohte, gesetzliche Schranken gesetzt.

Nachdem er so den wirtschaftlichen Fortbestand des attischen Kleinbauern gesichert hatte, ging Solon daran, auch seine politische Lage zu heben. Zu dem Ende wurden alle Sonderrechte, die der Adel und die Stadtbürger vordem besessen hatten, aufgehoben. Es galt nun für alle freien Bürger Attikas nur noch ein und dasselbe Recht, und jeder konnte selbst vor Gericht seine Sache vertreten. Das sollte aber nicht besagen, daß auch alle in gleichem Maße zur Teilnahme an der Regierung berufen seien. Den Zutritt zu Staatsämtern machte Solon von dem Vermögen abhängig, indem er von der Ansicht ausging, daß, je mehr ein Bürger besitze und je mehr er infolgedessen dem Staat steuern und in guter Rüstung ihm dienen könne, um so lebhafter sein Interesse für den Fortbestand dieses Staates sei, er also um so besser ihn verwalten werde. Diese Abstufung der politischen Rechte nach dem Besitzstand nannte der Grieche Timokratie. Solon unterschied vier Vermögensklassen. Die unterste bildeten die Theten oder Taglöhner, die

durch Arbeit für andere ihr Brot verdienten, die im Kriegsfall nur Schützen, Schleuderer und Ruderknechte lieferten, die keinerlei Steuern zu bezahlen hatten, die aber dementsprechend auch zu keinem Ehrenamt gewählt werden konnten. Das einzige Recht, was sie besaßen, war das der Teilnahme an den Volksversammlungen und an den Volksgerichten. Die Vollbauern, in Athen Zeugiten genannt, dienten als Hopliten in schwerer Rüstung und wurden auch zu den Kriegssteuern herangezogen. Sie besaßen nicht nur aktives, sondern auch passives Wahlrecht, d. h. sie konnten nicht nur Beamte erwählen, sondern auch selbst zu solchen sich wählen lassen. Nur das Archontat war ihnen verschlossen. Selbst die Reicheren, die ein Reitpferd besaßen und deshalb das städtische Reiterkorps bildeten, hatten zum Archontat keinen Zutritt. Man mußte schon zu der vornehmsten Klasse der sogenannten „Fünfhundertscheffler" (Pentakosiomedimnoi) gehören, wenn man als Archon zur Leitung des Staates berufen werden wollte.

Einzelne Ämter wurden schon jetzt nicht durch Wahl, sondern durchs Los besetzt. Die Befugnisse der einzelnen Beamten hat Solon kaum geändert. Der Archon Eponymos oder Archon schlechtweg behielt die Oberleitung des Staates, daneben die Rechtsprechung in allen Dingen, die den Staat angehen. Der Archon Basileus leitet das Religionswesen und ist Vorsitzender in den Blutgerichten. Der Archon Polemarchos verwaltet das Heerwesen und führt das Bürgeraufgebot im Felde; zugleich ist er der Gerichtsstand für die Fremden. Die sechs Thesmotheten endlich hatten die Zivilgerichtsbarkeit unter sich.

Auch die beiden schon früher bestehenden Ratskollegien behielt Solon bei. Der nur den drei oberen Klassen zugängliche Rat der Vierhundert leitete nach wie vor die Verwaltung und den Staatshaushalt und führte den Vorsitz bei den Volksversammlungen. Er wurde alljährlich durch Neuwahlen neu gebildet, während der Rat des Areopag aus lebenslänglichen Mitgliedern, nämlich aus gewesenen Archonten, bestand und demgemäß eine hochkonservative Körperschaft darstellte.

Der eigentliche Souverän in Athen war die Volksversammlung. Abgesehen von der Oberaufsicht durch den Areopag war sie in ihren Beschlüssen unumschränkt. Die Beamtenwahl, die Entscheidung über Krieg und Frieden lag ihr ob. Alle über 20 Jahre alten Bürger hatten in ihr Sitz und Stimme. Solon legte endlich auch den Grund zu dem Volksgericht der Heliäa, bei welchem diejenigen Bürger Berufung einlegen konnten, die sich von irgendeinem Beamten zu Unrecht verurteilt glaubten. Zu diesem Ende wurden aus jeder der vier Phylen 1000 Männer durch das Los bestellt, welche einen feierlichen Richtereid ablegten.

Ohne Blutvergießen hatte er seinen Bürgern allen zum Vollbesitz des Bürgerrechtes verholfen. Nun verlangte er aber auch, daß keiner sich eigensüchtig zurückhalte vom Dienst am Gemeinwohl, und es ist überaus bezeichnend, daß er jeden, der in Zeiten öffentlichen Zwiespaltes nicht Partei ergriff, mit Verlust des Bürgerrechtes bedroht haben soll.

Ein gesunder Zug maßvollen Fortschrittes geht durch sein Verfassungswerk. Alle Vorrechte, die ein freiheitlich regiertes Volk sich wünscht, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, das Recht, sich zu Genossenschaften zusammenzuschließen und Berufsinteressen gemeinsam zu fördern, besaßen die damaligen Athener. Auch die Fremden genossen als Metöken oder Schutzbürger in Athen günstigere Bedingungen als irgendwo sonst in Griechenland. Diese freiheitliche Richtung

verhinderte den Gesetzgeber aber nicht, wo er es für notig hielt, dem Verkehrsleben gewisse Beschränkungen aufzuerlegen. So wurde die Ausfuhr von Bodenerzeugnissen bei hoher Strafe verboten, gegen den Luxus und Müßiggang mit polizeilichen Strafen vorgegangen. Den Aufschwung, den Handel und Industrie in Attika damals nahmen, haben diese Maßregeln nicht aufgehalten.

Besondere Sorgfalt wurde im solonischen Athen auf die Erziehung der Jugend verwendet. Der Unterschied zwischen vornehm und gering fiel fort; ihren Kindern Unterricht erteilen zu lassen, ward allen Bürgern vorgeschrieben. Der Grammatist lehrte Lesen und Schreiben, der Kitharist gab Musikunterricht. Die Knaben mußten edle Dichtungen ihrem Gedächtnis einprägen, um sie dann zum Klang der Saiten zu singen (vgl. Abb. 102 und 103). Wie sehr Solon selbst die alte Poesie schätzte, hat er dadurch bewiesen, daß er für einen möglichst voll-



102.
Schulunterricht in Athen.

Darstellung auf einer Schale, gemalt von dem berühmten Vasenmaler Duris im Anfang des 5. Jahrh. Links unterweist ein Kitharist einen Knaben im Leierspiel. In der Mitte des Bildes hält ein anderer Lehrer eine Schreibrolle, worauf ein Gedicht steht, das der Schüler auswendig zu lernen hatte und nun hersagt. Der bärtige Mann ganz rechts ist wahrscheinlich der Pädagog, ein Sklave, der vornehme Zöglinge zur Schule zu begleiten pflegte.

kommenen, öffentlichen Vortrag der homerischen Gedichte in Athen gesorgt hat. Neben diesen wissenschaftlichen Übungen gingen gymnastische auf den Ringplätzen oder Palästren her. Hierbei wurde nicht nur die Stärke und Gewandtheit des Körpers, sondern auch eine edle Haltung ins Auge gefaßt und dem Waffendienst vortrefflich vorgearbeitet. Vom 18. bis 20. Lebensjahre mußten die Jünglinge als Epheben die Polizei auf dem Lande und den Garnisondienst in den Grenzfestungen versehen; dann erst wurden sie Mitglieder des Gemeinwesens und erlangten Zutritt zu der Volksversammlung.

Aber trotz dieser sichtlichen Erfolge war keine Partei mit Solon ganz zufrieden: der Adel meinte, ihm sei zuviel genommen, die Bürgerlichen, ihnen sei zu wenig gegeben. Um den vielen Ausstellungen, die von allen Seiten laut wurden, auszuweichen, ließ Solon sich versprechen, daß man während der nächsten zehn Jahre an seiner Verfassung nichts ändern wolle, und begab sich dann auf weite Reisen nach Ägypten und Lydien. Er hat es nicht zu hindern vermocht, daß sehr bald schon erhebliche Verschiebungen mit seinem Verfassungswerk vorgenommen

wurden; gleichwohl ist dasselbe die Grundlage des attischen Staates zu allen Zeiten geblieben.

Die Überlieferung läßt Solon auf seiner großen Reise auch dem König Krösos von Lydien einen Besuch abstatten. Dieser Besuch ist allerdings geschichtlich nur schlecht beglaubigt, da der Weise schon im Jahre 559 starb, der König aber erst 560 den Thron bestieg; aber Herodot hat darüber so anmutig berichtet, daß sein Bericht hier nicht fehlen darf.

Krösos hatte sich viele Völker, namentlich auch die griechischen Städte Kleinasiens unterworfen. Von Waffenruhm und Reichtum umgeben, herrschte er in seiner glänzenden Hauptstadt Sardes und hielt sich für den Liebling des Glücks. Er ließ Solon an seinen Festen teilnehmen und zeigte ihm die Schätze und seltenen Kunstwerke in seinem Palaste. Da der einfache Weise über all diese Herrlichkeit



103.
Schulunterricht in Athen.
Die andere Seite von der Vase des Duris (Abb. 102).
Ein jugendlicher Lehrer, auf einem Stuhle sitzend, bläst dem vor ihm stehenden Knaben auf einer Doppelflöte etwas vor; vermutlich ist er ein Gesanglehrer. Die Gruppe in der Mitte zeigt uns Lehrer und Schüler beim Schreibunterricht. Der Lehrer steht im Begriff, eine ihm eben überreichte Arbeit zu verbessern. Daneben sitzt wieder der Pädagog.

keine Verwunderung bezeigte, so fragte ihn der König, begierig, sich preisen zu hören, wen er unter allen Sterblichen für den Glücklichsten halte. Solon erklärte dafür einen gewissen Tellos von Athen, der sich eines genügenden Wohlstandes und wohlgeratener Kinder und Enkel erfreut habe und endlich in einer siegreichen Schlacht für seine Vaterstadt mit Ehren gefallen sei. Der König fragte Solon erstaunt, wem er denn nach diesem den Preis irdischen Glücks zuerkenne. Der Weise versetzte: „Zwei blühenden Jünglingen in Argos, Kleobis und Biton. Denen sandten die Götter das höchste Glück, das Sterblichen zuteil werden kann: ein durch Tugend geschmücktes Leben und schmerzlosen Tod. Sie waren Söhne einer Priesterin der Hera und hatten schon in mehreren Kampfspielen gesiegt. Als nun einstmals die Rinder, welche ihre Mutter in den Tempel ziehen sollten, zu lange ausblieben, spannten sie sich selbst vor den Wagen und zogen ihn unter dem Beifall ihrer Mitbürger nach der Opferstätte. Alles Volk pries die Mutter glückselig, die solche Söhne habe; sie aber betete zu der Göttin, daß sie den Jünglingen ihren besten Segen geben möge. Nach vollbrachtem Opfer entschlummerten Kleobis

und Biton, und der Genius des Todes führte sie den Heroen zu, daß sie sich fortan mit den Unsterblichen freuen mochten."

„Und achtest du denn meinen Ruhm und meine Reichtümer für gar nichts?" forschte der König voll Unwillen. „O Krösos," erwiderte Solon, „das menschliche Leben ist lang und das Glück, das dich heute mit Kronen ziert, kann morgen schon entweichen. Darum ist kein Mensch glücklich zu preisen, als bis er das Ende seines Lebens erreicht hat."

Damals verachtete der König den Weisen um seines Ausspruchs willen, der ihm töricht schien; als aber in späterer Zeit seine Hauptstadt von den Persern erstürmt und er selbst auf einem Holzstoß festgekettet ward, um den Feuertod zu erleiden, rief er in schmerzlicher Erinnerung aus: „O Solon! Solon!" Kyros, der siegreiche Perserkönig, erkundigte sich nach der Bedeutung dieser Worte.



104. Gymnastische Übungen.
Gemälde auf einer in Corneto gefundenen griechischen Vase, aus dem Ende des 6. Jahrh., von dem Vasenmaler Pamphaios herrührend.
In der Mitte steht der Aufseher (Gymnasiarch), der mit der Gerte die Übungen überwacht. Ganz links sehen wir zunächst einen Läufer, dann einen Jüngling mit Hanteln. Rechts davon holt vor einem Flötenspieler, der zu den gymnastischen Übungen die musikalische Begleitung liefert, ein dritter Jüngling zum Lanzenwurf aus. Auf der rechten Bildhälfte übt sich ein Jüngling im Diskoswurf, zwei andere betreiben den Faustkampf.

Nachdem er alles erfahren hatte, ließ er, eingedenk der Hinfälligkeit des menschlichen Glücks, den unglücklichen Krösos losbinden und behielt ihn wie einen Freund und Ratgeber bei sich.

Solon hatte durch seine wahrhaft geniale Reform des Staatswesens seiner Vaterstadt einen friedlichen Übergang in neue Verhältnisse, wie die Zeit sie verlangte, ermöglicht. Dennoch blieb auch Athen eine gewaltsame Tyrannis nicht erspart.

Peisistratos hatte sich durch glänzende Waffentaten gegen das verhaßte Megara Ansehen erworben. Eine Verwundung durch seine Feinde — er soll sie sich selbst beigebracht haben — verschaffte ihm die Erlaubnis, sich eine Leibwache von Keulenträgern zu halten. Mit diesen besetzte er im Jahre 561 die Akropolis und machte sich zum Tyrannen. Vergebens hatte der achtzigjährige Solon vor ihm gewarnt; jetzt ergriff er, um seine Verfassung zu schirmen, Schild und Schwert

und rief zum Kampf gegen den Thronräuber auf. Umsonst; niemand wagte sich dem gewalttätigen Manne zu widersetzen. Er war weise genug, den ehrwürdigen Alten nicht anzutasten. Dieser ist bald darauf gestorben, bis ins höchste Alter lebensfrisch und bereit, mit seiner ganzen mächtigen Persönlichkeit für Recht und Gerechtigkeit einzutreten.

Peisistratos ist eine der merkwürdigsten Gestalten der griechischen Geschichte. Soviel kecker Mut, soviel abgefeimte Schlauheit, soviel staatsmännische Weisheit und zugleich soviel guter Humor haben sich nicht leicht beisammen gefunden. Zunächst durfte er sich trotzdem der Herrschaft nicht lange erfreuen. Aber, obwohl zweimal vertrieben, erzwang er immer wieder die Rückkehr, und, gestützt auf eine starke Söldnerschar, behauptete er sich bis an seinen Tod im Jahre 527 als Alleinherr von Athen. Seine Tyrannis gereichte der Stadt so sehr zum Segen, daß die späteren Geschlechter auf sie wie auf ein goldenes Zeitalter zurückschauten. Die solonische Verfassung ließ Peisistratos bestehen, nur erlaubte er sich, die Besetzung der Ämter maßgebend zu beeinflussen. Von einer Teilnahme der Bürger an der Regierung wollte er nichts wissen: sie sollten ihren Geschäften nachgehen und die Sorge für den Staat ihm überlassen. Er legte Landstraßen an und richtete für die von den Bauern verehrten Götter Demeter und Dionysos staatliche Kulte ein. Aber er wurde auch den Wünschen der Städter gerecht: sein glänzender Hofhalt auf der Akropolis bot vielen Verdienst, durch den Bau von Tempeln und eine großartige Brunnenanlage schuf er reichliche Arbeitsgelegenheit, den Handel hob er zu vordem nie erreichter Blüte. Zum Schutz dieses Handels pflegte er planmäßig die Beziehungen zu den fremden Staaten und Herrschern; am Hellespont, an der thrakischen Küste, auf Delos, dem alten Mittelpunkt des ionischen Stammes, faßte er festen Fuß und legte so den Grund zu der Großmachtstellung Athens im folgenden Jahrhundert.

Ein Zeitgenosse des Peisistratos war Polykrates, der Tyrann von Samos, uns durch Schillers berühmtes Gedicht wohl bekannt. Er war ein Herrscher von großem Zuschnitt, ebenso energisch wie unbedenklich in der Wahl seiner Mittel. Er unterhielt mit Amasis von Ägypten und anderen Herrschern Bundesgenossenschaft — und trieb doch Seeraub in großem Stil gegen Freund und Feind. Mit den reichen Mitteln, die er sich auf ehrliche oder unehrliche Weise verschaffte, bestritt er seine üppige Hofhaltung; Dichter wie Ibykos und Anakreon sangen am Hofe zu Samos ihre leidenschaftlichen, leichtlebigen Lieder; der berühmteste Arzt seiner Zeit, Demokedes, stand im Sold des Polykrates. Eine großartige, durch den Felsen getriebene Wasserleitung, gewaltige Hafendämme, endlich ein Hera-Tempel von so riesigen Verhältnissen, daß er zu den Weltwundern zählte, verdanken ihre Entstehung dem Willen des Tyrannen. Aber eine tiefgreifende Wirkung auf Bildung und Sitte konnte von diesem gewissenlosen Gewalthaber nicht ausgehen.

Peisistratos und seine Söhne Hippias und Hipparch, die nach des Vaters Tod die Tyrannis anstandslos erbten, haben eine solche Wirkung in der Tat ausgeübt; nachhaltig war vor allem der Einfluß, den das religiöse Leben Athens durch sie erfuhr. So hat das große attische Nationalfest der Panathenäen durch Peisistratos seine Ausgestaltung erhalten. Alle vier Jahre wurde es fortan mit besonderer Feierlichkeit begangen. Da zogen denn Jünglinge und Jungfrauen in feierlichem Bittgang hinauf zur Burg und brachten der Göttin nach alter Sitte

den Erntekranz, sowie ein neues, von Jungfrauen gewebtes Kleid, den Peplos, dar. Die Nacht vorher fand ein Fackelwettlauf statt, an den sich später Wagenrennen und gymnastische Wettkämpfe anschlossen. Der Preis war ein Kranz von Olivenblättern und ein Krug mit Öl von den Ölbäumen der Göttin.

Peisistratos war es auch, der dem olympischen Zeus sowie dem pythischen Apollo zuerst einen eigenen Kultus widmete. Der ländlichen Gottheit Demeter



105. Panathenäische Preisvase.

Dieses Bild schmückt die Vorderseite eines jener großen Krüge, in denen man das Öl der Staatsoliven sammelte, um sie bei den Panathenäen als Preis zu verleihen. Es zeigt Athene im vollen Waffenschmuck. Auf ihrem Schild erkennt man die zum Mord anstürmenden Tyrannenmörder, einer Statuengruppe nachgebildet, die sich zu ihren Ehren am Markt erhob. Rechts und links von Athene steht eine Säule mit einem Hahn, dem Sinnbild des Wettstreites.

erbaute er den großen Weihetempel zu Eleusis und ordnete ihren Gottesdienst in einer Weise, daß diese Kultstätte weit über Attika hinaus Berühmtheit erlangte. Die bäuerlichen Gesänge und Tänze, mit denen der Weingott vordem nur auf dem Lande verehrt worden war, wurden jetzt auch nach der Stadt verpflanzt. Auch hier tanzten nun die Bakchos-Verehrer, in Bocksfelle gehüllt, als Satyrn um den Altar des Gottes und trugen dabei in derb volkstümlicher Weise seine heilige Geschichte vor. „Tragödie", d. i. Bocksgesang, nannte man dieses urwüchsige Lied. Mit der Zeit trugen die „Böcke" aber auch anderes vor, Mythisches und

Geschichtliches, und indem der Vorsänger als Sprecher dem Chor der Satyrn gegenübertrat, sich mit ihm unterhielt, ihm berichtete und von ihm Gegenbericht erhielt, entwickelte sich allmählich das Drama. Der Dichter Thespis soll zum erstenmal dieses Zwiegespräch zwischen Chor und Chorführer veranstaltet und damit den ersten Schritt zur Tragödie getan haben.

Auch sonst wurde durch Peisistratos und seine Söhne die Dichtkunst gefördert. Anakreon und Simonides von Keos haben am Hof der Tyrannen gelebt und für sie gedichtet; Hipparch selbst versuchte sich im Versschmieden und zierte die Meilensteine des Landes mit Denksprüchen wie: „Täusche den Freund nicht!" oder „Wandle mit gerechten Gedanken!" und ähnlichen Sentenzen. Er veranlaßte es auch, daß an den Panathenäen die homerischen Gedichte vorgetragen wurden, und zwar im Zusammenhang, indem ein Sänger den anderen ablöste.

Endlich nahm auch die Baukunst und Plastik Athens unter der Tyrannis einen mächtigen Aufschwung. Fremde Meister aus Jonien und von den Inseln strömten nach Athen, um bei den dortigen Tempelbauten beschäftigt zu werden. Auf der Burg ließ Peisistratos einen 100 Fuß langen Tempel der Athene errichten und am Fuß der Burg ein Heiligtum des Dionysos. Am Ilisos begann er den Bau eines Riesentempels für den olympischen Zeus, der erst von dem römischen Kaiser Hadrian vollendet wurde, das Olympieion. Alle diese Bauten erhielten plastischen Schmuck. Dazu kamen Weihgeschenke in Menge, dazu kam die bildnerische Ausstattung des feinen Tongeschirrs, das die Athener jetzt in Menge herstellten — kurz es gab für viele kunstbegabte Hände reichliche Arbeit. Und wenn Athen im folgenden Jahrhundert auf dem Gebiet der bildenden Künste entschieden die Führung ergreift, so hat niemand anders den Grund dazu gelegt als Peisistratos.

Hippias, von seinem Bruder Hipparchos unterstützt, folgte dem Peisistratos in der Regierung. Rühmlich übte er das Herrscheramt. Der geringe Mann freute sich am ungestörten Genusse seines Erwerbes; die Vornehmen fanden an dem Hofe der Herrscher geistige und andere Genüsse; denn hier klangen die Harfen berühmter Sänger, hier legten gefeierte Gelehrte ihre Weisheit aus. Dabei mangelte es nicht an schwelgerischen und ausschweifenden Freuden, wie uns die Schildereien auf den Tongefäßen dieser Zeit verraten. Doch so hoch es auch herging am Hofe der Tyrannen, ihre Tage waren gezählt. Polykrates von Samos fiel seiner törichten Geldgier zum Opfer. Der in Magnesia am Mäander residierende persische Satrap stellte ihm eine Falle und ließ ihn töten.

Das waren böse Vorzeichen für die Tyrannen in Athen. Aus den Kreisen der vornehmen Jünglinge, die an ihrer Tafel zu schwelgen liebten, erwuchsen ihnen die ersten Gegner. Um persönlicher Beleidigungen willen zettelten Harmodios und Aristogeiton eine Verschwörung unter dem Adel an. Hippias und Hipparchos sollten zugleich fallen; allein nur der letztere erlag den Dolchen der Mörder (i. J. 514). Hippias entging nicht nur dem Tode, sondern es glückte ihm auch durch rasche Entschlossenheit, die Verschwörung zu überwältigen. Er entwaffnete die Bürgerschaft und wußte durch große Strenge seine Herrschaft aufs neue zu befestigen. Wenn er trotzdem vier Jahre später gleichfalls gestürzt wurde, so war das die Folge von der Einmischung Spartas. Hippias begab sich zu den Persern, um mit ihrer Hilfe seine Herrschaft wiederherzustellen. Das gelang ihm nicht. Doch sind seinem schlimmen Beispiel leider viele Griechen gefolgt. Harmodios und

Aristogeiton wurden später als Freiheitshelden und Tyrannenmörder gefeiert, obwohl sie doch nur aus Privatrache einen Bruder des Tyrannen getötet hatten und die Tyrannis selbst nach dieser Tat noch vier Jahre bestehen blieb. Sogar ihre Bildsäulen wurden auf dem Markt in Athen aufgestellt.

Die Alkmäoniden, die verbannt gewesen waren, kehrten nun zurück. Ihr Führer war Kleisthenes, der Sohn des Megakles und der Agariste, der von seinem Großvater in Sikyon den Namen geerbt hatte. Er knüpfte an die solonische Verfassung an, baute sie aber im demokratischen Sinne aus. Die Grundlage der Verfassungsreform, die er durchsetzte, war eine Neueinteilung des Volkes. Er errichtete zehn neue Phylen, die aus einer Anzahl von Demen oder Dorfgemeinden sich zusammensetzten, aber nicht in der Weise, daß die räumlich benachbarten Demen zu derselben Phyle gehörten; im Gegenteil, es wurde dafür gesorgt, daß in jeder Phyle womöglich Demen aus allen Teilen des Landes zusammengewürfelt waren. Bei den Wahlen der Beamten und Ratsherren, die phylenweise in der Hauptstadt vorgenommen wurden, traten nun nicht mehr die Leute zusammen, die sich täglich sowieso als Nachbarn sahen, sondern Attiker aus den verschiedensten Gemeinden hatten ihre Stimmen zu vereinigen. Auch im Bürgerheere, das gleichfalls phylenweise antrat, kamen jetzt Söhne aus allen Landesteilen nebeneinander zu stehen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit des ganzen Landes wurde dadurch gestärkt, der Einfluß, den die Adligen auf ihre nachbarliche Umgebung durch ihr wirtschaftliches Übergewicht besaßen, nach Möglichkeit aufgehoben.

Die Folge der neuen Phylenordnung war, daß an Stelle des solonischen Rates der Vierhundert ein Rat der Fünfhundert trat, zu dem jede Phyle aus den sich meldenden Kandidaten 50 Mitglieder oder Prytanen erloste. Diese Fünfzigerschaften, Prytanien genannt, besorgten in einer durchs Los bestimmten Reihenfolge die laufenden Geschäfte. Da es zehn solcher Ausschüsse des Rates gab, so war das Amtsjahr in zehn Abschnitte eingeteilt. Der jeweils regierende Ausschuß mußte sich während seiner Amtszeit beständig im Prytaneion aufhalten und nahm dort auch seine Mahlzeiten gemeinsam ein. Der Vorsitz unter den fünfzig Prytanen wechselte täglich; der durchs Los erkorene Vorsitzende hatte vor allem auch die Pflicht, die Volksversammlung zu leiten, die zehnmal des Jahres, also in jeder Prytanie einmal, unter freiem Himmel auf der hierfür künstlich hergerichteten Terrasse der Pnyx abgehalten wurde.

In diesem Rate saßen natürlich nicht nur hochbegabte Männer. Er stellte sich vielmehr als eine sehr gemischte Gesellschaft dar, in der Gevatter Schneider und Handschuhmacher nicht selten den Ausschlag gaben. Um so erlesener und selbstbewußter stand neben dieser demokratischen Ratsversammlung der aristokratische Rat des Areopag, der wie zu Solons Zeiten aus den gewesenen Archonten sich zusammensetzte und 100–120 lebenslängliche Mitglieder zählte. Hier war beisammen, was Athen an politischen Köpfen besaß, lauter Männer, die in der Regierung gesessen hatten und zu befehlen verstanden. Ihr Einfluß war trotz der demokratischen Strömung jener Tage noch immer sehr groß.

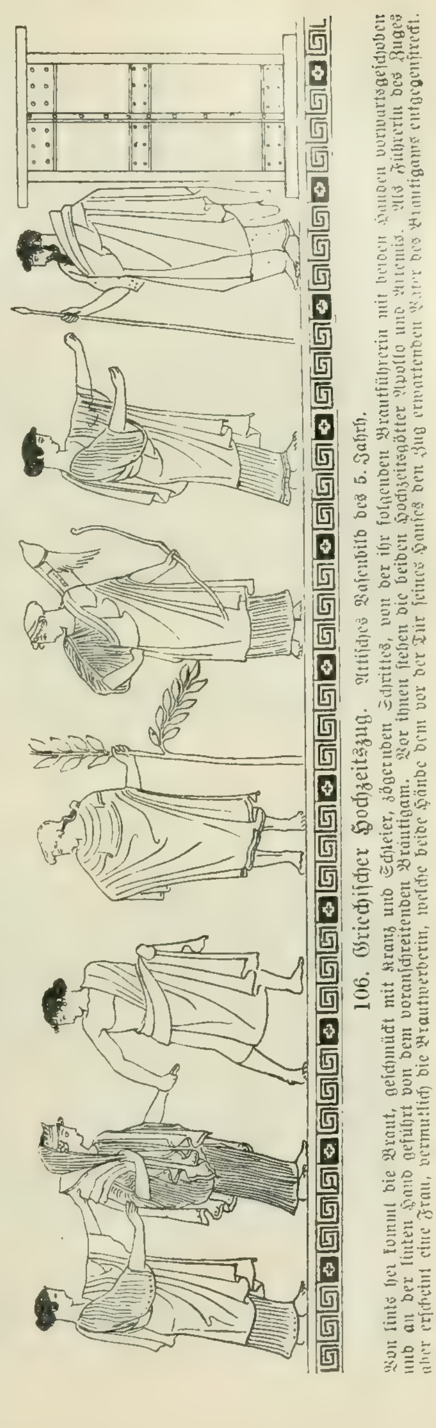
Um der Wiederkehr der Tyrannis vorzubeugen, führte Kleisthenes den Ostrakismos oder das Scherbengericht ein, das zum erstenmal im Jahre 487 in Anwendung gebracht wurde. Wenn ein solches Volksgericht stattfinden sollte, wurde auf ein Stück Topfscherbe, wie sie überall herumlagen, der Name des der Tyrannis verdächtigen Bürgers eingekratzt. Nur wenn mindestens 6000 solcher

Scherben abgegeben wurden, galt das Gericht; derjenige, der als gefährlich bezeichnet war, mußte für zehn Jahre die Heimat verlassen. Die Maßregel wurde in der Folge nicht nur gegen der Tyrannis verdächtige Mitbürger, sondern überhaupt gegen alle der herrschenden Partei widerwärtigen Politiker angewandt; sie wurde ein Mittel der rücksichtslosen Parteipolitik.

Durch Zuziehung sämtlicher Bürger zur Verwaltung, durch öffentliche Verhandlung aller Angelegenheiten ward unter allen Klassen der Bevölkerung viel Einsicht und Kenntnis von den Bedürfnissen des Staates verbreitet und ein Wetteifer entflammt, der, solange des Vaterlandes Wohlfahrt das oberste Ziel des Strebens war, Athen auf eine Höhe der Macht und des Ruhmes erhob, wie solche niemals wieder ein Land von gleichem Umfange erreicht hat. In der Zeit, von welcher wir reden, bewährte sich unter Leitung des Kleisthenes die freie Verfassung auf eine glänzende Weise.

Kulturentwicklung bis zu den Perserkriegen.

Anders als in der Heldenzeit gestaltete sich das Leben des Griechen unter dem Einfluß gesetzlicher Ordnungen. Der Bürger gehörte nicht mehr dem Hause, sondern vor allem dem Staate, der Öffentlichkeit an, wodurch er von Weib und Kind und von den häuslichen Verhältnissen abgezogen wurde. Die Frauen mußten den Einfluß, den ihnen Homer noch zuschreibt, verlieren, da sie auf ihrer Bildungsstufe stehenblieben, während die Männer durch die Teilnahme an den öffentlichen Verhandlungen, an den Spielen und großartigen Festen an Einsicht wie an Vielseitigkeit der Bildung stetig fortschritten. In den meisten griechischen Staaten war die



106. Griechischer Hochzeitszug. Attisches Vasenbild des 5. Jahrh.
Von links her kommt die Braut, geschmückt mit Kranz und Schleier, zögernden Schrittes, von der ihr folgenden Brautführerin mit beiden Händen vorwärtsgeschoben und an der linken Hand geführt von dem voranschreitenden Bräutigam. Vor ihnen stehen die beiden Hochzeitsgötter Apollo und Artemis. Als Führerin des Zuges aber erscheint eine Frau, vermutlich die Brautwerberin, welche beide Hände dem vor der Tür seines Hauses den Zug erwartenden Vater des Bräutigams entgegenstreckt.

Tätigkeit der Frauen auf die Verwaltung des Hauswesens, weibliche Handarbeit, die Pflege der Kinder und die Beaufsichtigung der Sklavinnen beschränkt. In der Öffentlichkeit sah man sie selten; höchstens daß sie an der Feier mancher Feste, z. B. der Panathenäen, teilnehmen durften. Die Einkäufe auf dem Markt besorgten die Männer, nicht wie bei uns die Frauen. Sie bewohnten meist einen abgesonderten Teil des Hauses. Verkehrten sie in der Wohnung des Mannes, so entfernten sie sich jedenfalls, wenn Fremde eintraten. Die Töchter des Hauses wurden in strenger Zurückgezogenheit erzogen. Sie durften als Unvermählte auswärts sich niemals ohne Schleier zeigen. So blieben sie züchtig, aber auch schüchtern und ohne höhere geistige Bildung.

War in einem Hause ein Kind geboren, so stand es dem Vater frei, es anzuerkennen oder aussetzen zu lassen. Letzteres geschah natürlich nur höchst selten.



107. Darbringung der Morgengabe.
Von einem Gerät aus Terrakotta (Ende des 5. Jahrh.) aus Euböa.
Die Braut lehnt rechts an ihrem Lager neben dem offenen Fenster. Vor ihr sitzt eine Freundin mit einem zahmen Singvogel. Andere bringen Prunkgefäße mit grünen Reisern darin. Alle sind gewählt gekleidet und zierlich frisiert.

Wenn die Anerkennung erfolgte, so wurde am fünften Tage nach der Geburt ein Familienfest gefeiert. Die Hebamme trug das Kind um das Feuer der Hestia, das auf dem Herde des Hauses brannte; danach hielt man ein Festmahl zu Ehren des Neugeborenen. Eine wichtigere Feier fand am zehnten Tage statt. Da wurde von dem Vater ein Opfer gebracht und dem Kind ein Name beigelegt. Alle Freunde des Hauses, Freie und auch Sklaven, gaben dem Säugling Geschenke, die man für seine reiferen Jahre aufbewahrte. Ein fröhliches Mahl schloß die Feier, durch welche in gewisser Beziehung das Kind in die Gemeinde aufgenommen ward.

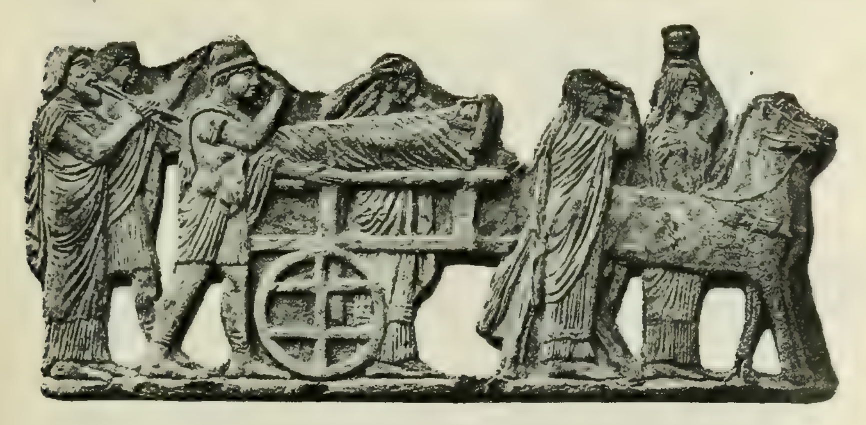
Die Wartung, Pflege und Erziehung des kleinen Weltbürgers war in den ersten Jahren der Mutter allein überlassen. Er wurde in einer Mulde, manchmal auch im gewölbten Schilde des Vaters gewiegt oder herumgetragen, um ihn in Schlaf zu bringen. Späterhin schreckte man das unartige oder schreiende Kind durch Erzählungen von Lamien und Empusen, gespenstischen Wesen, die sich von Menschenfleisch nähren, kleine Kinder rauben und ihnen das Blut aussaugen sollten. Doch erzählte man ihnen auch anmutige Geschichten, namentlich äsopische Fabeln, gab ihnen Puppen von Ton mit beweglichen Gliedern, allerlei Figuren,

Soldaten, Bauern, Fischer usw. und suchte sie durch ergötzliche Spiele zu unterhalten, die zum Teil mit den noch jetzt bei uns üblichen völlig übereinstimmen.



108. Totenklage an der Bahre eines Jünglings.
Attisches Vasengemälde des 5. Jahrhunderts. Nach Winter.
Vater und Mutter beugen sich voll Gram zum Haupt des frühverstorbenen Sohnes nieder. Ein Mädchen mit einem Blumenkorb naht sich dem Fußende des Lagers. An der Wand hängt eine Binde; darüber flattert wie ein winziger Engel die Seele des Verstorbenen.

So wuchsen die Kinder auf, bis die Knaben in Schulen und Gymnasien übergingen, die Mädchen aber von der Mutter zu Handarbeiten angeleitet wurden. Ihr wei-



109. Griechisches Leichenbegängnis.
Terrakottarelief in der Sammlung Rayet zu Paris.

terer Lebensweg war ganz und gar verschieden. Der junge Mann lebte fast nur auf dem Markt, der Agora, und in den Gymnasien, die Jungfrau trat nur selten aus der engen Behausung ins Freie.



110. Die Grabstelle des Dexileos zu Athen.
Der junge Ritter war zwanzigjährig im Korinthischen Krieg gefallen.



111. Attisches Grabrelief.



112. Attisches Grabrelief.



113. Das Grabrelief stellt uns zwei Krieger vor die Augen, die in treuer Kameradschaft einander ansehen und die Hand drücken, ein dritter sieht teilnahmsvoll zu. Die zwei sind zusammen in den Krieg gezogen und nicht heimgekehrt. Das Original ist in Berlin. (Das Bild schmückte das Erinnerungsheft an zwei im Weltkrieg gefallene Brüder.)

Hatte sich in einem Hause ein Sterbefall ereignet, so trafen die Angehörigen mit größter Sorgfalt alle Anstalten zum Begräbnis, da man meinte, davon hänge der glückliche Eingang des Verstorbenen in das Schattenreich ab. Sobald man dem Sterblichen die Augen geschlossen, schob man ihm eine Münze in den Mund, damit er dem grämlichen Charon, der die Seelen über den Styx zu führen hatte, den Fährlohn bezahlen könne. Die Leiche wurde sodann gebadet, mit wohlriechendem Öle gesalbt und mit reinen Gewändern bekleidet. Hierauf setzte man ihr einen Kranz von Blumen und Efeu auf das Haupt und schmückte auch sonst Hals, Arme und Brust mit Bändern und Kränzen. Am zweiten Tage fand dann die öffentliche Aufbahrung statt, in Athen innerhalb des Hauses (Abb. 108), an anderen Orten vor den Türen. Da weinten und klagten die Frauen; ja man mietete sogar eigene Klageweiber. Am dritten Tage wurde die Leiche von Verwandten hinausgetragen oder gefahren, und zwar unter Vorantritt von Flötenspielerinnen oder von Personen, welche Klagelieder sangen. Die übrigen Verwandten folgten in geordnetem Zuge (Abb. 109). Draußen vor der Stadt wurde dann der Tote auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche beigesetzt. Allerhand Schmuck und Hausrat gab man dem Toten mit in das Grab. Hatte man die fromme Pflicht der Bestattung erfüllt, so versammelte man sich noch einmal im Trauerhause bei der Mahlzeit, womit die Leichenfeier beschlossen wurde.

Am dritten und neunten Tage nach dem Begräbnis brachte man am Grabe Opfer dar und schmückte die Stätte mit Blumen; oft schnitten auch die nächsten Anverwandten ihr Haupthaar ab und weihten es dem verstorbenen Angehörigen. Versäumte man die Fürsorge für den Toten, so hatte er im Grabe keine Ruhe, sondern ängstigte die Überlebenden durch seine nächtliche Erscheinung. Besonders die Schatten erschlagener Menschen störten dem Mörder die nächtliche Ruhe und schwebten wimmernd um den Ort, wo ihre Gebeine ohne feierliche Bestattung ruhten, bis man ihnen die letzte Ehre erwiesen hatte. Die Leichen der Krieger, welche für das Vaterland in den Tod gegangen waren, wurden auf der Walstatt verbrannt, die Asche in Urnen oder Kisten gesammelt und nach der Heimat gebracht, wo man sie öffentlich zur Totenklage ausstellte und dann unter großem Geleite zu Grabe trug; ein von der Behörde bestellter Redner hielt dann die Leichenrede.

Die Grabstätten der geringen Leute befanden sich zusammengedrängt auf dem allgemeinen Begräbnisplatz der Gemeinde; man bezeichnete sie durch Stelen, d. i. kleine, steinerne Pfeiler, worauf die Namen der Verstorbenen, auch wohl Nachrichten über ihr Tun und Leben mit mancherlei Bildwerk eingegraben waren. Reiche Bürger ließen die Gräber ihrer Angehörigen längs der Landstraße anlegen und schmückten sie mit größeren Monumenten und ausführlichen, oft poetischen Inschriften. Gerade diese Grabpoesie stellt der Empfindungsweise des Griechen das beste Zeugnis aus: kein maßloses Klagen über den Tod, nur stille, ergebene Wehmut; keine Weltflucht, sondern ehrliche Freude am holden Dasein; und vor allem spricht innige, herzliche Liebe zu den Angehörigen, zu Freunden und Mitbürgern aus diesem Gräberschmuck und diesen Grabgedichten. Auch ist es sehr bemerkenswert, daß auf den Grabbildern und in den Grabinschriften die Frauen hervortreten und oft in Bild und Wort gepriesen werden. Man sieht, daß trotz der Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes im gewöhnlichen Leben doch nicht selten ein inniges Familienleben bestanden haben muß. Wir wollen Proben davon mitteilen, ohne uns auf die Zeit bis zu den Perserkriegen zu beschränken.

Die Abbildungen 110 bis 113 bieten uns schöne Beispiele attischer Grabreliefs. Niemand hat diese lieblichen Bilder besser beschrieben, als Goethe in einem Brief an Frau von Stein vom 16. September 1786, obwohl er damals in Verona nur mäßige Nachbildungen solcher griechischen Reliefs sah. Er schrieb: „Die Grabmäler sind herzlich und rührend. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, und sehen einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit an. Da reichen ein Paar einander die Hände. Sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich, und das ist in den Steinen oft mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit allerliebst ausgedrückt. Mir war der Anblick höchst rührend, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte."

Und nun auch von den Inschriften einige Proben. Da stehen auf einem ganz einfachen Grabstein in Athen nur die rührenden Worte: „Lebe wohl, du Liebe!" ohne Namen und ohne irgendeinen Zusatz und Schmuck! — Auf dem Grabstein eines Jünglings heißt es:

Nicht das Sterben ist schwer: es ist ja allen gemeinsam,
Aber wenn man zu früh und vor den Eltern dahin muß!

Oft redet der Begrabene selbst und erzählt dem an seinem Grabe rastenden Wanderer von seinem Leben. So lesen wir rührende Klagen in den zwei folgenden Inschriften:

Ich, Nikophores, starb in den Armen der liebenden Gattin,
Unsere Kinder trauern mit ihr um den Tod ihres Vaters.
Glücklich preis' ich die Mutter: sie sah nicht den Tod ihres Sohnes,
Aber mein Vater mußt' es ertragen: er sah mich mit Augen
Wie ich erstarrt dalag, und wie mich der Grabstein bedecket!

Niemals trocknen die Tränen dem Vater, der jetzt mich entbehret,
Mich seines Lebens Freude, die Hand, die im Alter ihn pflegte.
Doch mein Töchterchen ließ ich den Eltern: die Armen, sie hegen
Liebreich den kleinen Ersatz für strahlende, kraftvolle Schönheit!

Und nun noch die Grabschrift eines im Felde Gebliebenen (in der Übersetzung von J. Geffcken):

Nahst du, o Landsmann, diesem Steine,
Trittst, Fremder, du an ihn heran,
Bevor du weitergehst, beweine
Den Tettichos, den wackren Mann!
Im Kampfe mit dem Feind erlegen,
Verlor er frischer Jugend Zier:
Für deine Tränen nimm mit dir,
O Wandrer, Glück zu deinen Wegen!

Daß die Griechen ihre Gräber gern an den Landstraßen errichteten, ist uns befremdlich, da wir die Stille und Zurückgezogenheit auf unsern Friedhöfen schätzen. Doch ist zu bedenken, daß durch die griechische Sitte die Grabstätten mit dem Gegenwartsleben in engerer Verbindung blieben. Wenn wir uns vorstellen, daß ein Wanderer vor dem Eintritt in eine Stadt an den Gräbern der Vergangenheit vorbeikam, hier und da eine Inschrift las oder von einem einheimischen Begleiter auf die Verdienste manches dort Bestatteten aufmerksam gemacht wurde, so war das für ihn eine schöne Vorbereitung auf den Besuch der jetzigen Bewohner.

Bei diesen aber wurde durch die Nähe der Gräber und Denkmäler Pietät und Dankbarkeit gefördert.

Wenn uns Bilder und Worte, die wir auf griechischen Gräbern finden, rühren und wehmütig stimmen, so werden wir Lenau Recht geben, wenn er in seinem Savonarola sagt:

> Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
> Nicht wußte, mild vorüberfuhr,
> Erkenn' ich als der Zauber größten,
> Womit uns die Antike rührt.

Bildende Kunst.

Der lebhafte Verkehr zur See, der Wohlstand und Überfluß, welcher dadurch erzielt wurde, die im Laufe des griechischen „Mittelalters“ immer reger werdende Verbindung mit den Kolonien in Asien und Italien erwiesen sich natürlich auch für die künstlerischen Bestrebungen als förderlich. Besonders reich entwickelte sich die Baukunst.

Sie ist aufgeblüht aus Keimen, die aus der Fremde zugetragen wurden. Der Gedanke der Säule, dieses Hauptbestandteils aller griechischen Architektur, ist altägyptisch: an Bauten des Niltals findet man dieselbe Art von Stützen verwendet, aus Basis und Schaft und Säulenkopf oder Kapitell bestehend. Aber während im Ägyptischen ein unerschöpflicher Reichtum mannigfaltigster, Pflanzengebilde nachahmender Kapitellformen sich uns darstellt, sehen wir bei den Griechen nur dreierlei Formen der Säule wie des Gebälkes Verwendung finden. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Nur drei Formen haben sie ausgebildet — aber zu welch abgeklärter Vollendung!

Ursprünglich sprangen wohl wie am Wohnhause die Seitenmauern des eigentlichen Tempelhauses über die schmale Eingangswand etwas vor und bildeten hier eine Vorhalle. Wurden nun zwischen die Mauernstirnen der Vorhalle Säulen eingestellt, so nannte man dies einen Antentempel. Reichere Tempel zeigten auch an der Rückseite eine Halle und zwischen die Mauerstirnen eingestellte Säulen. Wurde die Vorderhalle ausschließlich durch Säulen gebildet, so nannte man das einen Prostylos; bestand auch die Hinterhalle in ihrer ganzen Front aus Säulen, so hieß der Bau ein Amphiprostylos. War schließlich der Tempel auf allen vier Seiten mit Säulen umstellt, so ergab sich die reiche Form des Peripteros (vgl. Abb. 114).

Die früheste Form der Säule und des Gebälkes, die uns an griechischen Säulenhäusern begegnet, trägt nach dem Volksstamm, der sich um ihre erste Gestaltung das größte Verdienst erworben haben sollte, den Namen Dorisch. Das besterhaltene Beispiel aber eines dorischen Tempels ist das Theseion im ionischen Athen (vgl. Abb. 114), wo überhaupt die vornehmsten Bauten in diesem Stile aufgeführt wurden. Auf dreistufigem Unterbau erheben sich ohne besondere Basis die Säulen, eine wie die andere, in ungefähr gleichem Abstand aneinandergereiht. Alle verjüngen sich nach oben, was den Eindruck sicheren Standes erhöht. Diese Verjüngung ist aber keine ganz gleichmäßige, vielmehr zeigt der Schaft gegen die Mitte zu eine leise Anschwellung und bekommt dadurch etwas wie elastische Kraft: man sieht ihm an, daß er schwer von oben belastet ist, ohne doch fürchten zu müssen, daß er dieser Last erliege. Scharf an-

einanderstoßende Rillen (Kanneluren) betonen die Vertikalrichtung und helfen vergessen, daß jede Säule aus mehreren Stücken oder Trommeln zusammengesetzt ist. Und wie mannigfaltig wird Licht und Schatten dadurch um die Rundung verteilt! Das Kapitell (Abb. 115) ist wie die ganze Säule von höchster Einfachheit; ein fein profilierter Wulst und darüber eine viereckige Platte, die mit ihrer quadratischen Grundform zwischen dem runden Säulenschaft und dem eckigen Gebälk geschickt vermittelt. Es folgt der mächtige Hauptbalken, der Architrav; er wurde gern mit Kränzen oder den Schädeln der Opferstiere oder auch mit Beutestücken geschmückt.

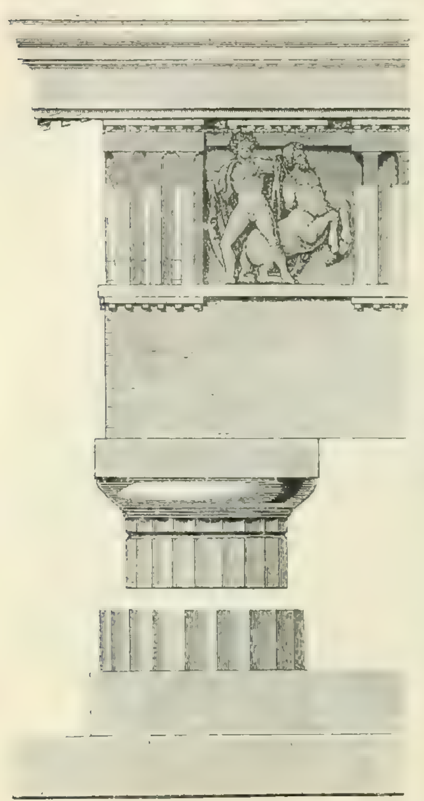


114. Das sogenannte „Theseion" zu Athen.
Es ist der am besten erhaltene Tempel dorischen Stils, da er, dem heil. Georgios geweiht, als christliche Kirche benutzt wurde. Es ist wahrscheinlich ein Hephaistostempel gewesen.

Auf diesem Hauptbalken lagert der sogenannte Fries. Um seinen absonderlichen Schmuck zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß die Tempel ursprünglich aus Holz erbaut wurden. Die Dreischlitze oder Triglyphen, die man über jeder Säule und jedem Säulenzwischenraum am Fries bemerkt, erinnern durch die vertikale Riefelung daran, daß sie an Stelle einstiger Balkenenden getreten sind, die hier an der Außenseite des Tempels ehedem sichtbar wurden. Wie man wohl die Köpfe dieser hier aufliegenden Dachbalken vertikal eingeschnitten haben wird, um das Abtröpfeln des Regenwassers zu erleichtern, so erhielt man diese für den Holzbau erdachte Form auch am Steinbau bei. Die quadratischen Platten zwischen den Triglyphen führen den Namen Metopen; sie waren bei allen größeren Bauten mit sehr hohem Relief geschmückt, dessen reich bewegte Formen sich kräftig abhoben von den schlichten Strichen der Triglyphen. Über

diesen Fries der Triglyphen und Metopen warf ein mächtig ausladendes Kranzgesims seinen wirkungsvollen Schatten. Über ihm erhob sich endlich das meist mit Marmor gedeckte Dach, auf dessen First schön geformte Firstziegel hinliefen. Die beiden Schmalseiten des Tempels krönte je ein flaches Giebeldreieck, das mit Rundfiguren ausgefüllt zu sein pflegte.

Inmitten der Säulenstellung lag die Cella, das eigentliche Tempelhaus; die Wand desselben war gewöhnlich glatt und schmucklos. Höchstens zog sich oben zunächst der Decke ein mit flachem Relief geschmückter Figurenfries saumartig um den Bau (vgl. Abb. 116). In dem Haus, das meist nur von bescheidener Größe war, erhob sich das Götterbild. Manchmal war hinter der Hauptzelle noch ein sogenannter Opisthodom, ein Hinterhaus, angebracht, das zur Aufbewahrung von Tempelschätzen diente.


115. Das dorische System.

Es entsprach nur der Buntfarbigkeit der griechischen Landschaft, daß auch die Architektur auf Farbenschmuck nicht verzichten mochte. Zweifellos waren zu allen Zeiten die dreigeschlitzten Triglyphen tiefblau gefärbt, der Hintergrund der Metopenplatten rot gehalten, das Gesims bunt bemalt. Auch der Untergrund des Cellafrieses war farbig, und ebenso waren an den Figuren allerhand Einzelheiten durch Farbe angegeben. Nur ein **farbiges** Bauwerk paßt in der Tat in die leuchtende Pracht des griechischen Landes mit seinem ewig blauen Himmel, seinem beständigen Sonnenschein.

Neben die dorische trat frühzeitig die **ionische Bauordnung**. Gleich jener ist sie den Griechen aus dem Orient zugekommen. Die eigentümliche Form ihres Kapitells hat sich aus einer noch jetzt bei Holzbauten viel angewandten Konstruktion entwickelt. Zwischen eine frei stehende Holzstütze und den von ihr zu tragenden Balken schaltet der Zimmermann gern ein sogenanntes Sattelholz ein; denkt man sich dies Sattelholz an den Ecken etwas abgerundet, so ist zu den Schnecken oder Voluten des ionischen Kapitells der Weg nicht mehr allzuweit. Für die Gestalt des Kapitells im einzelnen scheinen gewisse Pflanzenblüten, vor allem die am Mittelmeer überall in herrlichen Formen vorkommende Lilie (Iris lucida) Vorbild gewesen zu sein. Es wird glaubwürdig überliefert, daß zuerst am alten Tempel der Artemis zu Ephesos Säulenköpfe mit Voluten und mit einem Blattkranz unter den Voluten Verwendung fanden, so daß die Bezeichnung dieser Bauform als einer ionischen zu vollem Recht besteht.

Nachweislich sind es dann aber die Athener gewesen, die der aus dem Osten stammenden Stütze erst ihre vollendete Form gaben. Sie zogen zuerst die untere Saumlinie der Voluten in elastischem Schwung, sie ließen zuerst aus den Ecken



116. Aufbau der Nordostecke des Parthenon.

Nach Niemann.

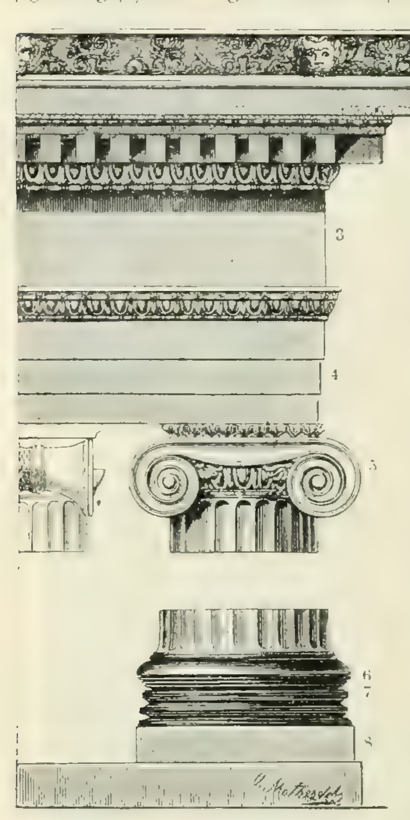
Nicht wie er gegenwärtig ist, sondern wie man ihn sich zurechtgelegt hat, um in die Struktur des Gebäudes einen Einblick zu eröffnen. Man sieht auf dem Bild, wie sorgfältig die einzelnen Quadern des Fußbodens bearbeitet sind, wie die Säulen vor der Schmalseite sich zu zwei Reihen ordnen, wo der Cellafries sitzt, wie die Kassettendecke die Säulenumgänge überdeckt.

unter den Voluten die zierlichen Zwickelpalmetten herauswachsen und bereicherten die Grundform in der mannigfaltigsten Weise.

Der Schaft der ionischen Säule ist ungleich schlanker, zierlicher als der der dorischen. Er verjüngt sich kaum merkbar, hat aber dafür eine mannigfaltig gestaltete Basis, die der dorischen Säule, wie wir sahen, fehlt. Gleich dem dorischen ist auch der ionische Säulenschaft kanneliert, doch nicht so, daß scharfkantig Rinne

an Rinne grenzt: zwischen den einzelnen Kanneluren sind vielmehr kleine Stege stehengeblieben.

Zierlich wie die Säule war auch der ionische Architrav geformt: er war dreiteilig, was ihm viel von seiner wuchtigen Schwere nahm. An Stelle der Triglyphen und Metopen folgte darauf meist ein ununterbrochenes Friesband mit Reliefguren geschmückt. Zum Schutz dieses Bilderfrieses, der an der Außenseite des Tempels, nicht wie beim dorischen Bau innerhalb des Säulenumgangs an der völlig geschützten Cellawand sich hinzog, mußte das ionische Kranzgesims sehr stark vorragen. Damit es nicht schwer erscheine, wurde es mit allerhand Blattstäben verziert, auch wohl das sogenannte Zahnschnittmuster eingeschnitten. Der Aufbau und Schmuck des Daches entsprach im übrigen durchaus dem des dorischen Tempels. Ebenso das Tempelinnere, das ausschließlich durch die Tür, nicht durch Fenster, das nötige Licht erhielt.

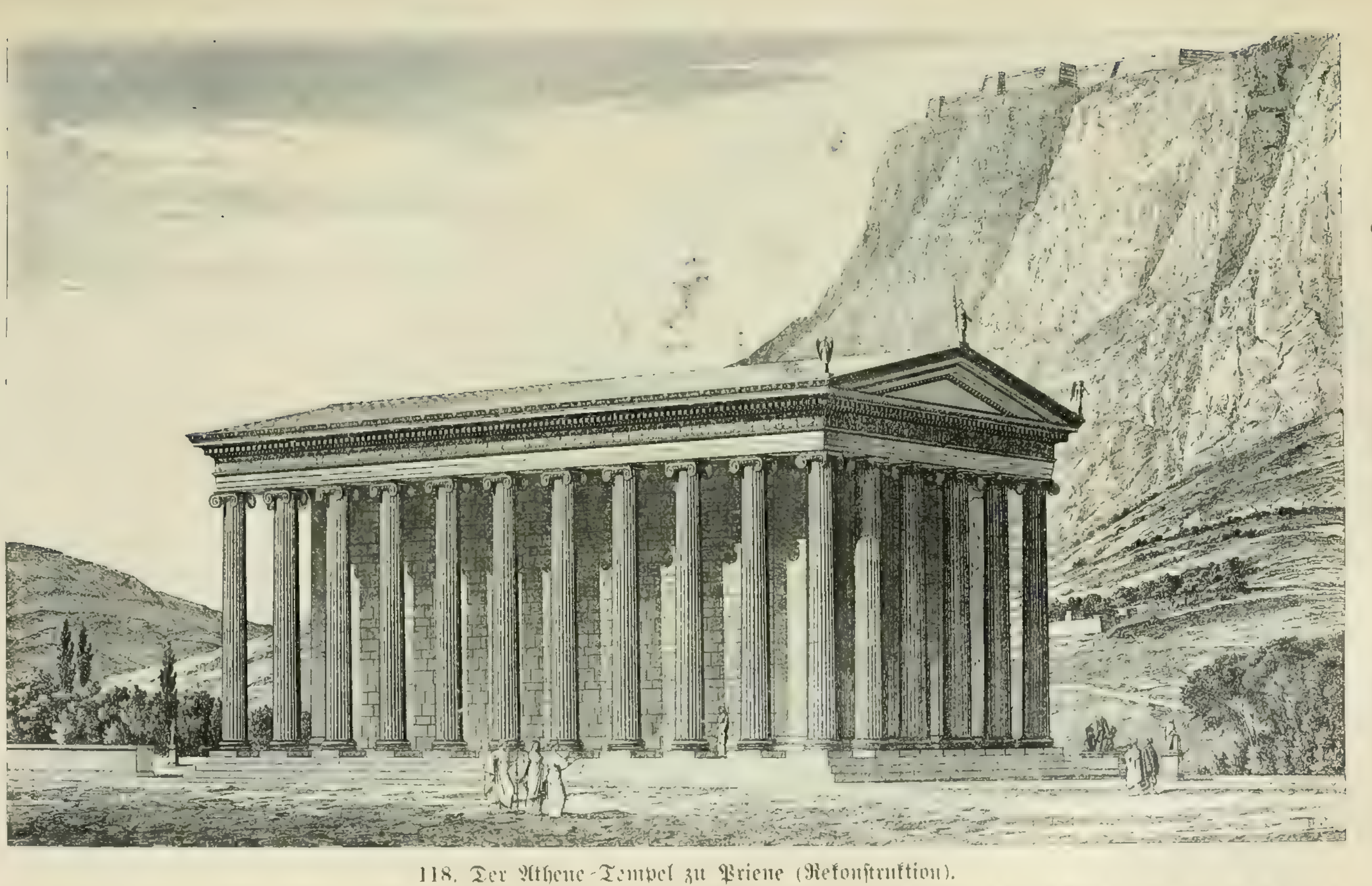


117. Das ionische System.

Außer der dorischen und ionischen kam im vierten Jahrhundert noch eine dritte Form der Säule und des Tempelbaues auf, die korinthische, von der später die Rede sein wird.

Wirken die Gotteshäuser des Orients durch ihre Massigkeit, so die der Griechen durch das Ebenmaß der Verhältnisse und die vollendete Sorgfalt der Ausführung. Von den griechischen Bauten gilt im besonderen der schöne Ausspruch Wilhelm von Humboldts: „Es mag wohl sein, daß die Griechen viel von anderen genommen haben; aber noch viel gewisser ist es, daß sie jedes, was sie nahmen, zu etwas anderem machten, und daß es nun erst Würdigkeit, Größe und Schönheit erhielt."

Wie sich die Architektur nachweislich aus dem Holzbau entwickelt hat, so verwendete auch die Bildhauerkunst nicht von Anfang an Marmor oder andere harte Materialien, sondern versuchte sich zuerst am Holz und an weichen, porösen Steinsorten. Die ältesten Götterbilder der Griechen, von denen wir hören, waren aus Pfählen oder dicken Brettern zurechtgeschnitzt; und man sieht es auch manchem späteren Marmorbild noch an, das der Ausgangspunkt der Bildnerei das Brett oder der Baumstamm gewesen ist. Man prüfe daraufhin die Jünglingsfigur auf Abb. 119, die mit ihren eng an den Leib geschlossenen Armen, ihrem kaum ein wenig vorgesetzten linken Bein ganz im Rahmen dessen sich hält, was aus



118. Der Athene-Tempel zu Priene (Rekonstruktion).

Der Tempel besaß auf den Schmalseiten je sechs, auf den Längsseiten je elf ionische Säulen. Er wurde von Alexander dem Großen geweiht und von Pythios, dem Architekten des Mausoleums zu Halikarnaß, erbaut. Die Rekonstruktion ist insofern ungenau, als dieser Tempel ausnahmsweise keinen Figurenfries über dem Architrav besaß. (Priene ist von den Deutschen ausgegraben.)

einem dicken Brett allenfalls herausgebildet werden konnte. Auch die Darstellungsweise der Haare macht den Eindruck, als sei das Material nicht Stein, sondern Holz gewesen, das durch Schnitzmesser und Raspel seine Form erhielt. Eine ähnliche Arbeitsweise wie das Holz beanspruchte der poröse Tuffstein, aus dem im Athen des 7. und 6. Jahrhunderts vielfach Bildwerke geschaffen wurden. Als Beispiel dieser frühen Kunst diene ein Kopf aus Porosgestein (Abb. 120), der



119. Sogenannter Apollo von Tenea (6. Jahrh.).
Marmorstatue in der Glyptothek zu München.

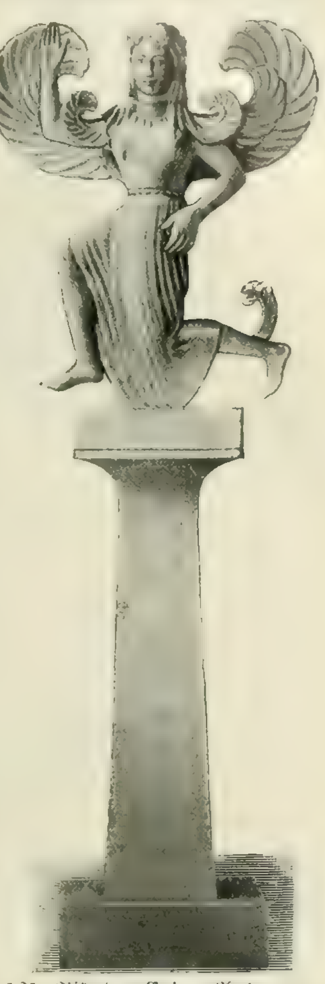


120. Kopf des Typhon (6. Jahrh.).
Nach „Alte Denkmäler".
Der Typhon war ein dreileibiges, mit Schlangen statt der Beine ausgestattetes Ungeheuer, das Zeus erlegte. Das Bildwerk, aus porösem Mergelkalk hergestellt, zierte einst den Giebel des von den Persern zerstörten Athene-Tempels auf der Akropolis zu Athen.

an Auge, Mund und Barträndern deutlich zeigt, wie das Schnitzmesser hier an der Arbeit war. Je geringere Materialien man verwendete, um so mehr fand man natürlich deckende Bemalung nötig. So ist dieser Poroskopf ganz und gar bemalt, das Fleisch rosafarbig, Bart und Haar blaugrau.

Zu einem höheren Können hat man es zuerst im kleinasiatischen Jonien gebracht. Besonders war es die Kunst, den harten Marmor zu bearbeiten, die man dort früher als im Mutterlande verstand. Um die Zeit, da man in Athen noch mit unbeholfenen Schnitzbildern aus porösem Gestein sich begnügte, wußten ionische Bildhauer schon Marmorstatuen zu schaffen, die an Zierlichkeit und in der Wieder-

gabe der feinsten Einzelheiten geradezu Erstaunliches leisteten. Unter den Peisistratiden kam diese technisch fortgeschrittene Kunst auch nach Athen. Eine ganze Reihe ionischer Künstler waren im Dienst der Tyrannen tätig, um die Akropolis mit ionischem Bildwerk zu schmücken; davon zeugt noch eine Anzahl von Frauenstatuen, die aus der letzten Zeit des 6. Jahrhunderts stammen (vgl. Abb. 122): mit bunt bemalten Gewändern angetan, mit künstlichen, umständlichen Frisuren geschmückt, schreiten diese Priesterinnen der Athene, denn solche sind es vermutlich, steif und feierlich daher, mit der einen Hand zierlich ihr Gewand anfassend, in der anderen eine Opfergabe haltend. Wie alle altertümlichen Bildwerke, und zwar nicht bloß der Hellenen, so sind auch diese Priesterinnen ausschließlich auf Vorderansicht angelegt. Gewand und Haare sind das Beste an ihnen; die Gesichter sind im Vergleich dazu recht mangelhaft und nur durch ein gleichmäßiges Lächeln belebt, weil bei aller Beherrschung der Technik diese ionischen Künstler den Gesichtsausdruck nur erst unvollkommen zu geben verstanden.



121. Nike des Chiers Archermos (etwa 550 v. Chr.).

Gefunden auf Delos, Herstellungsversuch von Studniczka.

Beachte, wie die Figur nur durch ihr Gewand mit dem Postament zusammenhängt, die Füße aber frei in der Luft schwingen; der Schein des Fliegens soll dadurch erzeugt werden.

Von diesen Kunstwerken und ihren Künstlern haben die attischen Bildhauer die Marmorbehandlung gelernt. Und indem sie mit der ionischen Technik Fülle des Ausdrucks und echte Natur verbanden, schufen sie schon vor dem Jahre 500 einige Werke, die im höchsten Grade verheißungsvoll genannt werden müssen. Der erste bedeutende athenische Künstler, von dem wir hören, war Antenor. Er bekam unter anderem vom Staate den Auftrag, die sogenannten Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton (S. 169) in lebensgroßen Statuen zu verherrlichen. Wir besitzen einige Nachbildungen dieses gefeierten Werkes (z. B. auf dem Schild der Athene, Abb. 105): bei aller Befangenheit, die man den Figuren noch anmerkt, ist doch schon eine Lebensfülle darin erreicht, die alle orientalischen Werke weit hinter sich läßt. Was diese frühesten griechischen Bildwerke wie alle späteren auszeichnet, ist der Fleiß und die Treue in der Auffassung und Wiedergabe des menschlichen Körpers.

In schroffem Gegensatz zur überzierlichen Kunst der Jonier zeigen die Dorier des Peloponnes und die Dorier in Unteritalien zum Teil eine Auffassungsweise, die an rücksichtsloser Deutlichkeit, an naturwüchsiger, fast bäurischer Ehrlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt.



122. Athene-Priesterin.

Im Perserschutt der Akropolis gefunden, wahrscheinlich ein Werk Antenors. Ergänzungsversuch von Studniczka. Der sonderbare Zierat auf dem Kopfe sollte die Verunreinigung durch Vögel erschweren; denn diese Bildnisse standen im Freien.

Als Probe diene die S. 40 abgebildete Metope aus dem sizilischen Selinunt. Der Inhalt ist offenbar diesen Künstlern alles, die Form nichts, von einschmeichelnder Gefälligkeit ist bei ihnen nichts zu spüren. Aber nicht in allen dorischen Städten war zu Ausgang des griechischen Mittelalters dies der Stil, in dem man Bilder schuf. Auf Ägina z. B., der Nachbarinsel Athens, hat man am Anfang des 5. Jahrhunderts einen Tempel mit Giebelfiguren geschmückt, denen eine gewisse sichere Eleganz nicht abgesprochen werden kann, wenn auch die Treue in den anatomischen Einzelheiten ihren Hauptvorzug ausmacht (vgl. Abb. 55). Der Gesichtsausdruck ist auch hier noch befangen: selbst um die Mienen der Sterbenden schwebt jenes verlegene Lächeln, das wir bei allen bisher betrachteten altertümlichen Skulpturen fanden — nur fällt es uns bei den sonst so ausdrucksvollen und lebenswahren Ägineten ganz besonders störend auf. Natürlich wollte der Künstler diese Sterbenden nicht lächeln lassen. Er versuchte nur überhaupt Empfindung und Seele in die Gesichter zu legen, ohne mehr als einen zum Lachen verzogenen Mund zustande zu bringen. Erst ganz kurz vor den Perserkriegen ist es vereinzelt gelungen, die Gesichter wirklich zu beseelen und ihnen ungezwungenen, natürlichen Ausdruck zu verleihen. Damit aber war erreicht, was die ganze orientalische Kunst so gut wie nie vermocht hat. Da, wo wir die griechische Plastik schon vor den Perserkriegen angelangt sehen, war die Bildhauerkunst der Ägypter und Assyrer immer stehengeblieben: den großen Schritt aus der Befangenheit und Schablone zur freien Gestaltung und Meisterung des Stoffes haben von allen Völkern des Altertums nur die Griechen getan. Aber freilich so recht erst, nachdem sie sich ihre politische Selbständigkeit gegen die Perser erkämpft hatten; und darum wird von den freien Werken des griechischen Meißels erst später zu reden sein.

Poesie und Lebensweisheit.

Freier, weil nicht gehemmt durch das starre Material, erhob sich der griechische Genius schon früh in der Dichtkunst. Die epische Poesie, deren Erzeugnisse wir kennen, verklang allmählich; die lyrische Dichtung kam auf, das heißt Gesänge, die zur Lyra vorgetragen wurden. Berichtet der epische Dichter über sagenhafte und geschichtliche Begebenheiten, ohne seine eigenen Gefühle dabei kundzutun, so schildert der Lyriker den Eindruck, den die Erscheinungen der unsichtbaren und



123. Alkäos und Sappho. Darstellung auf einer attischen Vase des 5. Jahrh.
Aus dem Munde des Alkäos „perlt" Gesang, während Sappho lauscht. Beide halten eine siebensaitige Leier in der Linken, in der Rechten das sogenannte Plektron, ein metallenes Stäbchen, mit dem man die Saiten schlug.

sichtbaren Welt, der beseelten und unbeseelten Natur auf ihn selbst machen. Das Epos ist sachlich, objektiv, die Lyrik persönlich und subjektiv. Mit dem Vortrage lyrischer Gesänge waren regelmäßig Musik und Tanz verbunden. Der Tanz war ganz verschieden von unseren Rundtänzen, eine rhythmische Bewegung des ganzen Körpers, unseren Reigentänzen noch am ehesten vergleichbar.

Zu einer kunstvollen Lyrik konnte es erst kommen, nachdem die Musik eine gewisse Weiterbildung erfahren hatte. Es geschah dies durch die Einführung der in Phrygien erfundenen Flöte, die sich allmählich neben der alteinheimischen Leier ihren Platz eroberte. Beim Gelage wie auf dem Kriegsmarsch, bei Götterfesten wie am Grabe erschollen ihre weichen, beweglichen Weisen. Und auch die alteinheimische viersaitige Leier erfuhr eine Verbesserung; sie erhielt statt der vier Saiten jetzt deren sieben und konnte nun höheren musikalischen Ansprüchen genügen.

Durch Witz und Bedeutsamkeit der Gedanken wie durch Eigentümlichkeit des Ausdruckes zeichnete sich Archilochos von Paros aus. Unbändig stürmte er, Kriegsmann und Dichter zugleich, durch ein wildbewegtes Leben. Schwerterklang und Wachtdienst, Seefahrt und Meersturm, Becherlupf und Liebessehnen, aber auch allerhand Tiefsinn über den Lauf der Welt sind die Gegenstände seiner Lyrik. Wie heftig im Angriff er in seinen Liedern werden konnte, das schildert eine sagenhafte Überlieferung. Als der Vater seiner Braut — so wird erzählt — ihm die Tochter versagte, da strömte er seinen Ingrimm in so gehässigen Versen aus, daß Vater und Tochter sich erhängten. Daß er beides, Leier und Schwert, zu führen verstand, drückte er in folgendem Distichon aus:

> Dienstbar bin ich dem Herrscher, dem Enyalischen Kriegsgott,
> Aber des Musengeschenks walt' ich, des holden, zugleich.

Als Lessing zu der Ausgabe der Kriegslieder seines Freundes Gleim eine Vorrede schrieb, wandte er diese Verse auf den deutschen Dichter an. Später sind andere gekommen, die noch viel würdiger sind dieses Preises, Theodor Körner und nicht wenige im Weltkrieg.

Kriegslieder für die Spartaner dichtete Tyrtäos. Auch davon geben wir eine Probe in Geibels Übersetzung:

> Schreite denn jeder beherzt vorwärts, in den Boden die Füße
> Fest eindrückend, die Zähn' über die Lippen geklemmt,
> Brust und Schulter zumal und hinabwärts Hüften und Schenkel
> Hinter des mächtigen Schilds eherner Wölbung gedeckt.
> Also die starrenden Reih'n eindringender Feindesgeschwader
> Winkt er zurück und dämmt mächtig die Woge der Schlacht.
> Aber bezwingt ihn der Tod im Vorkampf: seinem Erzeuger,
> Seiner Gemeind' und Stadt bringt er erhabenen Ruhm.

In Sparta sang auch Alkman, der aus Sardes stammte und als Kriegsgefangener an den Eurotas gekommen sein mag. Er bildete besonders den Chorgesang aus. Seine Lieder, in Strophe und Gegenstrophe geteilt, wurden bei Waffentanz, bei festlichen Aufzügen, sowie bei den Spielen und Übungen gesungen. Doch verfaßte er auch zarte Gesänge. An Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh" erinnert folgendes Bruchstück:

> Still ruh'n jetzt die Häupter der Berg' und tiefe Schluchten,
> Meerfels und düstrer Abgrund,
> Alle belebten Geschöpfe, genährt auf dunkler Erde,
> Tiere des Waldgebirges, der Bienen emsige Schwärme
> Und tief im Purpurmeere
> Die Ungeheuer: es ruht jetzt auch der Vögel
> Fröhlich beschwingtes Geschlecht.

Sein Schüler soll Arion aus Methymna auf Lesbos gewesen sein. Er weilte bei Periandros, dem Beherrscher von Korinth, und wurde nach einer viel erzählten Sage, als ihn räuberische Schiffer ins Meer stürzen wollten, von einem Delphin ans Land getragen.

Ebenso gefeiert war Ibykos von Rhegion. Er wurde auf dem Wege zu den isthmischen Spielen von Mördern erschlagen und klagte vorüberfliegenden Kranichen sein herbes Geschick. Bei dem Festspiele zu Korinth, mit dem die Totenfeier für den Dichter verbunden war, flogen Kraniche über das Theater hin, wo auch die Mörder saßen. Wie von den Erinyen getrieben, rief einer dem andern zu: „Sieh

dort, die Kraniche des Ibykos!" Man ergriff sogleich beide und zwang sie zum Geständnis ihrer Schuld. Schiller hat, wie bekannt, aus dem Stoff eine seiner schönsten Balladen geschaffen.

Bedeutender war Stesichoros aus dem sizilischen Himera. Auf ihn geht die Einrichtung des griechischen Chorgesanges zurück, wonach auf die Strophe des einen Halbchores der andere Halbchor mit einer Gegenstrophe erwiderte und endlich eine gemeinsam gesungene Epode das Ganze schloß. Aber nicht nur in formaler Hinsicht ist Stesichoros der Gesetzgeber des Chorgesanges, sondern auch für den Inhalt der Lieder. Daß der Stoff der Sage zu entnehmen sei, hat er zuerst als Grundsatz aufgestellt. Und indem er die früher episch behandelten Mythen nun ins Lyrische umdichtete, hat er ihnen vielfach ganz neue Seiten abgewonnen. Sein Einfluß aber reichte, so weit die griechische Zunge verstanden wurde. Selbst im ionischen Athen hat man die Vorbildlichkeit dieser dorischen Sänger zu allen Zeiten anerkannt, und wenn auf der attischen Bühne ein Chorlied angestimmt wurde, so bediente man sich jederzeit dabei des dorischen Dialekts mit seinen vollen, musikalisch wertvolleren Vokalen.

Heiter und lieblich feierte besonders Anakreon aus Teos in Jonien alles, was das Leben schmückt und erfreut. Er hielt sich anfangs am glänzenden Hofe des Polykrates in Samos, dann in Athen bei den Pisistratiden auf, ein überall gern gesehener Lebemann und guter Gesellschafter. Noch im Alter gelangen ihm zierliche Verse voll Laune und Leidenschaft. Einem lesbischen Mädchen huldigte der schon betagte Dichter in folgenden Strophen:

Mir zuwerfend den Purpurball
Fordert Eros im Goldgelock
Mich zum Spiel mit dem zierlichen
Buntsandaligen Kind auf.

Doch sie stammt von der prangenden
Lesbos-Insel und rügt mein Haar;
Grau ja sei's, und in Sehnsucht, ach,
An ein blondes gedenkt sie.

Unter den Sängern der Insel Lesbos erlangte den höchsten Ruhm Alkäos, der mitten in einer sturmbewegten Zeit stand. Mit Lied und Schwert suchte er die Tyrannen seiner Heimat zu stürzen, und da ihm dies nicht gelang, ging er in die Verbannung, wo er nach langem Umherirren den Tod fand. Eine seiner Liedersammlungen trug den Titel: „Lieder des Kampfes". Er ist der älteste politische Liederdichter, von dem wir wissen. Die wilde Schlacht und den Seesturm verstand er ebenso zu besingen wie den fröhlichen Umtrunk und die Leidenschaften der Liebe. Aus einem ernsten politischen Liede stammt folgendes Bruchstück, worin der durch Aufruhr erschütterte Staat mit dem Schiff auf sturmgepeitschtem Meere verglichen wird:

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt,
Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt;
Denn schon des Masts Fußende bespült die Flut,
Und von zerborstnem Segel trostlos
Flattern die mächtigen Fetzen abwärts.

Die Stadt Mytilene auf Lesbos war auch der Geburtsort der Dichterin Sappho, einer Zeitgenossin des Alkäos. Ihr gelangen die zartesten Weisen über das Leben in Wald und Flur. Vor allem aber hat sie ihren Freundinnen Hochzeitslieder voll ergreifender Schwärmerei gedichtet. Die Glut dieser Liebeslieder hat

ihr später — gewiß mit Unrecht — üble Nachrede eingetragen. Von verzehrender Neigung zu einem jüngeren Manne erfaßt, soll sie in Verzweiflung vom leukadischen Felsen ins Meer gesprungen sein. Ihre Lieder, größtenteils in der nach ihr genannten Strophe gedichtet, wurden überall in der griechischen Welt gesungen. Eines derselben hat folgenden Wortlaut:

Hochbeglückt wie selige Götter deucht mir,
Wem dir tief ins Auge zu schau'n und lauschend
An dem Wohllaut deines Gesprächs zu hangen
Täglich vergönnt ist,
Und am Sehnsucht weckenden Reiz des Mundes:
Doch mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn du nahst, beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.
Ach, der wortlos Starrenden rinnt urplötzlich
Durch die Glieder fliegende Glut; verworren
Flirrt es mir vor Augen und dumpf betäubend
Klingt es im Ohr mir.

Wie die gefeierte Dichterin als Mutter fühlte, spricht sich in folgender Strophe aus:

Mir blühet ein holdes Kindlein,
Wie rosige Blumen so lieblich,
Von Liebreiz strahlend und Schöne.
Holdselige Klais,
Dich geb' ich um Lydiens Gold nicht,
Mein Kind, mir teurer als Lesbos.

Bei dem phantasiebegabten Griechenvolk hat schon früh die volkstümliche Fabel und das Märchen sich großer Beliebtheit erfreut. Äsop, angeblich ein geborener Phrygier, über dessen Leben wir so gut wie nichts wissen, muß in dieser Gattung Hervorragendes geleistet haben; denn als man um das Jahr 600 anfing, den Fabel- und Märchenschatz, der im Volke von Mund zu Mund ging, aufzuzeichnen, hat man ihm alle diese volkstümlichen Erzählungen zugeschrieben. Praktische Lebensweisheit in Gestalt von Tierfabeln bildet ihren Hauptinhalt: Löwe und Wolf, Hund und Esel, vor allem aber der Fuchs müssen immer wieder herhalten, um menschliche Torheiten bloßzustellen. Zu diesen Fabeln kommen Märchen und Schwänke, Anekdoten und Albernheiten jeder Art, kurz alles, was den Geschmack des gemeinen Mannes erfreut. In den Rhetorenschulen knüpften die Lehrer später ihre Sprech- und Denkübungen mit Vorliebe an diese äsopischen Stoffe an.

Glauben und Forschen.

Das 6. Jahrhundert war aber nicht bloß für Kunst und Poesie ergiebig, es bezeichnet auch in anderer Hinsicht einen Höhepunkt. Eine frische Schaffensfreudigkeit ging durch die griechische Welt; man hatte auf allen Gebieten das Gefühl, daß man es schon herrlich weit gebracht und noch viel weiter bringen könne. Frühzeitig umrankten Legenden die Gestalten bedeutender Männer, unter denen die sogenannten sieben Weisen besonders hervorragten. Solon, Thales von Milet, Bias von Priene und Pittakos von Mytilene werden einstimmig als zu dieser heiligen Siebenzahl gehörig genannt. Die reiche Spruchdichtung der Griechen, von der wir schon in der Vorhalle des delphischen Tempels Proben kennengelernt haben (s. o. S. 138), sollte auf diese sieben Weisen zurückgehen.

Auch auf religiösem Gebiete blieb es nicht beim Alten. Das Volk verlangte wie überall so auch in Hellas nach Mystik und Schwärmerei — und diesem Bedürfnis entsprach auf die Dauer die Religion Homers ebensowenig wie das Lehrgedicht Hesiods. Die bäuerlichen Kulte der Demeter und des Dionysos, die von den Peisistratiden in Athen eingebürgert wurden, enthielten schon mehr von dem Geheimnis- und Wundervollen, wonach die Volksseele allzeit geschmachtet hat. Besonders die eleusinischen Mysterien oder Geheimdienste erfreuten sich steigender Beliebtheit. Sie galten nicht nur der Demeter und Persephone, ihrer Tochter, sondern zugleich dem Jakchos — so hieß dort der Gott Dionysos — dem Sohne des Zeus und der Persephone, einer dem Dionysos verwandten Gottheit. Im Herbst war das große Fest; dann brachten viele Tausende das Bild des Jakchos von Athen nach Eleusis, wo nächtliche Fackeltänze der Eingeweihten und mancherlei geheimnisvolle Orgien aufgeführt wurden. Ganz allgemein herrschte der Glaube, daß, wer die Weihen von Eleusis empfangen habe, einem seligen Geschick im Jenseits entgegengehe, während die Uneingeweihten ein freudloses Schattendasein zu gewärtigen hatten.

Verwandt ist die religiöse Bewegung der sogenannten Orphiker, als deren Stifter Orpheus, der uralte thrakische Sänger, bezeichnet wurde. Des Menschen irdischer Leib erschien ihnen als Gefängnis für die Seele; nur die Weihen vermögen daraus zu befreien. Von Ort zu Ort ziehend priesen die Orphiker ihre Gnadenmittel der Menge an. Sie verlangten nicht bloß äußerliche Weihe, sondern ein reines Leben unter strengem Fasten und Bußübungen. Jeder Totschlag, auch der von Tieren, war ihnen fürchterlich, so wurden sie Vegetarier. Gerade durch ihre Strenge, durch ihre Forderung von Buße und reinem Wandel, endlich durch die mystische und dabei poetische Formulierung ihrer Glaubenssätze erwarben sie sich großen Anhang, und das nicht bloß bei den kleinen Leuten.

Was diese orphische Religion für die breiten Massen des Volkes, das bedeutete die Philosophie für die leitenden Kreise. Auch sie nahm ihren Ausgangspunkt von der Unzulänglichkeit des Weltbildes, wie es die herrschende Staatsreligion zu entwerfen pflegte. Die Fülle der neuen Erfahrungen, die man gemacht, zwang dazu, die Welt mit neuen Augen anzusehen. Wieder ist es Jonien, wo man zuerst die Fessel der überlieferten Vorstellungen zu zersprengen wagte, und eine neue Weltanschauung zu schaffen unternahm.

Der erste, der mit kühnem Selbstvertrauen daranging, das ganze Weltall einheitlich zu erklären, war Thales von Milet, als Staatsmann wie als Gelehrter ausgezeichnet. Die Hauptfrage war für ihn wie für seine Nachfolger die Frage nach dem einheitlichen Urstoff, aus dem die Fülle der Einzeldinge herzuleiten sei. Thales glaubte diesen Urstoff im Wasser erkannt zu haben; der flüssige Zustand der Materie schien ihm der zu sein, von dem aus sich das Feste wie das Luftartige am leichtesten herleiten lasse. Die physikalischen Kenntnisse, über die er verfügte, müssen erheblich gewesen sein. In den gesetzmäßigen Lauf der Gestirne hatte er so viel Einblick, daß er die Sonnenfinsternis des Jahres 585 auf den Tag vorhersagen konnte. Die Höhe der Pyramiden bei Memphis maß er nach ihrem Schatten, das Rätsel der Nilüberschwemmung suchte er wissenschaftlich zu erklären. Seinen Landsleuten galt er mit Recht als Wundermann.

Einen großen Schritt weiter tat ein jüngerer Landsmann des Thales, Anaximander. Auch er suchte nach dem Urstoff des All, nur behauptete er von ihm,

er müsse unendlich sein, da sonst die unendliche Fülle der Einzeldinge daraus nicht hergeleitet werden könne. Aber welche Eigenschaften im einzelnen seinem unendlichen Stoff anhafteten und auf welchem Weg er alle Einzeldinge daraus geworden dachte, wird uns nicht überliefert. Daß auch er erhebliche naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, dafür spricht unter anderem die Nachricht, daß er zum erstenmal eine Erdkarte entworfen haben soll.

Körperlich wieder faßte der Milesier Anaximenes den Urstoff auf, nämlich als Luft. Die Luft schien dem Unendlichen des Anaximander am nächsten zu kommen; bei ihrer großen Beweglichkeit konnte aus ihr am leichtesten die Fülle der Weltdinge sich abgeleitet haben.

Weniger Gelehrter als Dichter war Xenophanes von Kolophon. Gleich vielen Zeitgenossen nahm er an den Göttern Homers, an ihren menschlichen Begierden und Verirrungen berechtigten Anstoß und wagte es, sich öffentlich von ihnen loszusagen. Sein Gott war ein einziger, einiger, nie gewordener, unvergänglicher, kurz er besaß alle Eigenschaften, die von den milesischen Philosophen ihrem Urstoff zugeschrieben worden waren, er war für Xenophanes dieser Urstoff selbst. Gott war nur einer — und doch umfaßte er, erfüllte er das ganze Weltall, eine Anschauungsweise, die der Grieche Pantheismus nannte. Hatten die Milesier darauf gehalten, daß ihr Urstoff denkbar größte Wandelbarkeit besitze, so legte Xenophanes auf die Unveränderlichkeit seines göttlichen Urstoffes das größte Gewicht. Freilich war es nun schwierig, die Menge der höchst veränderlichen Einzeldinge aus dem unveränderlichen Urstoff zu erklären — aber diese Schwierigkeit scheint dem Kolophonier nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Xenophanes hat nur den kleinsten Teil seines Lebens in seiner ionischen Heimat zugebracht. Nach langen Sängerfahrten ließ er sich schließlich in Elea in Unteritalien nieder; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er das wissenschaftliche Denken der Jonier aus dem griechischen Osten nach dem fernen Westen trug. Eben in Elea ist später eine sehr bedeutende Philosophenschule entstanden.

Auch Pythagoras von Samos eiferte gegen die Religion der Dichter, weil sie ihm des sittlichen Ernstes zu entbehren schien. Wie Xenophanes so kam auch er nach langen Reisen zuletzt nach Unteritalien, um in der reichen Stadt Kroton sich dauernd niederzulassen. Er gründete dort eine Religionsgenossenschaft und übte in sittlicher Beziehung eine große Wirkung aus. Die Wissenschaft war ihm nicht Selbstzweck, sondern nur eines der Mittel, um sein eigentliches Ziel, die Hebung der Mitbürger zu einer höheren Sittlichkeit, zu fördern. Zu diesem Ende stellte er auch die Lehre von der Seelenwanderung auf, wonach die Seele nach dem Tode von einem Körper in den anderen wandern muß, bis sie völlig geläutert wieder zur Gottheit zurückkehrt. Es war ein sehr aristokratischer Kreis, der sich im Geheimbunde des Pythagoras zusammenfand; erst nach jahrelanger Prüfung konnte man darin Aufnahme finden. Während aber Pythagoras selbst nicht eigentlich Forscher und Gelehrter, sondern Religionsstifter und Erzieher war, so haben seine späteren Anhänger auch in der Wissenschaft Eigenartiges geleistet.

Fassen wir alles zusammen, so finden wir um die Wende des 6. Jahrhunderts das griechische Volk im Besitze einer reichen Kultur. Auf allen Gebieten regt sich verheißungsvolles, kräftiges Leben.

V. Die Zeit der Perserkriege.

Das Perserreich.

> Auf, Hellas' Söhne, auf zur Schlacht!
> Befreit die Vatererde, Kinder, Gattinnen,
> Befreit der Heimatgötter alten Sitz, befreit
> Der Ahnen Gräber! Jetzt um alles gilt's den Kampf!
>
> Aus Äschylos' „Persern".

Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, war auch der Sitz der ältesten Kultur. Die Paläste und Tempel, die Skulpturen und Keilschriftdenkmäler, deren Trümmer man aus dem Schutt von Babylon und Ninive hervorgräbt, zeugen von einer uralten Gesittung. Es fehlte aber den asiatischen Völkern der Drang des rastlosen Fortschrittes, der die Griechen von einer Errungenschaft zur anderen trieb. Sie besaßen nicht die Freiheit der Selbstbestimmung, sondern erstarrten unter dem Drucke despotischer Gewalthaber. Dagegen waren sie stark in sich und nach außen durch die Einheit des Willens, der sie lenkte, und daher zur Ausbreitung ihrer Herrschaft und zu weitausschauenden Unternehmungen geschickt. Solange die Staaten und Reiche Vorderasiens unter sich im Kampfe begriffen waren, konnten sie freilich nicht wagen, begehrliche Blicke nach Europa hinüberzuwerfen. Anders wurde dies, als alle Völker zwischen dem Mittelmeere und den skythischen Steppen zu einem einheitlichen Weltreiche zusammengeschlossen wurden.

Um 560 v. Chr. führte Kyros, ein Fürst der Perser, sein rauhes, aber tapferes und hochbegabtes Volk mit kühner Tatkraft hinaus aus den engen Grenzen der Heimat zur Herrschaft über die reichen, wohlangebauten Länder der Nachbarn. Er dehnte seine Eroberungen bis zur Westküste von Kleinasien aus. Dort wurden auch die griechischen Pflanzstädte, besonders das reiche Milet, zur Unterwerfung gebracht.

Der Sohn und Nachfolger des Kyros war Kambyses. Er vergrößerte noch das Reich, indem er mit siegreicher Gewalt ganz Ägypten eroberte. Wider ihn erhob ein Betrüger, der falsche Smerdis, die Fahne des Aufruhrs und bestieg nach dem bald darauf erfolgten Tode des Kambyses den Thron. Sieben edle Perser aber ermordeten ihn in seinem Palaste, und einer von diesen, Dareios, der Sohn des Hystaspes, wurde im Jahre 521 König. Manches Jahr mußte er um seine Anerkennung ringen, selbst in seinem Heimatlande Persien hatte er Kämpfe zu bestehen; aber er blieb überall Sieger und vereinigte schließlich unter seinem Zepter alle Lande, die dem Kyros und Kambyses gehuldigt hatten.

Nach diesen Kriegstaten beschäftigte sich Dareios mit den inneren Angelegenheiten des ungeheuren Staates. Er teilte das ganze Reich in zwanzig Provinzen oder Satrapien, ordnete die Steuern, das Gerichts- und Polizeiwesen und sorgte für Straßen, für Ackerbau und Handel. Doch verweilte er nicht lange bei diesen Werken des Friedens. Sein Herz war nach neuem kriegerischen Ruhm begierig, und er blickte umher, wohin er seine Waffen kehren solle.

Am Schwarzen Meer nördlich von der Donau wohnten die wilden Skythen, Volksstämme ohne Gesetze, ohne Landbau und ohne bedeutende Städte. Sie waren schon mehrfach nach Kleinasien verheerend vorgedrungen. Das Reich dauernd gegen diese räuberischen Horden zu schützen, erschien dem Dareios geboten. Sein Plan ging aber noch weiter: er wollte offenbar den ganzen Umkreis des Schwarzen Meeres seinem Reiche einverleiben.

Zu dem Ende vereinigte er eine große Heeresmacht und rückte siegreich bis zur Donau vor. Eine Brücke wurde über den riesigen Strom geschlagen, und als Wächter derselben ließ Dareios, während er selbst gen Norden gegen die Skythen zog, die griechischen Fürsten zurück, die er zu Oberherren über die ionischen Städte eingesetzt hatte. Er befahl ihnen, 60 Tage, dann aber nicht länger auf ihn zu warten.

Dem Befehle gemäß warteten an der Brücke die griechischen Führer mit ihren Scharen. Aber als 60 Tage verflossen waren und noch kein Bote sich sehen ließ, da erschien plötzlich eine Horde berittener Skythen und forderte die Griechen auf, die Brücke abzubrechen, weil der König nach vergeblichem Umherziehen in dem öden Lande seinem Untergang nahe sei. Sofort traten die Fürsten zur Beratung zusammen. Unter ihnen befand sich auch der Athener Miltiades, der damals auf dem thrakischen Chersones eine umfangreiche Herrschaft besaß. Er hatte sich nur mit Widerwillen dem Heereszug des Königs angeschlossen. Er riet jetzt, die Brücke unverzüglich abzubrechen, den König seinem Schicksale zu überlassen und die äolischen, ionischen und dorischen Städte und Inseln zur Abschüttelung des persischen Joches aufzurufen. Doch Histiäos von Milet widersprach ihm: die griechischen Stadthäupter seien nur durch die Herrschaft des Königs in ihrem Besitze gesichert; sie alle würden nach dessen Untergang gar bald durch den Freiheitssinn der Städte vertrieben werden; es liege daher in ihrem eigenen Interesse, treue Statthalter des Königs zu sein. Diese Rede gab den Ausschlag: die Brücke blieb erhalten, und Dareios, der bald nachher mit seinem durch Entbehrungen sehr geschwächten Heere an der Brücke anlangte, konnte den Übergang ungehindert bewerkstelligen. Histiäos wurde für seine Treue reichlich belohnt; Miltiades, der allen Grund hatte, die Rache des Königs zu fürchten, flüchtete bald darauf nach Athen. Dort wurde er anfangs mit argwöhnischen Blicken betrachtet, und Neider und Widersacher verhandelten sogar vor Gericht darüber, ob ein Mann, der lange Zeit an fürstliche Herrschaft gewöhnt gewesen sei, ohne Gefahr für die Freiheit in ihrer Stadt Aufnahme finden könne. Indessen entschied der Gerichtshof zu seinen Gunsten, und durch seine Weltkenntnis und kriegerische Tüchtigkeit brachte er es bald auch in der Heimat zu ungewöhnlichem Ansehen.

Der Aufstand der Jonier.

Dareios zog sich nach dem Mißlingen des Skythenzuges nach Susa zurück. An seinem Hofe lebten damals der aus Athen vertriebene Tyrann Hippias (S. 169) und der König Demaratos aus Sparta, der auf Betreiben seines Mitkönigs Kleomenes verbannt worden war. Sie hofften durch den Großkönig wieder zu ihrer früheren Machtstellung zu gelangen, und um ihn zum Zuge nach Hellas zu verlocken, erzählten sie ihm von der Schwäche und Entzweiung der griechischen Stämme. Das Unternehmen gegen Hellas wurde beschlossen, die

Rüstung in der Stille betrieben; die Wetterwolke hing drohend über dem Lande der Freiheit. Da lenkte ein unerwarteter Zwischenfall das Verderben vorläufig nach einer anderen Seite.

Das persische Joch, welches auf den kleinasiatischen Griechen lastete, war mit der Zeit immer drückender geworden. Die Perser hatten nicht dasselbe Interesse an der Blüte der griechischen Kolonien wie vordem die lydischen Könige; sie waren ihnen gänzlich fremd, und der Schwerpunkt ihrer Macht lag weitab im inneren Asien. Der Wohlstand der kleinasiatischen Griechen, der unter lydischer Herrschaft sich erfreulich gehoben hatte, nahm unter den Persern sichtlich ab; viele sahen sich zur Auswanderung veranlaßt. Unzufriedenheit gärte in den Städten und blieb der persischen Regierung nicht unbekannt. Selbst Histiäos kam in Verdacht, nach Unabhängigkeit zu streben. Daher berief ihn Dareios an seinen Hof nach Susa und hielt ihn hier unter dem ehrenvollen Vorwande fest, daß er seines Rates bedürfe, beschenkte ihn mit großen Reichtümern und ließ ihn an seiner Tafel speisen. Tief verstimmt trug Histiäos seine goldenen Ketten. Er sah, daß er nie wieder von Susa fortkommen würde, wenn nicht Unruhen im Westen ausbrächen, zu deren Beschwichtigung der König ihn voraussichtlich entsenden würde. Da von selbst keine solchen Unruhen ausbrechen wollten, so hat er sie schließlich veranlaßt. Er sandte seinem Schwiegersohn Aristagoras eine sonderbare Botschaft. Histiäos hatte einem ergebenen Sklaven die Haare abscheren lassen und auf dessen Kopfhaut die Aufforderung zum Aufstand eintätowiert. Nachdem die Haare wieder gewachsen waren, schickte er ihn zu Aristagoras, der nun nach abermaligem Haarschnitt den wunderlichen Brief zu seiner großen Befriedigung las. Milet war sofort für den kühnen Plan gewonnen; bald folgte eine Stadt nach der anderen und schüttelte nicht nur das persische Joch, sondern auch die Herrschaft der despotischen Stadthäupter ab. Aristagoras begab sich darauf nach Sparta. Er zeigte dort eine Metallplatte, worauf die Provinzen des persischen Reiches dargestellt waren — es war die erste Landkarte, die in Europa gesehen wurde — erzählte von dem Reichtum derselben und der Leichtigkeit ihrer Eroberung. Als aber die Spartaner vernahmen, ein Kriegsheer brauche drei Monate, um von der ionischen Küste nach Susa zu kommen, lehnten sie das Ansinnen des Aristagoras ab und hießen ihn, noch vor Sonnenuntergang sich aus der Stadt zu entfernen. Glücklicher war Aristagoras in Athen. Die bewegliche Menge ward durch seine gleißenden Schilderungen leicht gewonnen. Zwanzig Schiffe und ein Landheer von 4000 Mann wurden gerüstet.

Als Aristagoras mit der athenischen Macht und einigen Hilfsvölkern von Eretria in Milet anlangte, gelang es ihm, die alte lydische Hauptstadt Sardes zu erobern und zu zerstören. Aber nachher erlitt er eine Niederlage bei Ephesos, und damit war der Aufstand gescheitert. Die Festlandgriechen kehrten heim. Aristagoras floh nach Thrakien, wo er ein ruhmloses Ende fand. Noch einmal ermannten sich die Jonier, aber in der Seeschlacht bei Milet siegten die Perser. Dann eroberten sie Milet und verhängten über die Stadt ein strenges Strafgericht. Die männlichen Bewohner wurden erschlagen, die Weiber und Kinder an die Tigris-Mündung verpflanzt. Großer Jammer herrschte darob vor allem in Athen. Als dort der Tragiker Phrynichos eine Dichtung „Milets Eroberung" zur Aufführung brachte, rührte er das ganze Theater zu Tränen. Die Stadt legte dem Dichter eine Geldstrafe auf, weil er heimisches Leid auf die Bühne gebracht habe. Man schämte sich, Milet nicht besser geholfen zu haben.

Der erste Perserkrieg.

Nach Unterdrückung des Aufstandes gerieten die ionischen Griechen wieder in die alte Abhängigkeit. Mit der Freiheit ging auch der geistige Aufschwung unwiederbringlich verloren. Die Blüten, welche sich hier in Poesie, Kunst und Wissenschaft in reicher Fülle entfaltet hatten, waren und blieben geknickt und trugen auch später nach Beseitigung der fremden Herrschaft nur noch spärliche Früchte.

Der Großkönig dachte jetzt ernstlich an die Unterwerfung der trotzigen Hellenen im Mutterlande, denn er hatte die Einäscherung von Sardes durch die Athener und Eretrier nicht vergessen. Dreimal bei jeder Mahlzeit mußte ihm ein Diener zurufen: „Herr, gedenke der Athener!" Seinen Racheplan förderte auch sein Schützling Hippias, der die Hoffnung nicht aufgab, mit persischer Macht in Athen als Tyrann wieder eingesetzt zu werden.

Mit einem zahlreichen Heere zog im Jahre 493 Mardonios, der junge, feurige Schwiegersohn des Königs, aus dem Innern des Reiches nach dem Hellespont und überschritt mit Hilfe der ihm gleichfalls untergebenen Flotte die Meerenge. Die wilden Völker Thrakiens waren schon früher unterworfen worden, aber unter dem Schutze ihrer Berge lehnte sich bald dieser, bald jener Stamm gegen das aufgenötigte Joch auf, so daß der Kampf niemals endigte. Ähnlich verhielt es sich in Makedonien, wo zwar der König Alexandros I. die persische Oberherrschaft anerkannte, die wilden Horden im Innern des Landes aber in zahlreichen Kämpfen bezwungen werden mußten. Indessen rückte Mardonios siegreich vor und gab Befehl, daß ihn die Flotte am Thermäischen Meerbusen erwarten solle. Als jedoch diese das Vorgebirge Athos umsegelte, ereilte sie in dem klippenreichen Meere ein ungewöhnlich heftiger Sturm. Fast die Hälfte der Flotte scheiterte. Entmutigt trat Mardonios den Rückzug an.

Nach diesem Mißerfolg ergingen sofort von Susa Befehle zu neuen Rüstungen, und gleichzeitig begaben sich Abgeordnete des großen Königs nach Griechenland, um von den einzelnen Staaten Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu fordern. Viele Städte und besonders die meisten Inseln leisteten Gehorsam. Ägina, damals die erste Seemacht in Hellas, tat das gleiche, aber nicht sowohl aus Furcht, als vielmehr aus Erbitterung gegen die Athener, mit dem es in blutiger Fehde lag. In Sparta verstand man anfangs die Rede der Gesandten gar nicht, obgleich sie griechisch sprachen. Man war an Siege und Unterwerfung anderer Völker gewöhnt; ein Antrag auf freiwillige Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit schien ohne Sinn. Als man endlich über die Bedeutung der seltsamen Forderung zum Verständnis kam, geriet das sonst so bedächtige Volk von Sparta in ungewöhnliche Aufregung. Man staunte über die Barbaren mit ihrer seltsamen Kopfbedeckung, dem weiten Ärmelrock und den schlotternden Hosen. Sie schienen wenig kriegerisch und wagten doch von Sparta so Schändliches zu begehren. Das Murmeln des Unwillens wurde immer lauter, und endlich stürzte man sich von allen Seiten auf die kecken Fremdlinge, schleppte sie nach einem tiefen Brunnen und stieß sie hinunter, indem man ihnen spottend nachrief: „Da habt ihr Erde und Wasser!" — Als man später über die rasche Tat zum Nachdenken kam, lag die Furcht vor dem Zorne der Götter wegen des verletzten Völkerrechts schwer auf dem Volke. Zwei edle Jünglinge aus den angesehensten Familien beschlossen

später, sich selbst zum Opfer für die ermordeten Gesandten darzubringen. Sie begaben sich zum König nach Susa, um nach seinem Befehle zu sterben. Xerxes aber, der Sohn und Nachfolger des Dareios, entließ sie unverletzt.

Nicht besser erging es den persischen Abgeordneten, die nach Athen kamen. Sie wurden von der wütenden Menge in einen Abgrund gestürzt, weil man sie für Verbrecher und Hochverräter an der Majestät des Volkes erklärte.

Dareios erkannte nun, daß ihn nur das Schwert zum Oberherrn über Hellas machen könne, und befahl die Rüstungen zu beschleunigen. Er übertrug den Oberbefehl dem Datis, einem kriegserfahrenen Meder, und seinem Neffen Artaphernes. Die Perser schifften sich diesmal, aus Scheu vor dem stürmischen Athos, an der kilikischen Küste ein, berührten Samos, eroberten und verwüsteten Naxos, verfuhren in gleicher Weise mit den übrigen kykladischen Inseln, unter denen nur das heilige Delos verschont wurde, und segelten dann zunächst nach Euböa. Eretria die wichtigste Stadt der Insel, hatte im gleichen Maße wie Athen den Zorn des Großkönigs erregt, da sie den aufständischen Joniern mit Schiffen und Mannschaft zu Hilfe gekommen war. Die Bürger, obgleich anfangs von einer athenischen Streitmacht unterstützt, wagten keinen offenen Kampf, sondern verteidigten ihre Mauern; allein nach einer sechstägigen ununterbrochenen Bestürmung drang, von Verrätern geführt, der übermächtige Feind in die Stadt. Die Einwohner, welche dem Blutbade entrannen, wurden in Ketten gelegt.

Nun galt es in gleicher Weise das übermütige Athen zu strafen. Hippias, der an dem Heereszuge teilnahm, riet den Persern, in der kleinen, grasreichen Küstenebene von Marathon zu landen, wo die von der Seefahrt unfrisch gewordenen Pferde sich wieder erholen könnten, von wo auch ein bequemer Landweg über die nördlichen Ausläufer des Pentelikon nach Athen führe.

In Athen war man indessen nicht müßig, Vorkehrungen gegen den Angriff der Barbaren zu treffen. Man sandte Boten aus, um die übrigen hellenischen Staaten zur Hilfeleistung zu veranlassen. Der Läufer Pheidippides soll in 48 Stunden die fast 220 km Weges nach Sparta zurückgelegt haben. Daselbst wurde wohl Hilfe zugesagt, jedoch aus religiösen Bedenken erst mit Eintritt des Vollmonds. Die übrigen Städte waren teils den Athenern feindlich gesinnt, teils in Furcht vor den Persern. So blieb denn der kleine Staat auf sich allein angewiesen und suchte und fand in sich selbst die Hilfe, welche ihm von auswärts versagt ward. Zehn Strategen (Heerführer) waren nach dem Gesetz für das Jahr 490 erwählt. Unter ihnen befanden sich der durch Unbescholtenheit und Unbestechlichkeit ausgezeichnete Aristides und der ruhmbegierige Themistokles, den die Natur mit reichen Gaben ausgestattet hatte. Vor allen aber ragte Miltiades hervor. Seit jenem Tage, da er an der Donaubrücke die hellenischen Führer zum Abfall von dem Beherrscher Asiens aufrief, hatte sich sein Ingrimm gegen den Nationalfeind noch verschärft. Seine Taten auf dem thrakischen Chersones waren dem ganzen Volke wohl bekannt, nicht weniger seine Kriegserfahrung und rücksichtslose Entschlossenheit. Diese Eigenschaften erwarben ihm das Vertrauen seiner Mitbürger in dem verhängnisvollen Augenblick, als der Untergang des Staates bevorzustehen schien.

Als die Nachricht von der Landung der Perser bei Marathon kam, setzte Miltiades es durch, daß das Bürgerheer unverweilt dorthin aufbrach. Man wählte die gangbarere Straße um die nördlichen Abhänge des Pentelikon. Hier aber

machte man halt und schlug in einer Talschlucht ein durch Verhaue befestigtes Lager auf. Von hier aus konnte man jede Bewegung des Gegners beobachten und deckte zugleich die Straßen nach der Hauptstadt. Miltiades drang auf baldigen Angriff. Fünf Strategen stimmten ihm bei, fünf waren dagegen; die Entscheidung beruhte auf der Stimme des Polemarchen Kallimachos. Zu diesem sprach



124. Schwerbewaffneter griechischer Krieger. Statuette aus Dodona.
Unser Bild zeigt die Ausrüstung eines griechischen Hopliten, wie sie bis zur Schlacht von Platää (479) etwa beschaffen war.

Miltiades also: „Bei dir steht jetzt der Untergang oder der Sieg und der immer dauernde Ruhm unserer Stadt. Denn wenn wir nicht zum Angriff schreiten, so fürchte ich einen großen Umschlag in der Stimmung der Bürger, welchen die Anhänger des Hippias hervorbringen werden. Dann wird man das persische Joch der Unabhängigkeit des Staates vorziehen. Unternehmen wir aber den Angriff, so steht der Ausgang der Schlacht in der Götter Hand, und diese werden uns den Sieg verleihen."

Durch diese Rede zog er den Polemarchen auf seine Seite, und die Schlacht ward beschlossen. Auch übertrugen die Mitfeldherren, welche gleich anfangs für die Schlacht gestimmt hatten, mit Aufopferung ihrer eigenen Rechte dem Miltiades allein den Oberbefehl, der sonst täglich zu wechseln pflegte.

Während das athenische Heer vor dem Angriff noch eine kurze Rast hielt, sah man westlich von den Bergen her Waffen glänzen, und bald erkannte man eine Kriegsschar böotischer Männer; es war die gesamte Macht von Platää, tausend Hopliten ohne die Leichtbewaffneten. Athen hatte dieser Stadt mehrfach Beistand



125. Ein bei Marathon gefallener persischer Krieger.
Marmorstatue im Nationalmuseum zu Neapel.
Figur aus dem Weihgeschenk, das Attalos I. von Pergamon um 200 v. Chr. auf die Akropolis stiftete. Die Schuhe, die Hosen, die Mütze, das krumme Schwert sind wohlbekannte Abzeichen der Perser.

gegen das mächtige Theben geleistet; jetzt, in der Stunde der Not, wollte sie mit der Schutzherrin Sieg oder Untergang teilen. Das Erscheinen der mutigen Schar erfüllte die Athener mit höherem Mut, und Miltiades stellte das also verstärkte Heer in Schlachtordnung auf. Er dehnte die Linie weit aus, um der feindlichen gleich zu sein, und wagte es, das Mitteltreffen unter dem Kommando des Aristides und Themistokles zu schwächen, so daß hier die Reihen nur geringe Tiefen hatten, obgleich er wohl wußte, daß die Feinde ihre zuverlässigsten Leute auf den Ehrenplatz in der Mitte stellen würden. Darauf gab er den Befehl zum Angriff in vollem Lauf, eine Bewegung, die hier zum erstenmal von Hopliten ausgeführt wurde.

Es scheint, daß auf persischer Seite der Plan, den Landweg von Marathon nach Athen zu erzwingen, wieder aufgegeben war, daß die persische Reiterei am Morgen der Schlacht sich schon wieder eingeschifft hatte; denn diese von den Griechen

am meisten gefürchtete Truppe hätte sich sonst ohne Zweifel auf die heranstürmenden Krieger geworfen. Gerade diesen günstigen Augenblick, wo die Reiterei wieder auf die Schiffe gebracht worden war, wird Miltiades abgewartet haben; damit aber der Pfeilhagel, mit welchem die persischen Bogenschützen ihren Angriff zu beginnen pflegten, möglichst wenig Schaden anrichte, ließ er seine Leute, wie erwähnt, im Laufschritt vorrücken. Beide Heere wurden sofort handgemein und stritten mit großer Anstrengung um Sieg und Ruhm. Die Barbaren brachen endlich im Mitteltreffen durch und trieben die zurückweichenden Griechen vor sich



126. Ruinen des Poseidon-Tempels auf dem Vorgebirge Sunion,
das heute wegen dieser weithin sichtbaren Säulen den Namen Kap Kolonnäs führt.

her; aber auf den Flügeln siegten die Hellenen, wendeten sich dann von den in wilder Verwirrung fliehenden Barbaren nach der Mitte und drängten von beiden Seiten die Perser gleichsam in eine enge Gasse, wo nur der Tod oder die Schmach der Flucht ihnen übrigblieb. Bald war die weite Ebene bedeckt mit fliehenden Barbaren. Der arkadische Hirtengott Pan steigerte nach dem Glauben der Athener durch unheimliches Rufen die Angst der Verfolgten, deren „panischer Schrecken" seitdem sprichwörtlich wurde. Viele suchten sich in die Sümpfe zu retten, wo sie jedoch versanken; die übrigen eilten nach den Schiffen, wo noch einmal der Kampf entbrannte. Die Athener suchten dieselben zu nehmen oder zu verbrennen, die Perser aber stritten um ihre Erhaltung. Hier fanden noch viele tapfere Männer den Tod. Im mörderischen Kampfe fielen der Polemarch Kallimachos und

Kynägeiros, der Bruder des Dichters Äschylos, dem die Hand abgehauen wurde, als er ein Fahrzeug festzuhalten suchte. Aber der Sieg war errungen, und ein Eilbote wurde in die Stadt gesandt, um dort so schnell wie möglich die Heilsbotschaft zu verkünden. Er eilte dahin in ununterbrochenem Lauf, und als er auf dem Markt ausgerufen hatte: „wir haben gesiegt“, sank er entseelt zu Boden. Nach einem späteren Bericht soll seine Bildsäule auf dem Markt aufgestellt sein. Das erinnert uns daran, daß jetzt in Berlin vor der Nationalgallerie ein Meisterwerk deutscher Plastik den „Siegesboten von Marathon“ darstellt.

Durch die Niederlage keineswegs abgeschreckt, suchten Datis und Artaphernes auf anderem Wege den beschlossenen Angriff auf die Stadt in Ausführung zu bringen. Die Reiterei war noch unverletzt und nicht entmutigt, das übrige Heer verhältnismäßig wenig geschwächt. Gelang es, das wehrlose Athen vor seiner Bürgerwehr zu erreichen und einzuschließen, konnte man mit den heimlichen Anhängern des Hippias in Verbindung treten, so war der Erfolg gewiß. Die Flotte segelte daher eilends um das Vorgebirge Sunion und an der Südküste Attikas entlang nach der Reede von Phaleron. Aber Miltiades hatte ihre Absicht durchschaut. Er stellte dem siegreichen Heere die drohende Gefahr vor und bewog es, ungesäumt noch am Nachmittag des Kampftages in einem Gewaltmarsch zum Schutze der Hauptstadt zu eilen.

In der Tat gelang es der unermüdlichen Ausdauer der Truppen, ihr Ziel spät abends zu erreichen; am Südrand der Stadt, von wo man alle Zugänge von der Phaleron-Bucht her überblickte und beherrschte, brachten sie die Nacht zu. Als an demselben Abend die Perser auf der Höhe von Phaleron erschienen, erfuhren sie, daß die Kämpfer von Marathon bereitstanden, ihre Landung zu hindern; da die Barbaren vielleicht auch gleichzeitig von dem Anzuge einer spartanischen Hilfsmacht Kunde erhielten, so steuerten sie, statt einen Angriff zu wagen, bald darauf heimwärts nach Asien.

Sie brachten die Gefangenen von Eretria mit und stellten sie vor den Großkönig, daß er an ihnen Rache nehme. Dareios aber, so verstimmt er auch durch den üblen Ausgang des Zuges war, schenkte ihnen die Freiheit und ließ ihnen sogar Land bei Susa anweisen. Er hielt es seiner und des Reiches für würdiger, die Besiegten zu schonen, dagegen alles aufzubieten, um die Sieger durch einen abermaligen Heereszug zu züchtigen. Aber ein Aufstand in Ägypten und andere Unruhen unterbrachen seine Rüstungen, und der Tod ereilte den König, ehe er seine Absicht ausführen konnte.

Der ruhmvolle Sieg der Athener erfüllte ganz Hellas mit Stolz und Freude. Die Furcht vor der persischen Macht war gebrochen, denn glänzender als je hatte sich die Überlegenheit griechischer Waffen über die ungeordnete Menge der Barbaren bewährt. Noch ehe sich die Kunde von dem Siege verbreiten konnte, langte ein spartanisches Hilfsheer in Athen an. Es waren 2000 Krieger, die den weiten Weg in drei Tagen zurückgelegt hatten. Nach kurzer Rast begehrten sie das Schlachtfeld zu sehen, und als sie daselbst ankamen, betrachteten sie mit Staunen den Haufen von persischen Leichen, die Waffen und Reichtümer in dem eroberten Lager und die tapfere Schar, welche unter Aristides die Beute bewachte. Darauf zogen sie wieder in ihre Heimat, wo man wohl erkannte, daß Athen zu einer Macht erwachsen sei, die früher oder später einen Wettkampf mit Sparta um den Vorrang nicht scheuen werde.

Nachdem man sich in Athen vom völligen Rückzug der feindlichen Flotte überzeugt hatte, ging man an die feierliche Bestattung der gefallenen Krieger. Zwei Totenhügel erhoben sich; der eine deckte die Asche der Platäer, der andere die der Athener. Auf marmornen Denksäulen wurden die Namen der Gefallenen eingegraben. Nicht weit von dem großen Grabhügel wurde ein Siegesdenkmal



127. **Miltiadesteller.**

Junger, vornehmer Athener in der Tracht skythischer Bogenschützen, durch die Inschrift „Miltiades der Schöne" als Liebling seiner Volksgenossen bezeichnet. Vielleicht der Sieger von Marathon in seiner Jugend.

und ein besonderes Denkmal dem Miltiades zu Ehren aufgerichtet und später mit seiner Bildsäule geschmückt. Hätte er, im Kampf erschlagen, darunter geruht, so wäre er, in Solons Sinne, der Glücklichsten einer gewesen.

Große Ehre ward dem heimkehrenden Heere zuteil. Die Sieger zogen bekränzt in die Stadt. Auf die Burg aber wurden zahlreiche Weihgeschenke gestiftet, zum Dank für die Rettung aus Feindesnot. Berühmter war ein Gemälde der Schlacht von Marathon, mit dem 20 oder 30 Jahre später Polygnot die Stoa

Poikile, d. i. die buntbemalte Halle, am Marktplatz schmückte. Die Gestalt des Miltiades an der Spitze der Strategen war auf dem Gemälde besonders hervorgehoben. Außerdem ward seine Statue neben denen des Harmodios und Aristogeiton am Marktplatz aufgestellt.

So von der Bewunderung seiner Mitbürger getragen, schien Miltiades das größte menschliche Glück erlangt zu haben; niemand konnte sich mit ihm vergleichen. Er aber war damit nicht zufrieden, sondern benutzte sein Ansehen dazu, hochfliegende Pläne in trotzigem Eigenwillen zu verfolgen. Er begehrte eine Ausrüstung von Schiffen und Mannschaft und verhieß Ruhm und reiche Beute, ohne jedoch das Ziel seines Unternehmens näher zu bezeichnen. Das blinde Vertrauen auf sein Glück bewog das athenische Volk, die ungewöhnliche Forderung zu bewilligen. Mit einem Geschwader von 70 Schiffen verheerte er zunächst einige der kleineren Inseln, die sich den Persern unterworfen hatten, und steuerte dann nach der Insel Paros, um ihre reichen Bewohner dafür zu züchtigen, daß sie die Perser auf ihrem Zuge gegen Athen unterstützt hätten. Sein Plan aber scheiterte an der tapferen Verteidigung der Einwohner; er selbst zog sich durch einen unglücklichen Sprung eine schwere Verletzung zu. Krank und sieglos kehrte Miltiades nach Athen zurück, und alle Bewunderung und Dankbarkeit des Volkes schien plötzlich ausgelöscht. Er wurde wegen des unglücklichen Feldzuges zur Verantwortung gezogen, und da er, auf einem Tragbette in die Volksversammlung gebracht, in seinem elenden Zustand sich nicht verteidigen konnte, so erlangten seine Freunde nur mit Mühe den Erlaß der Todesstrafe: die Verurteilung zu einer Geldbuße als Ersatz für die Kriegskosten konnten sie nicht abwenden. Ehe die große Summe aufgebracht werden konnte, starb Miltiades an den Folgen seiner schlecht gepflegten Wunde. Die ihm auferlegte Geldbuße wurde erst viel später von seinem Sohne Kimon abgetragen.

Der zweite Perserkrieg.

Als der Jubel verrauscht, die Siegesfeste gefeiert waren, kehrten die Bürger zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück. Sorglos, als ob keine weitere Gefahr drohe, überließ man sich der Freude über den errungenen Sieg und versäumte es dabei, Vorkehrungen zur Abwehr neuer Angriffe zu treffen. Nur ein Mann richtete den Blick auch weiterhin nach Asien und sah die Wolken, die dort aufstiegen. Dieser Mann hieß Themistokles. Sein Vater war ein geringer Bürger von Athen, seine Mutter eine Ausländerin; er hatte daher weder durch Geburt noch durch Reichtum Einfluß, sondern mußte sich solchen durch die Tat erwerben, und dazu war er durch Talent wie durch Ehrgeiz gleich befähigt. Schon seine Lehrer erkannten die hervorragenden Eigenschaften des Knaben und sagten zu ihm: „Du wirst einst ein außerordentlicher Mann werden, entweder zum Ruhme oder zur Schande des Vaterlandes." In der Tat stand er gewöhnlich an der Spitze gleichaltriger Knaben und Jünglinge, wenn ein mutwilliger Streich mit Keckheit und Geschick ausgeführt wurde; aber durch alle Ausgelassenheit des übersprudelnden Jugendmutes verfolgte Themistokles das ihm vorschwebende Ziel, Athens Macht zu heben und selbst in Athen das höchste Ansehen zu erlangen. Daher verschmähte er es, in Gesang und Spiel, ja selbst in den ehrenvollen Wettkämpfen nach dem Siegeskranze zu streben; dagegen eignete er sich mit seltener Beharrlichkeit alle Kenntnisse an, die der Redner, der Staatsmann und der Feldherr nötig haben. Die Verfassung von Athen bot jedem Talente Gelegenheit, sich Geltung zu ver-

schaffen. In der Volksversammlung wurde nicht nach Geburt und Rang gefragt, sondern die wohlgesetzte, überzeugende Rede, die Weisheit des Rates fanden Beifall, und wer damit hervortrat, erlangte Ehre und Ansehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich ein Mann wie Themistokles Bahn brach und nach und nach an die Spitze des Staates vorrückte. Er wußte überall die rechten Maßregeln und Wege anzugeben und mit klarer, gewinnender Rede für seine Ziele zu wirken, und wo gesetzmäßige Mittel nicht ausreichten, scheute er auch andere nicht, wenig bekümmert darum, ob sie hie und da über die Schranken des Rechts hinausgriffen. Nach der Schlacht bei Marathon, an der er teilgenommen hatte, schien er in tiefe Schwermut versunken. Als ihn seine Freunde deshalb befragten, antwortete er: „Die Siegesehren des Miltiades lassen mich nicht schlafen." Bald jedoch fand er Gelegenheit, seinen Vorgänger noch zu übertreffen. Er erkannte, wie schon gesagt, daß die Perser mit weit größerer Macht von neuem heranrücken würden. Ihnen dann zu Lande zu begegnen, schien ihm unmöglich; wohl aber glaubte er von der Gewandtheit der Hellenen zur See einen Erfolg erwarten zu dürfen. Er lenkte daher die Aufmerksamkeit des athenischen Volkes auf Vermehrung der Flotte, und dazu gab ihm den nächsten Anlaß die Erbitterung gegen die meerbeherrschenden Ägineten, mit denen nach der Niederlage der Barbaren der Krieg von neuem entbrannt war.

Ein Hauptgegner seiner Pläne war Aristides. Dieser Mann, von Freund und Feind der Gerechte genannt, war von edler Geburt. Er bewährte in allen Verhältnissen Mut und Geschick, und wenn er auch an Scharfsinn und umfassendem Blick dem Themistokles nachstand, so übertraf er ihn doch an strenger Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. Das Gute, was Staat und Bürgern heilsam war, verfolgte er unverdrossen auf dem geraden Wege der Pflicht und des Rechts, mochten ihm daraus Vorteile oder Nachteile erwachsen. Selbstsucht und Eigennutz schienen in seiner Seele keinen Raum zu haben. Unbekümmert um äußeren Schein oder um Gunst oder Übelwollen der Menge war er nur darauf bedacht, dem Staat zu nützen und das Gemeinwohl zu fördern. Von solchen Anschauungen ausgehend, hielt er es für das Beste, daß die Bürger von Attika ihren Unterhalt auf den Grundbesitz, auf den sorgfältigen Anbau ihres vaterländischen Bodens gründeten, nicht aber auf den unsicheren Gewinn, den Handel und Verkehr darboten. Solches Streben, meinte er, verlocke zur Unredlichkeit und Üppigkeit und entferne von der Anspruchslosigkeit und den schlichten Sitten der Väter. Als er daher die Absicht des Themistokles, eine Seemacht zu begründen, durchschaute, trat er ihm unverhohlen mit seinem ganzen Ansehen entgegen. Als Landmacht hatte Athen bei Marathon gesiegt, und Landmacht sollte es bleiben. Themistokles sah wohl ein, daß er durch Aristides in allen seinen Entwürfen gehindert sei, und beschloß kühn, die Entscheidung durch den Ostrakismus herbeizuführen. Die bedrohlich große Macht der beiden Männer war allgemein bekannt. Rat und Volk beschlossen daher, als der Antrag auf ein Scherbengericht über einen dem Staate gefährlichen Bürger gestellt wurde, daß ein solches stattfinden solle. Themistokles ließ nun durch seine zahlreichen Anhänger das Volk auf jede Art bearbeiten und beeinflussen, während sein Gegner, im Bewußtsein seiner lauteren Absichten, ruhig den Tag des Gerichts erwartete. Die Versammlung war zahlreich, denn es hatten sich auch viele Landleute eingefunden, um über Männer abzustimmen, deren Wirksamkeit sie zum größeren Teile gar nicht beurteilen konnten.

Ein des Schreibens unkundiger Landmann, erzählt man, trat zu Aristides, der dem seltsamen Gerichtsverfahren beiwohnte, als ob er gar nicht daran beteiligt sei. Er bat ihn, daß er ihm den Namen Aristides auf seine Scherbe schreiben möge. Der Angeredete tat es und fragte dann den Bauern, warum er diesen Mann für staatsgefährlich halte. „Ich kenne ihn gar nicht", war die Antwort, „aber es verdrießt mich, daß er von allen Leuten der Gerechte genannt wird." Wo solche Beweggründe mitsprachen, war der Ausgang leicht vorauszusehen. Mehr als 6000 Stimmen verurteilten Aristides zur Verbannung; er aber verließ ohne Groll die Vaterstadt, indem er zu den Göttern flehte, sie möchten Athen die Zeit fern halten, da man seine Vertreibung bereuen könnte.

Nach Entfernung des unbequemen Gegners setzte Themistokles alle Hebel in Bewegung, um seine wohlerwogenen Pläne zur Ausführung zu bringen. Dazu brauchte er vor allem Geld. Nun hatte der Staat im Gebirge Laurion zahlreiche Silbergruben, deren damals sehr ergiebiger Ertrag jährlich unter die Bürger verteilt wurde. Themistokles machte jetzt den Athenern den Vorschlag, auf die Verteilung zu verzichten und die Grubenerträge zur Erbauung von Schiffen zu verwenden. Er nannte als Grund nicht den zu erwartenden neuen Angriff der Barbaren, der lag noch zu fern, sondern die Züchtigung der Insel Ägina, die bisher mit ihrer überlegenen Seemacht Attika schon oft große Verluste zugefügt hatte. Der Beschluß des Volkes entsprach dem Antrage des Themistokles, und unter Leitung des rastlosen Mannes wurden in kurzer Zeit 200 Schiffe erbaut.

Emsig wie der Schiffbau wurden auch die Übungen der Seeleute betrieben, und es ward bald ersichtlich, daß in Athen Führer und Volk von ganz anderer Tatkraft und Ausdauer waren als die weichlichen Jonier. Nicht ohne Glück wagte die neue Flotte sich mit der Seemacht von Ägina zu messen, und dieser Krieg war eine treffliche Vorschule für den bevorstehenden entscheidenden Kampf gegen die Perser.

Für die neue Flotte war die offene Reede von Phaleron, deren sich die Athener bis dahin bedienten, kein geeigneter Ankerplatz mehr. Es ist das Verdienst des Themistokles, daß er die attische Marine nach den drei Häfen am Munichia-Berg verlegte und damit begann, den größten dieser drei Häfen, den Piräus, zu einem befestigten Kriegshafen auszubauen.

Themistokles tat noch mehr. Er wußte auch in anderen hellenischen Staaten das Nationalgefühl zu wecken, so daß ein allgemeiner Friede verkündigt und gegenseitig die Geiseln und Gefangenen ausgelöst wurden, ja daß sich sogar das feindliche Ägina dem Bunde für die Freiheit Griechenlands anschloß. Doch kamen keineswegs alle Feindschaften und selbstsüchtigen Parteirücksichten zum Schweigen. Die Argiver verweigerten aus Haß gegen Sparta ihren Zutritt zu dem Bunde, das thessalische Fürstengeschlecht der Aleuaden knüpfte zum Sturze der anderen Adelsgeschlechter des Landes Verbindungen mit dem Großkönig an, und die aristokratische Partei von Theben und Böotien zeigte in ihrer Eifersucht gegen das demokratische Athen sogar unverhohlene Neigung, zu den Persern abzufallen, um mit ihrer Hilfe die Hegemonie in Hellas zu erlangen.

In Persien saß Xerxes, der Sohn des Dareios und der ehrgeizigen Atossa, seit dem Jahre 485 auf dem Throne. Von seiner Mutter und dem kriegerischen Mardonios angetrieben, beschloß er, sich persönlich an die Spitze des längst geplanten dritten Heereszuges gegen Hellas zu stellen.

Vier volle Jahre dauerten die Rüstungen in den Provinzen des ungeheuren Reiches. Zu Anfang des fünften Jahres sammelten sich in den Ebenen jenseits des Euphrat die Krieger der zahllosen Nationen, welche dem persischen Weltreich angehörten. Da war kein Volk zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean, das nicht seine Scharen gestellt hätte, je nach der Landesweise gekleidet und bewaffnet. Den Kern dieser Kriegsmacht bildeten die Perser.

Als das Heer im Frühjahr (480) weiterrückte, schwoll es immer furchtbarer an, gleich einer Lawine, die über weite Schneefelder stürzend im Niederrollen alles mit sich reißt. Phryger, streitbare Lyder, Thraker und andere Völker mußten sich anschließen. Mit einem unermeßlichen Troß von Sklaven und Sklavinnen, Fuhrwerk und Lasttieren wälzte sich die aufgebotene Menge daher, durchwanderte Kappadokien, Phrygien und Lydien und erreichte endlich bei Abydos den Hellespont. Hier befand sich schon eine Flotte von Kriegs- und Lastschiffen, welche von den Küsten Ägyptens, Phöniziens, Kariens, Joniens und von den Inseln des Reiches zusammengekommen waren. Eine Schiffbrücke war über den Hellespont geschlagen, aber ein Sturm zerriß sie in einer Nacht. Es ist wohl eine griechischer Phantasie entsprungene Sage, wenn erzählt wird, der König habe damals das Meer mit Fesseln und Ruten züchtigen, die Baumeister der zerstörten Brücke aber zum Tode führen lassen. Nicht weniger als 676 Fahrzeuge wurden dazu verwendet, um zwei neue Brücken an Stelle der zerstörten zu erbauen.

Xerxes bestieg an der Küste des Hellespont einen marmornen Thron und überschaute das unermeßliche Gewühl von Schiffen und Streitern, das die ganze Meerenge füllte. Anfangs freute er sich des Anblicks und pries sich glücklich, daß ihn die Götter so großer Macht gewürdigt hätten; dann aber ward er plötzlich sehr ernst und rief unter Tränen aus: „Wie kurz und beklagenswert ist doch das menschliche Leben! Von allen diesen Männern wird in hundert Jahren nicht einer mehr übrig sein."

Als die Musterung beendet war, ließ Xerxes den Spartanerkönig Demaratos, der auf des Kleomenes Betreiben aus seiner Vaterstadt hatte entweichen müssen, zu sich bescheiden. Diesen fragte er, ob er wohl glaube, daß die Hellenen wagen würden, ihm Widerstand zu leisten. „Herr," sagte Demaratos, „es sind zwar alle Hellenen tapfere Leute, doch will ich nur von den Lakedämoniern reden, weil ich ihre Weise am besten kenne. Diese sind, einzeln genommen, nicht stärker als andere Menschen; in geordneter Heerschar dagegen sind sie die tapfersten von allen Völkern und werden deine Vorschläge nicht annehmen, sondern, ohne nach der Zahl zu fragen, zum Streit ausziehen, ob sie auch von den anderen Hellenen allein gelassen würden. Denn sie haben einen Herrn, nämlich das Gesetz, und das befiehlt ihnen, vor keiner Macht aus der Schlacht zu fliehen, sondern in ihrer Ordnung zu bleiben, zu siegen oder zu sterben." Xerxes lachte ob der Rede, die ihm töricht schien, entließ jedoch den Demaratos gnädig.

Am Thermäischen Meerbusen traf das Landheer mit der Flotte zusammen. Diese hatte diesmal nicht das gefährliche Vorgebirge Athos umschifft, sondern war durch einen Kanal gefahren, den man in mehrjähriger Arbeit nördlich vom Athos durch die Landzunge gegraben hatte.

Die griechischen Staaten hatten sich indessen nur notdürftig gegen den furchtbaren Feind gerüstet, der unaufhaltsam heranzog; etliche, namentlich die Thebaner und Argiver, dachten geradezu an Unterwerfung. Abgesandte der zum

Widerstand entschlossenen Staaten waren schon lange auf dem Isthmos von Korinth versammelt und berieten, was zu tun sei. Sie schickten Boten nach Kerkyra, nach Kreta, nach Sizilien, um Bundesgenossen zu werben, aber vergeblich. Gelon, der damals über Syrakus und viele andere sizilische Städte herrschte, verhieß zwar Hilfe zu Wasser und zu Land, aber nur, wenn man ihm den Oberbefehl übertragen wolle; davon konnte aber keine Rede sein.

Also auf sich selbst angewiesen, hatten die zum Widerstand verbündeten hellenischen Staaten zunächst beschlossen, die Barbaren im Tal Tempe durch eine vorgeschobene Kriegsschar aufzuhalten. 10 000 Hopliten waren nach der Mündung des Peneios entsendet worden. Sie sollten in Verbindung mit den thessalischen Stämmen die steilen Straßen über den Olympos decken. Indessen, da außer Argos und Böotien auch die Malier und selbst die Mehrzahl der thessalischen Völker dem Perserkönige Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung sendeten, und da der den Griechen befreundete König Alexander von Makedonien unter Hinweis auf die gewaltige Übermacht des persischen Heeres die Griechen vor der drohenden Gefahr der Umzingelung warnte, so hatte man den Heerhaufen wieder zurückgerufen.

Jetzt ward ein anderer Plan entworfen und ausgeführt. Es wurde ein 7200 Hopliten starker, auserlesener Kriegshaufen zur Verteidigung des Engpasses von Thermopylä abgesandt; die Flotte aber von nicht ganz 300 Schiffen erhielt Befehl, in die Meerenge von Euböa zu steuern und dort in der Nähe jenes Passes der Seemacht der Barbaren die Spitze zu bieten. Wäre das gesamte Aufgebot des Peloponnes ausgerückt, um den Engpaß zu besetzen, so wäre vielleicht der weitere Vormarsch der persischen Macht zu Lande zu hemmen gewesen. Daß man aber nur jene unbedeutende Vorhut nach dem entlegenen Posten entsandte, beweist die geringe Hoffnung, die man auf seine Verteidigung setzte. Den Spartanern und übrigen Peloponnesiern kam es vor allem darauf an, den Isthmos zu behaupten; zu diesem Zweck behielten sie ihre Hauptmacht bei Korinth zurück und trösteten die Verbündeten mit der Versicherung, daß sie dem vorausgesandten kleinen Heerhaufen bald nachfolgen werde.

Die Örtlichkeit der Thermopylen war für die Zwecke der Griechen wohlgeeignet. Schroff und unwegsam zieht sich vom Pindos die Öta-Kette bis nahe an den malischen Meerbusen, dessen Ufer bodenlose Sümpfe umsäumen. Zwischen diesen Mooren und den steil abfallenden Bergwänden führt eine enge Straße aus dem Lande der Malier in das der Lokrer und weiter nach Süden. Der Paß verengt sich an zwei Stellen derartig, daß kaum für einen Wagen Raum bleibt. Zwischen diesen Engen, da, wo der Raum etwas freier ist, entspringen am Fuße des Gebirges warme Schwefelquellen. Die östliche Enge hatten schon vor alters die Phoker zur Abwehr der Thessaler durch ein Mauerwerk gesperrt; nach ihm und nach den warmen Quellen hieß die Stelle Thermopylä oder die „Warmen Tore".

Dahin rückte der hellenische Heerhaufen von ungefähr 7000 schwergerüsteten Kriegern, deren Kern 300 spartanische Bürger unter ihrem König Leonidas bildeten. Die Streiter waren zuverlässige Leute; nur den 400 Hopliten aus Theben war nicht zu trauen, weil diese Stadt den Persern heimlich zugetan war. Während diese Handvoll Leute zum Kampf auf Leben und Tod der ganzen Macht der Barbaren entgegentrat, feierte das übrige Griechenland die Spiele zu Olympia!

Besser gerüstet waren die Hellenen zur See. Ihre Flotte in einer Stärke von 280 Trieren, wozu die Athener bei weitem die Mehrzahl gestellt hatten, steuerte durch den Euripos und weiter an dem Malischen Busen vorbei, wo Leonidas mit seinem Heerhaufen lagerte. Sie nahm Stellung an der nordöstlichen Spitze Euböas unter dem Schutze der Artemis, deren Hain und Tempel das Vorgebirge Artemision schmückte.

Bald kam die persische Flotte heran, aber sie litt gewaltig unter einem tobenden Unwetter. Poseidon und Boreas (der Nordwind) stritten für das gottgeliebte Hellas, wie die Griechen glaubten. Aber trotz der großen Verluste blieb die feindliche Seemacht an Zahl überlegen. Mehrere Tage kämpfte die Flotte ohne Entscheidung. Aber die Griechen verließen ihre Stellung, als sie erfuhren, was inzwischen auf dem Lande geschehen war.

Als das persische Landheer auf seinem Vormarsch die Thermopylen besetzt fand, schickte Xerxes einen Herold an Leonidas und ließ ihm die Waffen abfordern. „Der König komme und hole sie!" antwortete der Held mit lakonischer Kürze.

Der persische König befahl nun, vorzurücken und die Verteidiger des Passes womöglich lebendig zu fangen und vor ihn zu führen. Sofort stürmten jene in großen Massen heran, konnten aber trotz wiederholten Angriffs nichts ausrichten, sondern erlitten beträchtliche Verluste. Da sandte der König seine besten Truppen, und zwar die von Gold strahlende Schar der „Unsterblichen" unter dem Befehl des Hydarnes. Sie eröffneten den Kampf, indem sie eine Wolke von Pfeilen entsandten. Die Lakedämonier ergriffen die Flucht, und die Barbaren folgten mit lautem Geschrei. Aber gerade hierin offenbarte sich die überlegene Kriegskunst der Spartaner. Ihre Flucht war eine verstellte; im Augenblick standen sie wieder in festgeschlossenen Rotten, drangen auf den nachjagenden Feind ein und trieben ihn zu Paaren. In der Enge konnte die Übermacht nichts helfen, Tausende sanken unter dem furchtbaren Stoße der langen Speere, gegen welche der leichte persische Schild und die kurze Lanze unzureichende Waffen waren. Zwei Brüder des Königs fielen im Kampfe.

Auch am dritten Tage erneuerten sich die Angriffe, doch mit gleich schlechtem Erfolg. Die Hellenen lösten sich nach den verschiedenen Völkerschaften in der Verteidigung des Engpasses ab und kämpften unter spartanischer Führung mit spartanischem Mute. Die Phoker standen unterdessen auf der Höhe des Gebirges, um den wenig bekannten Bergweg zu bewachen, auf dem die Thermopylen umgangen werden konnten.

Xerxes war ratlos. Da bat ein Malier mit Namen Ephialtes um Gehör und berichtete dem König von dem verborgenen Bergweg; zugleich erklärte er sich bereit, einen persischen Heerhaufen in den Rücken der Griechen zu führen. In später Abenddämmerung setzte er sich mit den 10 000 Unsterblichen in Bewegung und führte sie auf dem schmalen Pfad im Dunkel der Nacht durch Fichten- und Eichenwälder zur Paßhöhe des Berges. Leichtsinnig hatten die Phoker versäumt, Wachen auszustellen; erst die im dürren Laube raschelnden Fußtritte verkündeten ihnen die drohende Gefahr. Eilends wollten sie sich jetzt wappnen, doch die aus dem Walde hervorbrechenden Perser überschütteten sie sogleich mit ihren Geschossen. Da hielten die Phoker nicht stand; sie flohen auf den Gipfel des Berges und ließen den überlegenen Feind ungehindert seinen Weg fortsetzen.

Mit der ersten Morgendämmerung hatte sich auch die Heerschar im Engpasse zum Streit erhoben. Der Opferpriester Megistias schlachtete die Opfertiere und forschte in den Eingeweiden nach den Vorbedeutungen. Als er alles genau betrachtet hatte, sprach er: „Die Götter haben heute unseren Tod und immerdauernden Ruhm beschlossen." Währenddem kamen auch schon Späher eilenden Laufs von den Bergen und verkündigten die Umgehung durch die Perser. Leonidas berief sofort den Kriegsrat. An erfolgreichen Widerstand war nicht mehr zu denken, daher befahl er den Bundesgenossen, den Rückzug anzutreten, um in glücklicherer Zeit für das Vaterland zu kämpfen; ihn und seine Spartiaten, erklärte er, verpflichte das Gesetz, an dem Orte, wo sie gekämpft, zu sterben.

So verließen ihn denn die meisten Verbündeten; die Krieger von Thespiä aber, 700 an der Zahl, erklärten sich bereit, mit den Spartanern in den Tod zu gehen. Die Thebaner zwang Leonidas, zur Strafe für ihre perserfreundliche Gesinnung, wider ihren Willen zum Bleiben.

Nachdem Leonidas seine Schar geordnet hatte, schien es ihm unwürdig, daß sie als Leute, die zum Tod entschlossen seien, sich ferner durch die Enge und die Mauern deckten. So zog er denn hervor in die Breite der Schlucht. Keiner dachte mehr sein Leben zu schirmen, sondern nur daran, durch tapfere Taten Ruhm zu gewinnen. Unzählige Perser, die durch Geißelhiebe ihrer Führer vorwärts getrieben wurden, fielen unter den Speeren der Griechen, andere wurden im Gedränge erstickt und zertreten, noch andere in die Sümpfe gedrängt.

Wie ein Löwe kämpfte Leonidas lange Zeit im dichtesten Gewühl; endlich sank er tödlich getroffen zu Boden. Über seinem Leichnam entbrannte der Kampf mit gesteigerter Heftigkeit. Viermal wurden die Barbaren in die Flucht geschlagen, dann zogen sich die Hellenen durch die Engen zurück. Ostwärts davon, in der Nähe der Quellen, erhebt sich ein Hügel, mit Lorbeerbäumen, Oleander und duftigen Kräutern bewachsen. Hier standen zuletzt die kampfesmüden Helden, rings von Feinden bestürmt. Ihre Speere waren zerbrochen, ihre Helme und Schilde zerhauen. Aber mit Messern, mit Fäusten und Zähnen wehrten sie sich verzweiflungsvoll, bis der letzte Mann erschlagen war.

So starben die Helden von Thermopylä; aber ihre Tat ist nicht vergessen; sie schwebt den Edlen aller Nationen vor, wenn sie das vergängliche Erdengut des Lebens für höhere Güter hinzugeben bereit sind. Die Gebeine des Leonidas und seiner tapferen Schar wurden später an Ort und Stelle begraben und auf Befehl der Amphiktionen über ihrem Grab ein steinerner Löwe und eine Denksäule errichtet mit der Inschrift, die in Schillers Übersetzung (im „Spaziergang") so lautet:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen sehen, wie das Gesetz es befahl."

Der Opfertod der Helden von Thermopylä war nicht vergeblich gewesen, denn die Hauptmacht der Griechen hatte sich inzwischen ungehindert zurückziehen können, um an anderer Stelle den heimischen Boden verteidigen zu können.

Die Perser rückten nunmehr nach Attika vor, an dessen Küste die hellenische Flotte bei der Insel Salamis (vgl. Abb. 100) vor Anker gegangen war. Als hier die Führer des athenischen Geschwaders vernahmen, daß die Peloponnesier, statt dem gemeinsamen Feinde in Böotien zu begegnen, nur auf Verschanzung und Verteidigung der korinthischen Landenge bedacht wären, erkannten sie, daß der

Untergang ihrer Vaterstadt nicht abzuwenden sei. Als Themistokles nach Athen kam, fand er alles in der größten Bestürzung und Ratlosigkeit: nur mit Mühe und unter Aufbietung seiner ganzen Beredsamkeit konnte er, gestützt auf den Areopag, der hier zum letztenmal eine große politische Rolle spielte, das Volk dem Unvermeidlichen gegenüber zu einem männlichen Entschluß bewegen. Er benutzte einen delphischen Orakelspruch, der den Athenern Rettung durch hölzerne Mauern verhieß. Er verstand darunter die wohlgerüstete Flotte, die hinter ihren Planken ein sicheres Asyl gewähre, wenn auch die altehrwürdige Stadt in Schutt und Asche sinken sollte. Seine Rede war so überzeugend, daß der größte Teil der Bürger alsbald seinem Rate folgte und mit Weibern, Kindern und Sklaven und allem beweglichen Gut die Stadt verließ. Die wehrhafte Mannschaft verstärkte die Besatzung der Schiffe, die wehrlosen Leute und die Habe wurden nach Salamis oder nach Ägina und Trözen in Sicherheit gebracht. Nur einige Greise und Bürger aus den ärmsten Ständen hatten die Stadt nicht verlassen wollen. Sie deuteten den Orakelspruch auf den Palisadenzaun, mit dem der westliche Aufgang der Akropolis seit ältester Zeit verrammelt war, verstärkten den Zaun durch eine „hölzerne Mauer" von Brettern und Balken und erwarteten hier den Feind. Bald brachen die Barbaren in die Stadt und schossen vom Areopag her Brandpfeile nach der Burg, wodurch die Belagerten in die äußerste Not gerieten. Doch wehrten sie dem Andrang der Feinde durch herabgewälzte Steine, bis einige feindliche Haufen die unbewachte steile Nordseite der Burg mit Leitern erstiegen, die Verteidiger niedermetzelten und die Tempel in Brand setzten. Die aufsteigenden Feuersäulen verkündigten den Athenern auf der Flotte, daß ihre Vaterstadt nicht mehr sei. Es war ein schauerlicher Anblick; doch beugte er den Mut der Männer nicht, denn sie hatten ihr teuerstes Gut, ihre Freiheit, bewahrt, und sie erkannten, daß jetzt allein auf ihrer Tüchtigkeit und auf ihren Waffen das Wohl des Vaterlandes beruhe.

Dagegen gerieten die Führer der peloponnesischen Geschwader in große Sorge. Das Schicksal Athens schien ihnen auch das ihrer eigenen Städte zu bedeuten, wenn sie nicht eilten, dieselben zu beschirmen. Die Mehrzahl der Führer entschied sich daher für Fortsetzung des Rückzuges bis zum Isthmos, um do t im Angesicht des peloponnesischen Landheeres den Kampf der Entscheidung zu bestehen.

Themistokles suchte den obersten Befehlshaber, den Spartaner Eurybiades, zu einer Schlacht im Saronischen Golf zu bewegen, und wirklich berief dieser abermals eine Versammlung der Flottenführer, in der Themistokles sogleich das Wort ergriff. Adeimantos, der korinthische Führer, unterbrach ihn mit dem Zwischenruf: „Bei den Kampfspielen werden die mit Ruten gestrichen, die voreilig aufstehen." — „Aber die dahinter bleiben, werden nie bekränzt", erwiderte ihm der Athener und wendete sich dann mit feuriger Rede an Eurybiades. Er zeigte ihm, wie in seiner Hand die Rettung von Hellas liege, wie die Schlacht in der Enge von Salamis auch gegen die Übermacht wohl mit tapferem Mute gewonnen werden könne, aber nicht im offenen Meere am Isthmos; wie nur durch einen Sieg an dieser Stelle Salamis und die dahin geflüchteten Frauen und Kinder der Athener und zugleich Megara und Ägina, ja der ganze Peloponnes gerettet werden könnten, während durch Aufgabe dieser günstigen Stellung alles ohne Schwertstreich den Barbaren preisgegeben würde.

Themistokles schloß seine Rede mit den für alle Zeiten geltenden Worten: „Wenn man einen vernünftigen und mutigen Entschluß faßt, so ist der Erfolg fast immer günstig; geht man aber unklug und mutlos zu Werke, so verweigert uns auch die Gottheit ihre Hilfe." Ihm erwiderte Adeimantos mit großer Bitterkeit, er habe nach der Zerstörung Athens kein Vaterland mehr, daher dürfe er, ein heimatloser Mann, gar nicht mitreden. Darauf versetzte Themistokles, er habe ein größeres Vaterland als Korinth oder irgendein anderer hellenischer Staat, nämlich 200 athenische Schiffe, die jetzt die Hauptstütze in der alle bedrohenden Not seien. Wolle man die Heimat verachten und gemeinsamen Widerstand gegen die Barbaren verweigern, so nehme er die Hausgenossen auf Salamis an Bord und steuere nach Italien, wo ein alter Orakelspruch ihnen Wohnsitze verheiße, und gründe dort ein anderes, glücklicheres Athen.

Diese Drohung entschied, und man rüstete zur Schlacht. Als jedoch eine Botschaft nach der anderen kam und berichtete, daß die feindliche Flotte, verstärkt und zahlreicher als zuvor, im Hafen von Phaleron und an der Küste umher vor Anker gegangen sei, während das Hauptheer der Barbaren nach dem Peloponnes vorrücke, da entsank den Führern der Mut, und die Peloponnesier drangen mit Ungestüm in den Oberfeldherrn, ungesäumt den Rückzug anzuordnen, weil im Falle einer Niederlage die ganze Seemacht der Hellenen in der Salaminischen Bucht eingeschlossen werden könne und verloren sei.

In dieser Bedrängnis tat Themistokles einen Schritt, der ebenso ein Beweis seiner Kühnheit wie seiner nie um einen Ausweg verlegenen Verschlagenheit war. Er schickte nämlich heimlich seinen treuen Diener Sikinnos, den Erzieher seiner Kinder, zu dem Befehlshaber der feindlichen Flotte und ließ ihm sagen, daß die Hellenen nur auf Flucht bedacht wären, daß sie jetzt mit einem Schlage vernichtet, sonst aber nur durch viele einzelne Kämpfe überwunden werden könnten.

Dieser Rat schien der eines heimlichen Freundes. Leider waren ja die Perser gewöhnt, in den Reihen der Feinde Verräter zu finden. Daher beschloß der König, von dem Rate Vorteil zu ziehen. Die persische Flotte füllte den ganzen Saronischen Golf von der Phaleron-Bucht bei Athen bis zum Vorgebirge Kynosura (vgl. Abb. 128). Der aus Phöniziern bestehende rechte Flügel erhielt jetzt Befehl, unter dem Schutze der Nacht in die Salaminische Meerenge einzufahren und den nördlichen Ausgang derselben gegen Eleusis hin zu versperren. Die übrige Flotte schloß sich an und sperrte die Meerstraße im Süden. Mitten im Fahrwasser liegt hier das Inselchen Psyttaleia: es wurde stark besetzt, weil Schiffstrümmer und Schiffbrüchige von beiden Parteien hier angetrieben werden mußten. Die ganze Nacht hindurch dauerten die Bewegungen; am Morgen war die beabsichtigte Einschließung gelungen, und Xerxes durfte wohl beim Anblick des fest geschlossenen Ringes einen glänzenden Sieg für sicher halten.

Noch immer haderten die griechischen Schiffsführer, welche bei Eurybiades versammelt waren, als Themistokles plötzlich herausgerufen ward. Auf das Verdeck tretend, sah er den Mann vor sich stehen, dem er einst bitteres Leid zugefügt hatte, den verbannten Aristides. Er hatte in der Not des Vaterlandes alles erlittene Unrecht vergessen und war mit äußerster Gefahr auf einem äginetischen Fahrzeuge herbeigekommen, um seinen Landsleuten die Einschließung der hellenischen Flotte durch die Perser und die Notwendigkeit des Kampfes zu verkünden. „Themistokles," sagte er, „jetzt ist die Zeit da, daß wir miteinander streiten,

wer von uns beiden dem Vaterlande die größte Wohltat erweist. Darum bringe ich jetzt Nachricht von den Barbaren. Sie haben sich ringsumher aufgestellt, und nun mögen die Peloponnesier nur immer von Abfahrt reden; es ist kein Ausweg mehr vorhanden als derjenige, welchen wir uns mit den Waffen öffnen."

„Du bist ein glücklicher Bote," versetzte Themistokles, „denn was ich wünschte, ist geschehen. Gehe du nun selbst zu den Obersten und melde, wie die Sache steht."

Der Morgen brach an, die Schiffe lichteten die Anker; die Führer, jetzt nicht mehr unschlüssig, ermahnten zum tapferen Streit; mit jubelndem Schlachtgesang



128. Der Schauplatz der Schlacht bei Salamis.

stürzten die Hellenen auf die Feinde. Zunächst ward das Schiff des Atheners Ameinias, eines Bruders des Dichters Aschylos, von einem Phönizier geentert; man eilte von beiden Seiten zu Hilfe, und das Treffen ward allgemein. Die Athener auf dem linken Flügel hatten die Phönizier sich gegenüber; die Peloponnesier auf dem östlichen Flügel der Aufstellung stritten gegen die Jonier. Im Anfang überwältigten die Barbaren viele hellenische Schiffe; auf die Dauer aber kam den Griechen in dem engen Gewässer ihre größere Beweglichkeit zustatten, während den Feinden die übergroße Zahl ihrer Schiffe mehr hemmend als förderlich war.

Xerxes hatte sich auf einem Vorsprung an der attischen Küste, hoch über dem Sunde, einen Thron errichten lassen. Er hatte gehofft, von dort oben den Sieg

seiner stolzen Flotte mit ansehen zu können — er wurde Augenzeuge der schrecklichsten Niederlage. Wohl bemerkte der König einzelne tapfere Taten seiner Schiffsobersten, aber er sah zugleich, daß sie die Ordnung nicht herstellen, das Verhängnis nicht abwehren konnten.

Mehr und mehr nahmen Verwirrung und Schrecken unter den Barbaren überhand, so daß die Feldherren bald nicht mehr auf Sieg, sondern nur auf Rettung bedacht waren. Was sich von der persischen Flotte retten konnte, floh nach Phaleron, wo ein Teil des Landheeres zu ihrer Aufnahme bereitstand; die persische Besatzung auf Psyttalcia fiel nach vergeblichem Widerstand durch die Speere der unter Anführung des Aristides gelandeten Hopliten.

König Xerxes hatte nach der großen Niederlage alles Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Kriegsmacht verloren. Die Flotte war zwar an Zahl der hellenischen noch immer gewachsen; aber der König wie seine fürstliche Ratsversammlung erkonnten, daß von der entmutigten Mannschaft kein Seesieg mehr zu erwarten sei. Daher befahl er ihren Rückzug nach dem Hellespont, um für das Landheer die Verbindung mit Asien zu sichern. Da trat Mardonios, der als Haupturheber des mißlungenen Zuges für seinen Kopf fürchtete, vor den König und erbot sich, alles hellenische Land ihm untertänig zu machen. Er zeigte, wie die große Menge nur hinderlich sei, wie aber ein kleineres, jedoch streitbares Heer den Sieg über die schwachen, unter sich uneinigen Völker Griechenlands leicht erringen werde. Freudig billigte der König den Plan seines Feldherrn. Er ließ die besten Leute aussondern und übertrug dem Mardonios den Oberbefehl über dieses Heer, während er selbst mit den übrigen Truppen den Rückzug antrat. Bis nach Thessalien, wo Mardonios sein Winterlager nahm, ging der Marsch in ziemlicher Ordnung vonstatten; dann aber entstand, da für Verpflegung nicht gesorgt war, arge Verwirrung; das Schwert wilder Völker, die sich der Plünderung widersetzten, Hunger und Seuchen richteten eine namenlose Verheerung unter den zuchtlosen Banden an. Nur Trümmer des stolzen Heeres kamen Mitte November 480 an den Hellespont, wo man die Brücken zertrümmert fand, doch auf Schiffen die Überfahrt vollzog.

Die Hellenen dachten nicht daran, den ruhmvollen Sieg zu verfolgen. Selbst das Landheer auf dem Isthmos hatte nichts Eiligeres zu tun, als auseinanderzugehen, anstatt nach Böotien dem Mardonios entgegenzurücken und ihn zur Schlacht zu zwingen. Unbekümmert um den Feind, verteilten die Strategen bei Salamis die Beute und vergaßen auch nicht, den Göttern, insbesondere dem delphischen Apollon, reiche Gaben darzubringen. Als sie denn über den Preis der Tapferkeit abstimmten, zeigten sich die einzelnen Heerführer freilich nicht allzu bescheiden. Die erste Stimme nämlich gab jeder für sich selbst, die zweite aber erteilten die meisten dem Themistokles. Obgleich man daher nicht zu einem Beschluß gelangte, ward doch Themistokles' Name in ganz Hellas gepriesen, und als er bald darauf nach Sparta kam, überhäufte man ihn mit großen Ehren.

Die Athener waren in ihre Vaterstadt zurückgekehrt und bauten in Eile, wie es die späte Jahreszeit forderte, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder auf. Der Frühling rief sie und die übrigen Hellenen zu neuer Tätigkeit. Denn sobald es die Jahreszeit gestattete, erhob sich Mardonios in Thessalien, um sein dem König gegebenes Wort einzulösen. Er zog langsam durch die offenen Thermopylen, ohne hier auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Die Lokrer, Böoter und

Phoker machten, freiwillig oder gezwungen, gemeinschaftliche Sache mit ihm und verstärkten seine Heerhaufen; auch die Athener hoffte Mardonios zu gewinnen. Er ließ ihnen durch den makedonischen Fürsten Alexander, einen Gastfreund des athenischen Staates, Wiederaufbau ihrer Tempel und Wohnungen, Vergrößerung ihres Gebietes und volle Freiheit zusichern, wenn sie ein Bündnis mit ihm schlössen, im entgegengesetzten Falle aber nochmalige Verwüstung androhen. Dies ehrenvolle Angebot hatte für die Athener in ihrer gefahrvollen Lage und nach den Erfahrungen, die sie im vorigen Jahre mit ihren Bundesgenossen gemacht hatten, gewiß viel Verlockendes. Aber der Rat der Fünfhundert gab mit Zustimmung des ganzen Volkes die denkwürdige Antwort: „Solange die Sonne ihre Bahn am Himmel wandelt, werden wir mit Xerxes keinen Bund machen, sondern ihm beherzt entgegengehen im Vertrauen auf die Hilfe der Götter und Heroen, deren Heiligtümer er frevelhaft verwüstet hat."

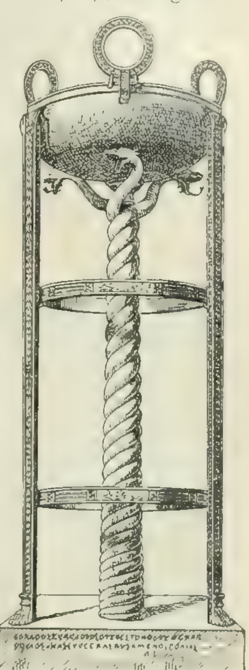
Den Gesandten von Sparta, welche gekommen waren, um die von Alexander unterstützten Friedensvermittelungen zu hintertreiben, antworteten die Athener ähnlich, verlangten aber als Gegenleistung, daß unverzüglich die gesamte spartanische Macht nach Mittelgriechenland vorrücke. Die Spartaner säumten indessen nach ihrer engherzigen Art mit der Hilfe, und so konnten sich die Barbaren nochmals unbehindert über das attische Gebiet ergießen; die Bevölkerung Athens rettete sich wie im Vorjahr nach Salamis und auf die Schiffe, die Stadt selbst wurde zum zweitenmal gründlich zerstört. Die spartanische Streitmacht, die endlich erschien, kam zu spät. Als sie aber herankam, zog sich Mardonios sofort aus dem ausgesogenen Attika nach Böotien zurück, wo er das befreundete Theben mit seinen reichen Vorräten als Stützpunkt wählte und für seine Hauptwaffe, die Reiterei, den Boden geeigneter fand als im steinigen Attika.

Pausanias, der den Oberbefehl über die griechischen Streitkräfte führte, überschritt die Höhen des Kithäron, machte aber am Abhange halt, als er die persischen Massen in der Ebene bei Platää gelagert sah. Hier trugen die Griechen nach mehrfachen Kämpfen einen entscheidenden Sieg davon. Mardonios fiel im Kampfe, die Perser flohen, ihr Lager wurde von den Griechen erobert. Hier fand sich eine unermeßliche Beute an goldenem und silbernem Gerät und an Schmucksachen. Pausanias ließ durch Heloten alles auf einen Haufen zusammentragen und vollzog dann die Verteilung. Zunächst wurde der Zehnte für die Götter ausgesondert, für den Apollon zu Delphi, den olympischen Zeus und den isthmischen Poseidon; dann bekam der Feldherr ein Zehntel, das übrige ward unter die Gesamtheit verteilt. Durch einen glücklichen Zufall ist von einem dieser Weihgeschenke noch ein sehr erhebliches Bruchstück auf uns gekommen, die sogenannte „Schlangensäule" in Konstantinopel. Sie bildete einst die Mittelstütze zu dem 8 m hohen Dreifuß, der aus dem Beuteanteil Apollons hergestellt worden war und neben dem Hauptaltar in Delphi einen Ehrenplatz gefunden hatte. Am Postament dieses Denkmals, bei dem der Kessel und die Henkel aus Gold bestanden, während die Füße samt der Mittelstütze ehern waren, hatte sich anfänglich nur Pausanias in ruhmrediger Sprache als Sieger über die Perser verewigt; seine anmaßenden Verse wurden aber später entfernt und statt dessen auf den Schlangenwindungen jener Mittelstütze die Namen aller griechischen Stämme eingemeißelt, die am Kampfe teilgenommen hatten. Das Gold des Denkmals wurde schon im 4. Jahrhundert von den Phokern geraubt, die eherne Schlangensäule aber kam unter Kaiser

Konstantin nach Konstantinopel und wurde dort inmitten einer Rennbahn als seltsames Zierstück aufgestellt. Sie allein ist noch heute dort vorhanden; noch heute sind auch die meisten der darauf geschriebenen Namen zu lesen.

Bald nach diesem entscheidenden Sieg über die persische Landmacht focht auch die griechische Flotte mit Ruhm. Die Schlacht fand unter der Führung des Spartaners Leotychides und des Atheners Xanthippos bei dem Vorgebirge Mykale statt und endete mit der Vernichtung der persischen Fotte.

Reich an Ruhm und Beute kehrten die hellenischen Krieger an den heimischen Herd zurück. Die von den Barbaren zerstörten Städte wurden alsbald fester und prächtiger wieder aufgebaut, als sie vordem gewesen waren; denn die durch die Siege hervorgerufene Begeisterung erhob die Herzen der Bürger, daß sie kein Opfer scheuten, ihre Städte zu schmücken, und die gewonnene Beute gab die Mittel dazu.



129. Das delphische Weihgeschenk aus der Beute von Platää.
An dieser Rekonstruktion des Denkmals durch Ernst Fabricius ist nur die quadratische Basis durch eine runde zu ersetzen. Diese hat sich an Ort und Stelle wieder gefunden. Die Reste der Schlangensäule sind jetzt in Konstantinopel.

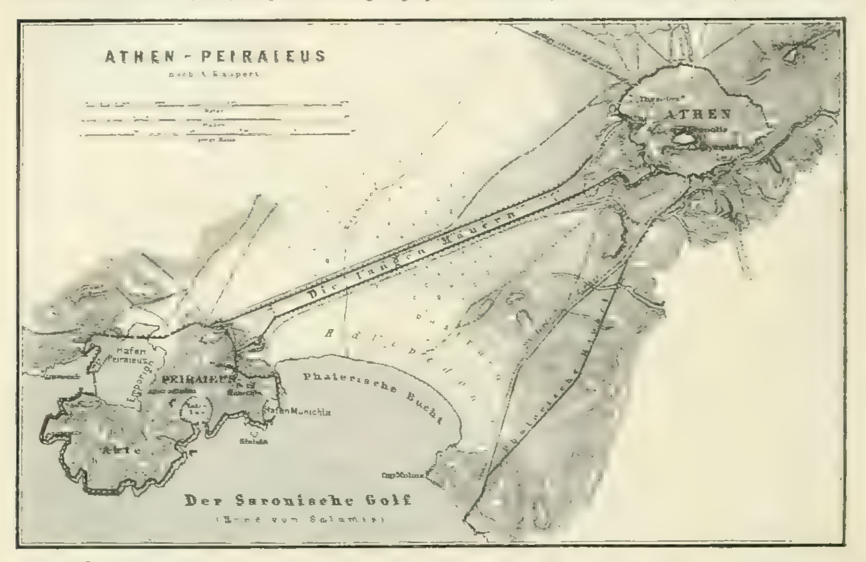
Vornehmlich erhob sich Athen in einer Ausdehnung und in einem Glanze, wie keine andere Stadt in allen hellenischen Landen sie je erreichen sollte. Freilich zunächst kam es nicht auf Schönheit, sondern nur auf möglichste Beschleunigung der nötigsten Neubauten an. Themistokles sorgte vor allem für die Erneuerung der Ringmauer, damit man unter ihrem Schutz jedem feindlichen Angriffe Trotz bieten könne. Jung und alt, Männer und Frauen waren Tag und Nacht unermüdlich am Werke. Man nahm das Material, wo man es fand; selbst Grabsteine und Säulentrommeln der von den Persern zerstörten Tempel wurden mitvermauert. Als die Arbeit im besten Zuge war, erschien eine lakedämonische Gesandtschaft, die den Bau untersagte, weil er, wie man angab, den wiederkehrenden Barbaren ein Bollwerk zur Unterjochung von ganz Hellas darbieten werde.

Themistokles begab sich nun selbst nach Sparta, zog die Verhandlungen in die Länge und bewog die Gerusia, eine zweite Gesandtschaft angesehener Männer nach Athen zu schicken. Als er dann aber erfahren hatte, daß die Befestigungswerke beendet seien und daß man die lakedämonischen Boten als Geiseln für seine eigene Sicherheit zurückbehalte, trat er mit der unumwundenen Erklärung hervor: Athen bedürfe zu seiner Sicherheit starker Ringmauern, und kein Staat habe das Recht, die Athener am Bau derselben zu hindern. Unter solchen Umständen blieb dem hochweisen Rate von Sparta nichts anderes übrig, als zu dem Geschehenen gute Miene zu machen und auf weitere Einrede zu verzichten.

Auch für ein anderes wichtiges Werk wußte Themistokles das Volk zu gewinnen. Es war dies die Erweiterung und Umwallung der Hafenstadt Piräus (vgl. Abb. 130). Eine von zahlreichen Türmen flankierte, auf der Seeseite gegen acht Meter, auf der Landseite drei Meter dicke, aus recht-

winkelig behauenen Quadersteinen ohne Mörtel aufgeführte Mauer umschloß die Häfen Piräus, Zea und Munichia und das dahinterliegende Stadtgebiet. Die Hafeneinfahrten waren durch Steindämme, die in das Meer vorsprangen, künstlich verengt und ließen sich durch Ketten völlig sperren. Hier konnte die Seemacht des Staates und zugleich eine ganze Handelsflotte in Sicherheit vor Anker liegen. Die Hafenstadt war für den Handel so günstig gelegen und gegen Stürme und feindliche Unternehmungen so gut geschützt, daß sich bald eine zahlreiche, gewerbtätige Bevölkerung daselbst ansiedelte.

Ungeachtet dieser vielfachen Geschäfte zu Hause nahmen die Athener doch Anteil an dem fortgesetzten Kriege gegen die Perser. Oberster Anführer war



130. Die Befestigungen des Piräus, die langen Mauern und die Ringmauern von Athen.

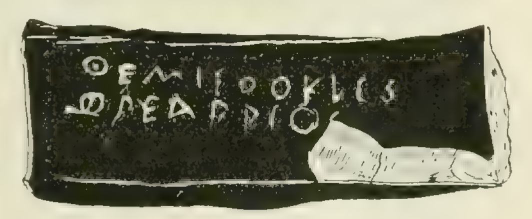
Pausanias, der Sieger von Platää, der für den unmündigen Sohn des Leonidas die Königswürde in Sparta verwaltete. Nach mehrfachen erfolgreichen Fahrten steuerte die Flotte durch die Propontis in den Bosporus und ging bei Byzanz, dem letzten Stützpunkt persischer Macht in Europa, vor Anker. Die Stadt fiel nach kurzer Belagerung. Berauscht durch diesen Erfolg, benahm sich Pausanias, als ob er ein unbeschränkter Machthaber über die Bundesgenossen sei. Alle spartanische Einfachheit und Strenge warf er über Bord; er schwelgte in den Genüssen des Orients, legte orientalische Kleidung an und glich in allem mehr einem persischen Satrapen als einem spartanischen König. Sein Ziel scheint gewesen zu sein, mit Unterstützung der Barbaren sich der Herrschaft über ganz Hellas zu bemächtigen. Sein verändertes Wesen fiel den Feldherren der Verbündeten höchst unangenehm auf. Sie wandten sich an Aristides, der sich durch Einfachheit und Milde die allgemeine Zuneigung erworben hatte. Dieser berichtete nach Sparta, und die Ephoren riefen den Pausanias zur Verantwortung nach Hause. Dort gelang es ihm, die gegen ihn erhobene Anklage durch Bestechungen zu ent-

kräften; eigenmächtig und ohne staatlichen Auftrag kehrte er bald darauf nach Byzanz zurück und trieb sein früheres Wesen aufs neue. Wegen neuer Verdachtsgründe abermals nach Sparta zurückgerufen, wußte er durch seinen großen Einfluß die gegen ihn eingeleitete Untersuchung zum zweitenmal niederzuschlagen. Noch ungescheuter als zuvor betrieb er seine Pläne und suchte namentlich auch die stets unzufriedenen Heloten für seine Zwecke zu benutzen.

Er hatte einen treuen, ihm ganz ergebenen Sklaven, der von Geburt ein Thraker war. Diesen betraute er mit einem Briefe an Artabazos. Der Sklave aber, erwägend, daß keiner der früheren Boten des Pausanias je zurückgekehrt war, erbrach das Schreiben und fand darin die Weisung, daß auch er, gleich den anderen Sendlingen, nach Erfüllung seines Auftrages durch einen persischen Dolch stumm gemacht werden solle. Nunmehr hielt er sich aller Verpflichtungen gegen seinen Herrn für entledigt und setzte die Ephoren von den verräterischen Plänen in Kenntnis. Auf ihren Rat floh er in den Tempel Poseidons am Tänarischen Vorgebirge. Sein Herr, der davon Kunde erhielt, eilte voll Besorgnis herbei und



a) (1/3 natürlicher Größe).



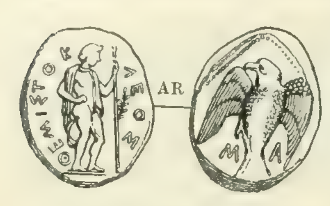
b) (1/4 natürlicher Größe).

131. Ostraka, d. h. Vasenscherben, wie sie beim Scherbengericht gebräuchlich waren.
a) Ostrakon mit dem Namen des Xanthippos, des Sohnes des Arrhiphron, des Vaters des Perikles.
b) Ostrakon mit dem Namen des Themistokles.

suchte ihn durch große Versprechungen wieder für sich zu gewinnen. Es waren aber in der Nähe Ephoren versteckt, die auf diese Art alle Verhandlungen belauschten. Als nun Pausanias nach Sparta zurückkehrte, beschlossen die Ephoren, ihn zu verhaften. Es gelang ihm zwar, nach dem nahen Tempel der Athene zu entfliehen; aber man deckte das Dach des Heiligtums ab und vermauerte die Zugänge, und als der Hunger ihn entkräftet hatte, führte man den Sterbenden heraus, damit sein Tod nicht in dem Tempel stattfände.

Der Untergang des Pausanias zog auch den des Themistokles nach sich. Schon längst hatte dieser den Neid vieler Mitbürger erregt, und seine häßliche Geldgier legte es den Gegnern nahe, die Anklage gegen ihn zu erheben, als habe er persisches Gold empfangen. Zwar ward Themistokles freigesprochen und von der Bürgerschaft mit großen Ehren aus der Heliäa nach Hause geleitet; allein als bald darauf ein Scherbengericht für statthaft erkannt wurde, traf ihn das Urteil der Verbannung (vgl. Abb. 131). Nach dem Fall des Pausanias brachten lakedämonische Gesandte in Athen die Anschuldigung vor, daß Themistokles mit diesem Hochverräter in Verbindung gestanden und sogar an seinen verbrecherischen Schritten teilgenommen habe. Es wurde deshalb von Argos, wo Themistokles sich aufhielt, seine Auslieferung verlangt. Er hielt es nun für geraten, nach Kerkyra und weiter zu Admetos, dem König der Molosser in Epiros, zu fliehen.

Dort nahm er des Königs Kind auf die Knie und ließ sich als Schutzflehender am Herde nieder. Er erhielt, was er begehrte. Doch war auch hier seines Bleibens nicht lange. Makedonische Führer geleiteten ihn durch die rauhen Gebirge des Pindos an den Thermäischen Meerbusen, wo er ein Handelsschiff bestieg, das ihn nach Asien bringen sollte. Aber ein Sturm nötigte das Schiff, bei der Insel Naxos anzulegen, wo gerade ein attisches Geschwader vor Anker lag. Wie durch ein Wunder blieb er unerkannt und fuhr weiter nach Ephesos und von da nach Susa. Dort kam er bei Artaxerxes, dem Nachfolger des Xerxes, in große Gunst. Er erhielt die Steuererträgnisse mehrerer Städte zu seinem Unterhalte angewiesen: Magnesia sollte ihm nach persischer Bezeichnung das Brot, Myus das Fleisch und Lampsakos den Wein liefern. Mit einer solchen Versorgung ließ sich reichlich auskommen. Themistokles starb um 460 an einer Krankheit. Nach anderen, weniger gut verbürgten Berichten soll er, als der König ihn aufforderte, zur Unterjochung Griechenlands die Hand zu bieten, durch freiwilligen Tod geendet haben. Seine Gebeine wurden später heimgeholt, um in attischer Erde ihre Ruhestätte zu finden. Man zeigte das Grab des Themistokles auf der Halbinsel Akte, die dem Piräus als Wellenbrecher vorgelagert ist (vgl. Abb. 130). Welch eine Grabstätte für den Salamis-Sieger und Begründer der attischen Seemacht! Umtost von dem Element, das er so liebte, im Angesicht der Insel, wo er siegte, am Eingang seiner stolzen Gründung, dankbar gegrüßt von den Zahllosen, die da täglich ein- und ausfuhren! Themistokles ist ein genialer Staatsmann gewesen. „Er war imstande, nach kürzester Überlegung, was in jeder Lage not tat, auf das sicherste zu bestimmen“: so schildert ihn Thukydides.



132. Münze des Themistokles als Herrschers von Magnesia. Auf der Vorderseite erkennt man einen Apollon mit Lorbeerstab und darum die Umschrift Themistokleos, (d. i. des Themistokles). Der Revers zeigt einen Raben und die Anfangsbuchstaben von Magnesia.

Nach seinem Sturz gelangte sein ehemaliger Gegner Aristides zu vorwiegendem Einfluß in Athen, und dieser Wechsel war von bedeutsamen Folgen; denn wenn vorher die Fähigkeiten eines rücksichtslos entschlossenen Mannes wie Themistokles notwendig gewesen waren, um den fast aufgegebenen Staat wiederaufzurichten, so forderten die neuen Verhältnisse einen Mann von erprobter Rechtschaffenheit und gewinnendem Wesen. Was der Spartaner Pausanias durch seine hochfahrende Art in Kleinasien verdorben hatte, das machte Aristides in seiner stillen, ehrlichen Weise wieder gut. Ihm gebührt das Hauptverdienst, wenn der führende Mittelpunkt der griechischen Welt zunächst nicht Sparta, sondern Athen wurde.

Athen war dazu in der Tat auch geeigneter. Der frische Unternehmungsgeist der Bürger, ihre Vertrautheit mit dem Meere, der patriotische Eifer, mit dem die Athener im ionischen Aufstand den Kleinasiaten beigesprungen waren, empfahl sie ebensosehr, als Spartas engherzige, kurzsichtige Art in weiten Kreisen abstoßend wirkte. Sparta hatte bei Platää glänzend gefochten; aber sobald der Krieg nicht mehr im europäischen Hellas, sondern im fernen Asien geführt wurde, hörten Fähigkeit und Lust Spartas ihn zu leiten auf. Und als daher ein ausgedehntes Bündnis zustande kam, das die Küstenplätze und Inseln des Ägäischen Meeres gegen künftige Vorstöße der Perser sichern sollte, ersuchten die Beteiligten

Athen um Schutz und Führung. Die Athener griffen zu und legten damit den Grund zu ihrer weltgeschichtlichen Größe.

Als im Jahre 477 Athen die Leitung des neuen Bundes übernahm, waren die meisten Kleinasiaten und Inselgriechen so schlecht gerüstet und kriegerisch so wenig geschult, daß sie es vorzogen, nur Geld zu geben und den seetüchtigen Athenern alles übrige zu überlassen. Die Bundeskasse, der diese Beiträge zuflossen, wurde der Obhut des Apollon auf Delos anvertraut; dort fanden auch die jährlichen Versammlungen der Bundesgesandten statt. Die Höhe aber der Beiträge an Geld festzustellen, übernahm Aristides. Als er starb, war er angeblich so arm, daß der Staat die Kosten seines Begräbnisses und die Aussteuer seiner beiden Töchter übernehmen mußte.

So stand denn Athen an der Spitze eines hellenischen Staatenbundes, den es nach und nach durch kluge Benutzung der Umstände zu einem straff organisierten Reiche entwickelte. Aus den ursprünglichen Bundesgenossen wurden mehr und mehr Untertanen; wer sich seinen Bundespflichten entzog oder aus dem Bunde ausscheiden wollte, der wurde gezüchtigt und, wenn nötig, mit Waffengewalt zur Botmäßigkeit zurückgeführt.

In den ersten Jahren nach Begründung des Bundes von Delos war der Krieg gegen die Barbaren noch dessen Hauptzweck. Kimon, der ritterliche Sohn des Miltiades, war Oberfeldherr der Bundesmacht. Er eroberte die persischen Besitzungen in Thrakien eine nach der anderen und gründete nahe am Ausflusse des Strymon die wichtige, schnell aufblühende Stadt Amphipolis. Die Insel Naxos gab das erste Beispiel eines Abfalls vom Bunde. Sie erlag jedoch der athenischen Übermacht, mußte ihre Befestigungen schleifen und ihre Schiffe ausliefern. Mit einer Flotte von 200 Segeln nahm darauf Kimon die Herausforderung der an der Südküste von Kleinasien kreuzenden persischen Flotte an und schlug sie im Jahre 467 vollständig in einer Land- und Seeschlacht am Eurymedon in Pamphylien. Sie erhob den Ruhm des Siegers fast in demselben Maße, wie einst der Sieg bei Marathon den seines Vaters. Sie sicherte die athenische Herrschaft an der kleinasiatischen Küste, wo bis dahin die Gewalt der Perser noch immer nicht ganz aufgehört hatte.

VI. Hellas im Vollbesitz der Freiheit.

Athens Machtentfaltung.

Wohl dem Menschen, der frühzeitig ein hohes Ziel ins Auge faßt und danach mit Kraft und Geistesfrische strebt! Mag ihn auch mitten in seinem Streben das Geschick dahinraffen, sein Leben war immer des Lebens wert, und wir wissen es zu preisen. Aber mit höherem Interesse begleiten wir ein ganzes Volk, das siegreich den Kampf für sein gutes Recht gegen eine ungeheure Übermacht bestanden hat und nun unaufhaltsam von Erfolg zu Erfolg weiterschreitet. Ein solches Volk war das der Hellenen und in seiner Mitte vornehmlich die freie Bürgerschaft des Ländchens Attika.

Wohl hatten auch die Spartaner in den Felsenengen von Thermopylä und auf den Berglehnen von Platää sich glänzend bewährt; aber nach Abwehr der Gefahr waren sie zu den alten Gewohnheiten zurückgekehrt, trieben ihre Waffenübungen, feierten ihre Feste und fragten nicht viel nach dem, was jenseits des Isthmos vor sich ging. Nur die Ephoren bewiesen hie und da einen etwas weiteren Blick und sahen scheelsüchtig auf das wachsende Ansehen Athens; allein die Macht der Gewohnheit, die Unlust, sich an weitaussehenden Unternehmungen zu beteiligen, endlich die dem spartanischen Charakter anhaftende Langsamkeit hielt den in seinen Formen erstarrten Staat ab, im Geistesleben der Nation eine Stellung einzunehmen, wie sie eigentlich seinen kriegerischen Taten entsprochen hätte. Die ganze Erziehung und die engbegrenzte Lebensweise erschwerten in Sparta die Entwicklung bedeutender Persönlichkeiten. Männer des Schwertes, Männer, die bereit waren, für das Vaterland zu sterben, gab es viele an den Ufern des Eurotas; aber Männer, die für die Ausbreitung des staatlichen Ansehens nach außen zu leben verstanden, die mit der Schärfe des Geistes die Verhältnisse durchschauen und mit der vorhandenen Volkskraft benutzen und beherrschen konnten, fanden hier keine Veranlassung, sich aus der Masse zu erheben.

Ganz anders in Athen. Wie nach dem Toben des Orkans die Meereswellen den Glanz der Sonne und des Himmels in gesteigerter Schönheit widerstrahlen, so gewährt Athen nach dem Sturm der Barbarenkriege einen Anblick von Lebensfülle und geistiger Regsamkeit, bei dem noch der Mensch von heute gern verweilt. Keine andere griechische Stadt kann sich mit Athen und seinem damaligen Aufschwung auch nur von ferne vergleichen. Theben lag in Verachtung danieder wegen seiner Parteinahme für die Perser; die böotischen Städte, deren Oberhaupt es sonst gewesen war, hatten sich von ihm losgesagt, und Platää und Thespiä besonders, doch auch noch andere, die sich aus ihren Schutthaufen wieder erhoben, neigten entschieden zu Athen. Das benachbarte Korinth betrieb allerdings einträgliche Handelsgeschäfte, aber es begnügte sich mit dem reichlichen Gewinne, der dem Volke ein gutes Auskommen, den Handelsherren die Mittel zu einem üppigen Leben gewährte. Argos endlich verharrte in dumpfer Zurückgezogenheit,

indem es den Spartanern, vielleicht sogar dem siegreichen Hellas überhaupt grollte, an dessen schönsten Taten es keinerlei Anteil hatte.

Nur in Athen regte sich neben gesteigertem Erwerb und Wohlstand auch ein höheres geistiges Leben und das Bedürfnis, auf allen Gebieten dem Fortschritt zu huldigen. Hier hatte die gesamte Bevölkerung die Schrecknisse des Krieges ertragen; alle, hoch wie gering, hatten Hab und Gut den Barbaren preisgegeben, um den Schatz der Freiheit zu bewahren. Alle hatten im Felde gestanden, teils als Hopliten, teils als Ruderknechte auf den Trieren. Und gerade diese letzteren



133. Areopag.
Ganz rechts sieht man den sog. Theseus-Tempel und weiterhin den Ölwald der Kephisos-Niederung.

hatten das Herrlichste geleistet; ihnen dankte man in erster Linie den Seesieg von Salamis. So schien es in der Tat nur billig, wenn die Gerechtsame dieser niederen Volksschichten erweitert wurden.

Schon war die Wahlordnung für das Archontat im demokratischen Sinne abgeändert worden. Während Kleisthenes bei aller Volksfreundlichkeit daran festgehalten hatte, daß die Archonten ausschließlich aus der ersten Steuerklasse hervorgingen, so wurde jetzt bestimmt, daß sie auch der zweiten Steuerklasse angehören könnten. Aber wichtiger war, daß man sie statt durch Wahl durchs Los erkor: die Demen hatten 500 geeignete Männer in Vorschlag zu bringen, und aus dieser Zahl wurden dann mit schwarzen und weißen Bohnen die neun höchsten Staatsbeamten erlost. Die Folge dieser Reform war, daß das Archontat alle Bedeutung einbüßte. Hatten bisher die begabtesten und ehrgeizigsten Männer der ersten Adelsgeschlechter sich um dies Amt beworben, um nach Jahresfrist als

lebenslängliche Mitglieder des Areopags die tatsächliche Oberleitung des Staates in die Hand zu bekommen, so lieferte jetzt die Laune des Loses die Biedermänner aus den Demen in das höchste Staatsamt und in die höchste beratende Körperschaft des Landes. In den Archontenlisten erscheint von jetzt an kaum mehr ein bedeutender Mann! Und alles Große, was in Athen geschieht, wird von Nicht-Archonten geleistet.

Eine Folge davon war, daß auch der Areopag, der sich ja aus den gewesenen Archonten zusammensetzte, seine maßgebende Bedeutung verlor. Um so wichtiger



134. Perikles.

Herme im Museum des Vatikan, nach einer berühmten Statue des Kresilas.

Nach Plutarchs Schilderung wäre der große Staatsmann der Athener im übrigen zwar wohlgestaltet, aber mit einem unverhältnismäßig hochgestreckten Kopfe begabt gewesen (die Komiker spotteten nicht wenig über den „Zwiebelkopf"); deshalb hätten ihn die Künstler stets nur mit dem Helm portratiert. Richtiger fassen wir wohl den Helm als Hinweis auf die Feldherrnwürde auf, die Perikles viele Jahre hintereinander bekleidete und die ihm als Grundlage seines Einflusses diente.

wurde ein anderes Amt, das zuerst im Jahre 502 erwähnt wird, die Strategie. Miltiades hatte nicht als Archon, sondern als Stratege bei Marathon gesiegt; und kraft ihres Strategenamtes leiteten Themistokles, Aristides und Kimon jahrzehntelang die Politik ihrer Vaterstadt. Jährlich wurden zehn solche Strategen gewählt, in jeder Phyle einer. Das Recht der Wiederwahl, die bei allen Ämtern wenigstens für das nächstfolgende Jahr verboten war, ließ sich das Volk in bezug auf seine Strategen nicht nehmen. Auch wurde begreiflicherweise bei diesen Offizieren das Wahlverfahren nie durch das blinde Los ersetzt. Ihre Befugnisse waren

zunächst militärischer Natur; aber bald bekamen sie auch den diplomatischen Verkehr mit dem Ausland anvertraut, und wenn sie wiedergewählt wurden, so waren sie sogar der widerwärtigen Pflicht der Rechenschaftsablage enthoben. So war die Strategie seit dem Niedergang des Archontats dasjenige Amt, wo das aufstrebende Talent sich am freiesten entfalten konnte.

Auch Perikles, in dem Athen mit Recht seinen größten Staatsmann verehrte, hat das Entscheidenste, was er leistete, als Stratege geleistet. Perikles war ein Sohn des Xanthippos, des Siegers bei Mykale, und der edlen Agariste, einer Bruderstochter des vielgenannten Kleisthenes. Vor seiner Geburt träumte seine Mutter, sie habe einen Löwen geboren, was man auf die künftige Größe des Sohnes deutete. Er entwickelte sich zu einem vielversprechenden Jüngling, er reifte frühzeitig zum kräftigen Manne und Soldaten von persönlichem Mute. Sein durch philosophische Studien gebildeter Geist setzte sich in allem die höchsten Ziele. Sein praktischer Blick ließ ihn alle Verhältnisse mit Sicherheit durchschauen und sie für die Verwirklichung seiner großartigen Pläne geschickt benutzen. Kein Mißlingen hat ihn je entmutigt, da er stets neue Wege zu finden wußte, um sein Ziel zu erreichen. Dabei verschmähte er — eine durch und durch vornehme Natur wie er war — jene niederen Künste, mit denen gewöhnliche Demagogen die Masse leicht gewinnen: Bestechung, Vertraulichkeit mit dem Pöbel, Teilnahme an seinen Lustbarkeiten. Seine Haltung war gegen jedermann freundlich; vertrauten Umgangs aber würdigte er nur Personen, die an geistiger Bildung ihm ebenbürtig waren. In der Unterhaltung mit berühmten Künstlern und Philosophen wie Phidias und Anaxagoras, im Verkehr mit der an Körper und Geist gleich ausgezeichneten Ionierin Aspasia fand er Erholung von den Staatsgeschäften. Gastereien besuchte er nie; nur einmal war er bei dem Hochzeitsfest eines Neffen gegenwärtig, verließ aber die Gesellschaft gleich nach der Mahlzeit. Ein gewisser feierlicher Ernst war für Perikles bezeichnend; nie sah man seine Züge zu heiterem Lachen sich verziehen, so daß er den meisten unnahbar, ja hoffärtig erschien und für viele geradezu etwas Unheimliches hatte. Gutmütig und behaglich war also der Mann gerade nicht. Am Beifall der Menge war ihm wenig gelegen: er überschaute und durchschaute sie alle. Seine Mittel, das Volk zu gewinnen und zu beherrschen, waren die Lauterkeit seiner Ansichten und seiner Lebensführung, die Bestimmtheit seiner Maßregeln, die Größe des vorgesteckten Zieles und eine alles überwältigende Beredsamkeit. Wenn er sprach, so war es, als ob der Donner des olympischen Zeus rollte und seine Blitze die Herzen entzündeten. Daher ward er von dem Volke, das die unwiderstehliche Gewalt seines Wortes empfand, „der Olympier“ genannt. Dabei war er sparsam mit seiner Rede und ließ gern an seiner Statt gleichgesinnte Freunde sprechen, machte sich überhaupt gern etwas rar. Er war eine vornehme Persönlichkeit im besten Sinne des Worts.

In seinen Unternehmungen ging er bedächtig und mit kluger Überlegung vor, berechnete sorgfältig alle möglichen Wechselfälle und suchte sich im voraus des Erfolges zu versichern. Ihm fehlte jene rasche Entschlossenheit, die kühn alles in die Wage legt, um alles zu gewinnen. Daher war er ein besserer Staatsmann als Feldherr. In der Verfolgung seiner Ziele konnte er gelegentlich eine Rücksichtslosigkeit an den Tag legen, die ans Brutale grenzt, und auf die „Politik von Blut und Eisen“ hat er sich nicht übel verstanden. Fügen wir hinzu, daß er von der

Pflicht des Staatsmannes, alle Werte edler Kultur nach Kräften zu fördern, tief durchdrungen war, so erkennen wir in Perikles eine Herrschernatur von ungewöhnlich großem Zuschnitt. Familientradition und Überzeugung machten ihn zum Führer der demokratischen Partei: die von seinem Ahnherrn Kleisthenes eröffnete volksfreundliche Verfassungsreform hat er bis in die letzten Folgerungen durchgeführt und vollendet.

Sein Gegner in dieser demokratischen Politik war Kimon, der ritterliche und durch Heirat reiche Sohn des Miltiades, von dessen Siegen über die Perser wir bereits berichtet haben. Sein Streben ging dahin, die überlieferte Verfassung möglichst aufrechtzuerhalten und alle Kräfte des Staates zum Kampf gegen die Barbaren zu verwenden. Mit Sparta in Friede und Einverständnis zu bleiben, war ein Hauptziel seiner Politik. Sein Charakter war in vielfacher Beziehung dem des Perikles entgegengesetzt. Tiefe Studien, ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft waren ihm zwar nicht fremd geblieben, doch entsprachen sie weniger den Neigungen seines mehr praktisch gerichteten Geistes. Er verstand sich nicht auf die berechnende, weit vorausschende Politik des Perikles; was der Tag brachte, zu benutzen, darauf stand gemeiniglich sein Streben. Obgleich die Hauptstütze der Adelspartei, ging er doch heiter und unbefangen mit allen Bürgern um, nahm fröhlich an ihren Festen teil, hatte immer Sklaven mit gefüllten Säckeln bei sich, die ohne Ansehen der Person den würdigen Armen wie den Müßiggängern Gaben darreichten. Fand er zur Zeit der Hauptmahlzeit auf dem Markte noch Leute vor, so nahm er manchmal eine Schar Hungriger mit in sein Haus. Das Nationalgefühl der Athener hob er, indem er die Gebeine des Nationalhelden Theseus von der Insel Skyros heimholte und über denselben einen Tempel erbaute.

So war er dem Perikles an Rechtschaffenheit und Liebe zum Vaterlande gleich, an kriegerischem Geschick ebenso überlegen, wie er ihm an geistiger Bildung und staatsmännischer Weisheit nachstand. Er konnte eine Zeitlang durch das Gewicht des altehrwürdigen Areopag, durch das herkömmliche Ansehen der Partei der Vornehmen und Begüterten und durch seinen Anhang unter der Volksmasse die demokratischen Maßregeln des Perikles lähmen. Aber durch die Einmischung in spartanische Verhältnisse, zu der er die Athener zu ihrem Schaden beredete, erhielt seine Partei und Politik den Todesstoß. Das kam aber so. Ein gefährlicher Aufstand der Heloten veranlaßte die Spartaner, durch eine Gesandtschaft in Athen um Hilfe nachzusuchen. Die Beratung schwankte lange hin und her; da trat Kimon, sonst nur ein Mann der Tat, nicht des Wortes, hervor und sprach: „Auf zwei Grundpfeilern ruht die Wohlfahrt von ganz Hellas; der eine wurzelt in Attika, der andere am Eurotas, gleichwie der Mensch auf zwei Füßen einhergeht. Haut ihr den einen ab, so ist der ganze Mann gelähmt. Darum ist es eure Pflicht, mit allen Mitteln zur Erhaltung des zweiten Pfeilers bereit zu sein, damit nicht ganz Hellas und ihr mit ihm zugrunde geht." Diese Rede bestimmte die Menge; die Hilfe ward zugesagt, und 4000 Streiter unter Kimon selbst machten sich auf den Weg nach Lakonien. Aber die Spartaner betrachteten ihre Bundesgenossen aus Athen mit Mißtrauen, und sie entließen das athenische Heer ohne Ehre und Dank, wie man etwa Söldner verabschiedet. Diese schnöde Verabschiedung veranlaßte allgemeine Erbitterung in Athen, und diese Erbitterung wandte sich vor allem gegen den Urheber des Unternehmens, gegen Kimon. Ein Scherbengericht wurde für statthaft erklärt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Weit über 6000 Stimmen

sprachen die Verbannung des großen Mannes aus; er schied aus der Vaterstadt, ohne darum der Liebe zu ihr zu entsagen. Mit seiner Entfernung war nicht nur der spartafreundlichen Politik ein für allemal entsagt, sondern auch für die weitere Demokratisierung Athens freie Bahn geschaffen. Perikles zögerte nicht, die Gunst der Lage in seinem Sinne auszunutzen.

Die Ämter waren bisher allesamt unbesoldet gewesen: der Sitz im Rathaus, die Teilnahme am Gericht, die Bekleidung der meisten ordentlichen Regierungsstellen blieben daher nach wie vor ein Vorrecht der Begüterten. Denn wie sollte der kleine Mann es möglich machen, Hof und Werkstatt für längere Zeit zu verlassen, um seine verfassungsmäßigen Rechte auszuüben?

Hier war also eine empfindliche Lücke im demokratischen System, und eben hier trat Perikles zu Beginn seiner staatsmännischen Tätigkeit in die Schranken, indem er die Einführung von Tagegeldern (Diäten) und Amtsbesoldungen beantragte. Solche Diäten bezogen von nun an vor allem die 6000 Heliasten oder Richter und die 500 Mitglieder des Rats, der Bule, also ein ganz beträchtlicher Teil der Bürgerschaft: nun konnte der kleine Bauer und Handwerksmann sich beruhigt dem öffentlichen Leben widmen, denn seinen Ausfall an Verdienst deckte ja der Staat.

Späterhin wurden auch allen den Bürgern, die zur Volksversammlung zusammentraten, Tagegelder angewiesen. Auch die Krieger der Bürgerwehr bezogen Sold, womit sie ihre Waffen und Gerätschaften, zum Teil auch ihren Mundvorrat bestreiten mußten. Damit ferner die Bürger auch an den Genüssen des Lebens Anteil hätten, wurden sie zu den mit den Festen verbundenen Opfermahlzeiten zugezogen. Ebenso freigebig bewies sich der Staat gegen seine Bürger, um ihnen den Besuch der Theater möglich zu machen. Da nämlich Eintrittsgeld erhoben wurde, so traf man die Einrichtung, daß dem gemeinen Manne zur Festzeit oder auch bei anderen Gelegenheiten einige Obolen für diesen Zweck verabreicht wurden. Es leuchtet ein, wie diese Maßregeln geeignet waren, den Unterschied der Stände auszugleichen, Bildung, insbesondere Einsicht in die Verwaltung des Staates und des Rechts, allgemein zu machen; aber die Verteilung von Tagegeldern für die Teilnahme an den Volksversammlungen mußte Müßiggang und politische Kannegießerei erzeugen. Die Masse des ungebildeten Volkes drängte sich jetzt in den Rat und die Ekklesie und in die Kammern des Volksgerichts. Als souveränes Volk entschied es durch seine Abstimmungen über die Geschicke nicht nur von Stadt und Land, sondern auch über Wohl und Wehe der vielen Bundesgenossen, die Athen in Ost und West besaß, deren auswärtige Politik es leitete. Solange Perikles mit überlegener Kraft des Geistes den Haufen beherrschte, fuhr das Schiff des Staates noch sicher seinen Kurs. Als er aber gestorben war, traten an seine Stelle Demagogen und Marktschreier, die das Fahrzeug in Klippen und Riffe führten, wo es scheiternd zugrunde ging.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie Perikles zu dieser radikalen Verwirklichung des demokratischen Gedankens gekommen ist; die Gefahren, die sie für die Zukunft seines Staates barg, muß er doch erkannt haben, die Ausschreitungen der übermütigen Masse kann er nicht gebilligt und noch weniger gewünscht haben. Aber er mußte dem Demos Zugeständnisse machen, um am Ruder zu bleiben und aus seiner Stellung des leitenden Staatsmannes nicht verdrängt zu werden. In der Tat arbeitete unter ihm die Staatsmaschine ganz aus-

gezeichnet. Das Volk bildete sich ein, souveräner Herr der Lage zu sein: in Wahrheit herrschte Perikles. Immer wieder zum Strategen erwählt, war er allmächtig gegenüber allen anderen; sie wechselten von Jahr zu Jahr in ihren erlosten Ämtern, er blieb; sie waren sich überall im Wege durch ihre Vielköpfigkeit, er war dauernder Obmann im Strategenkollegium und tatsächlich Alleinherr. Gerade dadurch, daß alle Ämter jetzt von allen besetzt werden konnten und durch das Los blindlings besetzt wurden, hatte sich die Bedeutung dieser Ämter nicht gehoben: um so bedeutungsvoller ragte der erwählte, in jahrelanger Erfahrung bewährte Stratege über alle empor. Die Masse des Volks hat sich noch nirgends als zum Herrschen befähigt erwiesen: aber sie herrschte ja auch in Athen nur zum Schein; in Wahrheit regierte Perikles wie ein Monarch. Durfte er nun nicht hoffen, daß nach ihm ein anderer mit ähnlichen Gaben diesen führenden Platz einnehmen und so die Demokratie vor ihrer Selbstvernichtung bewahren würde?

Bei der Stellung, die Athen nunmehr als Haupt des attischen Seebundes einnahm, mußte vor allem die Stadt selbst gesichert werden. Wenn einmal eine überlegene Macht die attische Halbinsel mit Krieg überziehen sollte, dann war die ungestörte Verbindung Athens mit dem Hafen geradezu eine Lebensfrage. Schon verbanden die langen Mauern die Stadt mit der Küste (vgl. Abb. 130). Die eine Mauer, die Nordmauer, zog vom Piräus nach der Südwestecke des athenischen Mauerringes, die andere endete östlich von der phalerischen Bucht. Aber gerade hier hatte das große Werk seine angreifbare Stelle, denn diese offene Bucht leistete nach wie vor einer feindlichen Landung Vorschub. So begann denn Perikles den Bau einer dritten Mauer, parallel jener Nordmauer und nur 200 Meter von ihr entfernt. So vermittelten diese Mauern dem binnenländischen Athen alle Vorteile maritimer Lage, und sie waren das Unterpfand seiner die Meere beherrschenden Macht.

Bald kam es zwischen Athen und Sparta zu einem kriegerischen Zusammenstoß. Die Athener blieben schließlich die Sieger, nachdem sie Kimon aus der Verbannung heimgerufen hatten. Noch mehr stieg ihre Macht durch die Besiegung der Insel Aegina, deren Bewohner hervorragend seetüchtig lange Zeit erfolgreiche Nebenbuhler der Athener gewesen waren. Immer weiter dehnten die Athener ihre Unternehmungen aus. Ein Zug nach Ägypten endete allerdings mit der vollständigen Niederlage der Athener. Als die traurige Nachricht ankam, fühlte sich Kimon berufen, seine früheren Entwürfe zur Vereinigung von ganz Hellas und zum Rachekrieg gegen Persien wieder aufzunehmen. Es gelang ihm nach jahrelangen Verhandlungen, einen fünfjährigen Waffenstillstand mit Sparta zum Abschluß zu bringen (451). Darauf segelte er mit 200 Trieren nach Kypros. Dort starb Kimon an Krankheit oder an einer erhaltenen Wunde; die Flotte aber fuhr den Persern entgegen und schlug sie bei dem kyprischen Salamis zu Wasser und zu Land in einer großen Schlacht: 150 feindliche Schiffe wurden genommen. Die Niederlage in Ägypten war damit wettgemacht. Gesandte sollen sich darauf unter Führung des Kallias nach Susa begeben und dort den sogenannten kimonischen Frieden abgeschlossen haben. Athen — so heißt es — versprach, keine Feindseligkeiten mehr gegen die persischen Küsten zu unternehmen, der Großkönig dagegen erkannte die Unabhängigkeit der ionischen Griechen an und willigte ein, daß das persische Landheer sich nur bis auf drei Tagemärsche der ionischen Küste nähern und seine Kriegsschiffe vom Bosporus und dem Ägäischen Meere fernbleiben sollten.

Athen hatte jetzt Frieden in Hellas und mit dem Beherrscher von Asien. Es war ein ruhmvoller Friede; der Staat hatte den Höhepunkt seiner Ausdehnung und Macht erreicht. Die Genossen des Bundes von Delos waren nach und nach außer Samos, Chios und Lesbos aus freien Bundesgliedern zu zinspflichtigen Untertanen geworden. Der Schatz, welcher aus ihren Beiträgen angewachsen war, wurde nach dem Antrage der Samier nicht mehr auf Delos, sondern seit 455 auf der Akropolis von Athen verwahrt. Der größte Teil des eigentlichen Hellas, ferner Argos und mehrere achäische Städte im Peloponnes hatten gleiche Verfassung und standen in engem Schutz- und Trutzbündnis mit Athen, dessen Kolonien sich an der makedonischen und thrakischen Küste immer weiter ausbreiteten. Der attische Staat war demnach auch als Landmacht der Republik am Eurotas gewachsen. Aber wie die Messenier fortwährend einen tödlichen Haß gegen ihre Unterdrücker nährten, so standen wider Athen alle diejenigen zusammen, welche bei dem Wechsel verloren hatten: sie spähten nach Gelegenheit aus, Rache zu nehmen und ihre frühere Selbständigkeit wiederzuerlangen.

Neue Verwicklungen entstanden in Böotien, in Megara und auf Euböa. Nur auf dieser benachbarten Insel erreichten die Athener ihren Zweck. Sie eroberten das Land und verteilten einen Teil des Gebietes an attische Ansiedler. Aber überall sahen sie sich von den Spartanern bedrängt. Im Jahre 448 kam es endlich zu einem „dreißigjährigen" Frieden, der aber leider kaum die halbe Zeit dauern sollte.

War nun auch Athen in seiner Machtstellung zu Lande beschränkt, so war doch seine Herrschaft auf dem Meere nicht erschüttert. Da herrschte es mit seinen Flotten, und Inseln und Küstenstädte blieben ihm nach wie vor unterworfen und zahlten einen jährlichen Tribut.

Dafür ruhten allerdings bedeutende Lasten auf den Bürgern selbst, die der moderne Staat ihnen abzunehmen pflegt. So mußten die vermögenden Bürger, die im Kriege als Reiter und Hopliten dienten, ihre Pferde und Rüstungen selbst stellen. Dem vermögenden Manne lag außerdem alle vier Jahre die Last ob, eine Triere, die der Staat lieferte, ein Jahr lang zu unterhalten, worauf er dann wieder drei Jahre von dieser teuren Ehre befreit war. Auch hatten die Reichen die Kosten für die Kampfspiele, die gottesdienstlichen Aufzüge und Feste, sowie für die Schauspiele zu bestreiten. Das alles war nur möglich, wo es, wie in Athen, eine bedeutende Anzahl Bürger von großem Vermögen gab. Eine natürlich noch größere Zahl erfreute sich eines immer noch sehr behaglichen Wohlstandes, und selbst die untersten Schichten waren durch hinreichende Beschäftigung vor drückendem Mangel gesichert. Daher konnte der Staat, wie wir gesehen haben, eine kriegerische Tätigkeit entfalten, die man ohne Kenntnis dieser Verhältnisse unbegreiflich finden würde.

Das alles genügte aber dem Ehrgeiz des Perikles nicht. Seine ruhmvolle Vaterstadt sollte der Mittelpunkt der hellenischen Kultur, der Kunst und Wissenschaft werden. Er hoffte, von ihrem Glanze und ihrer Herrlichkeit angelockt, würden sich die anderen Staaten ihr zuwenden; so werde sich, was durch Waffengewalt nicht geglückt war, unter ihrer Führung ein gesamthellenischer Staatenbund bilden, der siegreich den Barbaren Asiens gegenübertreten könnte. Perikles ermunterte die Jugend der Stadt, nach Bildung und Weisheit zu streben, ließ bei festlichen Gelegenheiten erlesene Werke der Dichtkunst und Musik vor dem Volke



135. Blick auf die Akropolis von Westen.

Im Vordergrund die Pnyx, die Dingstätte der athenischen Volksversammlung. Sie war z. T. durch Absprengung des gewachsenen Felsens geschaffen; aus diesem war ein mit Treppen versehener Würfel, das Bema, ausgespart, wo der Redner seinen Platz hatte. Das Volk saß auf Holzbänken auf der halbkreisförmigen Terrasse vor dem Bema. Von der Akropolis sieht man die Propyläen und den Parthenon; rechts vom Fuß der Burg die Trümmer des Herodes-Theaters. Links von der Burg beginnt die Felskuppe des Areopag anzusteigen. Den Hintergrund füllt die kahle Wand des Hymettos.

aufführen, sorgte für die Errichtung von Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden und veranlaßte die Aufstellung ausgezeichneter Werke der Bildhauerkunst und Malerei, wovon wir später noch zu berichten haben werden. Er machte dadurch Athen zu einem Sammelpunkt für weise Lehrer und Redner, für begeisterte Dichter und bildende Künstler. Er wendete, wie ein alter Schriftsteller bemerkt, den Reichtum des Staates auf Dinge, die einen ewigen Ruhm, eine dauernde Wohlhabenheit und hohe geistige Bildung der Bürger herbeiführen mußten. Perikles hat so in seiner Vaterstadt der Welt das Vorbild eines Kulturstaates ersten Ranges gegeben.

Er verwendete zu diesen Unternehmungen nicht nur die eigenen Staatseinkünfte Athens, sondern auch die Bundeskasse, welche von Delos nach Athen gebracht worden war; und als man ihm deshalb Vorwürfe in der Ekklesie machte, erklärte er offen, was zur Befestigung oder Verschönerung der Hauptstadt des attischen Seebundes geschehe, das komme allen Mitgliedern des Bundes irgendwie zustatten. Dieser Satz behagte wohl den Athenern, nicht aber den Bundesgenossen, und wenn auch die demokratische Masse in den verbündeten Städten mit der durch Athen geschaffenen Sicherheit für Handel und Gewerbe wohl zufrieden war, so führten doch die Aristrokraten laute Klage über die Schmach des Tributs, die Erpressungen einzelner athenischer Beamten und über die athenischen Gerichte, vor welche die Bundesgenossen ihre Streitigkeiten zur Aburteilung bringen mußten. Vor allem mangelte es dem ausgedehnten athenischen Bundesstaate seit dem tatsächlichen Abschluß der Perserkriege an einem gemeinschaftlichen Interesse, das auch die entlegenen Städte zu Opfern hätte bewegen können. Gewohnheit und Gewalt hielten ihn zusammen; oft aber genügte schon eine Kleinigkeit, um das lockere Band völlig zu zerreißen. So kam es 440 zu einem Krieg mit der Insel Samos, der durch das persönliche Eingreifen des Perikles zur Unterwerfung der ganzen Insel führte.

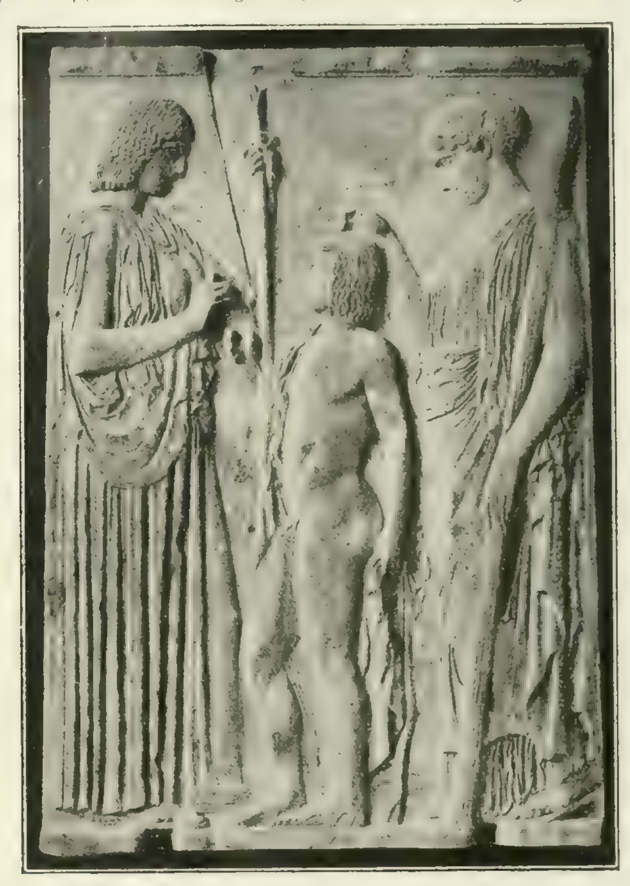
Das attische Reich war nun gegründet und schien dauernden Bestand zu versprechen. Gern hätte Perikles die Stadt aber auch im hellenischen Mutterland als Haupt und Führerin allgemein anerkannt gesehen. Er machte einen Versuch, alle Hellenen zu einem Kongreß nach Athen einzuladen, um einen festeren Zusammenschluß der Nation unter Athens Leitung zu erzielen. Aber an Spartas Unlust scheiterte der Versuch: Griechenland war nun einmal nicht zur Einheit geschaffen.

Leben und Kultur während des fünften Jahrhunderts.

Wie das öffentliche, so bot auch das Privatleben Athens ein wechselreiches Bild. Der Glanz des Staates, der allgemein verbreitete Wohlstand, endlich der Charakter der Einwohner trugen dazu bei, es abwechselungsreich und heiter zu gestalten. Man konnte daher sagen, ein Jahr in jener Stadt sei so viel wert wie in einer anderen eine lange Lebenszeit.

Fast täglich konnte man zu Athen große Staatsmänner hören oder kunstvollen Chorgesängen lauschen oder den Lehrern der Weisheit zu Füßen sitzen. Im Theater wurden die unsterblichen Dichtungen eines Äschylos, Sophokles, Euripides aufgeführt. Allenthalben, auf Markt und Straßen, in Tempeln und Götterhainen boten sich Meisterwerke der Architektur, der Bildhauerkunst, der Malerei den Blicken dar; im Piräus brachten die Händler aller Zonen ihre Produkte auf den

Markt. Was nur den Leib nährt und erfrischt, was das Herz erfreut, den Geist erhebt und veredelt, das war in Athen zu finden. Auch für Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit bot sich in Athen reiche Gelegenheit. Denkt man sich hierzu noch den Anblick der großen Umzüge bei Festen und Opfern, der Handels- und Kriegsflotten, die vor Anker gingen oder mit vollen Segeln nahen und fernen Küsten zustrebten, so hat man einigermaßen ein Bild des bewegten attischen Lebens.



136. Das eleusinische Relief (5. Jahrhundert), gefunden 1859 in Eleusis, jetzt in Athen.

Die Athener waren fromme Leute; wie man im heutigen Rom jeden Tag des Jahres in einer anderen Kirche beten kann, so brachte in Athen so ziemlich jeder Tag sein religiöses Fest. Von höchster Bedeutung nicht nur für den Athener, sondern zum Teil für ganz Griechenland waren die Eleusinien. Was man sich von der Teilnahme an ihren geheimnisvollen Bräuchen versprach, wurde schon angedeutet (S. 191). Im Februar, wenn Mandel- und Granatbäume in reicher Blüte standen, feierte man die kleinen Mysterien am Flüßchen Ilisos. Neu

aufzunehmende erhielten hier die ersten Weihen. Im September fanden dann die großen Mysterien statt, wozu aus ganz Griechenland Teilnehmer und Zuschauer nach Athen zusammenströmten. Den wichtigsten Bestandteil des mehrtägigen Festes bildete die feierliche Prozession nach dem vier Stunden entfernten Eleusis. Die Wanderung dauerte einen ganzen Tag; man hielt an mehreren Heiligtümern Rast, so an einem heiligen Feigenbaum, den einst Demeter geschenkt hatte, so an der Kephisos-Brücke, wo man Neckereien und Kurzweil trieb. Erst spät am Abend gelangte der Festzug nach Eleusis und lagerte auf der Ebene. Während der Nacht wurden zu Ehren des Jakchos heitere Fackeltänze aufgeführt: es gewährte einen zauberhaften Anblick, wie sich die Reihen der Fackelträger folgten und durchkreuzten, in der Ferne sich verloren und wiederkehrten, um das Suchen der Demeter nach ihrer Tochter anzudeuten.

Die Geheimfeier fand im großen Tempelgebäude statt, in dessen Ruinen man unterirdische Anlagen entdeckt hat, ganz geeignet, um lebende Bilder und dergleichen aufzuführen. Eine Art Passionsspiel wurde hier gegeben, dessen Gegenstand die Leiden der Demeter nach dem Raube der Persephone durch Hades und die Wiedervereinigung der Göttin mit ihrer Tochter bildeten. Lieder begleiteten und erläuterten die Aufführung: sie stellten den Zuschauern ein seliges Leben nach dem Tode in Aussicht. Der Hauptaugenblick war ein plötzlicher Übergang aus dem Dunkel in ein mächtiges Licht, das als „Licht in Eleusis" sprichwörtlich wurde. „Anfangs," so schildert ein später Schriftsteller diesen Moment, „mühseliges Umherirren, ängstliches, endloses Gehen durch dichte Finsternis unter Schaudern und Angstgeschrei. Dann aber geht ein wunderherrliches Licht auf: man kommt in reine Gegenden und Auen, wo es Gesang und Tanz und erhabene Dinge zu hören und heilige Erscheinungen zu schauen gibt. Hier wandelt der Geweihte frei und ledig, begeht die Feier bekränzt und ist mit heiligen Männern zusammen, wobei er sieht, wie der ungeweihte Pöbel in tiefem Schmutz sich zertritt und drängt und aus Unglauben an die jenseitigen Güter in Todesfurcht befangen bleibt." Ein Zeugnis für die ernste Religiosität, die in Eleusis herrschte, gibt uns das „eleusinische Relief" (s. Abb. 136). Ein Knabe steht zwischen zwei edlen Frauen, offenbar sind es die Göttinnen von Eleusis, Demeter und Persephone. Er schaut andächtig zur Demeter auf und empfängt von ihr ein Ährenbündel als Symbol für die Aufgabe, zu der er ausgesandt werden soll: den Ackerbau soll er im Dienst der Gottheit treiben und verbreiten. Zu diesem Werk weiht ihn die andere Göttin: sie legt ihm die Hand aufs Haupt und bekränzt ihn.

Ebenso lebhaft beteiligte sich die Bevölkerung von Athen, Freie wie Sklaven, am Feste der Panathenäen, das zur besonderen Verehrung der Schutzgöttin Athene gefeiert wurde, unter deren Beistand einst Theseus die Bewohner von Attika zu einem einheitlichen Volke verschmolzen haben sollte. Es wurde jährlich, am feierlichsten aber jedes vierte Jahr begangen. Wettkämpfe zu Fuß und zu Roß, Chorreigen, Fackelläufe, Vorträge homerischer Gesänge, musische Spiele, wozu Perikles das Odeion hatte erbauen lassen, wechselten sechs Tage lang miteinander ab. Am Schluß der Feier bewegte sich der große Festzug durch die Hauptstraßen der Stadt zum Heiligtum der Athene auf der Burg. Ein künstliches, auf Rollen laufendes Schiff, dessen Segel ein neues Gewand für das älteste Bild der Stadtgöttin bildete, wurde mitgeführt. Die hohen Staatsbeamten folgten mit Ölzweigen bekränzt, die übrige Bürgerschaft schloß sich an; die athenische

Jugend ließ es sich nicht nehmen, im vollen Waffenschmuck, teils zu Fuß, teils zu Pferd oder im Streitwagen die Prozession zu zieren. Den gefälligsten Schmuck des Zuges bildeten aber die Jungfrauen, die mit Opfergerät in den Händen sittsam einherschritten (vgl. Abb. 137). Der Tag dieses Festzuges galt für den schönsten im Leben des Atheners.

Auch in Sparta war das Leben nicht aller Annehmlichkeit bar. Schon die Geselligkeit bei den kriegerischen Beschäftigungen, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, der dort ungehinderte Verkehr zwischen der Jugend beiderlei Geschlechts gewährten viel Abwechselung. Noch mehr taten dies die Feste. Am Hyakinthionfeste z. B. beging man unter Trauer das Hinsterben des Hyakinthos, danach sein Wiederaufleben, wobei Wettspiele, Festzüge von Jünglingen und Jungfrauen, Mahlzeiten, zu denen man auch die Sklaven zuließ, und andere Lustbarkeiten stattfanden.



137. Der Zug der athenischen Jungfrauen bei den Panathenäen.
Vom Ostfriese des Parthenon zu Athen.
Die Jungfrauen tragen Kannen und Schalen, die dritte von links ein Thymiaterion oder Räucherfaß.

Auch die Griechen liebten die Freuden der Tafel; aber alles spricht dafür, daß Völlerei bei ihnen viel seltener war als bei unseren germanischen Vorfahren. Zumal in Athen adelten Geschmack und Geist wie die Beschäftigungen so auch die Genüsse der Bürger. Man genoß morgens ein einfaches Frühstück von Brot und Wein, Honig und Oliven, manchmal um die Mittagszeit noch ein zweites. Am Abend war die Hauptmahlzeit. Gerstenbrot mit Oliven oder Feigen, allerhand Fischgerichte, Käse und Knoblauch machten in der Hauptsache die Kost aus; Fleisch gab es in der Regel nur bei Opferfesten. Man saß aber nicht, sondern man lag zu Tische, indem man den linken Arm auf ein Polster stützte (vgl. Abb. 138), und man bediente sich der Finger statt der fehlenden Messer und Gabeln, weshalb man vor und nach der Mahlzeit die Hände wusch. War der Schmaus beendigt, so wurden den Göttern drei Spenden dargebracht, Tische und Fußboden gereinigt und Wein, mit Wasser und Gewürzen gemischt, aufgetragen. Die Gäste schmückten sich jetzt mit Kränzen von Myrten, Rosen oder Veilchen und widmeten sich den Gaben des Dionysos. Zur Steigerung der Lust traten Flötenspielerinnen und Tänzerinnen ein, auch sang wohl einer der Gäste ein Lied zur Lyra und reichte dann dem Nachbar das Saitenspiel, der in gleicher Weise fortfuhr. Bisweilen war es auch nur ein kurzer Spruch, den man zu den Klängen der Lyra rezitierte. Geistreiche Gespräche und Rätselraten wechselten mit Musik und Gesang ab.

Bei dem günstigen Klima, bei dem Raummangel in den ummauerten Städten, endlich bei dem Gemeinsinn der guten griechischen Zeit wurde auf die Anlage schöner Privathäuser wenig Sorgfalt verwendet. Die meisten Bürger Athens z. B. verbrachten ja den größten Teil ihres Lebens in der Öffentlichkeit, im Dienst des Staates; auf den würdigen Schmuck dieser Öffentlichkeit durch Anlage von Tempeln, Hallen u. dgl. wurde um so mehr Sorgfalt verwendet.

Gemeinsam war wohl allen Stadtwohnungen die Anordnung der Räume um einen, manchmal mit Säulenumgängen geschmückten Innenhof (Peristyl), von dem aus die Gelasse des Erdgeschosses durch ihre Türen Luft und Licht erhielten. Die Straßenfront war meist unscheinbar, höchstens der Eingang etwas reichlicher gestaltet. Inmitten des Lichthofs pflegte ein Altar des Zeus zu stehen, vor dem Hoftor an der Straße ein Hermesbild oder sonst eine Götterfigur.



138. Griechisches Trinkgelage (Symposion).

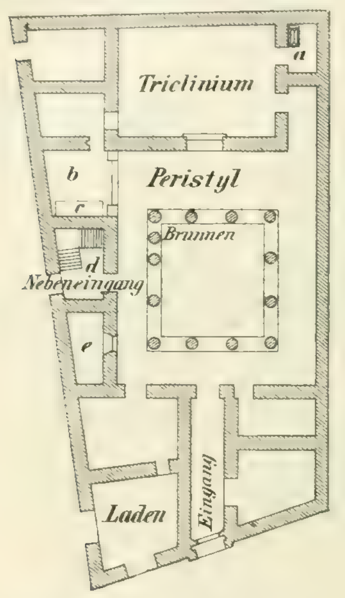
Nach einem Vasenbilde.

Man lag beim Symposion wie beim Speisen auf der Kline, den linken Ellbogen aufs Polster gestützt; vor den Lagerstätten standen kleine Tischchen, auf denen die Becher und Schalen niedergesetzt und allerlei Süßigkeiten, Kuchen oder pikante Gerichte, wie man sie beim Trinken genoß, aufgestellt wurden. Die Trinkenden pflegten, wie unsere Abbildung zeigt, sich mit Kränzen zu schmücken; auch Salben wurden beim Beginn des Symposions verteilt. Musik und Gesang bildeten einen wesentlichen Teil der Unterhaltung; deshalb fehlten auch die auf unserem Bilde vorhandenen Flötenbläserinnen selten, und demselben Zwecke diente das große Tamburin, das wir einen der Festgenossen bearbeiten sehen.

Die Einteilung des Innern war je nach Beruf, Vermögen und Geschmack des Besitzers eine verschiedene. Ein gutes Beispiel für das, was durchschnittlich zu einem griechischen Wohnhaus gehörte, bietet das in Abb. 139 dargestellte Haus auf der Insel Delos. Als stattlichsten Raum ebener Erde erkennen wir das Triklinium oder Speise- und Wohnzimmer der Familie; daneben befand sich ein Toiletteraum (a), wo ein steinernes Wasserbassin auf hohem Fuß als Waschbecken oder Bad diente. Als Empfangssalon war die sogenannte Exedra (b) in Gebrauch; sie war gegen den Säulenhof weit geöffnet; an der einen Wand erkennt man noch Spuren eines gemauerten Diwans (c). Neben einem Nebeneingang aus einem Seitengäßchen befand sich das Treppenhaus (d); die Treppe führte in die oben

gelegene Frauenwohnung, die im Unterschied vom Erdgeschoß auch Fenster in den Außenwänden besaß; zu diesen Fenstern hinaus auf die Straße zu schauen, bildete eine Lieblingsbeschäftigung der Frauen. Die Küche ist selten mit Bestimmtheit nachzuweisen, weil die Griechen meist auf transportabeln Herden kochten (vgl. Abb. 140); zahlreiches zerbrochenes Tongeschirr, das in der Kammer (e) sich gefunden hat, macht es immerhin wahrscheinlich, daß hier die Küche war.

Die aus Luftziegeln aufgeführten Riegelwände waren meist nur mit Kalk beworfen, selten mit Wandgemälden geschmückt. Und entsprechend einfach war gewiß auch der wenige Hausrat: Speisesofas und Eßtischchen (vgl. Abb. 138), kofferartige Truhen an Stelle unserer Schränke und vor allem zahlreiche Ton-



139. Griechisches Wohnhaus auf Delos (2. Jahrh. v. Chr.).



140. Tragbarer Kochherd mit Kochtopf.
Berliner Museum.
0,54 m hoch, aus gebranntem Ton. Über dem Zugloch befinden sich zwei Handhaben zum Tragen.

gefäße von den größten, die, in den Boden eingelassen, als Vorratskammern dienten, bis zu den zierlichsten Trinkschalen; endlich die Öllämpchen, die ebenso gefällig in der Form als kümmerlich in ihrer Leuchtkraft waren.

Die Jugend, die in diesen bescheidenen Häusern zur Welt kam, durfte sich bis zum siebenten Jahre ausschließlich kindlichen Spielen widmen. Diese Spiele sind in der Hauptsache dieselben wie die noch heute bei unseren Kleinen beliebten. Eines der ersten Spiele der Knaben war das Reiten auf Steckenpferden und Kutschieren auf kleinen Wagen, das Steigenlassen von Drachen und Antreiben des Kreisels und Reifens. Die Mädchen spielten wie bei uns vorzüglich mit Puppen aus Ton oder Wachs mit beweglichen Gliedern. Bei Kindern beiderlei Geschlechts war die Schaukel beliebt. Von geselligen Spielen werden genannt: das Fangen und Verstecken, Blindekuh, das Erraten von Gerade und Ungerade, wobei der Spieler eine Anzahl Astragale, das sind Knöchel aus der Ferse des Lammes, in

die Hand nahm und den anderen die Zahl erraten ließ. Das Ostrakinda- oder Scherbenspiel bestand darin, daß man eine Scherbe auf der inneren Seite schwarz färbte und in die Höhe warf mit dem Ruf: „Tag oder Nacht!" Die Spielgenossen waren in zwei Parteien geteilt, von denen die eine den Tag, die andere die Nacht erwählt hatte. Fiel die helle Seite der Scherbe oben hin, so mußte die Partei der Nacht die Flucht ergreifen; jeder, der eingeholt wurde, erhielt den Ehrennamen „Esel" und hatte die Aufgabe, seinen Überwinder auf dem Rücken bis zu der Stelle zu schleppen, wo die Scherbe lag.

Die größte Mannigfaltigkeit und den anmutigsten Wechsel gewährten die Ballspiele. Sie wurden teils von einzelnen, teils von Paaren, teils von großen Gesellschaften geübt. Man hielt sie ganz besonders für geeignet, Gewandtheit, Anmut der Bewegung, richtiges Augenmaß und zugleich die Gesundheit zu fördern.



141. Blindekuh-Spiel. Nach einem attischen Vasenbild aus der Zeit des Perikles. Statt eines Taschentuches, das man nicht kannte, nahm man einen Kameraden auf den Rücken, der die Augen dessen, der am Spielen war, zuhielt.

Man verband damit erheiternde Gesänge und, wenn man genügende Fertigkeit erlangt hatte, die rhythmische Bewegung des Tanzes. Sehr verbreitet war leider auch das Spielen mit Tieren, nicht nur mit Hunden und Ziegenböcken, sondern mit allerhand Vögeln, mit Schildkröten und dergleichen. Daß es dabei ohne abscheuliche Tierquälerei nicht abging, läßt sich denken. Unbarmherzigkeit gegen die Tiere war dem Südländer zu allen Zeiten eigen.

Vom siebenten Lebensjahre an gehörte der Knabe nicht mehr nur dem Elternhaus, sondern schon der Öffentlichkeit an. Den größten Teil des Tages verbrachte er jetzt außer dem Hause, um sich in öffentlichen und privaten Lehranstalten zum staatsbürgerlichen Beruf vorzubereiten. Söhne aus gutem Haus waren dabei stets von einem sie beaufsichtigenden älteren Sklaven begleitet, der sie keinen Augenblick aus den Augen ließ. Den ersten Unterricht empfing der Knabe in gymnastischen Übungen, besonders im Ringen. Die Turnplätze, wo diese Übungen vor sich gingen, nannte man daher Palästren, d. i. Ringschulen. Gewöhnlich waren damit noch Einrichtungen zum Baden und Salben verbunden, und dann hieß die ganze Anlage

ein Gymnasion. Nach und nach eigneten sich hier die Jünglinge unter den Augen der Erwachsenen und im Wettbewerb mit ihnen alle jene Fertigkeiten an, mit denen sie dann später bei den großen Wettspielen um die Palme rangen. Auch der Musikunterricht durfte nicht fehlen. Die meisten lernten die Lyra oder Flöte spielen; aber größeres Gewicht noch legte man auf den Gesang. Durch die Aneignung eines reichen Liederschatzes hoffte man wie durch nichts anderes sittlich-religiös auf die Jugend einzuwirken.

Den grammatischen Unterricht überließ der Staat dem Belieben des einzelnen Vaters. Aber bei der Bedeutung, die für die handeltreibende Bevölkerung Athens die Kenntnisse des Lesens und Schreibens naturgemäß besaßen, versäumte es kein Bürger, seinen Sohn zum Grammatistes in die Lehre zu geben. Fibel und Bibel für diesen Unterricht bildeten Homer und Hesiod; die Knaben mußten große



142. Waffentanz griechischer Jünglinge.

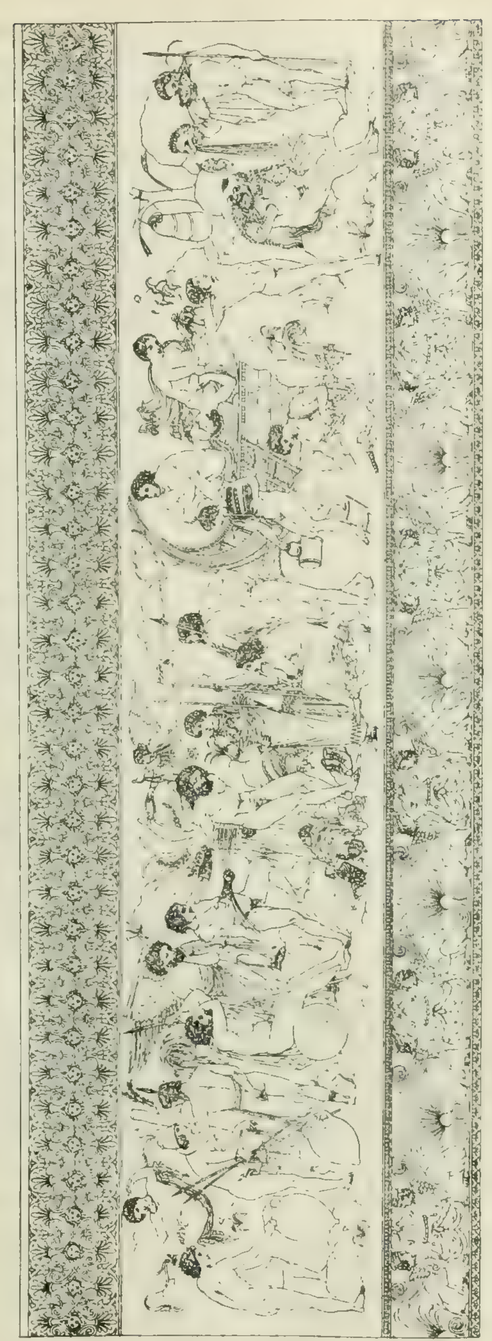
Stücke dieser Dichtungen memorieren, und von vielen wurde gerühmt, daß sie diese Dichtwerke in ihrem ganzen Umfange auswendig wüßten. In der Regel fand dieses Lernen ohne Unterstützung durch Bücher statt. Der Lehrer wußte die Verse auswendig und trug sie seinen Schülern vor. War er über eine Stelle unsicher, so konnte er auf dem Rathaus in einem Staatsexemplar der Dichtung nachschlagen.

Mit der Ausbildung der Knaben hielt die der Mädchen auch nicht von ferne Schritt. Sie wurden ausschließlich im Haus zu häuslichen Arbeiten erzogen. Eine Frau aber, die lesen und schreiben konnte, gehörte in Hellas zu den allergrößten Seltenheiten.

Da die Gymnastik mit der griechischen Bildung so eng verbunden war, daß sie an und für sich selbst von einem Teil des Volkes als Lebenszweck betrieben wurde, so gab es in allen Städten Gymnasien. Vor den Toren Athens bestanden deren seit alters drei: das eine, unweit vom Ilisos gelegen, lehnte sich an einen Tempel des Apollon Lykeios an und hieß daher Lykeion (Lyzeum). Es war der Platz, wo Aristoteles seine Schule errichtete. Durch ihn hat der Name seine noch heute geltende Bedeutung bekommen. Im Nordwesten der Stadt, in der baum-

reichen Niederung des Kephisos, befand sich das Gymnasion der Akademie, das durch Plato berühmt werden sollte. In allen diesen Anstalten gab es außer den Einrichtungen für die körperlichen Übungen auch Bäder verschiedener Art, sowie Räumlichkeiten für lehrreiche Unterhaltung.

Die Neigung und Vorliebe für die Gymnastik macht einen Hauptzug des griechischen Nationalcharakters aus. Sie findet sich in den ältesten Zeiten und dauert bis zum Erlöschen der hellenischen Nationalität; man ging dabei von der Überzeugung aus, daß nur durch gleichmäßige Bildung des Körpers und des Geistes der Mensch die hohe Stellung einnehmen könne, die ihm die Natur angewiesen habe. Die Gymnastik, wie sie die Griechen übten, verfolgte einen dreifachen Zweck; sie sollte körperliche Kraft und Gesundheit entwickeln, die Gesundheit bis ins Alter erhalten und nicht zum wenigsten das Gefühl für Schönheit fördern. Deshalb durfte auch bei den angestrengtesten Übungen keine Bewegung unschön sein. Man verfuhr durchaus methodisch; man beobachtete aufs ge-



143. Hauptbild der sogenannten Ficoronischen Zista. Nach Braun.

Amykos, der König der Bebryker in Bithynien, der die Argonauten am Wasserholen hatte hindern wollen, aber von Pollux im Faustkampf bezwungen worden war, wird soeben an einen Baum geschnürt. Athene steht rechts davon; ihre Nike fliegt mit Kranz und Binde auf den Sieger zu. Links von der Hauptszene lehnt am Felsen der geflügelte Genius des Ortes. Die Argonauten, die die Szene füllen, lassen sich im einzelnen nicht deuten. Am rechten Rand des Bildes entströmt einem Löwenmaul die Quelle, die zu dem Faustkampf den Anlaß geboten hatte. An dem Baumstamm neben der Quelle hängt ein Korykos oder Sandsack, an dem ein Ephebe sich übt, während daneben ein feister Silen seinen Wanst als Korykos mit Fäusten bearbeitet.

nauste, durch welche Übungen die einzelnen Glieder zu Kraft und Fülle entwickelt und wie sie auch in späteren Jahren möglichst gesunderhalten werden könnten. Jede menschliche Einrichtung pflegt ihre Schattenseiten zu haben, und eine solche trat auch bei der Gymnastik der Griechen schon in früher Zeit hervor; denn sobald man die Übungen nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern als Lebensaufgabe betrachtete, fing man an, die Preise in den Festspielen höher anzuschlagen als den Ruhm redlich erfüllter Bürgerpflicht. Berufsmäßige Athleten traten auf, die Tag für Tag in Palästren und Gymnasien umherzogen. Sie trugen wohl manchen Kranz in den Stadien davon, aber sie bewährten sich weder im Frieden als nützliche Bürger, noch zeigten sie besondere Wehrhaftigkeit im Kriege. Außer den zunftmäßigen Athleten trieben sich viele müßige Leute in den Gymnasien umher, nicht um die Reden der Lehrer und Philosophen zu hören, sondern um sich mit Klatsch zu unterhalten und die Zeit totzuschlagen. So wurden gelegentlich diese Pflanzstätten der Volkskraft und edler Sitten zu Tummelplätzen des Müßiggangs.

Die Baukunst.

Wer die griechische Kunst dieses Zeitraumes sucht, der tut am besten, seine Schritte vor allem nach Athen zu lenken. Dort ist der Brennpunkt alles Lebens im fünften Jahrhundert, dort hat auch die Kunst in dieser Zeit ihr Höchstes geleistet. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie viel und wie Herrliches hier unter Perikles' genialer Leitung gebaut und gebildet worden ist, empfiehlt sich ein Rundgang durch die Ruinenwelt dieser Stadt, wobei wir auch einige Bauten erwähnen wollen, die erst in nachperikleischer Zeit entstanden sind.

Wir beginnen unsere Übersicht auf der alten Agora im Nordwesten der Stadt. Die meisten Regierungsgebäude standen einst hier: die Basilika oder das Amtslokal des Archon Basileus, wo der Areopag gewöhnlich tagte; das Buleuterion oder Haus der Fünfhundert; die kreisrunde Tholos, wo am heiligen Staatsherd der jeweils amtierende Fünfziger-Ausschuß des Rates, die Prytanen, opferten und speisten. Auch die Heliäa, der Platz für das Volksgericht, lag in der Nähe des Marktes. Besonderer Berühmtheit erfreute sich eine lange Halle, die am Westrand der Agora unter Kimons Staatsleitung erbaut worden war. Polygnot und andere große Maler hatten an ihre Wände Ruhmestaten der Athener gemalt (vgl. o. S. 202), wovon sie die Stoa Poikile, d. i. die bunte, hieß. Auch erbeutete Schilde und andere Trophäen hingen in der Halle, die zu Marktzwecken diente, wo aber auch Philosophen ihren Unterricht erteilten.

Westlich von dieser Halle, die gleich allen anderen Bauten der Agora, die wir erwähnten, jetzt spurlos verschwunden ist, erhebt sich ein mäßiger Hügel und auf seinem Rücken das sogenannte Theseion (vgl. Abb. 114). Vermöge seiner guten Erhaltung mag es am ehesten noch einen Begriff von der prächtigen Wirkung eines griechischen Tempels zu geben. In den Metopenfeldern des Frieses sind neben Abenteuern des Herakles solche des Theseus dargestellt.

Eine Hauptverkehrsader zog sich von der Agora ostwärts nach der Gegend, wo sich der sogenannte Turm der Winde erhebt, den wir, obgleich er nicht aus der Zeit des Perikles stammt, nicht unerwähnt lassen dürfen. Der kleine, samt Bedachung wohlerhaltene Bau entspricht einigermaßen den Wetterstandssäulen und Normaluhren, die wir in unseren Städten an Brennpunkten des Verkehrs aufzustellen pflegen. Entsprechend der Zahl der Hauptwinde ist er achteckig und

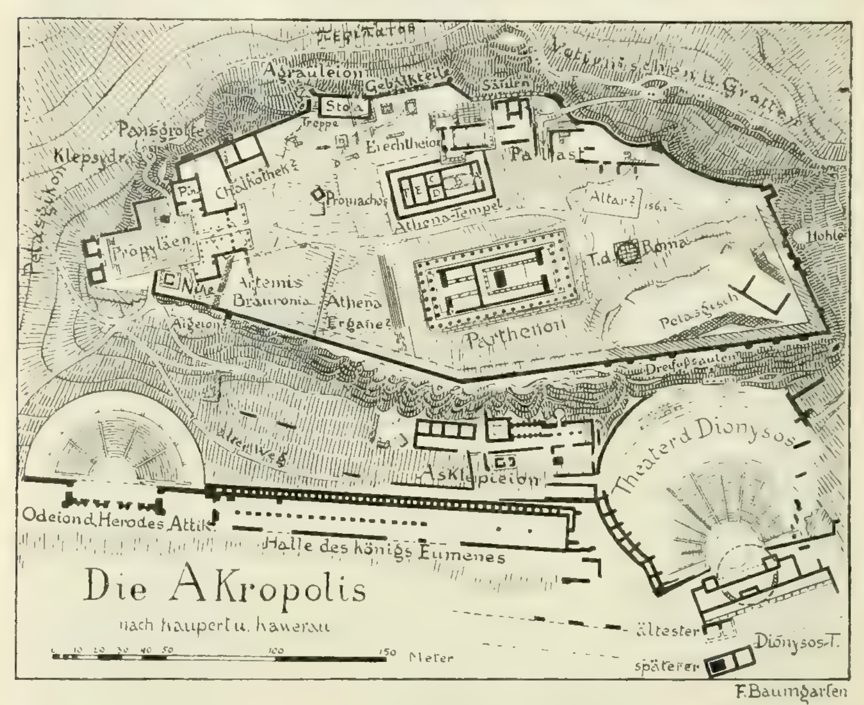
zeigt an seinen acht Seitenwänden die allegorischen Reliefbilder dieser Winde mit Namensbeischrift. Ein beweglicher, eherner Triton auf der Spitze des Daches diente als Windfahne. Außerdem bemerkte man an den Außenwänden verschiedene



144. Der sogenannte Turm der Winde zu Athen. (2. Jahrh. v. Chr.)

Sonnenuhren, und wenn man durch eine der beiden Türen, die unter korinthischen Vorhallen sich öffnen, ins Innere tritt, sieht man am Boden die Spuren einer sehr komplizierten Wasseruhr, die das nötige Wasser in einer besonderen Leitung zugeführt erhielt.

Ungefähr südlich vom Turm der Winde, schon etwas höher hinauf am Nordabhang der Burg haben wir das Prytaneion zu suchen, das einzige Regierungsgebäude, das nicht unmittelbar am Markte lag, und doch das ehrwürdigste von allen. Denn schon Theseus hatte es angeblich als Mittelpunkt des im Synoikismos geeinten Volkes gegründet. In dem Hof des Gebäudes stand der älteste Staatsherd, dem auswandernde Kolonisten ihr heimisches Herdfeuer entnahmen, bei dem, als dem Mittelpunkt des solonischen Athen, die auf Holzzylinder geschriebenen

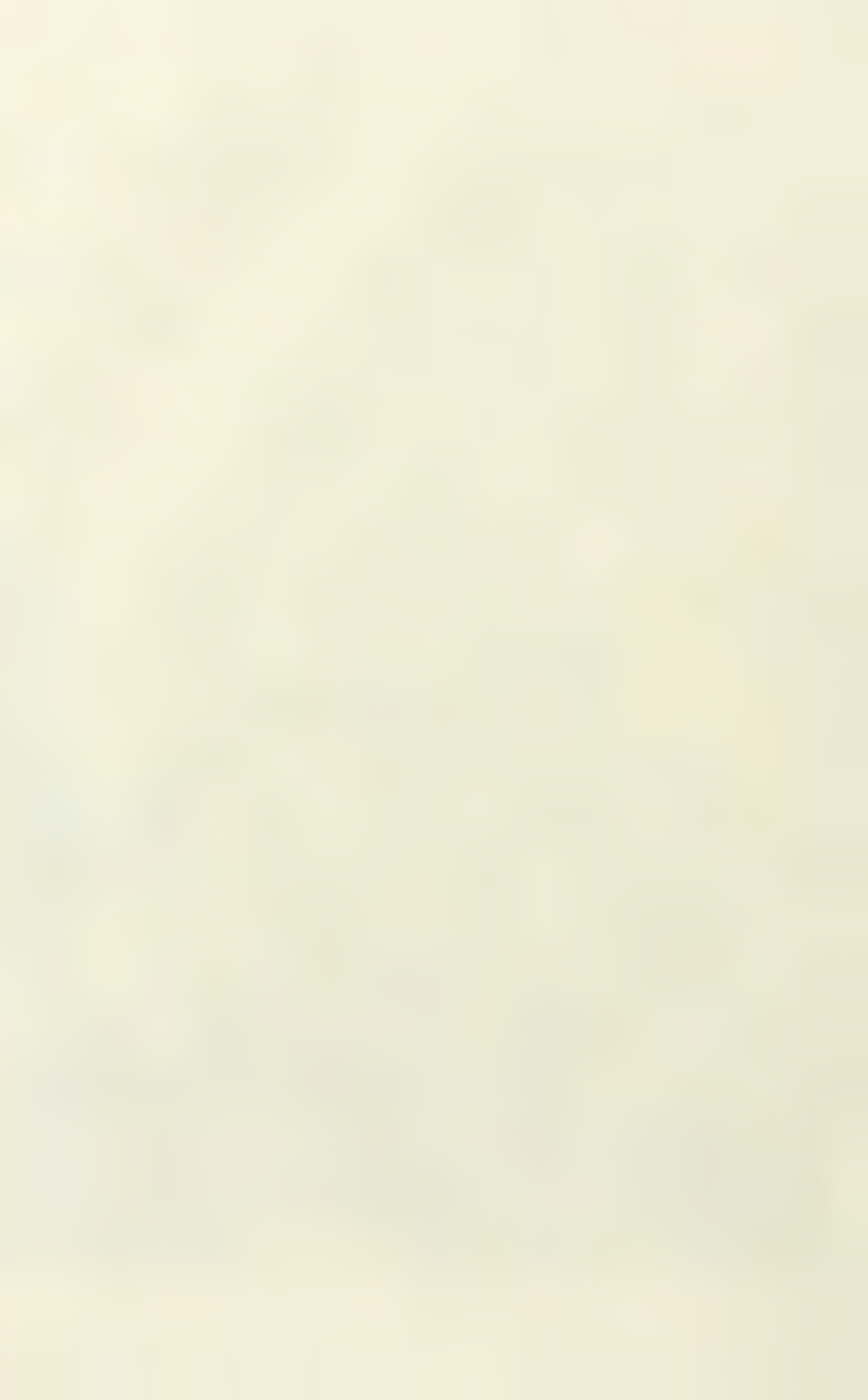


145.

Originalgesetze Solons aufbewahrt wurden. In geräumiger Halle mit Statuenschmuck wurden hier die fremden Gesandten, die Sieger in den Nationalspielen, die Nachkommen der Tyrannenmörder und andere Ehrengäste der Stadt auf Staatskosten gespeist.

Nach der Besiegung der Perser kehrten die Athener freudig in ihre Heimat zurück. Ihr Mut wurde neu belebt, als sie sahen, daß der heilige Ölbaum auf der Akropolis durch die von den Persern angerichtete Feuersbrunst nicht vernichtet war, sondern neue Schößlinge hervortrieb. Und nun machten sie sich auch die Zerstörung zunutze. Der Burgfelsen hatte von Westen nach Osten eine Ausdehnung von 300 Meter, aber die Breite von Norden nach Süden war unverhältnismäßig schmal. Sie haben damals dies Mißverhältnis ausgeglichen durch Stützmauern, die sie am Nord- und Südabhang aufrichteten. Die dreieckigen Zwischenräume, die zwischen dem gewachsenen Felsen und den Stützmauern entstanden, füllten







Erechtheion. Athena Promachos. Parthenon. Brauronion.
Pansgrotte. Apollongrotte. Klepsydra. Propyläen. Nike-Tempel.

146. Die Akropolis zu Athen. Restaurierte Ansicht von Nordwesten. Nach Thiersch.

sie mit den Resten der von den Persern zertrümmerten Werke. So gewannen sie ein geräumigeres Planum auf der Burghöhe, das die neuen Tempelbauten tragen konnte. Die Athener waren der Natur zu Hilfe gekommen, hatten gewissermaßen das Postament für ihre Bauwerke künstlerisch gestaltet, da nun die Länge der Burghöhe zur Breite in einem normalen Verhältnis stand. Die Berichte der Alten schweigen über diese Tatsache. Erst im Jahre 1886 ist sie uns durch Ausgrabungen bekanntgeworden, und zugleich stiegen aus diesem sogenannten „Perserschutt" neben den Bautrümmern 14 weibliche Figuren hervor, die uns einen Eindruck geben von dem Kunstschaffen der Athener zur Zeit des Peisistratus und des



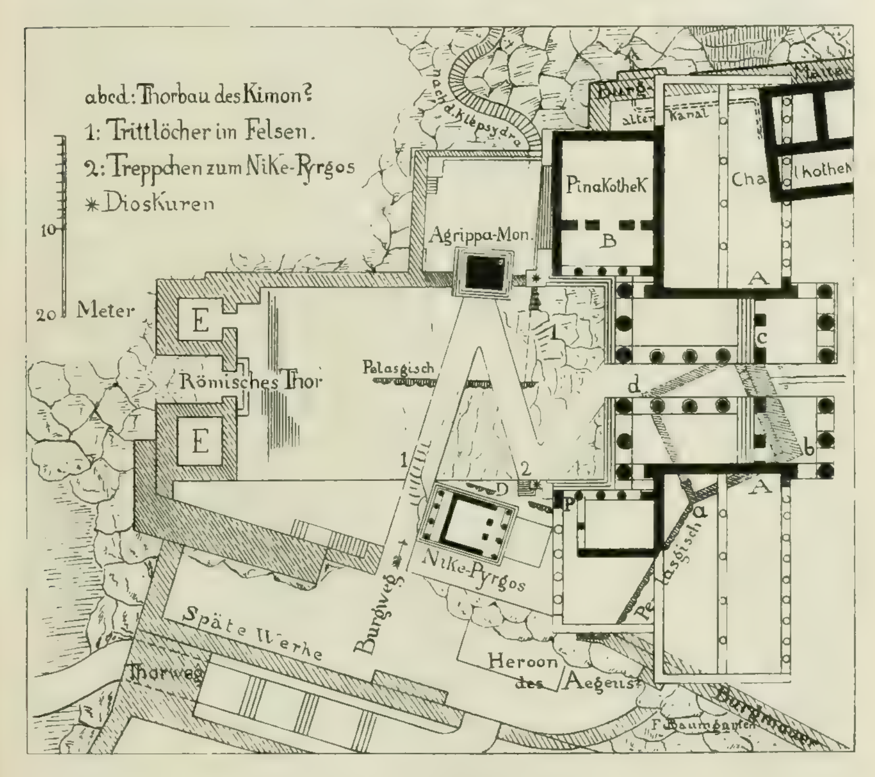
147. Heutige Ansicht der Propyläen.
Das höchste Gebäude rechts auf dem turmartigen Mauerklotz ist der Tempel der Nike (Siegesgöttin).

Kleisthenes. Die Akropolis war jetzt bei einer Höhe von 160 Metern und einer Länge von 300 Metern etwa 150 Meter breit.

Nur im Westen ist sie bequem zugänglich, hier bedurfte man daher zu allen Zeiten eines festen Tores. Flankiert wurde dasselbe von einem 8 Meter hohen, turmartigen Vorwerk, dem sogenannten Nike-Pyrgos. Seit alters stand hier, wo Athene so oft siegreich den feindlichen Ansturm gebrochen, ein Heiligtum der Athena Nike; in klassischer Zeit nach siegreicher Abwehr der Perser errichteten die Athener an eben dieser Stelle ihrer Siegesgöttin den zierlichen ionischen Tempel, der, nachdem die Türken ihn vorübergehend in eine Batterie verbaut hatten, heute wieder keck, nur des Daches verlustig, auf der Burgwarte thront (vgl. Abb. 147). Der sehr schadhafte Fries des Tempels scheint Szenen aus der Plataä-Schlacht

dargestellt zu haben. Rings um den oberen Rand dieses Turmbaues lief eine Balustrade von Marmorplatten, an denen Siegesgöttinnen zu schauen waren, die Kühe zum Opfer schleppten und Trophäen errichteten. Herrlich ist die Aussicht auf das blaue Meer, den Kuppelberg von Akrokorinth, das vielgipflige Salamis und Ägina, endlich im fernen Süden auf die Heimatinsel des kleinen Hydrioten, den wir aus Wilhelm Müllers schöner Dichtung kennen.

An Stelle eines von Kimon erbauten Burgtores traten in perikleischer Zeit die berühmten Propyläen, die ganze Breite des Westabhanges einnehmend. Noch heute macht der Bau, obgleich seine Bedachung gänzlich zerstört ist, auf jeden

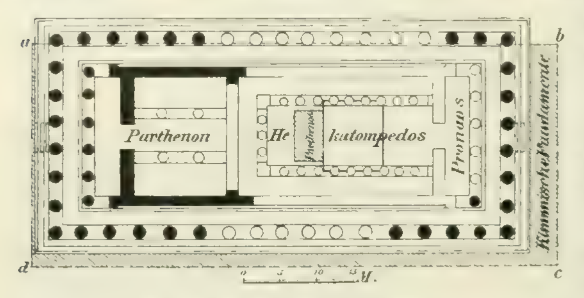


148. Grundriß der Propyläen.

Die gewundene Treppe westlich von der Pinakothek (B) führte zur Burgquelle Klepsydra. Das Agrippa-Postament vor der Südwestecke der Pinakothek trug in römischer Zeit auf eherner Quadriga den Vipsanius Agrippa, den Schwiegersohn des Kaisers Augustus. Auf den Podesten bei * standen Erzbilder der Dioskuren. Die als „pelasgisch" bezeichneten Mauerzüge gehören zu der ältesten, angeblich von den Pelasgern erbauten Befestigung. Der Torbau a b c d ist aus der Zeit vor den Perserkriegen. Der ihn verdrängende Prachtbau des Mnesikles war ursprünglich, wie Dörpfeld gezeigt hat, noch umfangreicher geplant, als er dann zur Ausführung kam; vgl. die (weiß gelassenen) Hallen nördlich und südlich vom Mittelbau des Mnesikles. Die „späten Werke" samt dem „Torweg" sind neuerdings abgetragen worden.

Besucher der Burg einen großartigen Eindruck: wie zum Willkommen strecken sich ihm, wenn er um die Nike-Bastion biegt, die leuchtenden Hallen von oben entgegen und wecken in ihm die Ahnung, daß noch Großartigeres sich hinter ihnen

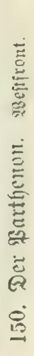
offenbaren wird. Dreigliedrig ist die Anlage: an den Mittelbau mit dem eigentlichen Torweg lehnt sich einerseits ein Südflügel, anderseits im Norden die sogenannte Pinakothek oder Bildersammlung an, wo allerhand der Athene geweihte Gemälde mit Darstellungen aus der Heldensage aufgehängt waren. Der eigentlichen Torwand sind beiderseits dorische Vorhallen (Propylaia) vorgelagert. Fünf Tore von verschiedener Größe sind durch die Wand gebrochen; das mittelste und größte läßt den Weg für Fuhrwerk, Reiter und Opfertiere durch. Diesen Fahrweg selbst flankieren innerhalb des Mittelbaues ionische Säulen mit einst reich bemalten Kapitellen. Das Auge des Eintretenden fiel auf eine Kassettendecke mit goldenen Sternen auf blauem Grund. Wie die beiden Vorhallen, so waren auch die sie krönenden Giebel einstens auf verschiedenem Niveau; ein schwieriges Problem, das aber der Architekt — er hieß Mnesikles — glänzend gelöst haben muß, da sein Giebelbau mustergültig wurde. Begonnen wurde der Bau im Jahre 437, als Athens Finanzen in höchster Blüte standen; fünf Jahre später kam er zu vorläufigem Abschluß. Kein Wunder, daß der Athener stolz war auf seine Propyläen und sie nie zu nennen vergaß, wo er die Wahrzeichen athenischer Größe aufzählte.



149. Grundriß des Parthenon.

Die mit a b c d bezeichneten Fundamente, auf unserer Zeichnung „Kimonische Fundamente" genannt, gehören zum Parthenon in seiner ältesten Gestalt. Schon vor den Perserkriegen hatte man nämlich an dieser Stelle einen Tempelbau begonnen, der aber, ehe er noch unter Dach kam, von den Persern verbrannt worden war.

Die Propyläen liegen hinter uns; wir stehen in der Burg geheiligtem Frieden. Der Felsgrund, den wir treten, zeugt auf Schritt und Tritt von frommer Hände Tätigkeit. Bald ist er geglättet, um Statuen oder kleine Heiligtümer zu tragen, bald zeigt er Einsatzlöcher zur Aufnahme von Bildstöcken und Inschriftblöcken, bald lesen wir auf ihm eine Widmungsschrift, die unvergänglich seiner Fläche eingemeißelt ist. In der Tat, ein einziges großes Weihgeschenk ist dieser weite Raum, noch heute ein beredtes Zeugnis für den gottesfürchtigen Sinn der Athener, den selbst der Apostel Paulus anerkennen mußte. Etwa 30 Schritte vom Tor bezeichnen mächtige Fundamentquadern den Standort der kolossalen Athena Promachos. Der athenische Ehrenpreis aus der Perser-Beute lieferte die Mittel zu dem 9 Meter hohen Erzbild, dessen Meister nach antiker Überlieferung kein geringerer als Phidias gewesen sein soll. In voller Rüstung prangte die Schirmherrin von Burg und Stadt; den mit Kampfszenen gezierten Schild hatte sie bereits ergriffen, um ihres Amtes als Promachos, d. i. Vorkämpferin, zu walten. An der Schulter lehnte die ragende Lanze, deren vergoldete Spitze dem Athener, wenn er vom Kap Sunion her der Heimat zusegelte, als erstes Anzeichen der Nähe Athens entgegenleuchtete. Der Göttin Antlitz war nach Westen gerichtet; so traf ihr gewaltiger Blick jeden Besucher der Burg und glitt zugleich hinunter auf Stadt und Land. Insbesondere dem Volk, das auf dem Markt sich bewegte, war die Göttin in ganzer Größe sichtbar



150. Der Parthenon. Westfront.

151. Der Westgiebel des Parthenon. Nach der Rekonstruktion von Karl Schwerzek.

und in ihrer majestätisch ruhigen und doch streitbaren Erscheinung die Verkörperung allmächtigen Gottesschutzes.

Wir folgen dem Hauptwege weiter und werden so an der Nordseite des Parthenon entlang vor dessen Ostfront und Haupteingang geführt. Auf der höchsten Stelle der Burg und ungefähr in ihrem Mittelpunkt, ganz aus pentelischem Marmor erbaut, war er der beherrschende Bau der Akropolis-Höhe. Den Architekten Iktinos und Kallikrates, dem Bildner Phidias und seinem Freunde Perikles, der die großen für den Bau nötigen Geldmittel flüssig machte, wird das Werk verdankt; es war die prächtigere Erneuerung eines von den Persern zerstörten Gebäudes, dessen Fundamente, auf unserer Karte (Abb. 145) mit „Athena-Tempel" bezeichnet, weiter nördlich zum Vorschein gekommen sind.

Der Tempel erhebt sich auf dreistufigem Unterbau: 46 dorische, etwa 10 m hohe Säulen reihen sich rings um die Cellawände; ja an den Schmalseiten wird die Säulenstellung gar eine doppelte. Zwanzig tieffurchige Kanneluren beleben die wuchtigen Säulenschäfte; eine leichte Anschwellung nach der Mitte zu und etwas nach innen geneigte Stellung erwecken den Eindruck organischen Lebens und freiwilligen Tragens. Über den großartig einfachen dorischen Kapitellen folgt der Hauptbalken (Architrav); metallene Kränze oder Binden zierten ihn; an der Westfront hingen acht, an der Ostfront vierzehn große Schilde, die Alexander der Große aus der Granikos-Beute stiftete. Der Triglyphenfries darüber zeigt über jeder Säule und jedem Säulenzwischenraum einen früher kräftig bemalten Dreischlitz (Triglyphe); dazwischen in den Metopen Reliefs. Ein mächtiges, einst farbiges Gesimse leitet zum Dach über, dessen Schrägen über den Schmalseiten Giebeldreiecke entstehen lassen. Mit einem kunstvollen System von Marmorziegeln war das Dach eingedeckt; an den Dachrändern der Langseiten trug es Ziegel in Palmettenform, desgleichen auf der Giebelspitze jederseits einen großen Stirnziegel; an den unteren Giebelecken waren goldene Ölkrüge aufgestellt. Um die Außenwand der Tempelzella selbst zog sich nahe der Decke der berühmte Fries; eine reiche Kassettentäfelung lag über dem Säulenumgang.

Das Innere des Tempels teilte eine Quermauer in zwei ungleiche Räume; der östliche, größere

war das eigentliche Heiligtum. Hier stand auf einem Podium das berühmte Goldelfenbeinbild der Stadtgöttin Athena; auf den Seiten und im Rücken des Götterbildes erhob sich eine zweigeschossige dorische Kolonnade. Die Decke hatte keine Lichtöffnung, sondern alles nötige Licht drang durch die große Tür im Osten ein. Der westliche Cellaraum hieß im engeren Sinne der Parthenon; vier ionische Säulen stützten seine Decke. Er war eine Art Garderobe und Rüstkammer der Göttin; außer kostbarem Gerät für die Feste wurde hier auch der große Bundesschatz verwahrt.

Wenden wir uns nun dem plastischen Schmuck des Parthenon zu. Da gab es zunächst Rundbilder in den Giebelfeldern; im östlichen sah man Athene, die eben gewappnet des Göttervaters Stirn entsprungen war; neben ihnen standen staunend die anderen Götter. Der Westgiebel (vgl. Abb. 151) schilderte den Wettbewerb Poseidons und Athenes um die Schutzherrschaft über die Stadt Athen; beide Götter waren auf Viergespannen herbeigeeilt, Athene hatte ihren Ölbaum gepflanzt, Poseidon als sein Wahrzeichen den Salzquell auf der Burg entspringen lassen — und nun prallen sie aufeinander. Zeugen des Vorgangs sind die Heroen des Landes; sie schlichten den Streit der Götter, indem sie beide auf ihrer Burg zu ehren beschließen. Die arg verstümmelten Fragmente, die von diesen Giebelfiguren auf uns gekommen sind, bedeuten gleichwohl den Höhepunkt griechischer Kunst. Mehr als die Komposition der Gruppen wird Phidias nicht geleistet haben; die Ausführung mußte er hier wie bei dem übrigen Skulpturenschmuck des Tempels seinen Gehilfen überlassen.

Waren in den Giebeln vor allem Götter dargestellt, so im Hochrelief der Metopen Heroen, paarweise zum Zweikampf geordnet: der Trojanische Krieg, die Abwehr der Amazonen, besonders der so beliebte Lapithen- und Kentaurenkampf (vgl. Abb. 29) lieferten die Motive. Das Treiben der Sterblichen endlich kam im Flachrelief des Cellafrieses zur Wiedergabe. Ein Festzug, wie man sie im gottesfürchtigen Athen oft, besonders aber am Panathenäenfeste, zu sehen bekam, schlang sich als reichgewirktes Band hoch oben um die ganze Länge der Cellawand. Im Westen erblickt man die Vorbereitungen zum Zuge, auf den Langseiten ist er bereits in vollem Gang (vgl. Abb. 137); Fußgänger, Reiter und Gespanne bewegen sich auf Nord- und Südwand ostwärts, um vor der Ostfront, wo die Götter das Nahen des Huldigungszuges erwarten, sich zu vereinen. Auf der Abb. 152 sehen wir drei dieser Götter, wahrscheinlich Poseidon, Apollo und Artemis, andere auf Abb. 153. Sie schauen dem Festzug huldvoll zu und nehmen an der Freude der Sterblichen teil. So helfen die Künstler, den Menschen ihre Götter nahe zu bringen und ihnen Vertrauen auf die göttliche Hilfe einzuflößen. Noch deutlicher zeigt sich dies Bestreben in den großen Werken des Phidias, den gewaltigen Standbildern im Parthenon und in Olympia.

Im Jahre 438 war der Tempel vollendet, und die Parthenos des Phidias konnten ihren Einzug halten. Am Holzkern dieser 12 m hohen Statue waren Elfenbeinplatten und Goldblech befestigt, aus jenen die nackten Teile, aus diesen Gewand und Rüstung geformt. Vierzig Talente wog der Goldschmuck, der abnehmbar war und, als Phidias der Veruntreuung des anvertrauten Goldes bezichtigt wurde, nachgewogen werden konnte. Auf niederem Postament stand die Göttin in langem, bis zu den Füßen wallendem Gewand, das linke Bein etwas seitwärts gestellt, sonst bewegungslos in göttlicher Ruhe. Auch das Antlitz zeigte

152. Vom Ostfries des Parthenon: Götterversammlung, wahrscheinlich Poseidon, Apollon, Artemis.



153. Vom Ostfries des Parthenon: Götterversammlung.
Jetzt im Britischen Museum zu London.

154. Aus dem Ostgiebel des Parthenon (vielleicht Theseus). Jetzt in London.



155. Reitergruppe vom Nordfries des Parthenon.

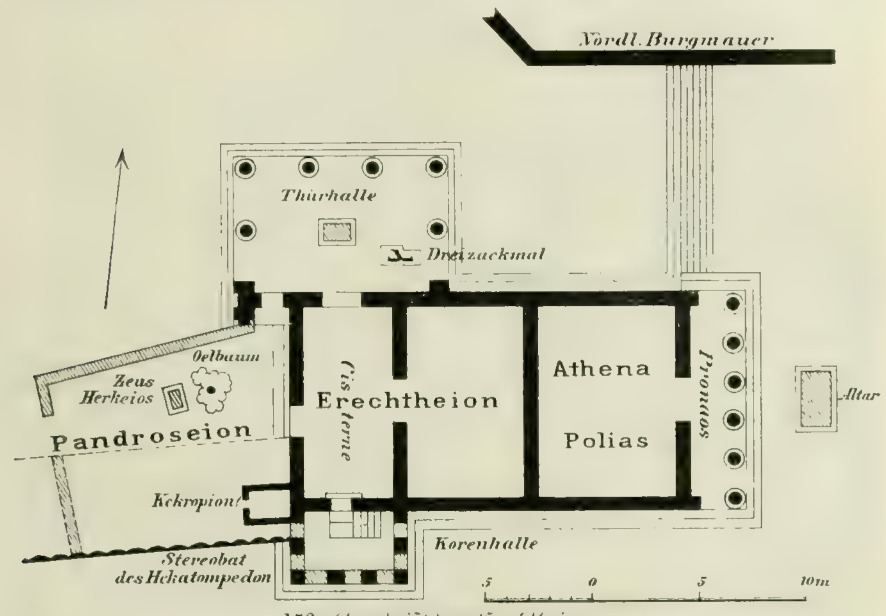
den leidenschaftslosen Frieden der Himmlischen; sich selbst genug schaute sie über der Menschen Treiben hinweg in die Ferne. Die Schultern deckte die kurze Ägis mit wirrem Schlangengeringel; eine Schlange war ihr Gürtel. Auf dem von Locken umspielten Haupte saß der kunstreiche Helm, dessen Mittelbügel eine kauernde Sphinx, dessen Nebenbügel jederseits ein geflügelter Pegasus stützte; denn dreifach war der altertümlich hohe Helmbusch. Auf der vorgestreckten Rechten schwebte eine geflügelte Nike mit Girlande in den Händen. Eine Säule diente der stark belasteten Hand der Göttin zur Stütze und hielt zugleich dem mächtigen Schild an der Linken, hinter dem die Burgschlange lauerte, das Gegengewicht. An der linken Schulter lehnte der Speer. Alle Goldteile waren reich ziseliert. Greifen und anderes Getier schmückten den Helm; die Außenseite des Schildes zeigte Amazonen im Kampf gegen Griechen; einem der letzteren, einem kahlköpfigen Alten, lieh Phidias die eigenen, einem anderen des Perikles Züge, wodurch er sich angeblich eine Anklage wegen Gotteslästerung zuzog. Auf der Innenseite des Schildes sah man die himmelstürmenden Giganten, am Rande der Sohlen Lapithen- und Kentaurenkämpfe in getriebener Arbeit dargestellt.

Gebaut wie für die Ewigkeit hat der Parthenon die Jahrhunderte überdauert, aber die Spuren seines Alters trägt er unverkennbar an sich. Erstmals wurde er stark mitgenommen, als man den Tempel der jungfräulichen Göttin in eine Kirche der Jungfrau Maria umwandelte. In beiden Giebeln wurden damals Bildnischen mit Heiligen mitten zwischen die Götter eingefügt. Nach der Eroberung Athens durch die Türken 1460 wurde diese „große Kirche von Athen" in eine Moschee verwandelt und an der Südwestecke ein Minaret gebaut. Ganz verhängnisvoll wurde für den Bau, daß er den Türken auch als Pulverkammer diente: am 26. September 1687 traf ihn ein Lüneburger Leutnant, der unter dem Venezianer Morosini die Burg bombardieren half, so unglücklich, daß mit dem Pulver das ganze Mittelstück des Tempels aufflog. So ist nur eine zerstörte Ruine auf uns gekommen: das flache Dach fehlt, es fehlen viele der Säulen, die Farben sind verblichen, die Skulpturen zerschlagen oder außer Landes geschleppt. Nur für die künstlichen Farbtöne hat die Natur reichen Ersatz geschaffen, denn das im Marmor enthaltene Eisen hat oxydiert und ein prächtiges Gold über das Gestein gesponnen, während dunkle mikroskopische Moose auf der Wetterseite zur goldigen Pracht den kräftigen Schatten liefern. Und so bleibt trotz aller Verwüstung der Parthenon das ideale Werk der Baukunst, an malerischer Wirkung von kaum einem Bau der Welt überboten.

Nahe dem Nordrand des Burgplateaus lag der zweitgrößte Tempel der Akropolis, das Erechtheion, das „feste Haus" des sagenhaften Königs Erechtheus, wo seit alters unter einem Dache die Stadtgöttin und Poseidon-Erechtheus verehrt wurden; in ihm stand eine uralte, angeblich vom Himmel gefallene Athene-Statue aus Olivenholz, das gefeiertste Götterbild der Stadt, für das alle vier Jahre von den vornehmsten Jungfrauen ein neues Prachtgewand gewoben wurde. Hier zeigte man Athenes Ölbaum und den Salzquell Poseidons; auch die Burgschlange sollte unsichtbar hier hausen.

Wie die anderen Bauten der Burg wird auch das Erechtheion gleich nach den Perserkriegen notdürftig wiederhergestellt worden sein; der zierliche Neubau, dessen Trümmer wir besitzen, datiert erst vom Ende des 5. Jahrhunderts. Höchst eigenartig ist der Grundriß des Gebäudes, doch erklärt er sich daraus, daß dieser

Tempel mehreren Gottheiten gemeinsam war und eine Anzahl unverrückbarer Heiligtümer unter ein Dach bringen mußte. Der Hauptgebäudekern zieht von Osten nach Westen und zeigte einst Giebel, doch ohne Giebelfiguren, nach eben diesen Seiten. Ihm sind im Osten und ebenso an der Nordwest- und Südwestecke Vorhallen angebaut. Die östliche Halle stützen sechs ionische Säulen von ganz besonders reicher Kapitellbildung. Über dem dreiteiligen Hauptbalken folgte ein Marmorfries von weißen Figuren auf schwarzem Grund. Der Ostraum, den man aus dieser Halle betrat, war der Stadtgöttin, der Athena Polias, geweiht. Zu dem tiefer gelegenen Westraum gelangte man durch die an der Nordwestecke angebaute



156. Grundriß des Erechtheions.

Halle. Im Plattenbelag dieser Halle war eine Lücke, durch die man in zerklüftetes Gestein hinabschauen konnte: hier hatte Poseidon seinen Dreizack eingestoßen. Trat man aus dieser Halle durch die großartig schöne Tür ins Innere, so befand man sich an der Stelle, wo Poseidon die Meerwasserlache aus dem Felsen gezaubert hatte (da, wo auf Abb. 156 das Wort Zisterne steht). Vor der Westfront des Tempels aber stand, sorgfältig eingefriedigt, der heilige Ölbaum der Athene, der Mutterbaum aller Oliven des attischen Landes. Den schönsten Schmuck des Ganzen bildet der kleine Vorbau an der Südwestecke, die sogenannte Korenhalle (Abb. 157). Sie erhebt sich auf den Fundamenten jenes alten Athene-Tempels, den wir als Vorgänger des Parthenon früher (S. 246) erwähnten. Auf hoher Brüstung stehen statt der Säulen sechs Mädchen von kräftigem Wuchs in nur wenig verschiedener und doch nicht einförmiger Haltung, ein leichtes Gebälk mit flachem Dach mühelos tragend. Auch das Erechtheion ist im Laufe der Jahrhunderte schwer heimgesucht worden; aber trotz aller Verwüstung bleibt es ein Meister- und



157. Die Korenhalle vor der Südseite des Erechtheions.
Im Innern der kleinen Halle wurde das Grab des sagenhaften Königs Kekrops gezeigt.

Musterwerk ersten Ranges, das die Baukunst aller Zeiten in ganz einziger Weise beeinflußt hat; da ist keine Einzelheit an dem ganzen Tempel, die nicht tausendfach in der abendländischen Architektur nachgeahmt worden wäre.

Soviel von den Bauten der Burg. Am Südabhang derselben finden wir noch einige wichtige Anlagen, die hier erwähnt werden müssen, obgleich sie zum Teil erst erheblich später entstanden sind. Da ist zunächst das Odeion des Herodes Attikos, eines vornehmen Atheners, der einen guten Teil seiner unermeßlichen Reichtümer zur Verschönerung seiner Vaterstadt verausgabt hat. Es hat im wesentlichen dieselbe Einrichtung, wie das gleich zu besprechende Dionysos-Theater, nur ist es kleiner und hatte ein Dach aus Zedernholz.

Vom Odeion zum östlicher gelegenen Theater zog sich einst eine zweischiffige Halle, deren Estrich und Rückwand sich erhalten haben. König Eumenes II. von Pergamon hatte sie erbaut, damit sie den Besuchern des Theaters als Foyer und Zufluchtsort bei schlechter Witterung diene.

Oberhalb dieser Halle, näher am Burgfelsen, lag das Heiligtum des Asklepios. In gesündester Südlage, an reichlichen Quellen, hatte sich hier in schattigem Haine eine großartige Heilanstalt entwickelt: zwei Tempel des Gottes selbst erhoben sich hier, daneben Wohnungen für eine zahlreiche Priesterschaft, endlich Hallen, in denen die Heilung Suchenden gebettet wurden, um des Gottes Traumorakel zu empfangen.

An das Asklepieion grenzt im Osten der heilige Bezirk des Dionysos. Man erkennt noch in einer kreisrunden Anlage (auf Abb. 145 punktiert) den alten Tanzplatz, die Orchestra, wo in ältester Zeit die Gläubigen um den Altar des Dionysos ihre Reigen schlangen, wo dann später besondere Choreuten kunstvollere Tänze aufführten, bis schließlich einer aus dem Chor, wohl anfangs der Dichter selbst, einen neben dem Altar stehenden, zum Zerlegen des Opferfleisches dienenden Tisch bestieg und von hier aus mit den übrigen Choreuten in Wechselrede sich erging.

Bald wird man dann, damit der Schauspieler auch auf- und abtreten konnte, auf der Orchestra ein Zelt (griechisch: Skene) aufgeschlagen haben, woraus sich nach und nach das Bühnenhaus oder die Szene mit ihren Türen und Dekorationen entwickelte, die bis ins vierte Jahrhundert aus Holz und Zeug hergestellt und ähnlich wie unsere Marktbuden für jede Aufführung besonders aufgeschlagen worden zu sein scheint. Die Zuschauer konnten jetzt nicht mehr im Kreise die Orchestra umstehen, sondern drängten sich um den der Bühne gegenüberliegenden Halbkreis.

Je mehr das Spiel sich entwickelte, indem zum ursprünglichen einen Schauspieler durch Äschylos ein zweiter, durch Sophokles ein dritter hinzukam, und je mehr es infolgedessen zu sehen gab, um so nötiger wurde es, auch für die Bequemlichkeit der Zuschauer zu sorgen. So baute man für jede Vorstellung hölzerne Gerüste, auf denen das Publikum stand oder saß. Der Platz auf diesen Gerüsten war knapp bemessen, wenigstens hören wir, daß man gelegentlich schon vor Tagesanbruch in das Theater eilte und sich dort wohl gar um die Plätze schlug. In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts brachen die überfüllten Gerüste zusammen und begruben viel Volks unter ihren Trümmern; trotzdem scheint man sich nach wie vor damit beholfen zu haben, und so werden wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß von Holz die Szene war, vor der die Stücke eines Äschylos und Sophokles, eines Euripides und Aristophanes zuerst zur Aufführung gelangten, und daß auf hölzernen Gerüsten das Publikum stand oder saß, das

zum erstenmal diese herrlichen Dichtungen aufführen sah. Spärlich genug wird auch die Dekoration gewesen sein, mit der man in klassischer Zeit dieses hölzerne Bühnenhaus verkleidete. Was bedurfte es aber auch großartiger Zurüstungen unter Attikas freiem Himmel, wo die Natur selbst die reichste Szenerie in Näh' und Ferne stellte? Wenn hier der Dichter die Schönheit des attischen Heimatlandes pries — jeder Hörer sah sie, empfand sie mit frohen Sinnen. Wenn er das



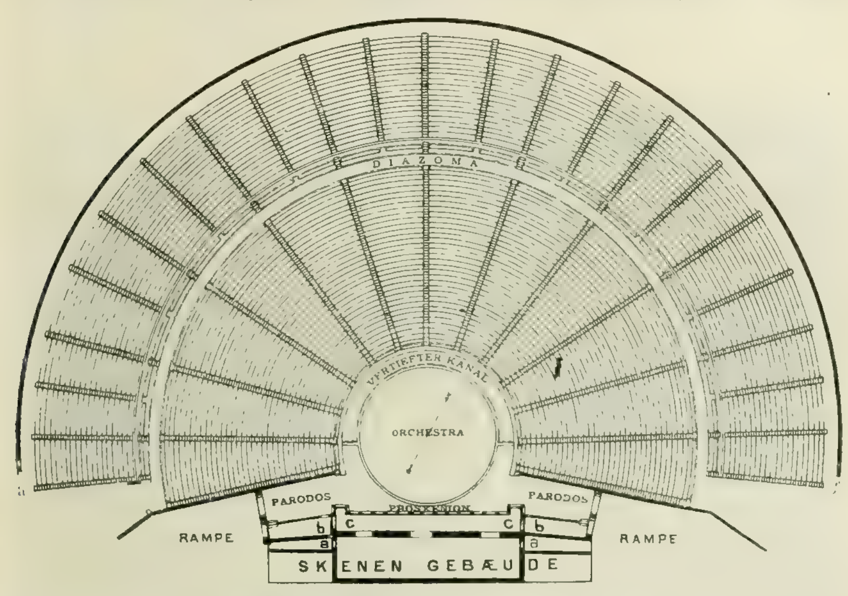
158. Der Zuschauerraum des Dionysos-Theaters zu Athen.

Jede Stufe diente zugleich als Sitz und als Fußbank für den Hintermann. Man saß im allgemeinen nach Phylen geordnet. Die jetzt noch sichtbaren Trümmer der Bühnenwand mit der fünfstufigen Treppe davor stammen erst aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert; man spielte damals nicht mehr vor dieser Wand in der Orchestra, sondern auf dem schmalen Podium darüber.

gewaltige Meer besang und seine Herrlichkeit — dort blaute es traumhaft schön vor aller Augen. Erinnerte er an die Götter, an ihre herrlichen Sitze im gottgeliebten Athen — von seinem freien Platze aus konnte jeder sie sehen und ihrer Pracht sich stolz erfreuen. Und mahnte er gar an der Vorzeit Taten, die Athen so groß gemacht, wie anschaulich wurden seine Worte dem horchenden Volk in der Runde! Denn dort schaute es ja die felsige Salamis, wo der große Sieg gelang, dort das äginetische Eiland, die ruhmvoll bezwungene Rivalin.

Das vierte Jahrhundert hat im Dionysos-Bezirk alles neu gestaltet. An Stelle des aus Holz gezimmerten Bühnenhauses und der Gerüste traten jetzt monumentale Steinbauten, die um das Jahr 330 zu einem gewissen Abschluß gebracht wurden.

Wohl war auch früher schon bei der jeweiligen Aufstellung der Schaugerüste der nahe Burgabhang von Vorteil gewesen, so erhielt dieser jetzt teils durch Abarbeitung, teils durch Erdanschüttung die nötige Form und Steile, um unmittelbar als Unterlage für die Sitzstufen dienen zu können; im Halbrund legten sich diese um die jetzt dicht an den Burgfelsen herangerückte Orchestra, Ring um Ring bis hinauf an den Fuß der Burgmauer (vgl. Abb. 145). Der riesige Stufenbau bot nicht

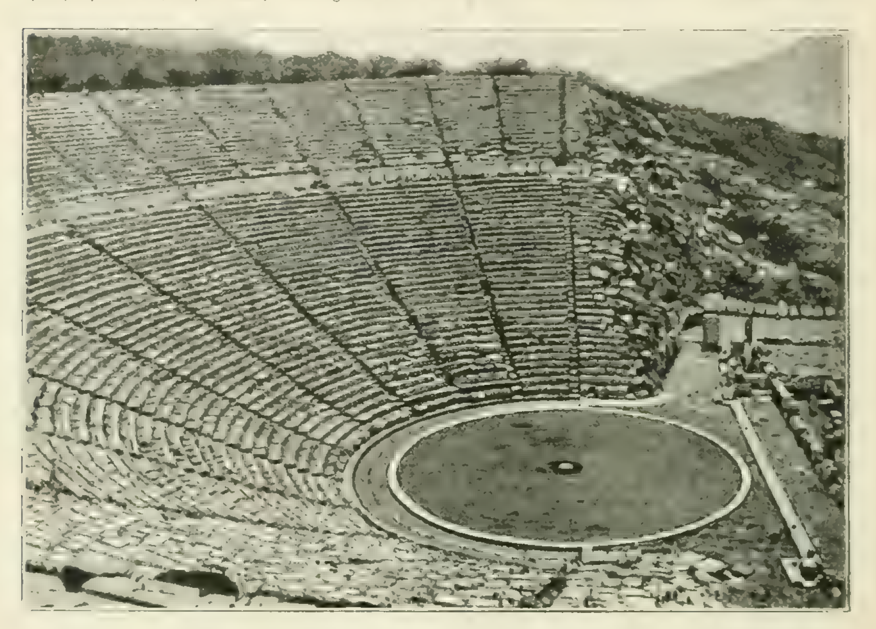


159. Grundriß des Theaters zu Epidauros,
als Beispiel einer Bühnenanlage des 4. Jahrhunderts.

Eine 3½ m hohe, mit 14 ionischen Halbsäulen verzierte, von Türen durchbrochene Wand bildete den Hintergrund für das Spiel (das Proskenion), wobei sich die Schauspieler noch immer auf gleicher Höhe mit dem Chor in der hier kreisrunden Orchestra bewegten. Das flache Dach, das von der Proskenionswand und den parallel damit verlaufenden Mauern des Skenengebäudes getragen wurde, diente als Spielplatz für die Götter (Theologeion), die steil ansteigenden Rampen rechts und links vom eigentlichen Bühnengebäude (a b, a b) ermöglichten es, irgendwelche Theatermaschinen auf das Dach der Bühne und zum Theologeion hinaufzubefördern. Wo man seit dem 4. Jahrhundert solch ein steinernes Schauspielhaus mit seinen verhältnismäßig bequemen Sitzgelegenheiten und der guten Akustik besaß, da hielt man in demselben meist auch die Volksversammlungen ab. Die Redner standen dann auf der Terrasse über der Proskenionswand, also auf dem Theologeion, das darum oft auch einfach Logeion, d. h. Redeplatz genannt wird. Erst späterer Zeit war es vorbehalten, auch den Platz, wo die Schauspieler auftraten, auf die Höhe des Logeions zu erheben, und diese zu seiner Zeit übliche Bühnengestalt ist es, die der römische Architekt Vitruv uns ausführlich beschrieben hat.

weniger als 27—30 000 Menschen Platz zum Sitzen. Für den Verkehr dieser Massen auf und nieder führten vierzehn Treppen radienartig durch den ganzen Raum und zerlegten diesen in dreizehn keilförmige Abteilungen. Auf der Stirnseite der Stufen, die als Sitz- und Fußbank zugleich dienten, sind in Abständen von 0,33 m vertikale Striche eingemeißelt, welche die einzelnen Plätze abgrenzen. Auf den obersten Reihen hatten die Frauen ihre Plätze. Besondere Ränge waren den Buleuten und Epheben angewiesen. In der untersten Reihe aber saßen auf bequemen Marmorsesseln die Priester und Priesterinnen, die Archonten und Feldherren und Wohltäter der Stadt, gelegentlich auch die Gesandten fremder Völker.

Eine vielumstrittene Frage ist die nach der ursprünglichen Einrichtung des Bühnenhauses. Denn da dieses naturgemäß häufig Umbauten erlitt, um den zunehmenden Ansprüchen an die Bühnenausstattung zu genügen, so ist sein ursprünglicher Zustand überall verwischt. Andeutungen in den Theaterstücken selbst und Angaben antiker Bühnenschriftsteller aber zwingen, wie Dörpfeld überzeugend lehrte, zu der Annahme, daß ursprünglich Schauspieler und Chor auf demselben Niveau sich vor der aus Holz erbauten Vorderwand des Bühnenhauses, dem Proskenion, bewegten und lediglich durch Stelzfüße, die sogenannten



160. Der Zuschauerraum des Theaters zu Epidauros.

Inmitten der Orchestra ist ein runder Stein, gerade recht, um einem runden Altar als Fundament zu dienen. Aber merkwürdigerweise hat sich in keinem der vielen uns bekannten Theater im Mittelpunkt der Orchestra ein Altar gefunden, so daß es doch fraglich ist, ob in klassischer Zeit hier wirklich ein solcher gestanden hat.

Kothurne, und hohe Masken aus der Schar der Choreuten sich heraushoben. Die Türe inmitten der Proskenionswand wurde von den Schauspielern nur benutzt, wenn sie aus dem Palast oder Tempel herauszutreten hatten, vor dem der Schauplatz des Stückes gedacht war. Kamen sie dagegen sonst woher aus der Stadt oder gar aus der Fremde, so benutzten sie gleich dem Chor die 2—3 m breiten Gänge, die zwischen dem Bühnenhaus und dem Zuschauerraum lagen und Parodoi hießen, und zwar galt es in Athen als Regel, daß die aus der Stadt kommenden Schauspieler durch die Parodos zur Rechten, die vom Lande kommenden durch die zur Linken auftraten. Das flache Dach über dem Proskenion wurde von den Göttern benutzt, die etwa in dem Stück auftraten, und hieß daher das Theologeion (d. i. Sprechplatz der Götter). Schließlich sei erwähnt, daß irgendwo in der Orchestra auch die „Stabhalter" saßen, welche für einigermaßen anständiges Benehmen des höchst lebhaften Publikums zu sorgen hatten.

Ein erhebender Anblick muß es gewesen sein, wenn an den großen Dionysien im März oder an den Lenäen im Januar der weite Zuschauerraum des athenischen Theaters mit bekränzten Festgenossen sich füllte. Bei kaum einer anderen Gelegenheit kam das Volk in so großer Menge zusammen, nie war es empfänglicher für jeglichen Eindruck. Welche Ehre daher, vor dieser nach Tausenden zählenden Versammlung, die nicht nur aus Einheimischen, sondern auch aus vielen Fremden bestand, in der Zahl derer ausgerufen zu werden, die das Volk wegen ihrer Verdienste um die Gemeinde mit Kränzen beschenkt hatte. Wie mußte es bei jedem Athener die Liebe zur Vaterstadt wecken, wenn vor Beginn des Schauspiels der Herold auftrat und die zu Epheben herangereiften Waisen der im Krieg gefallenen Bürger in der neuen Rüstung vorführte, mit der die Stadt ihre bisherigen Pfleglinge beschenkt hatte, ehe sie dieselben nun aus ihrer Fürsorge entließ.

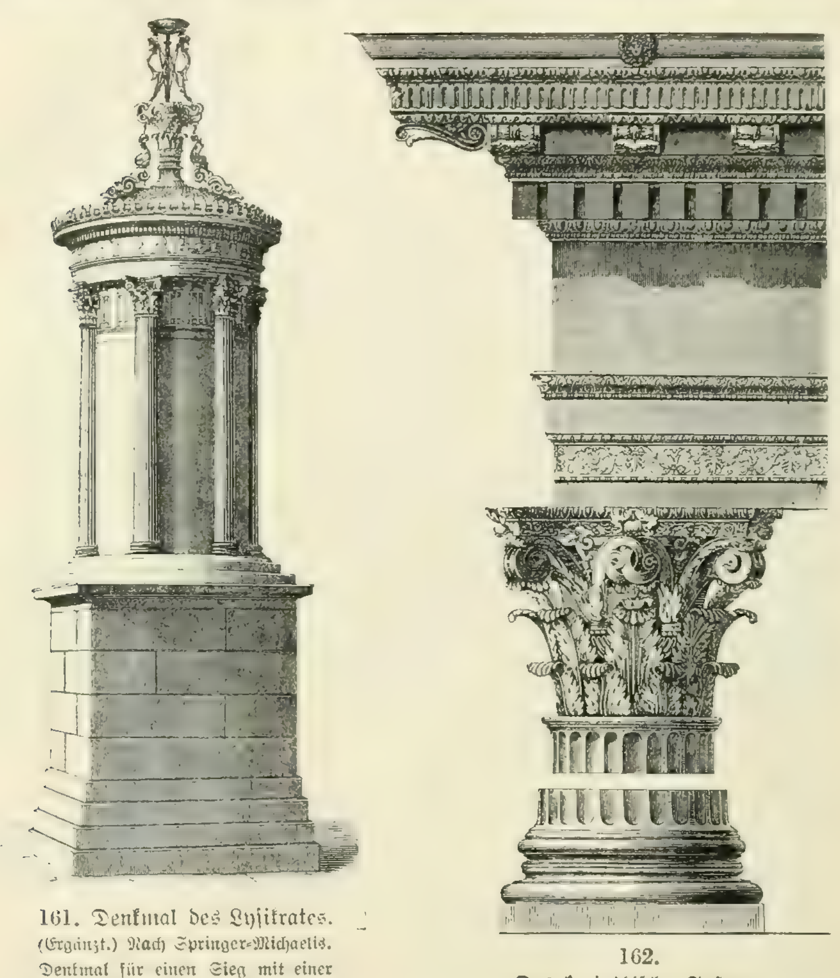
Im engsten Zusammenhang mit dem Theater stehen die sogenannten chore- gischen Denkmäler. Diejenige Phyle nämlich, deren Chor im Theater gesiegt hatte, erhielt als Preis einen bronzenen Dreifuß; dem Choregen aber, welcher für seine Phyle bereits die großen Kosten der Ausstattung und Einübung des Chores getragen hatte, fiel auch noch die Ehrenpflicht zu, jenen Dreifuß auf einem monumentalen Postament zur Aufstellung zu bringen. Natürlich war das Theater und dessen Umgebung der am meisten angezeigte Standort für diese Dreifußdenkmäler. Am zahlreichsten standen sie auf der Straße, die vom Prytaneion sich um die Ostseite der Burg zog und ein beliebter Spaziergang war. Sie führte den Namen „die Dreifüße“; denn auf ihr reihte sich ein Dreifußdenkmal an das andere, zum Teil Werke hochberühmter Meister.

Eines dieser zierlichen Postamente ist das Monument des Lysikrates (Abb. 161), der im Jahre 335/34 mit einem Knabenchor gesiegt hatte. Die Ähnlichkeit mit einer Laterne hat diesem Bauwerk beim Volke den Namen „Laterne des Demosthenes“ eingetragen. Der kleine Bau besitzt noch dadurch ein besonderes Interesse, daß er eines der ältesten Beispiele des korinthischen Baustils ist (Abb. 162). Auch bei dieser Bildung hat Ägypten das Vorbild geliefert; auch dort kommt dies korbförmig hohe, von Pflanzengebilden umrankte Kapitell häufig vor, nur daß ihm die vollendete Anmut fehlte, die erst griechische Architekten ihm verliehen. Die gewöhnliche Anordnung beim korinthischen Kapitell war die, daß zwei Reihen von je acht Akanthusblättern so um den Säulenkern gereiht sind, daß die längeren mit den kürzeren abwechseln: aus diesem Blätterkranz heben sich dann acht paarweise zusammenstoßende Ranken, die sich mit ihren Voluten unter die Ecken des übertragenden Abacus schmiegen. Zwischen diesen Eckvoluten wachsen dann noch acht kleinere Ranken empor, die sich gleichfalls paarweise zusammenneigen und über ihren Vereinigungspunkten eine Palmette oder Blume tragen. Basis und Kannelierung der Säule ist im übrigen genau wie bei der ionischen, desgleichen das Gebälk.

Bei dem Lysikrates-Denkmal ist von besonderer Schönheit die Rankenblume aus Akanthuslaub, welche sich über dem Dach erhebt und auf ihren drei Hauptranken den Siegesdreifuß trug. Köstlich frisch, doch leider sehr zerstört, ist auch der Fries, der sich um den Architrav schlingt und die dionysische Sage von der Verwandlung tyrrhenischer Seeräuber in Delphine mit feinem Humor zur Darstellung bringt.

In demselben korinthischen Stil ist das Olympieion erbaut, das in der Oststadt nahe dem Ilisos-Ufer sich erhob. Peisistratos hatte einst den ge-

waltigen Bau in dorischem Stil begonnen; aber bevor noch dies Denkmal seiner Allmacht vollendet war, mußten seine Söhne Athen verlassen. Das Werk blieb liegen, bis der syrische König Antiochus IV. es wieder aufnahm; aber auch er starb darüber weg. Weitere 300 Jahre vergingen, bis der römische Kaiser Hadrian,



161. Denkmal des Lysikrates.
(Ergänzt.) Nach Springer-Michaelis.
Denkmal für einen Sieg mit einer Choraufführung am Dionysos-Feste.

162.
Das korinthische System.

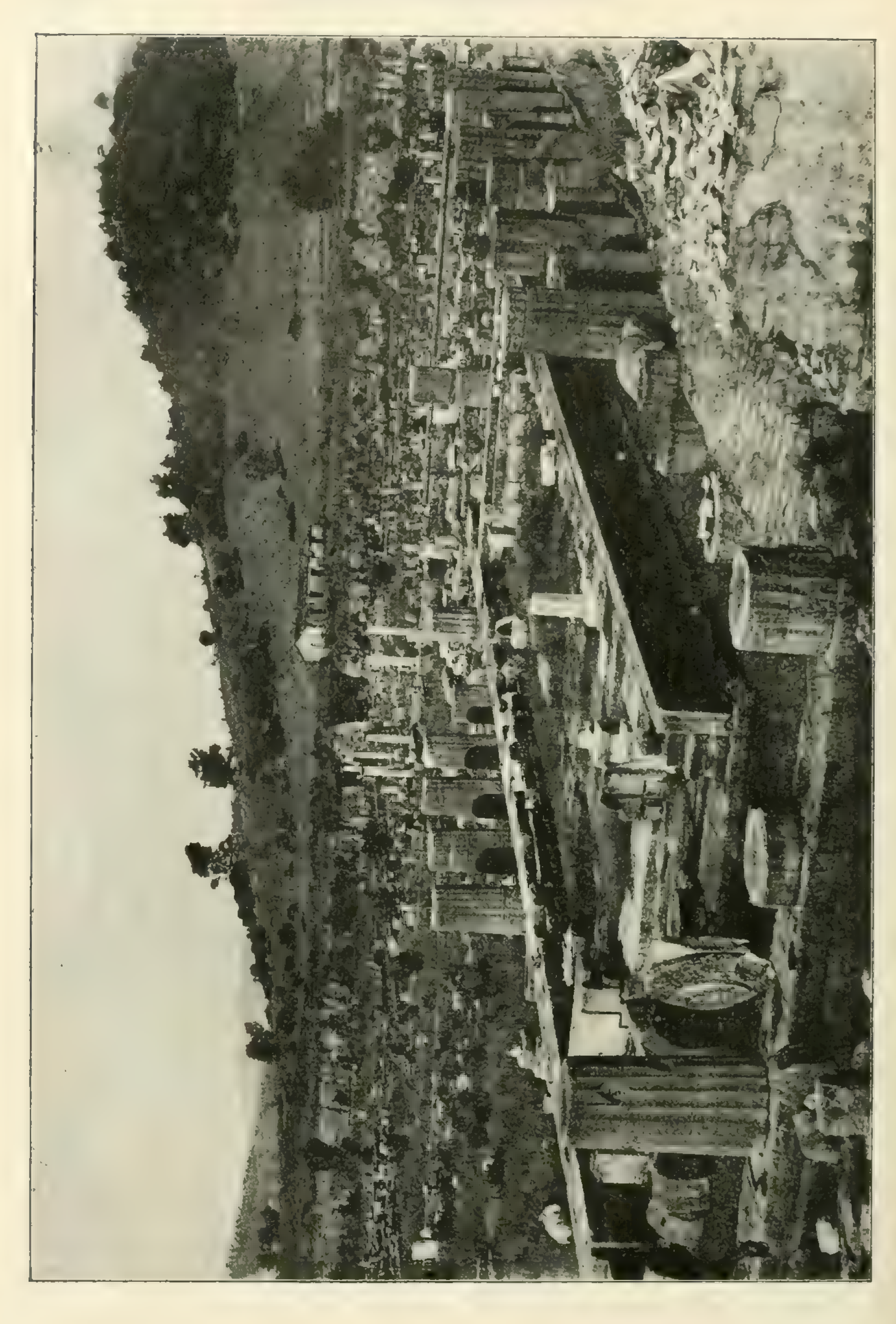
dem Athen auch sonst viel verdankte, diesen größten Tempel auf europäischem Boden zur Vollendung brachte. Von den Feinheiten, die wir am Parthenon oder Erechtheion beobachten konnten, finden wir an den 15 allein noch stehenden Säulen des Olympieion nichts: der Bau wollte weniger durch schöne Arbeit als durch Masse wirken. Wie riesenhaft seine Verhältnisse waren, veranschaulicht am besten die eine im Jahre 1852 vom Sturm gefällte Säule, die mit ihren Trommelblöcken und dem 3 m breiten Kapitell weithin die Erde deckt. Und solcher Riesen waren es

weit über hundert, in doppelter Reihe an den Langseiten, in vierfacher an den Fronten geordnet! Eine Abbildung der Ruine findet man auf dem letzten Bilde des Buches.

Soviel von der Bautätigkeit im klassischen Athen, die wir etwas eingehender schilderten, weil hier in der Tat das Vollendetste auf dem Gebiet griechischer Architektur geleistet wurde. Aber irrig wäre es, zu glauben, daß nur hier im 5. Jahrhundert die Baukunst blühte. Sie blühte gleichzeitig an vielen anderen Orten; überall waren Tempel wieder aufzubauen, die der Perser zerstört hatte; überall trieb der erwachte Kunst- und Schönheitssinn dazu, die unvollkommenen Werke älterer Zeit durch Neubauten zu ersetzen. Der Raum gestattet uns nicht, dies im einzelnen nachzuweisen. Nur an einem Platz wollen wir noch der Betätigung der Baulust und Baukunst etwas genauer nachgehen, in Olympia (vgl. Abb. 88).

Wir sprachen schon oben von der hohen Bedeutung der olympischen Festspiele für das griechische Volkstum. Wir schilderten eingehend das bewegte Leben, das zur Zeit der Wettkämpfe sich im Alpheios-Tal entfaltete. Wir haben auch bereits von der glorreichen Ausgrabung gesprochen, die von deutschen Männern auf diesem großartig historischen Boden vorgenommen wurde. In Trümmern sind dabei eine ganze Reihe der merkwürdigsten Bauten zutage getreten. Erwähnt sei vor allem das sogenannte Heraion, in dem ursprünglich Zeus und Hera gemeinsam verehrt wurden (vgl. Abb. 163). Es ist nicht nur der älteste Tempel Olympias, sondern aller bisher bekannten griechischen Tempel überhaupt. Sein Gebälk bestand offenbar zu allen Zeiten aus Holz, denn man hat keine Spur desselben entdecken können. Auch die Säulen waren ursprünglich von Holz und wurden, wie sich nachweisen läßt, nach Bedürfnis im Laufe der Jahrhunderte nach und nach durch steinerne ersetzt. Die schon lange ausgesprochene Vermutung, daß der antike Tempel aus dem Holzbau herzuleiten und seine Formen aus den Bedingungen des Holzbaues zu erklären seien, hat durch das Heraion eine auffallende Bestätigung erfahren. Zwischen zwei Säulen dieses Tempels hatte der Hermes des Praxiteles seinen Standort (vgl. Abb. 90).

Das Hauptheiligtum der Altis — so hieß der von einer Mauer umzogene Festplatz zu Olympia — war seit der Mitte des 5. Jahrhunderts der neuerbaute Zeus-Tempel. Die Bauglieder waren mit Ausnahme der Bildwerke und des Daches aus einem in der Nähe gebrochenen Muschelkalk hergestellt, der einen Stucküberzug mit Bemalung unbedingt nötig machte. Auf höchster Giebelhöhe stand eine vergoldete Nike, die wahrscheinlich der Bildhauer Paionios schuf. An den Giebelecken waren Dreifüße aufgepflanzt. In den Metopenfeldern erblickte man allerhand Taten und Abenteuer des Herakles, der nach der Überlieferung die olympischen Spiele eingeweiht haben soll. Der Ostgiebel veranschaulichte, wie Pelops und Önomaos sich zur Wettfahrt um den Besitz der Hippodameia rüsten (vgl. o. S. 64): Zeus selbst, der gefeierte Kampfhort und höchste Schiedsrichter von Olympia, war in der Mitte zugegen; zu seiner glückverheißenden Rechten stand Pelops, zur Linken Önomaos. Neben Pelops folgte weiterhin Hippodameia, neben Önomaos sein Weib Sterope; hierauf beiderseits ein Viergespann mit der zugehörigen Bedienung, endlich in den Giebelecken die liegenden Gestalten der Flußgötter Alpheios und Kladeos. Das Ganze ist auffallend steif und schematisch. In bezug auf Erfindungsgabe und Kunst, den Raum zu füllen, können sich diese elischen Bildhauer auch nicht von ferne den Meistern der etwa gleichzeitigen Parthenongiebel vergleichen.



163. Trümmer des Heraions zu Olympia.



Gespann des Pelops. Hippodameia. Pelops. Zeus. Onomaos. Sterope. Myrtilos mit Gespann des Onomaos.

Östliche Giebelgruppe: Vorbereitung zum Wettrennen zwischen Onomaos und Pelops.

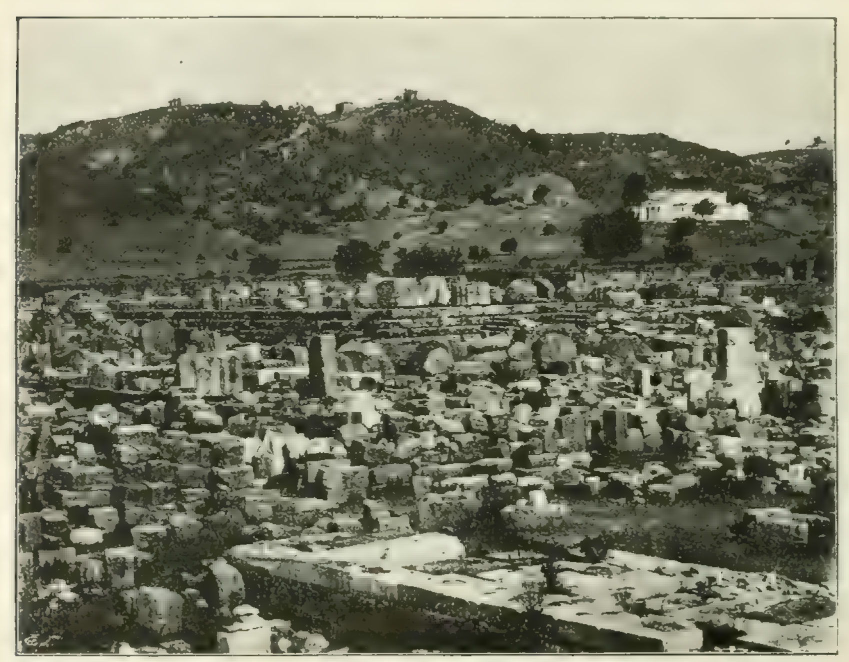


4 Deïdameia. 5 Peirithoos. 3 Apollon. 1 Theseus. 2

Westliche Giebelgruppe: Kampf der Lapithen und Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos. Doch standen Deïdameia und Peirithoos wahrscheinlich zur Linken **Apollons statt zu seiner Rechten in der Reihenfolge, die durch die Zahlen 1—5 abgegeben ist.**

164 und 165. **Die beiden Giebel des Zeus-Tempels zu Olympia, in der Ergänzung von Georg Treu.**

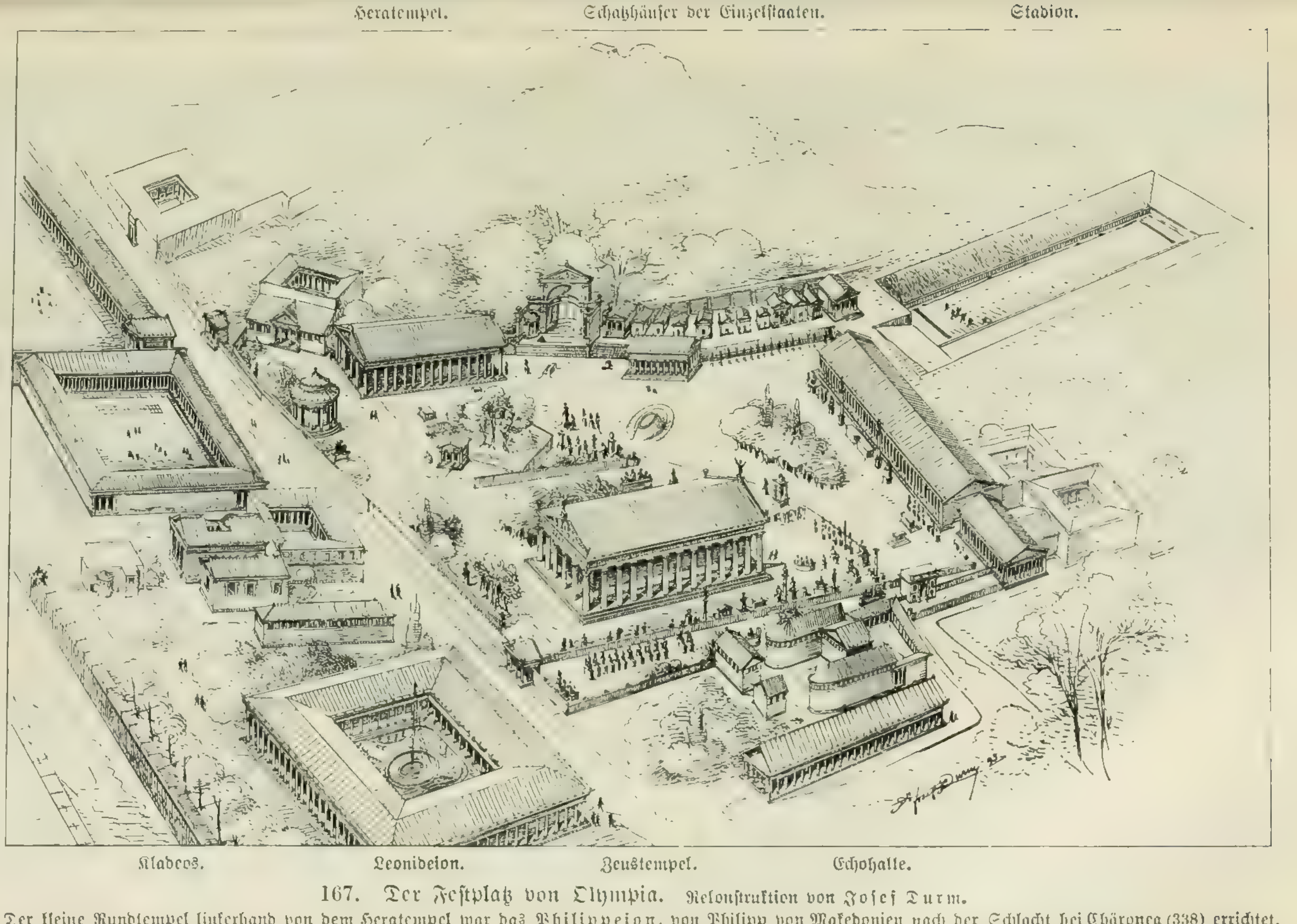
Von ganz anderem Schlag sind die Gestalten des Westgiebels: sie bringen den auf der Hochzeit des Peirithoos und der Deidameia entbrennenden Kampf zwischen Lapithen und Kentauren zur Darstellung. Die Mitte nimmt die Kolossalfigur Apollons ein, völlig ruhig, nur die Rechte gebieterisch ausstreckend. Rings um ihn wogt der wildeste Kampf. Kentauren haben die Braut und die anderen zur Hochzeit versammelten Frauen ergriffen und eilen, sie als Beute fortzuschleppen. Verzweifelt wehren sich die Weiber, und bereits nahen auch die Lapithen zu ihrer Befreiung. Also wilddramatisches



166. Trümmer des Zeus-Tempels zu Olympia.
Oben rechts am Bergabhang das neue Museum.

Leben, ja ein Übermaß der Bewegung, die im Ostgiebel mangelte. Doch der Abstand von den Parthenonskulpturen ist auch hier noch sehr groß.

Das scheint auch den Leuten von Elis nicht entgangen zu sein; und so beauftragten sie nicht einen Landsmann, sondern den Athener Phidias mit der Herstellung des Goldelfenbeinbildes für ihren Tempel. Einige Münzen aus Elis, auf denen nach ziemlich verbreiteter griechischer Sitte das berühmteste Götterbild des Landes als Münzbild erscheint, sind das einzige, was uns von diesem Zeus an bildlichen Nachklängen geblieben ist (vgl. Abb. 67 u. 68). Im übrigen sind wir ausschließlich auf die Schilderungen der Alten angewiesen. Die Haltung des Gottes auf dem linken Münzbild stimmt zu diesen Beschreibungen aufs genaueste. Nicht als Greis, wie die christliche Kunst Gottvater sich denkt, sondern auf der Höhe des Lebens ist der griechische Göttervater aufgefaßt. Nicht stehend, wie



167. Der Festplatz von Olympia. Rekonstruktion von Josef Durm.
Der kleine Rundtempel linkerhand von dem Heratempel war das Philippeion, von Philipp von Makedonien nach der Schlacht bei Chäronea (338) errichtet. Die riesige Nische zwischen dem Heratempel und den zwölf Schatzhäusern der Einzelstaaten wurde von Herodes Attikos um 150 n. Chr. erbaut; sie enthielt ein großes Wasserbassin. Die fast 100 m lange Echohalle stammt auch erst aus makedonischer Zeit. Wozu das Leonideion ursprünglich diente, ist unbekannt; später benutzte es der römische Statthalter als Absteigequartier.



168. Das Trümmerfeld von Olympia, von Süden gesehen.

Das große Fundament, das sich mit den drei Stufen durch die ganze Mitte des Bildes zieht, gehört zum einstigen Zeustempel. Die Säulenstümpfe im Hintergrunde links bezeichnen die Stelle des Heratempels. Den Hintergrund bildet der Kronoshügel.

die Parthenos, sondern thronend war er dargestellt, den Schemel unter den Füßen, das Zepter in der Rechten; von der Linken schwebte auch ihm eine Nike nieder, ein Olivenkranz aus grünem Schmelz saß in den goldenen Locken. Überreich war sein Thron geschmückt, eine ganze Welt von Kunst und mythologischem Tiefsinn war in seine Zieraten hineingeheimnißt. Sitzend ragte der Gott bis fast zur Decke des Tempels: erhob er sich, so mußte er das schwache Gehäuse durchbrechen, in das Menschenhand ihn gebannt (vgl. S. 104).

Auch noch außer Heraion und Zeus-Tempel erhielt die Altis eine ganze Reihe teils künstlerisch hervorragender, teils durch große Erinnerungen geweihter Bauten. Nur erinnert sei noch an die zwölf kleinen Schatzhäuser, die von verschiedenen griechischen Staaten am Fuß des Kronos-Hügels erbaut worden waren, um die von diesen Staaten gestifteten Weihgeschenke aufzunehmen und eindrucksvoll zur Schau zu stellen. Erwähnt sei auch der von 18 ionischen Säulen umgebene Rundbau des Philippeions, von dem Vater Alexanders d. Gr. zur Erinnerung an seinen Sieg bei Chäronea (338) hier errichtet. Auch noch zur Römerzeit wurde fleißig in der Altis gebaut, und der hohe Nischenbau des Herodes Attikos, die sogenannte Exedra, muß geradezu den ganzen Festplatz überragt und ihm ein ungriechisches Gepräge verliehen haben. Dieser unermeßlich reiche Athener (vgl. oben S. 253) hatte eine Wasserleitung nach der Altis geleitet, die in eben dieser Exedra ihren monumentalen Abschluß besaß: sie war mit Statuen über und über geschmückt, und vor ihr befand sich ein großer Wasserbehälter mit einem Marmorstier als Fontäne (vgl. Abb. 167).

Die Bildhauerkunst.

Die Plastik dieser Epoche betätigte sich hauptsächlich bei der Ausschmückung der Gebäude, und so haben wir die größten Leistungen derselben schon im vorigen Abschnitt kennengelernt. Es erübrigt, eine Übersicht über das Geleistete zu geben und hie und da eine kleine Nachlese zu halten.

Gleich den Baumeistern standen auch die Bildhauer des 5. Jahrhunderts fast ausschließlich im Dienst der Religion. Sie schufen vor allem Bildnisse der Götter, an die sie noch in kindlicher Frömmigkeit glaubten, und die sie ausgestattet dachten mit sicherer Kraft und strahlender Schönheit. Daneben schufen sie zahllose Bildnisse siegreicher Wettkämpfer, Jünglingsgestalten von idealem Ebenmaß, Urbilder kerngesunder Menschlichkeit.

Das Höchste wurde auch in der Bildhauerkunst zu Athen geleistet. Die Befreiung von der Befangenheit der früheren Zeit, die im wesentlichen schon vor der Persernot in Athen gelungen war, betätigte sich hier alsbald in der überraschendsten Weise. Ein Werk, das so recht den Geist des befreiten Hellas atmet, ist der Diskobol des Attikers Myron. Gegenüber der starren Regungslosigkeit früherer Bildnisse ist diese Statue voll der ungewöhnlichsten Bewegung, ja die Bewegung selbst. Ein ganz flüchtiger Moment ist festgehalten: die rechte Hand hat den Diskos soeben nach hinten geschwungen; der Kopf ist von der gewaltsamen Bewegung herumgerissen, die ganze Gestalt zusammengekauert, um im nächsten Augenblick zum Sprung und Stoß gewaltig auszuholen. Myron war berühmt durch die lebensvolle Naturwahrheit seiner Werke. Ein herrliches Werk des Künstlers, seine Athene, besitzen wir jetzt in Frankfurt a. M. Eine Wiedergabe des Kopfes schmückt das Titelblatt dieses Buches.



169. Diskoswerfer nach Myron.
Marmorkopie im Palazzo Lancelotti zu Rom.

Und doch steht sein Landsmann und Zeitgenosse Phidias noch erheblich größer da. Denn dieser besaß nicht bloß die Gabe, die Natur treu und unverfälscht abzubilden; er verstand es auch, seine Werke mit einer tiefen Innerlichkeit auszustatten und die irdische Leiblichkeit zum Ausdruck des Göttlichen zu verklären. Für das religiöse Empfinden seiner Zeitgenossen hat kein anderer wie er den vollwertigen Ausdruck gefunden, so in seinem olympischen Zeus, so in seiner Parthenos (vgl. S. 247), so auch in einigen Werken von bescheideneren Maßen, wie in der sogenannten Lemnia (vgl. Abb. 170).

Von den Künstlern des Peloponnes kommt ihm am nächsten der argivische Erzbildner Polyklet. Auch er verstand sich darauf, Andacht und Scheu erweckende Götterbilder zu schaffen. Erhalten ist von ihm in guter Nachbildung sein berühmter Doryphoros oder speertragender Jüngling. Polyklet machte, wie viele große Künstler nach ihm, die Größenverhältnisse des menschlichen Körpers zum Gegenstand eingehender Studien und brachte das Ergebnis seiner Forschung in Normalgestalten zum Ausdruck. Eine solche ist auch sein Doryphoros. Das Seelische ist hier offenbar Nebensache; auch die Bewegung des Jünglings ist die denkbar einfachste. In schlichter Schrittstellung, wobei das linke Bein als Standbein die Körperlast trägt, das rechte als Spielbein frei zurückgesetzt ist, kommt der Speerträger auf uns zu, tadellos in seinem gedrungenen Körperbau, etwas langweilig und nüchtern in seiner regelmäßigen Mustergültigkeit. Aber wir dürfen nicht



170. Die Athena Lemnia des Phidias.
Nach dem Erzbild, das um 450 von attischen Kleruchen in Lemnos auf die Akropolis geweiht wurde. Die Göttin hielt einst den Helm auf der vorgestreckten rechten Hand.



171. Der Doryphoros (Speerträger) des Polyklet.
Marmorkopie, gefunden in einer Palästra zu Pompeji, jetzt in Neapel.



172. Nike des Paionios.
Nach dem ergänzten Gipsabguß im Albertinum zu Dresden (ohne die hohe Basis).

wähnen, daß Polyklet nur solche Normalgestalten zu bilden vermochte. Sein Können stand den Berichten der Alten nach auf einer ähnlichen Höhe wie das des Phidias; ja von seinem Goldelfenbeinbild der argivischen Hera wurde sogar gerühmt, es habe an Sorgfalt und Vollendung die entsprechenden Werke des attischen Meisters noch übertroffen.

Ein dritter Platz neben Athen und Argos, wo die Plastik im fünften Jahrhundert Hervorragendes leistete, ist Olympia. Wir lernten schon die eigentümlichen Bildwerke des dortigen Zeus-Tempels kennen, Bildwerke, die neben ungebundenem Drang nach wahrer Natur und leibhaftigem Leben noch ein gut Teil altertümlichen Ungeschickes bekunden: vollkommener mußten daneben die Werke des Phidias erscheinen, vollkommener auch, was Paionios von Mende in Thrakien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der Altis geschaffen hat. Der erste erhebliche Fund, den die deutschen Ausgrabungen aus dem Boden Olympias zutage förderten, waren die Reste seiner Siegesgöttin. Sie

stand einst dem Zeus-Tempel gegenüber auf dreiseitiger, über 9 m hoher Basis. Paionios hat alles getan, um den Eindruck des freien Fliegens zu erwecken. Die Beine der Figur schweben frei in der Luft, die Verbindung mit der Standplatte vermittelt das segelartig nach hinten wehende Gewand, von dem sich die Göttin wie von einem Fallschirm tragen läßt. Der Wind peitscht ihren Chiton gegen die schönen Glieder, so daß diese wie unverhüllt hervortreten. Der wesensverwandten Göttin im Fluge begegnend schießt ein Adler unter ihren Füßen hindurch, wie ein kleines Segelboot vor dem Bug des Dreimasters vorbeifliegt (vgl. damit die höchst unvollkommene Nike aus dem 6. Jahrhundert Abb. 121).

Das sind nur wenige Proben aus der Fülle plastischer Schöpfungen des 5. Jahrhunderts. Manche Vervollkommnung im einzelnen ist später noch gelungen; aber die Grundformen, mit denen diese Späteren arbeiteten, die sie immer wiederholten, um sie immer vollendeter zu gestalten, verdankten sie fast alle den großen Meistern der perikleischen Zeit.

Malerei.

Ebenso stolz wie auf die Leistungen ihrer großen Bildhauer waren die Hellenen auf die Wand- und Tafelgemälde ihrer zahlreichen hervorragenden Maler. Schade nur, daß von all diesen Meisterwerken der Farbe nichts, gar nichts auf uns gekommen ist, so daß wir genötigt sind, uns nach gelegentlichen Schriftstellernotizen eine ungefähre Vorstellung von der griechischen Malerei zu bilden.

Der erste große Maler, der uns genannt wird, ist Polygnot aus Thasos. Er wurde der Begründer der großen attischen Malerschule; sein Einfluß auf das Kunstleben Athens war gewaltig, dem des Phidias vergleichbar. Über seine persönlichen Schicksale sind wir schlecht unterrichtet; er muß eine vornehme Persönlichkeit gewesen sein. Seine Kunst ging nicht nach Brot: schuf er doch seine größten Bilder unentgeltlich. Die Athener, deren Stoa Poikile (vgl. S. 238) er mit großen Fresken geschmückt hatte, lohnten ihm durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes; die Amphiktionen gewährten ihm in allen ihren Städten freie Bewirtung zum Dank für die Gemälde, die er in Delphi schuf. In Umrißzeichnungen stellte er seine Gestalten auf einfarbigen, vielleicht sogar weißen Grund. Zeichnung und Farbe waren von großer Klarheit: auf dem Grund seiner Bäche sah man die Kiesel schimmern. Wirkungsvolle Anordnung großer Massen bei scharfer Charakterisierung der Hauptpersonen wird ihm nachgerühmt: seine Polyxena (Tochter des Priamos) trug, wie es hieß, den ganzen Trojanischen Krieg in ihren Augen. In Werken wie der Ficoronischen Zista (vgl. Abb. 143) glaubt man Nachklänge seiner Kunst zu besitzen.

Während Polygnot auf den noch frischen Stuck riesiger Wandflächen (al fresco) zu malen pflegte, widmete sich Apollodor von Athen vor allem der Staffeleimalerei auf gegipsten Holztafeln; seine Farben band er durch Eiweiß oder ähnliche Stoffe, nach der sogenannten Temperamanier. Bei Polygnot war noch die Zeichnung alles, Apollodor dagegen erzielte durch Licht und Schatten zuerst eine wahrhaft malerische Wirkung und verlieh durch Anwendung der Perspektive seinen Bildern Tiefe. Sehr bezeichnend nannte ihn das Altertum den „Schattenmaler“.

Ein ganz genialer Mann war Zeuxis, verschwenderisch, launisch und von nicht eben strenger Moral. Seine Bilder pflegte er zu verschenken, da sie ja doch

unbezahlbar seien. Er muß es zu geradezu täuschenden Farbenwirkungen gebracht haben. Dasselbe wird von Parrhasios gerühmt, der gleich ihm hauptsächlich in Ephesos arbeitete. Wie sehr beide es auf täuschende Wiedergabe der Natur ablegten, bezeugen allerhand vielerzählte Anekdoten. So soll Zeuxis einmal Trauben so natürlich gemalt haben, daß Vögel danach pickten; Parrhasios aber malte einen Vorhang so naturwahr, daß selbst Zeuxis sich täuschen ließ und verlangte, er solle ihn von dem Bilde wegziehen. Auch in der Wiedergabe des Seelenlebens waren diese Jonier bahnbrechende Meister. Nur einer war in dieser Hinsicht noch größer: Timanthes. Seine „Opferung Iphigenias" brachte alle Stufen schmerzlichen Mitgefühls zu ergreifender Darstellung: Kalchas und Odysseus standen in tiefer Trauer, Aias schien zu klagen, Menelaos weinte, Agamemnon aber — verhüllte sein Haupt; sein Schmerz war unaussprechlich, unmalbar groß.

Wie schon bemerkt, ist von den Werken all dieser Maler kein einziger Pinselstrich auf uns gekommen. Nur sehr ungenügenden Ersatz für diesen Verlust bieten die Vasenbilder dieser Zeit. Sie stehen jetzt nicht mehr unter orientalischem Einfluß, sondern sind in ihrer Art vollendete Äußerungen rein griechischen Schönheitssinnes. Gilt das von den Bildern, so gilt es aber auch von den Gefäßen, die jene zieren. Unvergleichlich fein ist an ihnen der Ton und seine rotgelbe Farbe, von einzigem Glanz der tiefschwarze Firnis. Ihre Formen entsprechen aufs beste der jeweiligen Bestimmung der Gefäße. Ornament und Bilderschmuck halten sich frei von geschmackloser Überladung. Hatte bis zum Jahre 600 das Töpfergewerbe hauptsächlich in Korinth, Chalkis und Ägina geblüht, so übernahm seitdem Athen die Führung auch in der Herstellung der Tongeschirre; es schlug durch seine geschmackvollen Erzeugnisse bald alle Konkurrenten aus dem Felde und beherrschte im fünften und vierten Jahrhundert den Geschirrmarkt am gesamten Mittelmeer. Es besaß dafür eine wichtige Vorbedingung, nämlich den feinkörnigsten Lehm, der sich denken läßt. In Athen ist es denn auch gewesen, wo nach 530 eine Neuerung aufkam, die der Vasenmalerei erst so recht den Rang einer zeichnenden Kunst verschaffte. Denn waren bisher schwarze Figuren auf hellen Grund gemalt, also gewissermaßen nur Silhouetten hergestellt worden, so kehrte man jetzt die Sache um und sparte im schwarzen Grund die Figuren als helle Flächen aus. Hatte man früher nur durch eingeritzte Linien und aufgesetztes Weiß und Kirschrot notdürftig etwas wie Innenzeichnung erzielt, so konnte man jetzt in die hellgehaltenen Gestalten jede Schattierung des Ausdruckes legen: es war ein Fortschritt wie vom alten Schattenbild zur modernen Photographie (vgl. die Vasenbilder Nummer 36, 42 und 105 mit 31, 37, 64 und 77). Unter diesen rotfigurigen Gefäßen der Athener sind vollendete Kunstwerke. Es ist nur in der Ordnung, daß ihre Meister sich regelmäßig in Beischriften auf den Vasen nennen. Sie besaßen einen ungemein offenen Blick für das sie umgebende Leben, ihre Schildereien sind daher eine Hauptquelle für unsere Kenntnis der griechischen Kultur. Aber auch die altbewährten mythologischen Stoffe wurden nicht vernachlässigt. Besonders beliebt waren bei den attischen Vasenmalern die flachen Trinkschalen, da sie Raum für große Innenbilder boten, und die schlanken Grabvasen oder Lekythen, die man den Toten mitgab. Wie konnten diese Vasenmaler zeichnen! Und was müssen erst die Meister der hohen Kunst geleistet haben, wenn die Vertreter des Kunstgewerbes schon so Unvergleichliches zustande brachten!

Dichtkunst.

Die große Zeit der Befreiungskriege hat begreiflicherweise auch der Dichtkunst neue, fruchtbare Anregung gebracht, und derselbe Aufschwung, den wir im Gebiet der bildenden Künste wahrgenommen, läßt sich auch auf dem der Poesie bemerken.

Der beredteste Herold ihrer Taten erstand den Helden der Perserkriege in dem Dichter Simonides von Keos. Von seinen Gedichten ist leider nur wenig auf uns gekommen; aber einige Epigramme zeigen, wie fein er mit wenigen Worten den Kern einer Sache zu erfassen vermochte. Wir wollen aus zweien seiner Gedichte einige Verse in Geibels Übersetzung mitteilen, zuerst ein Gedenklied auf die Helden von Thermopylä:

> Die ihr erlagt an den Thermopylen,
> Im Tode gewannt ihr das herrlichste Los!
> Ein Altar ist das Grab euch, Gedächtnis die Trauer
> Und die Klage Triumphlied!

Welch ein herrliches Wort: Ein Altar ist euer Grab! — Und dann die Klage der Danae (s. S. 30). Verstoßen von ihrem Vater, wurde sie in einer Truhe mit ihrem kleinen Sohn, dem Perseus, zu ungewissem Schicksal ausgesetzt im Meer. Nun das Gedicht des Simonides:

> Als um den kunstgefügten Kasten nun
> Der Wind erbraust' und die empörte Welle,
> Da sank sie hin in Angst, betränt die Wangen,
> Und schlang um Perseus' Nacken ihren Arm
> Und sprach: O Kind, wie groß ist meine Qual!
> Du aber atmest sanft im Schlaf und ruhst
> Mit stiller Säuglingsbrust im freudelosen
> Erzfesten nachterleuchteten Gehäus
> Dahingestreckt in tiefe Dämmernis,
> Und lässest ruhig über deinem dichten
> Gelockten Haar die Flut vorüberwandeln
> Und das Geheul des Sturms
> In deinem Purpurkleid, ein lächelnd Antlitz.
> Ach, ahntest du die Schrecken um dich her,
> Gewiß, du lauschtest mir mit bangem Ohr.
> Doch schlaf', o Kind, und schlafen soll die See
> Und schlafen all das unermess'ne Leid!
> Du aber wandle deinen harten Sinn,
> O Zeus! — Und ist ein Frevel mein Gebet,
> Vergib mir, Vater, um des Kindes willen!

Noch bedeutender ist der thebanische Dichter Pindar. Er verfaßte besonders Gesänge zum Preise der Sieger in den olympischen, pythischen, isthmischen, nemeischen und anderen Wettspielen, dann auch Lobgesänge auf Fürsten (Enkomien) und Trauerlieder (Threnen) zum Preise Verstorbener. Jene Siegeslieder (Epinikien), die wir allein genügend aus seinem Nachlaß kennen, wurden bei der Rückkehr der siegreichen Kämpfer in ihre Heimat und auch nachmals wohl am Jahrestage des Sieges von Chören aufgeführt. Pindar sah den einzelnen siegreichen Wettkämpfer immer im Zusammenhang mit seiner Heimat, seinem Geschlecht. Er lobte ihn auch nicht bloß, sondern flocht Ermahnungen in sein Loblied ein. Die Schicksale und Taten der Götter und Heroen hält er als Spiegel und Vorbild dem lebenden Geschlecht vor Augen. In der Schilderung dieser Mythen entfaltet er seine ganze poetische Kraft. Fest glaubt er an die Macht der angeborenen

Begabung: „Werde, was du bist", lautet einer der vielen tiefsinnigen Aussprüche, die uns in seinen Liedern begegnen. Alles Gedeihen kommt ihm von den Göttern; sie schildert er in verklärtem Glanz, alles fernhaltend, was mit wahrer Göttlichkeit sich nicht verträgt. Von dem Weiterleben der geläuterten Seele im Jenseits singt er mit Wohllaut und Kraft. Die Welt, in die er einführt, ist die aristokratisch regierte. Er selbst stammte aus vornehmer Familie: so zeigt er uns allenthalben vornehme, reiche Geschlechter, die das Viergespann zum Wettkampf entsenden können.

Wenn auch nicht an Tiefe der Gedanken, so doch an Fülle des Ausdrucks und Glanz der Sprache darf sich Bakchylides mit Pindar vergleichen. Er war ein Schwestersohn des Simonides, auch er von Keos, auch er ein Sänger des Adels. In einem ägyptischen Grabe wurden neuerdings ansehnliche Proben seiner Lyrik gefunden, darunter eine Ballade, die des Theseus Fahrt nach Kreta in eigenartig neuer Weise feiert. Der Kreterkönig Minos fordert in dem Lied den jungen Athener auf, falls er in Wahrheit ein Sohn des Ägeus-Poseidon sei, einen Ring ihm wiederzuholen, den er vor seinen Augen ins Meer geworfen:

„Und Theseus schrak mitnichten
Zurück. Er trat auf den Bord des Schiffes
Und schwang sich hinunter, willig empfangen
Vom tiefen Walde der Meereswogen...
Und es zitterten all die Athenerkinder,
Da der Held in die See hinabgetaucht war...
Doch hurtig trugen den großen Theseus
Die Meerbewohner hinab, die Delphine,
Zum Haus seines Vaters, des Herrn der Rosse.
Und er betrat die Halle der Götter.
Verschüchtert ward er, die Mädchen des Meeres,
Die göttlichen Töchter des Nereus, zu schauen.
Wie Feuer strahlte der Glanz ihrer Glieder,
Um ihre Häupter flatterten Bänder,
Von Gold gewirkt; in Spiel und Tanze
Schwangen sie sich auf feuchten Füßen.
Er sah auch des Vaters liebe Gemahlin,
Die mächtigen Augen der hohen Herrin,
Amphitritens, im schmucken Palaste.
Die schlang um ihn einen Purpurmantel,
Und auf das Gelock des Hauptes drückt' sie
Einen buschigen Kranz von Rosenblüten."

Das Meer behielt den wackeren Schwimmer nicht:

„Neben dem schlanken
Buge des Schiffes kam er zutage.
An seinem Leibe glänzten die Gaben
Der Göttin. Es jauchzten von ihren bunten
Sitzen die Mädchen in frischer Freude;
Die See erdröhnte; die Knaben drängten
Sich um den Helden mit hellem Heilruf."
(Übersetzt von U. von Wilamowitz.)

Wie sich aus den ausgelassenen Reigentänzen vermummter Bakchosverehrer allmählich in Athen die Tragödie entwickelte, von Thespis und Phrynichos, ist früher erzählt worden (vgl. oben S. 168 u. 195). Aber mit besserem Rechte als diese beiden wird Äschylos der Vater der Tragödie genannt. Er führte den zweiten Schauspieler ein und ermöglichte damit zuerst einen richtigen Dialog. So konnte aus den unsern heutigen Oratorien ähnlichen Dichtungen erst ein wahres

Drama werden. Zu Eleusis geboren, blutete er als tapferer Krieger bei Marathon und nahm teil an den Siegen bei Salamis und Platää. Mit Stolz trug er die Narben der Wunden, die er damals erhielt. Voll feuriger Liebe für den Ruhm Athens und des ganzen Hellenenlandes war er bestrebt, denselben durch seine Werke zu erhöhen. Auf seinem Grabstein sollte nach seiner Bestimmung nur von seiner Teilnahme am Freiheitskriege, nicht von seinen Dichtwerken die Rede sein.

Ungeheure Schicksale hatten sich vor seinen Augen begeben, ungeheure Schicksale sucht er dichterisch gestaltend zu erfassen. Ein Hauch kriegerischen Feuers flammt durch seine Dramen, so daß es den Zeitgenossen war, als vernähmen sie den Klang der Speere und das dröhnende Schreiten helmbuschumflatterter Mannen. Er liebte es, Kraftgestalten aus der Götter- und Heroenwelt zu schildern und die Geschicke großer Herrscherhäuser zu erzählen, um in ihnen das Walten sittlicher Mächte aufzuzeigen. Nie ward der auf sein Recht pochende, trotzige Mut des menschlichen Geistes, der sich niemals unterwirft, großartiger geschildert als in seinem „gefesselten Prometheus“. Leider besitzen wir nur das erste Stück der Trilogie. In den zwei andern war gewiß die Versöhnung des Prometheus mit Zeus geschildert.

„Die Sieben gegen Theben“ ist ein Stück, in welchem der Kriegsmut und die Vaterlandsliebe des Marathonkämpfers Äschylos auf das glänzendste zum Ausdruck kommt. Eteokles, der Verteidiger Thebens, ist das Idealbild eines Helden, der dem Übermut des feindlichen Heeres im Vertrauen auf die Hilfe der Götter entschlossen entgegengeht. „Die Perser“, ein Siegesfestspiel nach den Schlachten von Salamis und Platää, ist ein Zeugnis für die edle Gesinnung des Dichters. Denn nicht ein Triumphlied der Sieger erschallt, kein Zorn oder gar Haß gegen die Feinde wird laut. Nein, wir sehen die Besiegten in ihrer Not, hören ihre Klagen um die Gefallenen, und tiefes Mitleid ergreift uns. Zwar Übermut ist es gewesen, was sie in diese Not gebracht hat. Aber diese Tatsache wird mehr zu einer Warnung für die Sieger als zu einer Anklage gegen die Besiegten. Atossa, des Xerxes Mutter, fleht, nachdem sie durch einen Boten die Nachricht von der furchtbaren Niederlage erhalten hat, am Grabe ihres Gemahls, des Darius. Da erscheint ihr dessen Schatten über dem Grabhügel und sagt:

> Der Gräber Menge wird noch in dem dritten Glied,
> Dem Auge sichtbar, stumm der Welt verkündigen,
> Nicht überheben solle sich der Sterbliche!
> Der Übermut, erblüht er, zeugt als schlimme Frucht
> Die Schuld und heimst davon die Tränenernte ein.
> Blickt hin auf solcher Taten strenges Strafgericht
> Und denkt an Hellas, an Athen, daß keiner je,
> Sein gegenwärtig Los mißachtend, fremdes Gut
> Begehr und so umstürze eignes großes Glück!

Die bisher genannten Dramen sind insofern nur Fragment, als Äschylos immer drei Stücke zu einem innerlich geschlossenen Ganzen, zu einer sogenannten Trilogie, zusammenfaßte und nur jeweils ein Stück aus diesen Trilogien auf uns gekommen ist. Nur von einer seiner Trilogien, der „Oresteia“, besitzen wir noch alle drei Stücke, während das burleske Nachspiel oder Satyrdrama, das jede Trilogie abzuschließen pflegte, auch hier verloren ist. Das erste Stück dieser erhaltenen Trilogie, der „Agamemnon“, erzählt die schreckliche Ermordung des Atriden durch sein Weib Klytaimnestra und deren Buhlen Ägisth. Agamemnon

fällt, weil er seinerzeit in Aulis, um die Artemis zu versöhnen, seine Tochter Iphigenie geopfert hatte. Die „Choëphoren“ oder Grabspenderinnen zeigen dann, wie der ehebrecherischen Klytaimnestra Schicksal sich vollzieht; Apollon selbst treibt den Orestes zum Muttermord an. Aber kaum hat dieser dem Befehl des Orakels entsprochen, da verfällt er den Rachegöttinnen. Im dritten Stück, den „Eumeniden“, sehen wir ihn gehetzt von den Furien, deren Amt es ist, alle Blutschuld zu rächen, weil sonst das Gefüge der Welt auseinanderbräche. In dem Zwiespalt zwischen Apollon, der den Muttermord befohlen, und den Erinyen, die ihn rächen wollen, soll der Areopag Athens entscheiden. Seine Stimmen sind geteilt, aber Athene gibt durch einen weißen Stimmstein zugunsten des Orest den Ausschlag. Das Naturrecht der Blutrache erscheint hier überholt durch das Recht der Sühne, und aus den Erinyen werden Eumeniden (s. S. 106).

Mehr als 70 Dramen hat Äschylos gedichtet, aber nur sieben sind uns erhalten. Vierzig Jahre lang wirkte er für die tragische Bühne seiner Vaterstadt; dreizehnmal errang er den Preis im Wettstreit mit anderen Dichtern; zuletzt mußte er dem 30 Jahre jüngeren Sophokles den Vorrang lassen. Er ist im Jahre 455 fern der Heimat in Sizilien gestorben, wohin ihn schon vor Jahren die Einladung des kunstsinnigen Hieron einmal geführt hatte, und wohin er im Alter, verstimmt über die zunehmende Demokratisierung Athens, seine Zuflucht nahm.

Sophokles, der zweite unter den großen tragischen Dichtern der Hellenen, war um 496 in dem attischen Flecken Kolonos geboren. Mit 15 Jahren gehörte er als Vortänzer zu der Schar von Jünglingen, die nach dem Seesieg von Salamis den Festreigen aufführten. Zwölf Jahre später erhielt er im dramatischen Wettkampf mit Äschylos den Preis. Auf des Lebens Sonnenseite gewachsen, eine durchaus harmonische, glückliche Natur, brachte er es in ungeminderter Frische auf 90 Jahre. Perikles stand er persönlich nahe; im Jahre 440 gehörte er neben ihm zu den Strategen, die gegen Samos auszogen. Er dichtete im ganzen 123 Dramen, wovon nur sieben auf uns gekommen sind.



173. Weibliche Maske.
Nach einem Wandgemälde aus Herkulaneum.
Solche Masken waren um so nötiger, als auch die Frauenrollen von Schauspielern, nicht von Schauspielerinnen gegeben wurden.

Die große Neuerung, die er im Drama aufbrachte, war der dritte Schauspieler. Er konnte infolgedessen zahlreichere Personen auf die Bühne bringen. Immer mußte der-



174. Sophokles. Statue im Museum des Lateran zu Rom.
Wahrscheinlich Kopie nach einer Statue des Sophokles, die neben anderen Dichterstatuen den Zuschauerraum des athenischen Dionysos-Theaters schmückte.

selbe Schauspieler mehrere Rollen übernehmen und Kostüm und Maske mehrfach wechseln. Auch die Handlung ließ sich mit drei Schauspielern viel reicher gestalten und mannigfaltiger verwickeln, als Äschylos mit seinen zweien dies vermocht hatte. Der Chor trat jetzt mehr zurück, der Dialog der handelnden Personen wurde zur Hauptsache. Die Gestalten des Sophokles haben nicht mehr das Titanenhafte, Überirdische wie die des Äschylos; es sind Menschen, nicht mehr Heroen, aber voll Adel und Hoheit. Das Schicksal, unter dem sie leiden und erliegen, erwächst nicht immer aus ihrem Charakter; es ist da als Schickung der allmächtigen Götter und muß getragen werden, ob verschuldet, ob unverschuldet. Das Hauptgewicht legt der Dichter nicht auf die Schilderung dieser Geschicke, sondern darauf, wie der Mensch davon berührt wird. Den Seelenzustand, das Innenleben seiner Helden weiß er mit großer psychologischer Kunst vor uns zu erschließen. Geibel sagt in einem Gedicht von den griechischen Dichtern:

In Olympias staub'ge Bahnen
Reißt mich Pindars Siegeschor,
Und des Äschylos Titanen
Steigen trotz'gen Blicks empor.
Doch von allen, die ich wähle,
Schwichtigt mit erhabner Ruh
Keiner mir so ganz die Seele,
Hoher Sophokles, wie du.

Diesem Gefühl und dieser Wertschätzung entspricht auch die Bildsäule, die den Dichter uns vor die Augen stellt (s. Abb. S. 174).

Drei seiner erhaltenen Tragödien behandeln die Geschicke des Labdakidenhauses in Theben. Im „König Ödipus" entdeckt der unglückliche Sohn des Laïos, daß er ahnungslos seinen eigenen Vater erschlagen und seine Mutter gefreit hat und blendet sich dann zur Sühne selbst. Es kam dem Dichter darauf an, in dem Ringen eines starken Mannes gegen ein übermächtiges Geschick ungewöhnliche Kraft zur Anschauung zu bringen. Im Vertrauen auf den Scharfblick seines Geistes — er hatte ja das Rätsel der Sphinx gelöst (s. S. 62) — nimmt Ödipus selbst die Untersuchung über den Tod des Laïos in die Hand und hebt so selbst den Schleier von dem Geheimnis, das ihn vernichtet. Die Katastrophe ist erschütternd. Ödipus ist ein Kind des Glückes. Strahlend steht er als ein edler Herrscher und Wohltäter seines Volkes auf seinem Thron, bewundert, beneidet und glücklich gepriesen von aller Welt. Und plötzlich — ohne eigene Schuld — wird er der unseligste und verachtetste aller Menschen, vielmehr er ist es schon, während er selbst noch im Glanz des Glückes sich sonnt. Man kann das Drama die Tragödie der Menschheit nennen. Daß alles irdische Wesen vergeht, daß der Mensch in seinem Leben der Blume gleicht, die auf dem Felde blüht, kann nicht ergreifender dargestellt werden. Daß Ödipus dies grausige Schicksal tragen muß, das ist der Wille der Götter, dem der Mensch sich fügen muß. Seine Aufgabe ist es, das ihm beschiedene Los zu tragen. „Mein Weh zu tragen bin nur ich imstande" ist ein stolzes Wort, das wir nach der Enthüllung aus seinem Munde hören.

Als Sophokles im hohen Alter von 90 Jahren starb, hatte er ein zweites Ödipusdrama vollendet, den Ödipus auf Kolonos. Der greise Dichter schildert die letzten Schicksale eines Greises, und es ist unverkennbar, daß er selbst im tiefsten Herzen erlebte, was er dichtete. Das wunderbare Ende des Ödipus — „er starb, wie du es selbst dir wünschen würdest" — war ihm ein Bild des Sieges und des

Friedens nach schwerem Kampf. Kein Werk des Sophokles spricht so zu unserm Herzen, wie dieses. Besonders rührend ist das Verhältnis des Ödipus zu seinen Töchtern. Denn der blinde König, durch unverschuldete Fügungen in schier unerträgliche Qual gestoßen, irrt an der Hand seiner Töchter — die Söhne haben ihn schnöde verstoßen — bettelnd umher, bis er in Attika im Eumenidenhain zu Kolonos die Gabe eines sanften Todes empfängt. Geläutert durch das Elend, das er wie ein Held getragen, geht der Unseligste aller Sterblichen zur Seligkeit, zum Frieden ein.

Das dritte Stück aus diesem Zyklus, „Antigone", führt uns wieder nach Theben. König Kreon hatte verboten, den Leichnam des Polyneikes, der gegen seine Vaterstadt gekämpft hatte, zu bestatten. Doch die Schwester des Toten kann dies unnatürliche Machtgebot nicht anerkennen; sie folgt der Stimme ihres Innern und bestattet den Bruder (vgl. S. 64). Kreon verurteilt sie zum Tode, dem sie standhaft entgegengeht; über ihrem Leichnam entleibt sich ihr Geliebter Haimon, Kreons einziger Sohn. Kreons Weib vermag dies nicht zu überleben. Schließlich steht Kreon vereinsamt und gebrochen. Widerstand gegen tyrannische Gewalt, Kampf für die ungeschriebenen, ewigen Gesetze der Götter, das ist hier das Thema, ein Thema, das Sophokles mehrmals behandelt hat. Die Hauptrolle ist in den Händen einer Frau; in ihr hat der Dichter sich verneigt vor dem unbeugsamen Gerechtigkeitsgefühl, das so oft in edlen Frauen sich verkörpert. Die Chorlieder der „Antigone" haben von jeher für die Krone dieser Gattung gegolten; keine Übersetzung vermag dem Wohllaut und der Pracht dieser Verse gerecht zu werden, und was Sophokles hier über die Grenzen der Menschheit, die Allmacht der Liebe singt, wird zu allen Zeiten andächtige Hörer finden.

Sein „Aias" spielt im Heerlager vor Troja. Im Wettstreit um die Waffen Achills unterlegen, vergreift sich der gewaltige Telamonier in wahnsinniger Wut an den Tieren der Herde und befleckt so seine Heldenehre. Nach seiner Ansicht gibt es dafür nur eine Sühne: freiwilligen Tod. Nachdem er in rührender Liebe für Weib und Kind gesorgt, stürzt er in sein Schwert. Der „Aias" ist eine Tragödie des verletzten Ehrgefühls. Die furchtlose Sicherheit, mit der er aus dem Leben scheidet, das Lob, das selbst sein Feind ihm spendet, verleihen ihm echte Heldengröße.

Als 85jähriger Greis errang Sophokles im Jahre 409 den ersten Preis mit seinem „Philoktetes". Die nach Troja fahrenden Griechen hatten diesen Helden, der die Bogen und die Pfeile des Herakles sein eigen nannte, auf Lemnos zurückgelassen, weil eine Wunde am Fuß, die eine Schlange ihm verursacht hatte, einen unerträglichen Geruch verbreitete. Zehn Jahre lang hatte der Kranke auf der menschenleeren Insel gehaust, wie ein Robinson täglich mit der Not des Lebens ringend. Jetzt, nach dem Tod des Aias, brauchte man ihn, um Troja zu gewinnen. Odysseus und Neoptolemos, der ritterliche Sohn Achills, werden nach Lemnos entsendet; schon hat Neoptolemos sich von Odysseus verleiten lassen, durch eine erlogene Geschichte den Helden in seine Gewalt zu bekommen — da bricht der Adel seiner ehrlichen Natur unaufhaltsam sich Bahn und zerstört das ganze von Odysseus so fein gesponnene Lügengewebe. Aber kein Bitten und kein Drohen vermag den Haß des betrogenen Helden gegen die Fürsten der Achäer zu beschwichtigen; Herakles muß als deus ex machina erscheinen, um ihn endlich zur Fahrt ins griechische Lager zu bereden. Die Vorgänge im Gemüt des Neoptolemos und Philoktet bilden den Schwerpunkt des Dramas.

Die „Elektra" erinnert in der Handlung sehr an die „Grabspenderinnen" des Äschylos, nur daß statt des Orest hier seine Schwester in den Mittelpunkt rückt. Unwandelbar treu ihrem ermordeten Vater ist Elektra unversöhnlich verfeindet mit Klytaimnestra und Ägisth. Charaktervoll bis zur Herbigkeit und darin sehr ähnlich der Antigone wehrt sie sich für das Recht der Familie ihrer unnatürlichen Mutter gegenüber. Schließlich nach Szenen banger Ungewißheit erscheint Orestes, mit dem sie ohne jede Regung des Erbarmens den Mordplan gegen die Mutter bespricht und vollführt. Entsetzlich ist diese Entfremdung zwischen Mutter und Tochter. Der Dichter zeigt uns, daß eine wahre Gemeinschaft auf sittlichem Grunde beruhen muß, daß die Bande des Blutes durch böse Gesinnung gänzlich zerrissen werden können. Während Elektra von ihrer verbrecherischen Mutter sich vollständig lossagt, wird ihr, der Königstochter, ein treuer Diener ihres Hauses, ein alter Sklave, zu einem zweiten Vater: „O sei gegrüßt, mein Vater; denn wenn ich in dein Antlitz schaue, ist mir's, als hätt' ich meinen lieben Vater wieder."

Die „Trachinierinnen" endlich behandeln das tragische Ende des Herakles. Von einem Feldzug nach dem euböischen Öchalia siegreich heimkehrend, erweckt der Held durch die Beutesklavin Jole die Eifersucht der Deïaneira, die nun das Nessos-Blut (s. S. 47) hervorholt und ein Festkleid für ihren Gemahl damit tränkt. Kaum hat Herakles das Kleid angelegt, so beginnen jene gräßlichen Qualen, von denen ihn schließlich die Flammen des Scheiterhaufens allein zu befreien vermögen. Deïaneira aber, der ihr Sohn Hyllos das Schicksal des Herakles mitteilt, wird von Verzweiflung erfaßt; von ihrem Gatten und ihrem Sohn verflucht, endet sie ihr Leben mit eigener Hand. Sie, nicht Herakles, ist die Hauptperson im Stück, ein echtes Weib, voll hingebender, aber auch eifersüchtiger Liebe.

An Gestaltungskraft der Phantasie und hohem Flug der Gedanken kann sich Sophokles einem Äschylos nicht vergleichen; an Tiefsinn und Witz ist sein jüngerer Zeitgenosse Euripides ihm überlegen; aber eines hat er vor beiden voraus, die abgeklärte Harmonie und durchsichtige Verständlichkeit. Die Schönheit seiner Verse war auch dem bescheidenen Manne zugänglich. So übte er Einfluß auf die breitesten Kreise aus und erstritt dem Drama im öffentlichen Leben seines Volkes eine Stellung, die es so nie und nirgends wieder erlangt hat.

Wie die Tragödie, so entstand die Komödie anläßlich der Feste des Dionysos. Da wurden zu Ehren des göttlichen Weinspenders fröhliche Umzüge unter Gesängen lustiger Zechbrüder abgehalten. Der Anführer trug dabei burleske Neckereien, Spottgedichte und Schwänke vor, anfänglich aus dem Stegreif, dann nach sorgfältiger Vorbereitung, um das Spiel und die Mummerei ergötzlicher zu machen. Bald fand sich ein mit natürlichem Witz begabter Chorgenosse, der dem Führer antwortete, und so war der Dialog im Gange.

Bei den dorischen Griechen in Sizilien, wo man mit besonderem Geschick lächerliche Torheiten auffand und geißelte, erhielt die Komödie zuerst durch den geistreichen Epicharmos kunstgemäße Ausbildung. Noch glänzender entwickelte sie sich seit 470 in Athen, wo Kratinos mit unerschöpflicher Laune seine gepfefferten Schwänke dichtete und es ungeachtet seiner Liebe zum Weine und zu mancher Ausgelassenheit zu hohem Alter brachte. In seinem neunzigsten Jahre verfaßte er noch „Die Weinflasche", worin er sich selbst mit seinen „zwei Weibern", der Komödie und der Weinflasche, darstellte.

Im tyrannisch regierten Syrakus hatte Epicharm auf die Behandlung politischer Stoffe verzichten müssen; im freien Athen übte die Komödie ihre rücksichtslose Kritik in erster Linie an den öffentlichen Einrichtungen und leitenden Staatsmännern. So stand sie hier mitten im politischen Tageskampf und brachte immer das, was die Gemüter gerade am stärksten erhitzte. Und dabei nahm sie kein Blatt vor den Mund; der ausgelassenen Laune des Bakchos entsprechend nannte sie jedes Ding bei seinem rechten Namen und schreckte auch vor argen Derbheiten in Wort und Gebärdenspiel nicht zurück.

Geschichte.

Bisher hatten epische Dichtungen und Volksgesänge dazu gedient, große Ereignisse und Taten hervorragender Menschen auf die Nachwelt zu bringen. Daneben wurden namentlich in Sparta, in Argos und in Elis chronologische Listen geführt, die gelegentlich auch geschichtliche Notizen enthielten. Aber weder die eine noch die andere Art geschichtlicher Überlieferung konnte einer Zeit genügen, die so Denkwürdiges erlebte wie die Taten der Perserkriege. Daher versuchten zuerst in Kleinasien wissenschaftlich gebildete Männer, die Ereignisse der Vorzeit und Gegenwart auf eine wirklich geschichtliche Art darzustellen. Ihre Schriften sind größtenteils verlorengegangen. Doch wurde durch sie Herodot zu seinem großen Geschichtswerke angeregt.

Herodot ist um 485 in der dorischen, aber von ionischer Bildung erfüllten Stadt Halikarnaß geboren. Seine Vaterstadt unterhielt lebhafte Handelsverbindungen mit dem Orient. Daher fand sich Herodot auf das Wandern schon früh hingewiesen und machte sich in echt ionischer Wißbegierde auf den Weg, um mit eigenen Augen zu schauen, worüber er von Jugend an so viel zu hören bekam. Er zuerst hat dem Wunderland Ägypten die Aufmerksamkeit gewidmet, die es verdient. Bis in das Herz des persischen Reiches ist er vorgedrungen, Babylon und Ekbatana hat er gesehen; die Küsten des Schwarzen Meeres blieben ihm nicht fremd. Mit offenen Augen sah er die Herrlichkeit des Orients und vergaß doch keinen Augenblick, daß er ein Grieche war. Um das Jahr 444 muß er dann längere Zeit in Athen gelebt und dort in nahen Beziehungen zu Perikles gestanden haben; am Panathenäenfest hat er den Athenern einen Teil seines Geschichtswerkes vorgelesen. Doch sein Wandertrieb ließen ihn auch hier nicht Wurzel fassen; er zog schließlich nach dem griechischen Westen und ist in der athenischen Koloniestadt Thurii in Unteritalien um das Jahr 425 gestorben.

Im frischen Gedächtnis seiner Zeitgenossen stand der Zusammenstoß mit der persischen Großmacht; ein würdigerer Gegenstand für seine Feder ließ sich nicht finden. Er hat ihn auf breitester Grundlage behandelt. Er geht von den Lydern aus, die als Vorgänger der Perser die Griechenstädte Kleinasiens unterjochten. Die Lyder werden von den Persern unterworfen: so bringt er nach der lydischen Geschichte die Geschichte der Perser. So oft die Perser ein wichtiges Land von interessanter Eigenart sich untertan machen, nimmt Herodot die Gelegenheit wahr, es zu schildern: so behandelt er noch im ersten Buche Babylon, widmet das ganze zweite dem Land Ägypten und fährt erst im dritten mit seiner Darstellung der persischen Geschichte fort. Dareios richtet sein Augenmerk auf das Skythenland: Herodot versäumt nicht, über Land und Sitten der Skythen alles mitzuteilen, was er darüber in Erfahrung bringen konnte. Es folgt der Aufstand der Jonier, es

folgen die verschiedenen Unternehmungen gegen Hellas, die in den vier letzten Büchern ihre Darstellung finden. Überall wechselt Erzählung und Schilderung aufs glücklichste ab; an geeigneter Stelle enthüllen die handelnden Personen in frei erfundenen Reden ihre Ansichten und Pläne. Das Ganze besitzt durchaus die Eigenschaften eines Kunstwerks und erinnert in vieler Hinsicht an die epische Heldendichtung; wie in Homers Odyssee, so werden wir auch in Herodots Geschichtswerk zuerst durch die verschiedensten Länder und Meere geführt, um schließlich einer großen Katastrophe beizuwohnen. An Homer erinnert auch Herodots religiöser Standpunkt; alles führt er auf unmittelbare Einwirkung der Götter zurück und verzichtet deshalb oft auf eine natürliche Erklärung des Zusammenhanges der Dinge.

Wie Herodot, der „Vater der Geschichte", die Geschichtschreibung gründete, so erweiterte er auch die damit eng verknüpften geographischen Vorstellungen seiner Zeit.

Nach der homerischen Dichtung war die Erde eine von den Wassern des Ozeans umflossene Scheibe, die wegen der Last des üppigen Pflanzenwuchses der heißen Länder ein wenig nach Süden sich neigen sollte. An die Ränder der Scheibe verlegte die Phantasie der Alten eine Reihe von Wunderländern, das Elysium und die Inseln der Seligen, die glückliche Heimat der Hyperboreer und die heißen Sitze der Äthiopen. Dort, an den äußersten Grenzen der Erdscheibe, dachte man sich die höchste Fruchtbarkeit und das mildeste Klima, und den Bewohnern dieser Wunderlande traute man die größte Leibeskraft und die reinsten Sitten zu. Durch Herodots Reisen und Forschungen ward die Vorstellung von Afrikas Ausdehnung bedeutend berichtigt. Während ehedem der Atlas und Theben als südliche Endpunkte des dunklen Erdteils galten, zog Herodot die Grenze im Bogen von den Säulen des Herakles nach dem jetzt als Kap Guardafui bekannten östlichsten Vorgebirge Afrikas. Freilich hielt auch er noch die Erde für eine ovale Scheibe; aber wie sorgfältig zum Teil seine Erkundigungen waren, haben die neuesten Forschungen nach den Quellen des Nil bewiesen. Er wußte von den Seen im äthiopischen Alpenlande, wo sich die Hauptquellen des Stroms befinden. Er ist bis an die äußerste Südgrenze Ägyptens, vielleicht noch weiter gekommen und hat dort Nachrichten eingesammelt, die für die Wissenschaft das größte Interesse besitzen. Herodot war es, der Indien mit dem Indus in den Kreis der geographischen Betrachtung zog, der den arabischen Meerbusen und das erythräische Meer dem bekannten Erdkreise hinzufügte, der die Küstenformen Europas zuerst mit annähernder Richtigkeit auffaßte.

Philosophie, Naturwissenschaft und Rhetorik.

Auch die Philosophie arbeitete im 5. Jahrhundert rastlos an ihren Aufgaben weiter, wenn auch ihre eigentlich klassische Zeit erst anheben sollte, als es mit der politischen Blüte Griechenlands vorbei war.

Nach wie vor bleibt Jonien ein Hauptsitz philosophischen Denkens. Aus dem ionischen Ephesos stammt Heraklit, ein vornehmer Gelehrter von ausgeprägtester Eigenart, der um 470 gestorben ist. Er beobachtete zuerst die Tatsache, daß alle Dinge auf Erden in rastloser Veränderung begriffen sind, und indem er nun die Tragweite seiner Beobachtung maßlos überschätzte, kam er zu dem Satze: Alles fließt, nichts dauert; Bewegung, Veränderung ist alles; einen Zustand, ein wirkliches Sein gibt es nicht, und wo etwas zuständlich zu beharren scheint, da

liegt eine Täuschung unserer Sinne vor. Diese rastlose Bewegung stellte er sich unter dem Bild des Feuers als dem Inbegriff der Beweglichkeit vor. Er beobachtete ferner, daß der Wechsel der Weltdinge sich in immer wiederkehrenden Formen gesetzmäßig vollzieht. Das ewige Auf und Nieder in der Natur, das Verdrängen der einen Erscheinung durch immer eine neue, begriff er glücklich unter dem Bilde des Krieges: der Krieg ist ihm der Vater aller Dinge.

Der vollkommene Antipode Heraklits ist der gleichzeitig lebende und lehrende Parmenides aus Elea in Unteritalien, der Begründer der eleatischen Schule. Er knüpfte an Xenophanes und seinen unveränderlichen Urstoff an (vgl. o. S. 192). Alles Denken, so lehrte er, bezieht sich auf etwas Vorhandenes; es ist widersinnig, von etwas Nichtseiendem auch nur zu reden. Etwas ist schön oder unschön, wahr oder unwahr, aber unter allen Umständen ist es. Das einheitliche Merkmal aller Dinge bei all ihrer Verschiedenheit ist eben dies, daß sie sind. Dies Sein allein ist; das Werden und Vergehen ist nur Täuschung unserer Sinne und in Wahrheit nicht vorhanden.

Zeno, der Schüler des Parmenides, suchte diese gewagten Sätze dadurch noch fester zu begründen, daß er alle gegenteiligen Ansichten geistreich in die Enge trieb. Vielfach kam es dabei auf sonderbare Spitzfindigkeiten hinaus; so, wenn er haarscharf bewies, daß Achill bei all seiner Schnelligkeit eine Schildkröte niemals einholen könne, oder daß ein fliegender Pfeil in Wahrheit sich in Ruhe befinde; aber für die Erkenntnis der Gesetze des menschlichen Denkens, für die sogenannte Logik, und ebenso für die Kunst des wissenschaftlichen Beweisens, von den Griechen Dialektik genannt, hat der Mann Unvergleichliches geleistet.

Mit ihrer Lehre vom alleinigen Sein standen die Eleaten im denkbar schroffsten Gegensatz zu Heraklit und seinem ewigen Werden. Die folgende Generation hat zwischen beiden Richtungen zu vermitteln versucht; sie ging dabei von dem sicheren Bewußtsein aus, daß einerseits der Begriff des Seins sich nicht leugnen lasse, daß aber anderseits auch das Geschehen eine aus der Welt nicht fortzuschaffende Tatsache ist. Wie erklärt sich aus dem Sein das Geschehen? Das war jetzt die große Frage.

Empedokles aus Agrigent, der erste dorische Philosoph, von dem wir wissen, löste diese Frage folgendermaßen. Ein eigentliches Entstehen und Vergehen gibt es nicht. Jedes Entstehen ist vielmehr eine Mischung von an und für sich unveränderlichen Stoffen; jedes Vergehen eine Entmischung dieser Stoffe. Aus dieser räumlichen Bewegung des sich Mischens und Entmischens erklärt sich ihm der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Dinge. Solcher unveränderlicher Stoffe oder Elemente nahm Empedokles vier an: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die treibende Kraft aber, die zum Mischen und Entmischen der Elemente führt, ist ihm Liebe und Haß; zum erstenmal unterschied er so Stoff und Kraft. Auch unsere Wahrnehmungen beruhen nach ihm auf solchen Mischungen: kleinste Teile der wahrzunehmenden Dinge dringen in Ohr und Nase ein, und die Folge ist, daß wir sie wahrnehmen.

Ein Geistesverwandter des Empedokles war Anaxagoras aus Klazomenä in Jonien. Er lebte seit 450 in Athen als Freund des Perikles und Mittelpunkt eines vornehmen Kreises hochbedeutender Männer. Auch er hält Entstehen und Vergehen für Schein und Täuschung; auch er erklärte beides aus Mischung und Entmischung unveränderlicher Elemente. Nur ihre Vierzahl fand er willkürlich und forderte ihrer ebenso viele, als es verschiedene Eigenschaften an den Dingen

gibt — also unzählig viele. Die mischende Kraft ist bei ihm ein Element für sich, und zwar das wichtigste von allen, das in allen Mischungen sich findet und sie alle als bewegender Reiz umspielt. Da die Mischungen sich zweckmäßig vollziehen, so muß auch dies Bewegungselement ein zwecktätiges sein: er nannte es Denkstoff oder Nus.

Auch Leukippos aus Abdera stand in der Hauptsache auf den Schultern der Eleaten. Er dachte sich die stoffliche Welt aus unendlich kleinen, nicht weiter teilbaren Stoffteilchen oder Atomen zusammengesetzt und rettete alle Eigenschaften, die von den Eleaten dem Sein überhaupt beigelegt wurden, für diese seine Atome. Sie sind ewig und unveränderlich; aus ihrer verschiedenen Anzahl und aus der verschiedenen Art, wie sie im Raume gelagert vorkommen, müssen sich alle Eigenschaften der Dinge erklären lassen. Der Gedanke erwies sich als einer der fruchtbarsten: mit Atomen arbeitet bekanntlich auch heute noch die Wissenschaft.

Es war früher schon von Pythagoras die Rede (vgl. oben S. 192). Seine Schüler widmeten sich teils dem ärztlichen Beruf, teils pflegten sie mathematisch-astronomische Studien. Die Zahlen und ihr Wesen beschäftigten ihr Denken. Sie entdeckten die Prim- und Quadratzahlen, und auch der berühmte pythagoreische Lehrsatz macht ihrem mathematischen Können alle Ehre. Die Tatsache, daß die Saiten der Leier durch die zahlenmäßig bestimmbare Verschiedenheit ihrer Länge den musikalischen Wohllaut erzeugen, machte sie auf die Bedeutung der Zahlenverhältnisse überhaupt aufmerksam. Sie ahnten bereits, daß sich die Naturgesetze auf mathematische Formeln müßten bringen lassen. Wie alle ihre Vorgänger, so übertrieben auch sie aufs einseitigste ihre glückliche Beobachtung und behaupteten kurzweg: alles ist Zahl, das Wesen der Dinge ist lediglich durch Zahlen bestimmt, die Zahlen sind die Urbilder aller Dinge. Von solcher Anschauungsweise kamen sie dann zu allerhand phantastischer und geheimnisvoller Zahlensymbolik.

Die meisten dieser Denker haben neben dem Denken selbst auch das naturwissenschaftliche Erkennen ihrer Zeit erfreulich gefördert. Besonders war der gestirnte Himmel Gegenstand eifriger Forschungen. Anaxagoras z. B. wußte schon die Verfinsterungen richtig zu erklären; und vor allem glänzten die Pythagoreer durch astronomisches Wissen. Die Erde erklärten sie mit aller Bestimmtheit für eine Kugel. Die Planeten aber lassen sie um ein Zentralfeuer sich bewegen, wobei ihr Umschwung ein musikalisch wohlklingendes Geräusch, die sogenannte Sphärenharmonie, erzeugt.

Das größte Verdienst dieser Philosophen bleibt aber doch, daß sie die Kunst gesetzmäßigen Denkens und wissenschaftlichen Beweisens, oder griechisch gesprochen, daß sie Logik und Dialektik ungemein gefördert haben. Das hatte auch seine praktische Seite. Denn Logik und Dialektik sind nun doch einmal unentbehrliche Vorbedingungen für eine überzeugende Beredsamkeit, und je mehr diese im griechischen Leben eine Macht wurde, um so mehr mußte man auch den Wert der Philosophie als Lehrmeisterin der Rhetorik zu schätzen wissen. Besonders war das im demokratischen Athen der Fall, wo sich ohne Beredsamkeit ein maßgebender Einfluß auf das souveräne Volk nicht ausüben ließ. Hier in Athen hat denn auch seit dem Jahre 450 die Beschäftigung mit philosophischen Problemen immer weitere Kreise erfaßt; hier sollte, wie die dichtende und bildende Kunst, so auch das philosophische Denken um die Wende des Jahrhunderts seine höchsten Triumphe feiern.

VII. Die Zeit des Peloponnesischen Krieges.

Hoch ragte Athen über alle griechischen Staaten empor durch seine Machtentfaltung, seinen Reichtum, durch den Ruhm seiner Staatsmänner, Helden und Künstler. Unbezwingliche Mauern umschließen Stadt und Hafen, athenische Handelsflotten bringen den Überfluß entfernter Länder, und athenische Trieren beherrschen die Meere. Hierzu kommt der Glanz der Kunstwerke, der beständig Scharen von Fremden aus entlegenen Ländern herbeilockt. Denn mit den Propyläen, dem Parthenon und so vielen anderen Schöpfungen des attischen Geistes ließ sich in weiter Welt nichts anderes vergleichen. Noch aber lebte und lenkte den Staat der große Perikles, und der Friede, welcher ohne namhafte Störung seit dem Jahre 445 in Griechenland herrschte, begünstigte das Walten und Schaffen dieses hochbegabten Staatsmanns zur Förderung des Ruhmes und der Wohlfahrt der Stadt. Aber nach zehn Jahren ungestörten friedlichen Gedeihens traten Ereignisse ein, welche den inneren Hader in Hellas von neuem entflammten.

Längst blickten die Spartaner und die Korinther eifersüchtig auf die wachsende Macht Athens, auf die Blüte ihres Handels und die Prachtbauten der Akropolis. Dazu kam die alte Rivalität zwischen Athen und Sparta und die Gegensätze zwischen Dorern und Joniern, zwischen aristokratischen und demokratischen Tendenzen. Athens Machtentfaltung rief auch Unzufriedenheit bei den Mitgliedern des attischen Seebundes hervor, welche mehr oder weniger abhängig und unterjocht, nicht gleichberechtigte Bundesgenossen waren. In diesen Verhältnissen lagen die eigentlichen Ursachen des großen Krieges. Der Ausbruch wurde durch zufällige Anlässe herbeigeführt, über die jetzt berichtet werden soll.

Kerkyra, das jetzige Korfu, besaß an der illyrischen Küste die Pflanzstadt Epidamnos, das spätere Dyrrhachium, heutige Durazzo. Die Demokraten in Epidamnos vertrieben im Jahre 435 die Aristokraten aus der Stadt, die Vertriebenen verbündeten sich mit illyrischen Horden und suchten ihre Rückkehr zu erzwingen. Die bedrängten Demokraten wandten sich nach Kerkyra um Hilfe; als sie dort abgewiesen wurden, fuhren sie auf den Rat des delphischen Orakels weiter nach Korinth, der gemeinsamen Mutterstadt von Kerkyra und Epidamnos. Die Korinther berieten über den Antrag und waren um so einmütiger bereit, demselben Folge zu geben, als sie dadurch eine Demütigung ihrer stolzen Tochterstadt Kerkyra herbeizuführen hofften. Unter den zahlreichen Kolonien nämlich, die sich von Korinth aus an den westlichen Küsten angesiedelt hatten, war Kerkyra bei weitem die blühendste. Voll Vertrauen auf ihre Seemacht hatten die Insulaner jedes Band der Abhängigkeit von der Mutterstadt gelöst; sie traten den Ansprüchen Korinths auf Oberhoheit mehr und mehr mit offener Widersetzlichkeit entgegen, schädigten wohl auch geradezu den korinthischen Handel. Ihr Trotz sollte jetzt gebrochen werden. Korinthische Ansiedler und Besatzungstruppen zogen also auf dem Landwege dem bedrängten Epidamnos zu Hilfe. Da mußten die Belagerer, Verbannte sowohl als Illyrier, der überlegenen Macht weichen. Erstere aber riefen

nunmehr Kerkyra zu Hilfe, und diesmal nicht vergebens; die Insulaner erschienen mit 40 Schiffen vor der Stadt, begannen die Belagerung und forderten den Einlaß der Verbannten und Abzug der Korinther. Nach vergeblichen Unterhandlungen erklärten letztere der Stadt Kerkyra offen den Krieg und sandten eine starke Flotte aus zum Entsatz von Epidamnos. Am Ausgang des Ambrakischen Golfes stießen die Korinther auf die kerkyräische Macht und erlitten eine Niederlage, die sie zur Rückkehr zwang. Das belagerte Epidamnos aber mußte sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben.

Korinth konnte die Schmach nicht auf sich sitzen lassen und begann jetzt gewaltige Rüstungen. Ambrakia, Elis und andere Bundesgenossen wurden aufgefordert, Schiffe und Streiter zu senden; denn es war darauf abgesehen, Kerkyra zu vernichten. Die also bedrohte Stadt sah sich nach Hilfe um und wandte sich nach Athen, der ersten Seemacht von ganz Hellas. Vor versammeltem Volke wurde hier die Sache verhandelt und beschlossen, mit Kerkyra ein Bündnis zur Abwehr feindlicher Angriffe abzuschließen.

Bald kam es zu einer Seeschlacht zwischen Korinth und Kerkyra nahe der Küste dieser Insel. Die Korinther siegten, aber die Früchte des Sieges entzog ihnen ein athenisches Geschwader, das heranfuhr, gerade als die Korinther zum Angriff auf die Insel selbst übergehen wollten. Eine solche Unterstützung zur Abwehr äußerster Gefahr führte damals noch nicht ohne weiteres einen Kriegszustand mit dem helfenden Staate herbei. Doch fanden die Korinther bald eine Gelegenheit zur Vergeltung.

Auf der westlichsten von den drei Halbinseln der Chalkidike lag die bedeutende Stadt Potidäa, ursprünglich eine Kolonie von Korinth, seit langer Zeit aber in Abhängigkeit von Athen. Diese Stadt bewogen die Korinther zum Abfall von Athen. Nun kam es zu Kämpfen vor der Stadt, die von den Athenern belagert wurde. Der allgemeine Krieg stand nun in naher Aussicht. Die Korinther schürten die Kriegslust in Sparta. Perikles benutzte Streitigkeiten mit Megara zu strengen Maßregeln gegen diese Stadt.

Da wurde in Sparta der Krieg beschlossen. Zunächst gingen die Boten von Sparta nach Athen, um gebieterische Forderungen zu stellen. In erster Linie hatten es die Lakedämonier im Einverständnis mit einem Teile der oligarchischen Partei in Athen auf den Sturz des Perikles abgesehen und verlangten die Austreibung der Alkmäoniden, auf denen noch immer die alte kylonische Blutschuld laste. Die Forderung war offenbar gegen Perikles, einen Abkömmling dieses Geschlechts, gerichtet, wurde aber mit der stolzen Antwort zurückgewiesen, die Lakedämonier sollten zuvor die im eigenen Lande verübten Frevel sühnen. Auch hatten natürlich die Spartaner nicht auf die Bewilligung ihrer unerhörten Forderung gerechnet. Aber sie suchten dadurch Unfrieden in die athenische Bürgerschaft zu bringen, und das war nicht aussichtslos. Denn es fehlte Perikles durchaus nicht an Gegnern in Athen. Das hatte sich in den letzten Jahren mehrfach gezeigt. So im Prozeß gegen Phidias. Unter der Beschuldigung, bei der Herstellung des Standbildes der Athene im Parthenon Gold und Elfenbein unterschlagen zu haben, wurde der Meister ins Gefängnis geworfen. Er ließ zwar, um die Verleumder zum Schweigen zu bringen, die Goldzier von der Statue abheben und ihr richtiges Gewicht auf der Wage feststellen. Aber der Neid fand bald eine andere Schuld. Der Meister hatte sein und des Perikles Bildnis auf dem Schild der

Göttin inmitten einer Amazonenschlacht angebracht, und zwar sich selbst als kahlköpfigen, einen Hammer schwingenden Alten, seinen Freund als jugendlich schönen Kämpfer (vgl. Abb. 175). Das erklärten die Ankläger für Gottesfrevel. Phidias konnte die Tatsache nicht leugnen. Er starb im Gefängnis, noch ehe die Untersuchung gegen ihn beendet war. Das ganze Verfahren war aber zugleich ein empfindlicher Schlag gegen Perikles, den man in seinem Freund zu treffen wußte.



175. Schild der Athena Parthenos des Phidias.
Nachbildung im Britischen Museum zu London. Nach Gerhard.
In dem kahlköpfigen Alten, der oben links noch einmal besonders abgebildet ist, glaubt man Phidias erkennen zu dürfen.

Ähnlich lag es beim Prozeß gegen den Philosophen Anaxagoras, der um das Jahr 436 der Gottlosigkeit bezichtigt und zur Flucht aus Athen gezwungen wurde. Anaxagoras hatte zu dem Kreise gehört, in dem Perikles am liebsten verkehrte; man konnte den leitenden Staatsmann nicht wohl empfindlicher kränken, als indem man über seine nächsten Freunde den Stab brach. Aber es sollte noch schlimmer kommen; seine Gegner verfolgten ihn bis in den stillen Frieden seines Hauses. Er war mit Aspasia aufs glücklichste vermählt. Sie war schön und geistreich; aber sie war eine Milesierin, und das konnten ihr manche Leute nicht verzeihen. Die Ehe mit der Ausländerin war nach athenischen Begriffen nicht rechts-

kräftig. Jetzt wurde sie wegen ihres von den Lebensgewohnheiten der athenischen Hausfrauen abweichenden Auftretens verleumdet. Perikles trat für sein geliebtes Weib selbst in die Schranken und sprach gegen die Anklage mit solcher Wärme, daß Aspasia in der Tat freigesprochen wurde.

Die Gesandten der Lakedämonier waren mit ihrer ersten Forderung abgewiesen worden; es erging ihnen nicht besser, als sie zum zweiten- und drittenmal erschienen und forderten, daß die Belagerung von Potidäa aufgehoben, Ägina freigegeben und den Bürgern von Megara, denen wegen ihrer feindseligen Gesinnung jede Handelsverbindung mit Athen untersagt war, der Verkehr mit Athen und seinen Kolonien wieder gestattet werde. Die letzte Forderung der Peloponnesier ging geradezu dahin, daß Athen alle seine Bundesgenossen freigeben solle.

„Nicht um diese Punkte handelt es sich," rief jetzt Perikles in der Volksversammlung, „sondern darum, ob wir Bürger eines freien und mächtigen Staates bleiben wollen; denn wenn wir jetzt dem herrischen Belieben Spartas nachgeben, so werden bald neue Forderungen gestellt werden. Bleiben wir aber jetzt standhaft, so werden die Peloponnesier vielleicht unser Land verwüsten, aber wir haben diese unbezwingliche Stadt, diese feste Burg, die Athene selbst beschützt; wir haben außerhalb von Attika noch Inseln und Küstenstriche in Menge, und unseren Flotten sind alle Gestade des Feindes preisgegeben. Unsere Väter verließen einst Haus und Hof und diese ruhmvolle Stadt. Wir haben größere Macht; laßt uns auch ihren Mut haben und dem Feinde kühn entgegentreten, damit wir unseren Nachkommen einen freien und ungeschwächten Staat überliefern."

In diesem Sinne wurde das spartanische Ultimatum beantwortet. Weitere Verhandlungen fanden nicht mehr statt, man rüstete beiderseits zum Kriege. Die Peloponnesier vertrauten auf ihre große Macht und Waffenübung zu Lande, die Athener auf ihre feste Stadt, ihre Bundesgenossen, freie sowohl als abhängige, ihre Flotten und ihren Kriegsschatz, den Perikles bei allem Aufwand in den Friedensjahren erspart hatte.

Ohne vorausgegangene Kriegserklärung taten 300 Thebaner den ersten Schlag, indem sie (431) bei Nacht die Stadt **Platää** überfielen und bis zu ihrem Markte vordrangen. Sie erwarteten hier Verstärkung; allein Sturm und Regen und der angeschwollene Asopos hielten die thebanische Hauptmacht auf; daher wurde die eingedrungene Hoplitenschar mit Anbruch des Tages von den Bürgern angegriffen, gefangen genommen und in unsinniger Leidenschaft alsbald niedergemetzelt. Eine von Athen gesandte Besatzung sicherte die Stadt vorläufig gegen weitere Angriffe der Thebaner.

Das peloponnesische Landheer rückte unter Anführung des spartanischen Königs **Archidamos** in die Ebene von Attika ein, deren Landbewohner sich selbst und ihre bewegliche Habe nach der Hauptstadt in Sicherheit gebracht hatten. Das Gebiet von Eleusis wurde verwüstet; dann ging der Marsch nach Acharnä, dem bedeutendsten Demos der attischen Landschaft, nördlich von der Hauptstadt und in geringer Entfernung von derselben, so daß die Bürger die Verheerung von der Stadt aus sehen konnten. Archidamos hoffte, die Athener würden einen Ausfall und Angriff wagen, und in der Tat war die Menge in wilder Erregung. Mit lauten Drohungen forderte sie eine Schlacht; allein Perikles, der seit der Invasion der Peloponnesier ohne Befragen der Volksversammlung den Staat diktatorisch regierte, beharrte unbeweglich bei seinem System der Verteidigung. Dagegen

ließ er eine Flotte in See stechen, die verheerende Landungen an verschiedenen Punkten der peloponnesischen Küste ausführte. Wohl war es eine großartige Tat der Selbstverleugnung, daß die Athener ruhig zusahen, wie ihre Äcker verwüstet wurden, eine Tat, die man wohl mit dem Auszug aus der Stadt beim Heranrücken der Perser vergleichen kann. Da nun aber auch ein Angriff gegen die stark befestigte Stadt völlig aussichtslos schien, so traten die Spartaner und ihre Bundesgenossen bereits im August den Rückzug aus Attika an, und der Feldzug war damit für dieses Jahr zu Ende. Dagegen ließen nun die Athener die nach dem Abzug des peloponnesischen Heeres völlig schutzlosen Bewohner der Insel Ägina ihren Anschluß an die spartanische Bundesgenossenschaft schwer entgelten. Dieselben mußten ihre Insel verlassen und als Flüchtlinge auf lakonischem Gebiet neue Wohnsitze suchen. In nicht geringere Bedrängnis kamen die Megarer, deren Land durch athenische Hopliten unter dem persönlichen Befehle des Perikles angegriffen und völlig verheert wurde. So rächte sich Athen für den Einfall der Peloponnesier.

Nach der Rückkehr der Flotte schritt man zur öffentlichen Bestattung der im Kampfe gefallenen Krieger. Perikles ward mit der Trauerrede beauftragt. „Ich will," sagte der Redner, „statt die einzelnen zu loben, lieber die Stadt loben und den Geist, durch den die einzelnen groß sind. Wir leben unter einer Verfassung, durch die ein jeder Bürger vor dem Gesetze gleichberechtigt ist, während ihm zugleich die Mittel geboten sind, durch den eigenen inneren Wert öffentliches Ansehen zu erlangen und, wofern er Talent dazu besitzt, ein Wohltäter des Staates zu werden. Wir haben alle Mittel, uns das Leben angenehm zu machen; denn hier ist der Weltmarkt, wo die Erzeugnisse der entlegensten Länder zusammenströmen. Wenn die Lakedämonier sich durch eiserne Übung von früher Kindheit an auf den Krieg vorbereiten, so haben wir bewiesen, daß wir bei unseren heiteren Gebräuchen und Gewohnheiten nicht weniger dazu gerüstet sind. Und wie viele andere Vorzüge besitzt noch außerdem unsere Stadt! Wir lieben das Schöne, doch nicht die Verweichlichung. Wir betreiben die Staatsgeschäfte mit Eifer und Einsicht, ohne darum die Arbeiten in Haus und Feld zu vernachlässigen. Wir sind tapfer, aber nicht tollkühn. Wir sind unseren Freunden nützlich und haben daher Freunde, die auch uns nützlich sind. So ist das Vaterland beschaffen, für das diese Männer gestorben sind. Die schönste Totenfeier aber wird es sein, wenn die Überlebenden ihnen nacheifern."

Im Frühjahr des nächsten Jahres (430) rückten die Peloponnesier mit zwei Dritteln ihrer gesamten Heeresmacht abermals in Attika ein. Dieser Einfall war der empfindlichste von allen, denn das Heer verbreitete sich diesmal über das ganze Land, das völlig verwüstet ward. Zu dem äußeren Feinde gesellte sich aber ein innerer, den keine Mauer abzuhalten imstande war. Es brach nämlich eine Seuche in der Stadt aus und verschonte weder Stand noch Alter noch Geschlecht. Die in der Stadt, in dem Raume zwischen den langen Mauern und im Piräus zusammengedrängte Landbevölkerung litt unsäglich. Weder Ärzte noch Beschwörungen noch priesterliche Weihungen konnten dem Übel Einhalt tun. Anfangs wurden die Kranken von Anverwandten oder Freunden gepflegt; als aber die Pfleger gleichfalls ergriffen wurden, als man sah, wie jede Berührung, jeder Anhauch die Krankheit mitteilte, hörte alle Rücksicht und Teilnahme auf. Um die Brunnen, auf freien Plätzen, in Säulenhallen und Tempeln lagerten die von brennendem Durst verzehrten Kranken; Sterbende und Tote lagen nebeneinander und oft aufeinander

gehäuft. Dieses allgemeine Unglück, die Ungewißheit des Lebens, die Erscheinung des Todes, wohin man den Blick wandte, veränderten alle Verhältnisse. Der Besitz von Vermögen schien nichtig; Recht, Gesetz, der Staat selbst verlor in den Augen der verzweifelnden Menge seinen Wert. Nichts war mehr ehrwürdig, nichts heilig, nichts endlich schien erstrebenswert als der Genuß des Augenblicks. Die Krankheit dauerte, wenn auch nicht mit gleicher Heftigkeit, das zweite und dritte Jahr des Krieges hindurch, ruhte dann ein und ein halbes Jahr und erneuerte sich hierauf nochmals, bis sie endlich im fünften Jahre nach ihrem ersten Auftreten gänzlich erlosch. Es erscheint uns wie ein Wunder, daß Athen nicht gleich in diesen ersten Jahren des Krieges unterlag. Für die Bevölkerung ist es ein unvergänglicher Ruhm. Vor allem blieb Perikles unerschüttert und ungebeugt. Während noch die Peloponnesier in Attika lagerten, führte er selbst eine starke Flotte nach den Küsten des Peloponnes, verheerte weithin das Gebiet von Epidauros und anderen Städten. Andere athenische Schiffe segelten indessen nach der Chalkidike, um die Belagerungsarmee vor Potidäa zu verstärken, kehrten aber schleunigst und in trauriger Verfassung nach Athen zurück, denn die Pest war an Bord ausgebrochen; 1500 Hopliten starben auf der Fahrt an der Seuche.

Perikles fand bei seiner Rückkehr nach Athen die Bürgerschaft in großer Aufregung. Man hatte während seiner Abwesenheit in Sparta vergeblich Vorschläge zum Frieden gemacht und erklärte ihn jetzt für den Urheber aller Leiden, die den Staat wie den einzelnen Bürger befallen hatten. Volksredner wie Kleon, der Wortführer der radikalen Demokraten, beuteten die fieberhafte Erregung der Gemüter dazu aus, das Volk gegen die politische und militärische Leitung des Perikles einzunehmen, und brachten es in der Tat dahin, daß er nicht nur bei der nächsten Feldherrnwahl übergangen, sondern selbst wegen angeblicher Veruntreuung von öffentlichen Geldern mit einer Geldstrafe belegt wurde. Aber die Athener konnten ihn nicht lange entbehren. Auch mußte man sich gestehen, daß jene Verurteilung zu Unrecht geschehen sei. Mit großer Stimmenmehrheit wurde Perikles schon für das folgende Jahr wieder zum Strategen gewählt.

Dies alles geschah, während er zugleich von schwerem Mißgeschick auch in seinem Privatleben hart betroffen war. Die Pest hatte bereits seine besten Freunde, seine Schwester, seinen freilich übelgeratenen ersten Sohn Xanthippos hinweggerafft; nun starb auch sein Lieblingssohn Paralos. Als er diesem den Totenkranz um das Haupt legte, erlag auch er, der bisher unter allen Schlägen des Schicksals mit eisernem Mute ausgedauert hatte, der Schwäche der menschlichen Natur. Seine Widerstandskraft war gebrochen; die Seuche oder, nach anderen Berichten, ein zehrendes Fieber raffte ihn in wenigen Tagen dahin. In seinen letzten Augenblicken, als teilnehmende Freunde sein Lager umgaben und von seinen Taten redeten, sprach er noch mit brechender Stimme: „Wenn ich mich einer Sache rühmen darf, so ist es die, daß kein Athener um meinetwillen jemals in Trauer versetzt wurde." Daß Perikles damit die Wahrheit sprach, lehrt der Gang der Dinge; denn nicht er war es, der den Peloponnesischen Krieg mit seinen Schrecknissen heraufbeschworen hatte, denn der Krieg mußte notwendig früher oder später ausbrechen, wenn nicht der athenische Staat freiwillig auf seine hohe Stellung verzichten wollte. Der unglückliche Ausgang des Krieges erfolgte, weil die Republik durch den Tod ihres Führers den festen Halt verloren hatte, weil selbstsüchtige Demagogen an seiner Stelle das Steuer ergriffen und das Staatsschiff in die

gefährliche Bahn des Eigennutzes und kleinlicher, sich widerstrebender Interessen lenkten. Perikles war fünfundsechzig Jahre alt, als er durch den Tod von dem Schauplatze seiner Taten abgerufen wurde. Kurz vorher hatte er noch die Einnahme von Potidäa erlebt.

Um dieselbe Zeit zog Archidamos, statt wieder in Attika einzufallen — er fürchtete wohl die Nähe der ansteckenden Krankheit — nach Böotien und belagerte Platää. Die Bewohner hatten Weiber und Kinder nach Athen geschafft und leisteten tapfer Widerstand. Sie beriefen sich vergebens auf die heiligen Eide, durch die ihnen nach der ruhmreichen Besiegung der Perser in ihrem Gebiet Freiheit und Schutz für ewige Zeit von den vereinigten Griechen zugesagt war. Der Hunger zwang sie schließlich nach zweijähriger Belagerung zur Ergebung. Die Überlebenden wurden hingerichtet und die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. So nahmen die Spartaner Rache für die Hinschlachtung der 431 in Platää eingedrungenen Thebaner. Und immer blutiger wurde der entsetzliche Bürgerkrieg, immer grausamer die Rachetaten.

Das zeigte sich bald nachher, als die Stadt Mytilene auf Lesbos von Athen abgefallen war. Den Athenern gelang es, die abtrünnige Stadt zu erobern. Die Peloponnesier kamen mit der versprochenen Hilfe zu spät. Das Volk der eroberten Stadt hatte sich bei dem Aufstand wenig beteiligt; es waren die Aristokraten, denen die athenische Herrschaft unerträglich dünkte und die deshalb den Abfall eingeleitet hatten. Dennoch war nach dem in Hellas bestehenden grausamen Kriegsrecht die ganze Bürgerschaft dem Tode verfallen.

Als Anführer der athenischen Demokratie war nach dem Tode des Perikles Kleon, ein wohlhabender Gerber und Lederhändler, aufgetreten. Er war von Natur mit gesundem Verstand und einer gewaltigen Stimme ausgerüstet, besaß eine tüchtige Mundfertigkeit und Unverschämtheit und verstand es nicht selten, durch treffende Schlagwörter Beifall zu erringen oder doch Gelächter auf Kosten seiner Gegner zu erregen. Aristoteles sagt, daß er zuerst auf der athenischen Rednertribüne wüstes Geschrei und Geschimpf verübt habe. Bei der Beratung über das Schicksal der unglücklichen Mytilenäer tat nun dieser Mann seinen großen Mund auf und meinte, daß der Staat ebensowenig eine Empörung seiner Untertanen dulden dürfe, wie er selbst eine Auflehnung seiner Gerberburschen; er schlage in einem solchen Falle mit der Peitsche drein, und der Staat müsse mit dem Schwerte die Gerechtigkeit handhaben, damit für alle Folgezeit der widerspenstige Geist ausgetrieben werde; die rebellischen Bürger seien deshalb samt und sonders mit dem Tode zu bestrafen, die Frauen und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen. Diese grausame Beweisführung fand die Zustimmung des Volkes, und ein Schiff wurde abgesandt, den Volksbeschluß dem Strategen in Lesbos zu überbringen. Als aber die Versammlung auseinandergegangen war und die Bürger unter sich die Maßregel besprachen, der früheren Verbindungen mit der unglücklichen Stadt, der Bande der Gastfreundschaft gedachten, durch die sie mit ihr verbunden waren, da machte sich ein Gefühl des Mitleids geltend, und die allgemeine Stimmung forderte eine zweite Beratung. Vergebens empfahl hier Kleon, den ersten Beschluß aufrechtzuerhalten, weil er den bestehenden Kriegsgesetzen gemäß und gerecht sei; vergebens verdammte er das Mitleid als Schwäche, den Wankelmut als unpolitisch. Der erste Beschluß ward für nichtig erklärt und Begnadigung der Stadt beschlossen; nur für 1000 gefangene Aristokraten blieb das Todesurteil bestehen. Ein zweites

Schiff ward mit der Überbringung der Botschaft beauftragt, und die Mannschaft ruderte mit solcher Anstrengung, daß sie noch zur rechten Zeit ankam, um die blutige Vollstreckung des ersten Beschlusses zu verhüten.

Noch blutigere Greuel wurden um diese Zeit (427) auf Kerkyra verübt, wo die Parteien gegeneinander wüteten und, abwechselnd von Athen und Sparta unterstützt, an ihren Gegnern Rache nahmen. Mit Schaudern blickte ganz Hellas auf diese Vorgänge; aber mehr und mehr traten ähnliche Zustände in den meisten Staaten und Städten ein. Unter den Schrecknissen des Krieges verwilderten die Gemüter. Der Parteihaß steigerte sich zum politischen Fanatismus. Der Sieg der Partei war das Ziel des Strebens, mochte auch der Staat darüber zugrunde gehen, mochten auch alle Bande der Ordnung sich lösen. „Nieder mit den Demagogen und dem Pöbelregiment!" war die Losung auf der einen Seite; „Tod den Oligarchen und ihrem Anhang!" erklang es von der anderen. „Schonung ist Feigheit, Treue ist Schwäche!" so predigte man nicht mehr heimlich, sondern ohne Scheu im Rate wie in der Volksversammlung, und wenn auch nicht überall solche Greuel wie auf Kerkyra die Folge waren, so nahmen doch in den meisten Staaten die Parteikämpfe einen wilden, blutigen Charakter an. Thukydides schildert in ergreifender Weise die entsittlichenden Folgen dieses Krieges. Wie anders war es während der gegen die Perser geführten Freiheitskriege gewesen, und wie anders war ihre Wirkung in der Folgezeit!

In Athen war damals der angesehenste Mann Nikias. Er war ein achtungswerter Charakter, der bestehenden Verfassung aufrichtig zugetan, auch nicht ohne Kriegserfahrung; aber tatkräftig und bestimmend in das politische Leben einzugreifen, war nicht seine Sache. Und doch tat dem Staate eine energische Leitung jetzt bitter not. Nikias war nicht für eine Fortsetzung des Krieges, der so große Opfer forderte. Aber bei der Unsicherheit seines ganzen Auftretens, bei seinem Mangel an Selbstvertrauen konnte er über das zuversichtliche Poltern des Demokratenführers Kleon unmöglich Herr werden. Das Heft entglitt immer mehr seinen Händen, immer mehr gab Kleon in der athenischen Politik den Ton an.

Als Soldat, nicht als Staatsmann, trat neben Nikias jetzt besonders Demosthenes hervor. Er war ein Mann voll Wagemut und Tatkraft. Er war der Held, auf den alle Bürger mit Vertrauen blickten. Im Frühling 425 stach eine neue Flotte der Athener in See, um den bedrängten Anhängern Athens auf Sizilien Hilfe zu bringen. Demosthenes setzte es durch, daß ein Teil dieser Macht an der Westküste von Messenien auf der alten Burghöhe von Pylos sich festsetzte. Dort schuf er einen Sammelpunkt für alle mit Spartas Herrschaft unzufriedenen Peloponnesier.

In Sparta feierte man gerade ein Fest, als die Besetzung von Pylos gemeldet wurde. Echt spartanisch ließ man sich dadurch die Festfreude nicht stören. Aber als König Agis, der wieder einmal mit dem Heere der Peloponnesier nach Attika eingefallen war, von der Sache hörte, kehrte er alsbald um und rückte sofort vor Pylos. Vergebens versuchte er den wichtigen Platz den Athenern zu entreißen. Im Kampfe wurde der damals bedeutendste spartanische Heerführer, Brasidas, schwer verwundet. Bald gelang es den Athenern, durch ihre Flotte eine auserlesene Schar spartanischer Hopliten auf der nahegelegenen Insel Sphakteria einzuschließen.

Eine allgemeine Entmutigung bemächtigte sich der Lakedämonier. Statt mit beherztem Mut zu Wasser und zu Lande das Äußerste zu versuchen, schlossen

sie einen Waffenstillstand und gaben auf die Dauer desselben ihre Trieren, als Unterpfand ihrer Friedensliebe, in die Hand der Feinde, wofür die Verpflegung der eingeschlossenen Krieger auf dem Eilande zugesichert wurde. Hierauf schickten sie Gesandte nach Athen mit billigen Vorschlägen zum Frieden.

In Athen war der Jubel über diesen Erfolg groß. Kleon nahm den Mund voll bei den Verhandlungen. Er meinte, man müsse den errungenen Vorteil möglichst ausnützen, und stellte die ungemessensten Forderungen; vor allem verlangte er Auslieferung der eingeschlossenen Spartiaten, und das siegestrunkene Volk genehmigte seine Vorschläge. Die Gesandten, welche dies nicht bewilligen konnten, kehrten unverrichteter Sache zurück; die günstige Gelegenheit, einen vorteilhaften Frieden zu schließen, der vielleicht den ganzen Krieg zum Vorteil Athens beendet hätte, war verpaßt; der Krieg nahm seinen Fortgang. Die athenischen Strategen zu Pylos gaben die lakedämonischen Trieren nicht zurück, weil die Spartaner ihrerseits durch einen Angriff auf Pylos die Waffenruhe gebrochen hätten. Doch ließ sich nicht verhindern, daß die Besatzung von Sphakteria in dunklen Nächten durch geschickte Schwimmer und Bootsführer mit Lebensmitteln versorgt und dadurch die beabsichtigte Aushungerung vereitelt wurde. Zugleich litt die Flotte der Athener selbst Wassermangel in der öden Gegend, und der Winter rückte mit seinen Stürmen heran. Deshalb ließ Demosthenes in Athen um Verstärkung nachsuchen, da seine Mannschaft zur Eroberung des Eilandes nicht ausreiche.

Dieses Begehren setzte die Bürger in Erstaunen. Man hatte sich einen leichten und schnellen Erfolg versprochen, und nun sah man sich weit vom Ziele. Der allgemeine Unwille wandte sich zuerst gegen Kleon, der durch seine Forderungen den Abschluß des Friedens verhindert hatte. Dieser aber nahm in seiner gewohnten derben Weise das Wort: „Ja," rief er, „das sind die schönen Männer, die mit Roßschweif und Federbüschen herumstolzieren, viel versprechen und wenig halten. Wären Leute meines Schlages an der Spitze, so sollte das Fell bald gegerbt sein." Nikias nahm ihn alsbald beim Wort und schlug vor, dem trotzigen Maulhelden den Oberbefehl zu übertragen; er erbot sich, da er selbst zum Strategen erwählt war, sein Amt an ihn abzutreten. Vergebens sträubte sich der überraschte Lederhändler, indem er meinte, das Kriegshandwerk sei nicht seine Sache; der allgemeine Zuruf erhob ihn zum Strategen. Nun erwachte seine Keckheit. Er erklärte, in 20 Tagen die eingeschlossenen Krieger tot oder lebendig nach Athen zu liefern. Es gelang ihm wirklich, sein Wort einzulösen. Denn in Pylos hatte er Demosthenes als Mitfeldherrn, der denn auch nach Ankunft der Verstärkung den Angriff leitete und zum Ziele führte. Vergebens kämpften die auf der Insel eingeschlossenen Spartiaten ihres Namens würdig. Sie mußten sich schließlich ergeben und wurden nach Athen gebracht. Die Tat wurde nicht nur in Athen, sondern in ganz Hellas angestaunt; sie brachte die Spartaner um den so lange behaupteten Ruf der Unbesiegbarkeit. Kleon aber stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner politischen Bedeutung. Die ganze Kriegführung nahm jetzt eine andere Wendung; die spartanischen Einfälle nach Attika hörten auf, denn die Athener drohten bei Wiederholung derselben, die gefangenen Spartiaten zu töten. Athen wurde der angreifende Teil, die Peloponnesier suchten nur die Streiche ihrer Gegner abzuwehren. Nikias, Demosthenes und andere Strategen machten wichtige Eroberungen im korinthischen Gebiet, besetzten die Insel Kythera im Golf von Lakonien und nahmen

Nisäa, den Hafen von Megara, ein. Ja, Megara selbst wäre in ihre Gewalt geraten, wenn nicht Brasidas Hilfe gebracht und so das Äußerste von der Stadt abgewehrt hätte. Die perikleische Idee von einer Hegemonie Athens über alle hellenischen Staaten schien in Erfüllung gehen zu sollen.

Aber die Athener wurden (424) in einem Treffen bei Delion in Böotien besiegt, und noch größere Verluste wurden ihnen in Thrakien durch Brasidas bereitet. Dieser Mann, der einzige Führer in Sparta, der zu weit aussehenden Unternehmungen Mut und Geschick besaß, setzte es durch, daß ihm (424) die Erlaubnis zuteil wurde, eine größere Unternehmung nach Norden zu machen. Da war Amphipolis am Strymon, eine Gründung des Perikles, ein wichtiger Stützpunkt für Athens Handel und Macht. Durch geschickte Unterhandlungen mit den Bürgern erreichte er es, daß sie sich ihm ergaben, bevor der athenische Stratege Thukydides von der Insel Thasos her zu Hilfe kam. Die Athener haben diese wichtige Stadt nie wieder in ihren Besitz bekommen. Damals zürnten sie dem Thukydides, gaben ihm die Schuld und verbannten ihn. Dieser Thukydides, der wahrscheinlich an dem Unglück ganz unschuldig war, ist der Geschichtsschreiber des Krieges geworden. Seine Verbannung aus Athen gab ihm die Möglichkeit, über die Ereignisse auch bei den Gegnern Erkundigungen einzuziehen, und so ist sein großes Werk durch sein Mißgeschick sehr gefördert worden.

Als die Erfolge des Brasidas an der makedonischen und an der thrakischen Küste immer größer wurden, ließ sich Kleon ins Kollegium der Strategen wählen. Er wollte seinem Ruhm von Sphakteria neue Siege hinzufügen. Aber, unbesonnen wie er war, wurde er von Brasidas überlistet und gänzlich besiegt. Doch beide Führer waren im Kampfe gefallen, und nach dem Tode dieser beiden Männer konnte ein Friedensschluß leichter erreicht werden.

Es wurde nun wirklich (421) Friede geschlossen, der sogenannte Friede des Nikias, ein Friede auf 50 Jahre. Aber er hatte eine noch viel geringere Dauer als jener dreißigjährige vom Jahre 445. Zwar schlossen Athen und Sparta sogar zeitweilig ein Bündnis, um unzufriedene Bundesgenossen zur Anerkennung des Friedens zu zwingen. Aber in Wirklichkeit war's doch nur ein Scheinfrieden. Günstig waren die Friedensbestimmungen besonders für Athen, das seinen Seebund, wenn auch mit einigen Beschränkungen, doch im wesentlichen wieder aufrichten konnte. Aber gerade in Athen war ein Mann, dessen maßloser Ehrgeiz keine ruhige Entwicklung seiner Vaterstadt zuließ. Es war Alkibiades.

Durch hohe Geburt und großes Vermögen ragte er ebenso hervor wie durch körperliche und geistige Vorzüge. Nach dem frühen Tod seines Vaters kam der Knabe unter die Vormundschaft seines mütterlichen Anverwandten Perikles. Aber er nahm ihn sich nicht zum Vorbild. Schon früh zeigte er den Übermut und die Keckheit, welche ihm selbst und dem Staate späterhin so verderblich wurden. Er spielte einst mit anderen Knaben Würfel auf offener Straße und rief einem Fuhrmann, der mit seinem Frachtwagen daherkam, zu, er solle warten, bis er seinen Wurf getan habe. Da derselbe natürlich nicht darauf achtete, warf er sich der Länge nach in den Weg, indem er sagte: „Nun fahre zu!" Der Mann hielt betroffen still, da er nicht wagte, den vornehmen Knaben verdientermaßen durch tüchtige Schläge abzulohnen.

Früh tat sich der Jüngling durch eine ganz ungewöhnliche Begabung und durch kriegerische Fähigkeiten hervor. Schon als Zwanzigjähriger hatte er bei

Potidäa tapfer gefochten und war, schwer verwundet, nur durch Sokrates, seinen väterlichen Freund, vom Tode errettet worden. Dann hatte er sich bei Delion unter den athenischen Reitern ausgezeichnet und Sokrates seinerseits gegen verfolgende Feinde geschützt.

Mit seinem dreißigsten Lebensjahr begann er auch im Staate eine Rolle zu spielen. Die Überlieferungen seiner Familie wiesen ihn auf die Seite der Demokratie, obgleich er persönlich vom Demokraten wenig genug in sich hatte. Er trat jetzt an die Spitze derer, die mit dem Frieden des Nikias unzufrieden waren. Durch ein Bündnis mit Argos versuchte er einen neuen Krieg gegen Sparta zu entflammen. Allein ein schneller Sieg der Spartaner bei Mantinea (418) vereitelte diese Aussicht. Immerhin war durch die Haltung Athens das Bündnis mit Sparta, ja der Friede stark erschüttert. Die grausame Behandlung der Insel Melos, die sich die Athener bald darauf zuschulden kommen ließen (415), konnte der Stadt nur neue Feindschaft auch unter den eigenen Bundesgenossen wecken.

Nun traf es sich, daß um diese Zeit Athen von sizilischen Städten um Hilfe gegen das sie bedrängende Syrakus gebeten wurde. Man hätte meinen sollen, daß davon keine Rede sein dürfte, solange die näherliegende große Gefahr im Mutterlande nicht beseitigt sei. Und diesen Standpunkt vertrat der besonnene Nikias. Er beschwor seine Mitbürger, nicht den Staat ins Verderben zu stürzen um selbstsüchtiger junger Leute willen, die bisher in Prachtaufzügen ihrer Eitelkeit gefrönt hätten und nun um derselben Ursache willen das Volk zu einem unheilvollen Schritte verleiten wollten.

Alkibiades, der wohl begriff, daß die Worte gegen ihn gerichtet waren, trat ihm entgegen. Er sagte, die Stadt sei von den Göttern zur Herrschaft über Land und Meer bestimmt, und sie sei mächtig genug, nicht allein Syrakus und alle Städte Siziliens unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, sondern auch zum zweitenmal den Peloponnesiern siegreich die Spitze zu bieten. Wer für das Unternehmen stimme, der beweise, daß er auf die Macht, das Glück und den Ruhm Athens ein gerechtes Vertrauen setze; wer gegen dasselbe seine Stimme abgebe, der zweifle an dem Staate und an sich selbst.

Diese Rede wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und als nun Nikias, um die Begeisterung der leicht bewegten Menge niederzuschlagen, die ungeheuren Erfordernisse zu dem Unternehmen auseinandersetzte, drängte sich jeder Bürger, reich und arm, jung und alt, herzu, um Geldbeiträge und persönliche Dienste anzubieten. Der Zug ward fast einstimmig beschlossen (416), und man wählte Nikias, Alkibiades und den tapferen Lamachos zu Strategen. Damit wurde der Kriegsplan des Perikles leichtfertig verlassen. Er hatte seinen Mitbürgern geraten, den Krieg wesentlich defensiv zu führen. Er war überzeugt, daß dann die Ermattung bei den Gegnern früher eintreten müsse als bei den Athenern, die durch ihre Flotte das Meer beherrschten.

Die Rüstung war schnell vollendet und die Flotte bald bereit zur Ausfahrt; da geschah es, daß eine ruchlose Handlung die ganze Stadt in Bestürzung setzte. Es standen nämlich überall in den Straßen vor den Haustüren sogenannte Hermensäulen, viereckige Pfeiler, die oben das Haupt des Götterboten trugen. Diese wurden in einer Nacht fast sämtlich verstümmelt, und es war den Bürgern, als sei damit die Schutzgottheit ihrer Wohnungen von ihnen genommen. Man stellte Untersuchungen an, und Alkibiades wurde mit mehreren seiner Genossen

dieser Tat und zugleich der Verhöhnung der Eleusinischen Mysterien bezichtigt. Alkibiades verlangte sofortige Untersuchung; er durfte hoffen, in seiner Eigenschaft als Stratege der so populären Expedition nach Sizilien vom Volke freigesprochen zu werden. Aber eben deshalb setzten seine Gegner es durch, daß die Untersuchung bis zu seiner Rückkehr verschoben wurde.

Der Tag erschien, an dem die stattliche Flotte in See gehen sollte. Als alles zur Abfahrt bereit war, ertönte ein Signal. Feierliche Stille trat ein, und der Herold sprach das übliche Gebet, daß der allwaltende Zeus Stadt, Heer und Flotte gnädig beschirmen möge. Die Mannschaft auf den Schiffen, das Volk am Ufer sprach die Worte nach. Die Rauchaltäre dampften, auf den Schiffen gingen die Becher zum Trankopfer um. Dann erklang der Päan, und die Ruder schlugen ins Wasser. In langem Zuge ging es zum Hafentor hinaus; draußen stellten sich die Schiffe in eine Linie, und mit einer fröhlichen Wettfahrt nach Ägina wurde der Feldzug eröffnet.

Wenig Unterstützung fanden die Athener auf ihrer Fahrt nach Sizilien, nicht einmal ihre Pflanzstadt Thurii schloß sich ihnen an. Nikias wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt. Der praktische Lamachos schlug vor, geradeswegs nach Syrakus zu segeln und, den ersten Schrecken benutzend, die Belagerung der Stadt sofort zu beginnen. Alkibiades endlich war der Meinung, man müsse erst durch Unterhandlung andere Städte gewinnen und dann mit ihrer Hilfe das mächtige Oberhaupt der Insel zu bezwingen suchen; er verließ sich auf seine diplomatische Gewandtheit und einschmeichelnde Rede. Man verfuhr, wie Alkibiades beantragt hatte, und wandte sich der Ostküste Siziliens zu. Katane, wohlgelegen am Fuße des Ätna, wurde durch Überraschung genommen und bot nun einen Stützpunkt für weitere Unternehmungen.

Inzwischen waren die Feinde des Alkibiades in Athen nicht müßig gewesen. Die Untersuchung des Hermenfrevels war wieder aufgenommen, und eine Anzahl Bürger, die der später als Redner berühmte Andokides angegeben hatte, waren hingerichtet worden. Aber auch in betreff des Mysterienfrevels waren neue Angaben erfolgt, und wieder war es Alkibiades, den man der Missetat beschuldigte. Ein Volksbeschluß rief ihn nach Hause, damit er sich gleich vor Gericht verantworte. Dieser Beschluß der wankelmütigen Athener war verhängnisvoll. Man hätte den übermütigen Plan, den Kern der Kriegsmacht in die Ferne zu senden, überhaupt nicht fassen sollen. Jetzt aber, wo es geschehen war, den genialen Führer von seinem Werke abzuberufen, das war eine Tat des Wahnsinns. Aristophanes, der in seinen ausgelassenen Komödien oft ernste Worte seinen Scherzen einflicht, sagt, offenbar mit Bezug auf Alkibiades:

Ein Löwenjunges ziehet nimmer auf im Staat!
Ist's aufgezogen, so gehorchet seiner Art!

Alkibiades entwich auf der Fahrt nach Athen und ging in freiwillige Verbannung. Er hatte sich damit selbst das Urteil gesprochen, und demgemäß erkannte jetzt das Gericht in Athen auf Todesstrafe und Einziehung seiner Güter. Er, der soeben noch an der Spitze der glänzendsten Flotte die ausschweifendsten Hoffnungen genährt hatte, schien jetzt ein verlorener Mann. Aber seine Unerschöpflichkeit an Hilfsmitteln und seine Rücksichtslosigkeit in der Wahl derselben waren die nämlichen geblieben; und so kam er auf den Gedanken, sein Vaterland selbst in die tiefste Erniedrigung zu stürzen, damit es in ihm den alleinigen Retter erkenne, ihn zurück-

rufe, sich vor ihm demütige. Rachsucht und Eitelkeit ließen ihn zum Hochverräter werden. Er stellte sich jetzt in die Reihe der Feinde seiner Vaterstadt. Er begab sich nach Sparta, und zwar zu derselben Zeit, als dort Gesandte von Syrakus ankamen, um tatkräftige Hilfe gegen die Athener zu erflehen. Die Spartaner zeigten wenig Lust zu der gewagten Unternehmung. Aber Alkibiades bewies ihnen klar und bestimmt, daß ein spartanischer Heerführer nach Sizilien zu schicken und der Krieg gegen Athen zu erneuern sei; daß man sich eines befestigten Ortes, etwa Dekeleas, im attischen Gebiete bemächtigen und denselben mit ständiger Besatzung versehen müsse.

Er rüttelte durch seine glühende Beredsamkeit so gewaltig an der Bedächtigkeit der spartanischen Behörden, daß sie ohne langes Zögern auf seine Vorschläge eingingen. Zunächst wurde der kriegskundigste Mann, den Sparta damals besaß, Gylippos, nach Sizilien entsendet. Er besaß eine solche Kühnheit und Raschheit in allen Entschließungen, wie man sie auf spartanischer Seite nur an Brasidas bisher beobachtet hatte. Doch erst im Frühling des Jahres 414 konnte Gylippos die Fahrt unternehmen.

Während dieser Zeit hatten sich wichtige Dinge in Sizilien ereignet. Syrakus bestand eigentlich aus zwei Städten und ebensovielen Vorstädten. Der älteste Teil lag auf der durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennten Insel Ortygia; der neuere Teil, Achradina, umfaßte die zwischen der Insel und dem nördlichen Meere gelegene Hochebene, welche sich nördlich und südlich in schroffen, felsigen Abhängen zum Meere herabsenkt. Westlich von Achradina erhebt sich die felsige Höhenkette Epipolä. Südwärts zog sich morastiges Marschland bis zum großen Hafen und dem Flusse Anapos; der befestigte kleinere Hafen lag nördlich von Ortygia.

Die Stadt, welche lange Jahre von Tyrannen beherrscht gewesen war, erfreute sich jetzt einer demokratischen Verfassung. Stolz auf frühere Siege und auf ihr entschiedenes Übergewicht über alle sizilischen Staaten, dünkten sich die Bürger — wenn nicht zur See, so doch zu Lande — der Macht Athens gleich. An ihrer Spitze stand Hermokrates, ein erfahrener und einsichtsvoller Mann, der mit Eifer und Hingebung die Verteidigung leitete.

Die Belagerungsarbeiten der Athener waren zunächst erfolgreich. Zur See war ihre Übermacht unbestritten, ihre Flotte fuhr in den großen Hafen hinein. Zu Lande zogen die Athener auf der Höhe von einem Bollwerk (k auf dem Plan) aus Einschließungsmauern (km und kr), um der Stadt womöglich auch auf der Landseite die Zufuhr abzuschneiden. Die Verteidiger suchten die Vollendung dieser Mauern durch eine Gegenlinie (no) zu hindern. Mehrere Kämpfe fanden statt, in denen Lamachos fiel. Nikias aber durfte hoffen, zum Ziel zu gelangen, zumal der Mut der Syrakusaner sank und eine athenisch gesinnte Partei



176. Plan der Belagerung von Syrakus 414 v. Chr. Nach Jähns.



177. Gegend bei Syrakus, im Hintergrunde der Ätna.

Gesehen von den Trümmern des Euryalos, einer Feste, die Dionys I. auf der Höhe von Epipolä anlegte (vgl. Abb. 176).

mit ihm in Verbindung trat. Da gelang es Gylippos, mit seiner Hilfssendung durch eine noch nicht geschlossene Lücke in der Einschließungsmauer in die Stadt zu kommen. Seine Ankunft gab dem Kriege eine andere Wendung. Die Syrakusaner, die schon am Verzweifeln waren, faßten neuen Mut. Das Bewußtsein, von den Stammesgenossen im Peloponnes nicht verlassen zu sein, einen Spartiaten zum Führer zu haben, weitere Verstärkungen erwarten zu dürfen, wirkte Wunder. Ohne Zögern schritt Gylippos zum Angriff auf die Belagerer. Sein erster Versuch, sich mit den Athenern zu messen, schlug fehl, aber schon am folgenden Tage führte er seine Krieger von neuem ins offene Feld und gewann einen vollständigen Sieg. Durch eine neue Quermauer machte er jetzt die Einschließung zu Lande unmöglich. Die Lage der Athener wurde von Tag zu Tag ernster, zumal die Feinde beständig neue Verstärkungen erhielten. Nikias meldete unumwunden seine Bedrängnis nach Athen und erhielt die Zusicherung, daß eine zweite, mächtige Flotte im Frühjahr zu ihm stoßen werde. Indessen war der Winter sowohl dem Heere als den Schiffen nachteilig: jenes, in Niederungen lagernd, litt durch bösartige Fieber; diese, vom Feinde bedroht und darum immer in See, hatten zum größten Teil ihre Seetüchtigkeit eingebüßt.

Die Hilfe kam. Eine Flotte unter Demosthenes, dem rühmlich bekannten Sieger von Sphakteria, lief im Sommer 413 in den großen Hafen ein. Trotz eines neuen Einfalls der Peloponnesier in Attika, wobei nach Alkibiades' teuflisch gutem Rat die 22 km nördlich von Athen am Parnes gelegene Ortschaft Dekelea vom Feinde besetzt und befestigt wurde, hatte man zu Athen diese große Rüstung ins Werk gesetzt.

Sobald Demosthenes von der Örtlichkeit und dem Stande der Belagerung Kenntnis genommen hatte, drängte er zu sofortigem Angriff. Alles hing vom Besitz von der Höhe Epipolä ab. Gelang es, jene Quermauer, die Gylippos von Epipolä nach der Stadt gezogen hatte, zu nehmen, so war noch alles zu gewinnen; gelang es nicht, so blieb nichts übrig, als ungesäumt die Belagerung aufzuheben und nach Athen zurückzukehren. Mit allen verfügbaren Kräften stürmte Demosthenes, von Belagerungsmaschinen unterstützt, gegen die Quermauer; allein der Angriff wurde abgeschlagen und die Maschinen mit Feuer vernichtet.

Jetzt galt es einen letzten Versuch, sich durch Überrumpelung in den Besitz der feindlichen Stellung zu setzen. In einer mondhellen Nacht wurden die Höhen von Epipolä unbemerkt erstiegen, die feindlichen Werke im Rücken gefaßt, die Besatzung in die Flucht getrieben. Aber beim weiteren Vorrücken gegen die Stadt stießen die Athener auf böotische Hopliten, die in unerschütterlicher Haltung Flüchtlinge und Sieger mit ihren Speeren zurückwarfen und dann, selbst vorrückend, die Athener in die äußerste Verwirrung brachten. Schließlich wurden diese die steilen Abhänge hinuntergeworfen und verloren in dieser einen Nacht gegen 2500 Mann.

Jetzt war es unmöglich geworden, Syrakus zu nehmen; mit Recht bestand Demosthenes auf sofortigem Rückzug. Dem aber widersetzte sich Nikias in unbegreiflicher Verblendung. Er fürchtete die Verantwortung in Athen und hoffte von einer athenisch gesinnten Partei Unzufriedener in Syrakus noch immer die Übergabe der Stadt. Erst als das Heer der Athener immer mehr unter den zunehmenden Krankheiten litt, willigte auch er in den Rückzug und traf eilige Anstalten dazu. Am Abend des 27. August 413 war alles zur Abfahrt bereit, als die

Mondscheibe sich plötzlich verfinsterte. Es war weiter nichts als die oft gesehene Erscheinung einer Mondfinsternis, die auch damals schon von wissenschaftlich gebildeten Männern vielfach richtig erklärt worden war. Aber Nikias erschrak; er tat der Abfahrt Einhalt und befragte erst die Wahrsager und Zeichendeuter, von denen der fromme Mann stets umgeben war. Diese taten den merkwürdigen Ausspruch, es sei der Götter Wille, daß man noch einen vollen Monat im Lager am Anapos verharre.

Mit dieser Zögerung war das Schicksal des Heeres besiegelt. Die Syrakusaner benutzten die Frist zur Ausrüstung ihrer Seemacht. Sie segelten dreist in den großen Hafen und lieferten den Athenern ein Treffen, in welchem diese achtzehn Schiffe verloren. Die Syrakusaner sperrten jetzt die Mündung des großen Hafens mit zusammengeketteten Schiffen, und als die Athener die Sperre zu durchbrechen versuchten, kam es in dem engen Raume des Hafens Schiff gegen Schiff, Mann gegen Mann zum letzten Entscheidungskampf. Nikias tat alles, was einem erprobten Feldherrn möglich war. Er verteilte in richtigem Maße die Hopliten und Schützen, versah die Vorderteile der Schiffe mit Enterhaken gegen die feindlichen Sturmbalken, stellte den Führern und der Mannschaft in einer männlichen Rede vor, wie von ihrem Verhalten die eigene Rettung und die Erhaltung des Vaterlandes abhänge, und begann die Schlacht. Es gelang den Athenern zwar, die Sperrung des Hafens zu sprengen; bald aber, von allen Seiten angegriffen und durch die Enge des Raumes in allen Bewegungen gehemmt, wurden sie nach hartnäckigstem Widerstand völlig überwältigt, ihre Schiffe teils versenkt, teils genommen, teils an die Küste getrieben. Nun schlug Demosthenes ein letztes Mittel vor, um mit Ehren zu entkommen. Die Athener hatten immer noch 50 Schiffe, die Syrakusaner nur noch 60; man konnte also nochmals eine Seeschlacht wagen. Aber die völlig entmutigte Mannschaft weigerte sich. So blieb nur unter Preisgabe der Flotte der Abmarsch zu Lande als einziger Weg der Rettung übrig.

Der Aufbruch hätte auf der Stelle erfolgen müssen, ehe noch die Syrakusaner auch die Landwege gesperrt hatten. Aber durch falsche, vom Feinde bestochene Kundschafter irregeleitet, trat das athenische Heer erst am zweiten Tage nach der Schlacht den Rückzug in das Innere von Sizilien an. Es waren alles in allem noch immer 40 000 Bewaffnete und Unbewaffnete, die wie ein fliehendes Volk den Anapos überschritten und sich langsam unter fortwährenden Angriffen feindlicher Reiter und Schützen vorwärts bewegten. Sie fanden den Weg durch Verhaue und Bewaffnete versperrt; nach einem vergeblichem Versuch, durchzubrechen, schlugen sie die Straße nach der südlichen Küste ein. Demosthenes, der die Nachhut führte, sah sich, da die Kranken und Verwundeten nur langsam marschieren konnten, bald von dem übrigen Heere getrennt. Er geriet in die rings von einer Mauer umschlossenen Ölbaumanlagen eines Landgutes, wo jeder Ausgang verlegt war. Einem Nahkampf mit den verzweifelten Feinden wichen die Syrakusaner aus und begnügten sich, von allen Seiten ihre todbringenden Geschosse in das dichte Menschengewühl zu schleudern. Bis zum Abend hielt Demosthenes mit seinen Scharen den ungleichen Kampf aus; dann aber, von Hunger und Wunden erschöpft, ergaben sich die Athener der Übermacht. Der Feldherr mochte die Schmach der Gefangennahme nicht überleben und zückte schon das Schwert gegen sich, als die Feinde ihn festnahmen.

Jetzt kam die Reihe an Nikias. Er war mit der Hauptmasse des Heeres bis zu dem kleinen Fluß Assinaros gelangt, dessen jähe Ufer einen geordneten Übergang unmöglich machten. Voll Angst vor den drängenden Feinden und von brennendem Durst gequält, stürzten sich die Krieger in die Fluten. Das Wasser war nicht tief, aber es strömte so schnell, daß es viele der erschöpften Männer mit fortriß. Noch mehr Krieger fielen unter den Geschossen der verfolgenden Syrakusaner, die vom Ufer herab auf die Unglücklichen zielten. Das Wasser ward rot von Blut, und bald lagen Haufen von Leichen darin aufgeschichtet. Gylippos selbst, menschlicher als seine blutgierigen Scharen, tat endlich dem Morden Einhalt und ließ die Überreste des athenischen Heeres, unter ihnen auch Nikias, gefangennehmen. Vergebens aber versuchte er in Syrakus die athenischen Anführer zu retten, beide wurden hingerichtet: Barmherzigkeit gegen überwundene Feinde kannten die erbitterten Gegner nicht.



178. Steinbrüche bei Syrakus.

Die übrigen Gefangenen — es sollen 7000 gewesen sein — wurden in die Steinbrüche bei Syrakus eingeschlossen, wo sie, von Hunger und Durst gefoltert, ungeschützt gegen den Sonnenbrand am Tage und gegen die Kälte der Herbstnächte, 70 Tage zubringen mußten. Die Überlebenden wurden dann als Sklaven verkauft, und von ihnen retteten sich manche durch die Flucht, andere erhielten ihre Freiheit, weil sie durch ihre Bildung und edle Sitte die Liebe und Achtung ihrer Herren erwarben. Es wird erzählt, daß es besonders Stellen aus den Werken des Euripides waren, deren Vortrag versöhnend auf die Sieger wirkte. Das hat unserem Dichter Wildenbruch Veranlassung gegeben, in seinem Drama „Die Lieder des Euripides" die versöhnende Wirkung der Poesie zu verherrlichen.

Bald kam die Nachricht von der Vernichtung des mit so stolzen Hoffnungen ausgesandten Heeres nach Athen. Tief und schmerzlich war die Trauer in den Familien, welche Väter, Gatten und Söhne verloren hatten; aber noch mehr erfüllte der Jammer um den sinkenden Staat alle Herzen. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit war zerrissen, der die athenische Flotte seit den Tagen von Salamis umgeben hatte. Kein Mensch glaubte, daß Athen nach solchen Verlusten imstande wäre, auch nur noch einen Feldzug zu überstehen. In der Tat, wären die Pelo-

ponnesier jetzt mit Heeresmacht angerückt, so hätten sie die Stadt vielleicht wehrlos gefunden. Allein rasche Verfolgung eines Sieges lag nicht in der Art der Spartaner.

Es bedurfte in Athen der äußersten Anstrengung aller Kräfte, um den drohenden Zusammenbruch abzuwehren; aber unter den Schlägen des Schicksals erstarkte in der Bürgerschaft der Entschluß, Gut und Blut für die Rettung zu wagen und, wenn alles vergeblich sei, nicht ruhmlos, sondern der Ahnen würdig unterzugehen. Der Bau neuer Schiffe wurde sogleich in Angriff genommen, und als sich mit dem Frühling des nächsten Jahres (412) der Feind in Bewegung setzte, war auch wieder eine athenische Flotte in See. Nun fielen freilich viele Bundesgenossen und untertänige Städte ab, wie Chios, Lesbos, Milet, Rhodos, später selbst Byzanz und das gegenüberliegende Chalkedon. Aber die Athener kämpften doch rühmlich und nicht ohne Glück.

Die Unternehmungen des Feindes leitete jetzt Alkibiades. Er drängte unaufhörlich die säumigen Spartaner zum Handeln und bestimmte auch den persischen Satrapen Tissaphernes, daß er sich in einem Vertrage zur Soldzahlung an Sparta verpflichtete, freilich nur unter der für Hellenen wenig ehrenhaften Bedingung der Unterwerfung der ionischen Städte unter persische Botmäßigkeit.

Die Gewandtheit und körperliche wie geistige Biegsamkeit des Alkibiades hatten ihn in den Stand gesetzt, in Sparta völlig als Spartiat zu erscheinen. Er war bei den kriegerischen Übungen einer der ersten, und die schwarze Suppe schien ihm so gut zu schmecken, als wäre er am Eurotas geboren. Als er sich aber durch seinen Übermut die Spartaner entfremdet hatte und sie anfingen, dem Verräter seiner Vaterstadt zu mißtrauen, begab er sich zu Tissaphernes, den er ebenso für sich gewann wie vordem die Spartaner. Bald war der flüchtige Abenteurer der vertraute Ratgeber des Satrapen; er machte sich ihm durch seine Liebenswürdigkeit und seine unerschöpflichen Ratschläge unentbehrlich. Aber auf die Dauer an dem Hofe des Barbaren zu weilen, war nicht seine Absicht. Er wollte nicht aufhören Athener zu sein und wünschte seit dem Tage seiner Verbannung nichts sehnlicher, als wieder in die Heimat mit ihrem angeregten geistigen Leben und ihren weltmännischen Sitten und Genüssen zurückkehren zu dürfen.

Auf dieses Ziel arbeitete er jetzt in Sardes mit vollem Bewußtsein hin. Er hatte den Athenern gezeigt, wie viel er ihnen schaden konnte; jetzt sollten sie sehen, daß er ihnen ebensoviel zu nützen vermochte. Wenn er ihnen Sicherheit nach außen und Stärkung der Demokratie im Innern verschaffte, dann durfte er hoffen, zurückgerufen zu werden. Ersteres erreichte er durch Tissaphernes; er machte ihm klar, daß es im persischen Interesse liege, die Spartaner nicht zu sehr zu begünstigen, da sie wenig geneigt seien, Asien dem Großkönig auszuliefern; und wirklich begann Tissaphernes sofort seine Subsidiengelder an Sparta unregelmäßig und kärglicher auszuzahlen. Das andere Ziel konnte Alkibiades nur auf krummem Wege erreichen, indem er zunächst die Demokratie stürzen half, um sie dann seinerseits wieder aufzurichten.

Der Sturz der Demokratie vollzog sich leichter, als man hätte erwarten sollen. Es hatte in Athen immer Leute genug gegeben, die mit dem Fortschritt der Demokratie nicht zufrieden waren und im stillen auf ihren Zusammenbruch hofften; und gerade die Vornehmsten und Vermögendsten unter den Bürgern neigten nach dieser Seite. Darauf rechnete Alkibiades. Er knüpfte mit den oligarchisch Gesinnten unter den athenischen Offizieren, die bei der Flotte in Samos waren, Unter-

handlungen an; er versprach, ein Bündnis zwischen Athen und dem Großkönig zu vermitteln, stellte aber die Bedingung, daß die „Lumpendemokratie" erst gestürzt würde, da der König mit dieser keinen Vertrag schließen könne. Wirklich gelang es im Jahre 411, die Demokratie in der Stadt zu stürzen, aber nicht auf der Flotte, die damals vor Samos lag. Die demokratischen Führer dieser Flotte riefen Alkibiades herbei. Er wurde gleich nach seiner Ankunft vom Heere zu einem der Strategen ernannt, was bei seiner überlegenen Persönlichkeit so viel hieß, als ihn zum Oberbefehlshaber bestellen.

In Athen war inzwischen die Lage verändert. Infolge einer Niederlage zur See brach die Oligarchie widerstandslos zusammen. Eine gemäßigt demokratische Verfassung wurde hergestellt und eine Verständigung mit der Flotte angebahnt. Dort war der Mann, der in langer Verbannung bisher die zerstörenden Schläge wider seine Vaterstadt geführt hatte, der nun versöhnt war, der allen wie ein rettender Engel erschien: Alkibiades. Er verhieß persisches Geld, persische Hilfe; er war bereit, sein an Hilfsquellen so reiches Genie wieder in den Dienst der Heimat zu stellen. Da zögerte sein Volk nicht länger, ihn von Acht und Bann loszusprechen und in alle seine Güter und Rechte wieder einzusetzen. Und es schien in der Tat, als wäre mit ihm das Glück zurückgekehrt; denn bald nachher traf die Nachricht von einem Siege ein, den Thrasybulos und Thrasyllos in den Gewässern des Hellespont erfochten hatten.

Alkibiades fuhr inzwischen mit der Flotte nach Kyzikos an der Propontis, wo die Peloponnesier ihre Macht zu Wasser und zu Lande aufgestellt hatten. Durch verstellte Flucht lockte er die Lakedämonier aus dem Hafen, griff sie unerwartet mit allen Schiffen an und jagte sie auf den Strand. Nachdem er hier gelandet, entspann sich ein hartnäckiger Landkampf. Die feindlichen Seeleute und Hopliten wurden über den Haufen geworfen, die ganze peloponnesische Flotte fiel in die Hände der Athener, und am nächsten Tage wurde auch die Stadt Kyzikos angegriffen und erobert. Es war vielleicht die glänzendste Waffentat des ganzen Krieges. Bald darauf wurde auch das wichtige Byzanz nach sechsmonatlicher Belagerung erstürmt.

Nun glaubte Alkibiades, es sei an der Zeit, die lang entbehrte Vaterstadt wiederzusehen (408). Er machte noch einen kecken Streifzug vor die Häfen der Lakedämonier, um aller Welt zu zeigen, wer jetzt Herr des Meeres sei. Dann fuhr er mit festlich bekränzten Schiffen unter dem Jubel des Volks in den Piräus ein. Alt und jung drängte sich heran, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sein Gewand zu berühren, ihm Blumen auf den Weg zu streuen: es war ein Tag, wie Athen nicht viele gesehen hat.

Natürlich erhielt der siegreiche Held jetzt leicht Verzeihung für alles Vergangene. Seine beste Rechtfertigung war der Bericht über seine letzten Siege, infolgedessen man die auf ihm lastenden Flüche löste und alle Hilfskräfte des Staates bedingungslos zu seiner Verfügung stellte. Wollte er die Tyrannis jetzt an sich reißen, niemand hätte ihn daran zu hindern vermocht.

Zweierlei erfüllte die Athener noch immer mit lebhafter Sorge. Einmal hatte Alkibiades trotz aller aufgewandten Mühe die Perser und ihr Geld nicht für Athen zu gewinnen vermocht. Und dann lag noch immer ein spartanisches Heer wenige Stunden von Athen in der Feste Dekelea und erzeugte von hier aus in ganz Attika die peinlichste Unsicherheit: niemand wagte sein Feld zu bestellen, solange die

Spartaner von dort oben jeden Augenblick einen Ausfall machen konnten. Und ebenso verdrießlich war es, daß die Sklaven ihren athenischen Herren in Menge entliefen und auf Dekelea schützende Aufnahme fanden. Auch Alkibiades vermochte es nicht, den Spartanerkönig Agis aus Dekelea zu vertreiben; aber er setzte es wenigstens durch, daß unter dem Schutz seines Heeres die Festprozession nach Eleusis, die seit Jahren unterblieben war, wieder in der herkömmlichen Weise stattfand. Nachdem er sich den Sommer über in der Gunst der Athener gesonnt hatte, stach er endlich im Herbst 408 mit 100 Trieren wieder in See, um Jonien für Athen zurückzuerobern: er sollte die Heimat nie wiedersehen.

An der Spitze der lakedämonischen Flotte war inzwischen mit Lysander ein Mann getreten, der es mit Alkibiades in vieler Hinsicht wohl aufnehmen konnte. Er besaß ungemeine Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und im Umgang mit Personen jeden Standes. Er verband damit kriegerisches Geschick, Vorsicht in allen Unternehmungen und eine seltene Verschlagenheit in der Benutzung der vorliegenden Verhältnisse. An Genialität stand er zwar dem vielseitigen Athener nach; aber seine tatendurstige Seele wurde dafür auch nie vom Glanze des Goldes geblendet oder vom Rausche des Vergnügens aus den Bahnen der Pflicht gerissen. Millionen sind durch seine Hände gegangen: er aber blieb arm und ist in Armut gestorben. Im übrigen hielt er freilich Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel für eine Schwäche: „Kinder", so soll er gesagt haben, „betrügt man mit Würfeln, Männer mit Eidschwüren, und wo die Löwenhaut nicht genügt, hat man das Fuchsfell umzuhängen."

Der greise Perserkönig hatte damals Kyros, den jüngeren von seinen zwei Söhnen, der zugleich der Liebling seiner Mutter Parysatis war, als Satrapen nach Kleinasien gesandt. Der junge Fürst schaute mit Bewunderung zu Lysander auf, und so flossen die persischen Subsidiengelder reichlicher denn je in die Kriegskasse der Spartaner.

Nun hatte Alkibiades das Mißgeschick, daß in seiner Abwesenheit sein Unterfeldherr in der Nähe von Ephesus einen unbesonnenen Angriff auf die feindliche Flotte machte und eine Niederlage erlitt. Alkibiades war ohne Schuld. Aber in Athen machte man ihn für das Unglück verantwortlich und war darüber um so aufgebrachter, als man große Siege von ihm erwartet hatte. Bei den gleich darauf erfolgenden Strategenwahlen fiel er durch, und damit ging seine glänzende Laufbahn für immer zu Ende. Er begab sich in freiwillige Verbannung nach seinen Gütern auf dem thrakischen Chersones, noch immer in der Hoffnung, daß ein abermaliger Umschwung der Dinge ihn wieder auf den Schauplatz der Geschichte rufen werde.

Auch Lysander trat nach Ablauf seines Amtsjahres zurück. Kallikratidas, ein Spartaner von echtem Schrot und Korn, kam an seine Stelle. Tapfer, wahrhaft, ein Feind jeder Verstellung und von echt hellenischer Gesinnung, vermochte er es nicht über sich, bei Kyros um Subsidien zu betteln. Seine Kriegführung begann glänzend genug auch ohne persisches Gold. Mit Übermacht besiegte er eine athenische Flotte unter Konon und schloß die übriggebliebenen Schiffe im Hafen von Mytilene ein. Zu ihrer Befreiung boten die Athener ihre letzten Kräfte auf. Jung und alt, Freie und Sklaven bestiegen die Schiffe; was an goldenen und silbernen Weihgeschenken in den Tempeln noch übrig war, wurde eingeschmolzen, und so standen binnen 30 Tagen 100 Schiffe bereit, zu denen noch 60 von den Bundesgenossen stießen. Diese Armada von 160 Schiffen fuhr nun zum Entsatz

der in Mytilene Eingeschlossenen heran. Kallikratidas begegnete ihr bei den Arginusischen Inseln, zwischen Lesbos und dem Festlande. Hart und blutig war der Kampf. Als aber Kallikratides beim Entern einer Triere ins Meer stürzte, entschied sich das Glück für die athenische Übermacht. Siebzig spartanische Schiffe wurden versenkt oder genommen; es war die größte Seeschlacht, die bisher in diesem Krieg geschlagen worden war (405).

Die siegreichen Feldherren wurden jedoch dieses Sieges wenig froh; sie waren, als man nach Abbruch der Verfolgung daran ging, die Toten und Schiffbrüchigen aufzulesen, infolge eines plötzlich ausgebrochenen Sturmes nicht in der Lage, die Leichen zu sammeln und die auf den Wracks umhertreibenden Mitbürger zu bergen. In Athen entstand darüber eine große Aufregung. Man klagte, daß so viele tapfere Männer, die den Sieg erfochten, durch sträflichen Leichtsinn hätten umkommen müssen, daß nicht einmal ihre Leichen ehrenvoller Bestattung gewürdigt worden seien; man entsetzte die Strategen ihres Amtes und rief sie zur Verantwortung nach Athen; man beschloß die Sache nicht an das Gericht zu verweisen, sondern in der Volksversammlung zu verhandeln. Gegen das Herkommen wurde hier nicht über jeden einzelnen für sich, sondern über alle zusammen das Urteil gefällt; nur einer der den Vorsitz führenden Prytanen, der Philosoph Sokrates, besaß den Mut, gegen diese Art der Abstimmung zu protestieren. Seine Stimme wurde überhört: sechs von den Feldherren mußten den Schierlingsbecher trinken, einer war gefallen, zwei entflohen.

Die Verurteilten waren lauter gute Demokraten und bewährte Offiziere; nur wenn man bedenkt, in welcher krankhaften Aufregung sich allmählich das so schwer um seine Existenz ringende Volk befand, begreift man diese schreckliche Verirrung. Mehr denn je tat ein kräftiger Diktator den Athenern not: statt dessen wurden ihre Geschicke von den Schreiern in der Volksversammlung bestimmt.

Die Spartaner hatten bei den Arginusen so ungeheure Verluste erlitten, daß sie noch einmal die Hand zum Frieden boten: sie wurde von den siegestrunkenen Athenern zurückgestoßen. Auf Wunsch der Bundesgenossen beriefen die Spartaner jetzt wieder Lysander an die Spitze der Flotte, als den einzigen Mann, der sich bisher zur See bewährt hatte und auch die persischen Gelder flüssig zu machen verstand. Mit Hilfe seines Freundes Kyros konnte er wirklich übers Jahr wieder mit einer ansehnlichen Flotte den Athenern entgegentreten. Er fuhr nach dem Hellespont, während sich an der Küste zugleich ein Landheer versammelte.

Die Athener folgten mit 180 Schiffen und legten sich Lampsakos gegenüber an der Mündung des unbedeutenden Flusses Ägospotamoi (Ziegenfluß) vor Anker. Am frühen Morgen rückten sie aus und fanden die peloponnesische Flotte längs der Küste unter dem Schutze ihrer Hopliten aufgestellt. Vergebens boten sie die Schlacht an, Lysander blieb mit seinen Schiffen unbeweglich unter den Mauern von Lampsakos. An den folgenden Tagen wurde die Herausforderung wiederholt, aber mit demselben Erfolge. Alkibiades, der sich in der Nähe aufhielt, kam ins athenische Lager, um wegen der zum Angriff äußerst ungünstigen Stellung zur Vorsicht zu mahnen; er wurde jedoch mit schnöden Worten abgewiesen. Jetzt, wo er hätte retten können, versagte man ihm den Glauben. Er erntete jetzt die Früchte seines Verrats, und die Vaterstadt ging mit ihm zugrunde. Lysander schritt unvermutet zum Angriff, als die Athener, durch sein langes Zögern sicher gemacht, sich am Ufer zerstreut hatten. Rasch durchschnitten die peloponnesischen

Schiffe die schmale Meerenge; den Athenern blieb keine Zeit, ihre Schiffe zu bemannen oder gar sich in Schlachtordnung aufzustellen. Fast ohne Widerstand fiel die athenische Flotte in die Hände des Feindes; nur 20 Trieren mit dem Strategen Konon entkamen. Eine der geretteten Trieren brachte die Nachricht von der Vernichtung der Flotte nach dem Piräus. Es war schon dunkel, als das Schiff in den Hafen einlief; aber die Hiobspost verbreitete sich wie ein Lauffeuer noch am selben Abend durch die ganze Stadt: niemand vermochte, wie ein Zeitgenosse berichtet, in der folgenden Nacht ein Auge zu schließen.

Athen war verloren; es hatte keine Schiffe mehr und keine Mittel, neue zu bauen. Rasch brach das attische Reich zusammen; die verbündeten Städte und Inseln ergaben sich fast widerstandslos dem langsam vorrückenden Sieger, und nach zwei Monaten, im November, erschien Lysander vor Athen, um es zu Wasser und zu Lande einzuschließen. Nach viermonatlicher Belagerung mußte sich die Stadt, nachdem der Hunger zahlreiche Opfer hingerafft hatte, ergeben (404). Theramenes vermittelte die unbedingte Übergabe. Im Kriegsrat der Peloponnesier gingen die Ansichten auseinander: die Korinther und Thebaner verlangten, daß Athen zerstört, die Bürger in die Sklaverei verkauft und das ganze Gebiet in einen Weideplatz verwandelt würde! Dagegen erklärte der lakedämonische Abgeordnete, Sparta werde nicht dulden, daß eine Stadt, die sich um Hellas so verdient gemacht habe, dem Untergang überliefert werde. Dieses Wort erhielt Geltung, Athen blieb erhalten. Aber seine langen Mauern wurden niedergerissen, der Piräus in eine offene Stadt verwandelt, alle Waffen und Vorräte zerstört, alle noch vorhandenen Schiffe bis auf 12 fortgeführt. Auch mußten sich die Athener verpflichten, die verbannten Oligarchen zurückzurufen und zu Wasser und zu Land den Spartanern sich unterzuordnen.

So war Athen gefallen. Am Anfang des Krieges hatte es glänzend dagestanden und auch während des Krieges wiederholt Gelegenheit gehabt, den Krieg rühmlich und mit Gewinn zu beenden. Aber ihre eigenen Bürger haben die Stadt gestürzt. Teils war es der Frevelmut der Demagogen und der Fanatismus des Pöbels, teils der verbrecherische Ehrgeiz eines Mannes, was den Untergang herbeiführte. Daß die Stadt nicht gänzlich vernichtet wurde und im griechischen Geistesleben noch Bedeutendes leisten konnte, war das Verdienst der Spartaner, die, obwohl ihre Feinde, doch dem rachsüchtigen Haß ihrer nächsten Nachbarn Einhalt geboten.

In den griechischen Städten, die nun alle der Botmäßigkeit Spartas sich fügen mußten, wurden oligarchische Regierungen eingesetzt und ihre Herrschaft durch spartanische Besatzungstruppen gesichert. So traten in Athen 30 Männer an die Spitze des Staates, die in der Geschichte mit dem Namen der „Dreißig Tyrannen" gebrandmarkt sind. Denn obwohl sie anfänglich durch strenge Maßnahmen gegen die sogenannten Sykophanten sich verdient gemacht hatten, gegen jene Männer, die durch verleumderische Anklagen oder durch entsprechende Drohungen sich Gewinn verschafften, wurde ihre Regierung bald eine Herrschaft des Schreckens. Sie verfolgten alle, die demokratischer Gesinnung verdächtig schienen, oft war auch nur der Reichtum die Ursache der Verfolgung. Freilich waren nicht alle Mitglieder des Kollegiums der Dreißig mit diesem Verfahren einverstanden. Theramenes wollte nur eine gemäßigte Oligarchie; Kritias dagegen, ein Sprößling aus alter Familie, der mehrere Jahre das Brot der Verbannung hat essen müssen,

war ein leidenschaftlicher Feind des Demos und hielt das rücksichtsloseste Regiment für das beste. Als Theramenes versuchte, der Schreckensherrschaft Einhalt zu tun, wurde er in einer Ratsversammlung von Kritias des Verrates an der oligarchischen Sache angeklagt. Er flüchtete an den Altar der Hestia, der im Rathaus stand: aber Kritias ließ ihn ohne Urteilsspruch von der heiligen Stätte weg in den Kerker schleppen. Er leerte den Giftbecher ohne Zagen und schüttete den Rest auf den Boden mit den Worten: „Dies für den schönen Kritias, daß er mir bald folge."

Theramenes hatte in seinem politischen Leben mehrmals die Partei gewechselt. Im Jahre 411 hatte er zur Partei der Oligarchen gehört, nachher half er sie stürzen. In der Schlacht bei den Arginusen war er einer der Strategen, dennoch beteiligte er sich bei der Anklage gegen seine Mitfeldherren. Nach der Schlacht bei Ägospotamoi führte er die Friedensunterhandlungen für Athen und unterstützte Lysander bei der Neuordnung der Verfassung, trat auch selbst in den Rat der Dreißig ein. Man nannte ihn wegen dieses Wechsels seiner Stellung mit dem Spottnamen „Kothurn". Das war der große, hohe Schuh, den die Schauspieler auf der Bühne trugen und der auf beide Füße paßte. Die Bezeichnung bedeutet also dasselbe, als wenn wir jemanden einen „Mantelträger" nennen. Bemerkenswert ist aber doch, daß wir aus einer neuerdings wiederentdeckten Schrift des Aristoteles wissen, daß er anders über Theramenes urteilte. Er sagt: „Theramenes verstand es, mit jeder Verfassung auszukommen, wie das von einem guten Bürger zu verlangen ist, und nur wenn eine Regierung gesetzwidrig wurde, trat er ihr entgegen."

Mit dem Untergang der athenischen Republik war auch das Schicksal des Alkibiades entschieden. Aus Furcht vor der Rache der siegreichen Lakedämonier war er zu dem Satrapen Pharnabazos geflohen. Noch hoffte er, am Hofe zu Susa eine Rolle zu spielen, und machte sich dorthin auf den Weg; allein die Tragödie seines Lebens war zu Ende. Eine Botschaft von Sparta, durch Kyros unterstützt, forderte von Pharnabazos seinen Tod. Bewaffnete des Satrapen umringten nachts seine Herberge in einem phrygischen Dorfe und zündeten sie an. Mit Mühe entkam Alkibiades aus dem brennenden Haus; da ward er, während die Flammen ihn beleuchteten, mit einem Hagel von Geschossen überschüttet und brach tot zusammen. Nur Timandra, seine schöne Gefährtin während der letzten Jahre seines Lebens, weinte um ihn und erzeigte ihm die letzte Ehre. So ruhmlos endete der Mann, der jahrelang die Geschicke nicht nur seiner engeren Heimat, sondern von ganz Hellas bestimmt hatte.

Bei Plato heißt es einmal, daß gerade die wertvollsten Menschen, wenn sie auf schlimme Wege kommen, am schlimmsten entarten und daß die größten Freveltaten von kraftvollen Naturen ausgeübt werden. Er wird dabei an Alkibiades gedacht haben, der einst ein Freund und Anhänger des Sokrates gewesen war. —

Die Schreckensherrschaft der Dreißig hielt sich nicht lange. Verbannte und flüchtige Athener sammelten sich in Theben. Von dort führte sie Thrasybul nach Attika, und nach wenigen Kämpfen, in denen das Haupt der Dreißig, Kritias, fiel, wurde die alte Verfassung hergestellt. Es kam unter Vermittlung der Spartaner zu einer Versöhnung, und man verkündete sogar eine allgemeine Amnestie: es sollte das Vergangene vergeben und vergessen sein. Nur die Dreißig selbst und ihre nächsten Helfershelfer wurden von dieser Amnestie ausgenommen. Die gewohnte Betriebsamkeit brachte Handel und Gewerbe von neuem in Aufschwung, aber die Vaterlandsliebe und der Heldenmut der großen Ahnen kehrten nicht wieder.

Die neue Bildung.

In seinem Vorhaben, politisch der leitende Vorort von Hellas zu werden, war Athen gescheitert; allein die geistige Entwicklung, die es genommen, war ein Erwerb, den kein Mißgeschick zerstören konnte. Athen war zu derselben Zeit, da es als Staat aus der Reihe der Großmächte verdrängt wurde, der Vorort für die geistige Kultur der Menschheit geworden; fast zur gleichen Zeit traten hier nebeneinander die Männer auf, die in Philosophie, Poesie und Geschichte das Höchste erreichten, was der Menschengeist überhaupt erreicht hat.

Wir haben früher (vgl. o. S. 191 u. 281) die Geschichte des griechischen Denkens bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts zu schildern versucht. Wir fanden, daß bis zu dieser Frist die Philosophie den größten Fragen des Daseins, den Fragen nach Sein und Werden, Entstehen und Vergehen sich gewidmet und in kühnem Gedankenflug die ganze Welt zu umspannen versucht hat. Das wurde bald nachher anders. Der Vermutungen waren genug, man wünschte jetzt den praktischen Nutzen dieser unermeßlichen Denkarbeit zu erleben. Bis dahin war die Philosophie von wenigen vornehmen Geistern in weltabgeschiedener Stille, in uneigennütziger Begeisterung gepflegt worden; jetzt trat sie auf den Markt, jetzt wurden ihre Ergebnisse, populär verarbeitet, der Masse mitgeteilt. Und die das besorgten, meist gegen gute Bezahlung besorgten, nannte man Sophisten.

Das Bedürfnis nach Wissen und Wissenschaft war in weiten Kreisen lebendig. Der Glaube an die Staatsgötter war tot: man opferte zwar noch, man hielt noch fest an Zeichendeutung und Wahrsagerei, man strafte jede öffentliche Verachtung der Religion; aber es geschah aus Gewohnheit, nicht aus Überzeugung, der Götterglaube hatte tatsächlich auf das Leben der meisten keinen Einfluß mehr. Diese Lücke sollte die Wissenschaft ausfüllen.

Aber sie sollte noch mehr. In den demokratischen Staaten machte sich allenthalben das Bedürfnis nach Redekunst geltend. Wer eine Rolle in Volksversammlung, Rat und Gericht spielen wollte, mußte der wohlgefügten Rede mächtig sein, und die Anforderungen gar, die an die leitenden Staatsmänner gestellt wurden, waren in bezug auf Beredsamkeit besonders groß. Diese rhetorische Vorbereitung zum Staatsdienst verhießen die Sophisten zu vermitteln; sie versprachen, durch ihren Unterricht die Jugend zum Herrschen und Regieren geschickt zu machen: kein Wunder, daß so einflußreiches Wissen nicht unentgeltlich verabreicht wurde.

Der veraltete Glaube an die Götter wurde ersetzt durch einen begeisterten Glauben an die Macht der Bildung. Ein wahres Bildungsfieber bemächtigte sich der Menschen, und natürlich nirgends mit solcher Gewalt wie in dem aufgeklärten Athen mit seiner lebhaften, für allen Fortschritt begeisterten Bevölkerung: wenn irgendwo, so war hier das Wissen eine Macht. Von athenischen Philosophen war bisher nicht die Rede — weil es keine gab. Aus Jonien oder Westhellas oder der Chalkidike stammten die großen Denker, die uns bisher beschäftigt haben. Auch die großen Sophisten des ausgehender 5. Jahrhunderts sind keine Athener. Aber alle haben sie in Athen gelehrt und dort Ruhm und Geld gesucht und gefunden. So haben sie die Philosophie nach Athen getragen und damit die größte Periode der alten Philosophie, die attische, ins Leben gerufen.

Der bedeutendste unter diesen Lehrern der Weisheit und Beredsamkeit ist Protagoras aus Abdera. Anlehnend an Heraklit (vgl. o. S. 281), der alles

Sein geleugnet hatte, erklärte er, man könne von keinem Ding sagen, was es ist, sondern nur, welchen Eindruck es auf uns macht. Jede Sinneswahrnehmung lehrt nur das eine, wie ein Gegenstand im Augenblick der Wahrnehmung dem Wahrnehmenden erscheint, nicht wie er an und für sich ist. Was mir jetzt warm scheint, kann gleichzeitig einem anderen kalt scheinen; was mir heute den Eindruck der Wärme macht, kann mir morgen den Eindruck der Kälte machen. Auf den Wahrnehmenden kommt also alles an, oder, wie Protagoras sich ausdrückte, der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Gegenstände selbst kennen wir nicht, eine allgemeingültige, für jeden verbindliche Wahrheit gibt es nicht. Und so begreift sich auch, wie es vollendeter Rhetorik möglich ist, über denselben Gegenstand Verschiedenes zu beweisen. Wahr und recht ist — so sagt der Sophist —, was ich dafür halte. Es kommt nur darauf an, daß ich die andern dazu bringe, es anzuerkennen. Das erreicht der Machthaber durch Gewalt, ich durch meine Rede.

Gorgias von Leontini ging in der Skepsis — so nennt man diesen Standpunkt, für den es eine allgemeingültige Wahrheit nicht gibt — noch einen Schritt weiter, indem er überhaupt die Möglichkeit einer Erkenntnis leugnete. Ist aber keine Erkenntnis möglich, dann kann es auch keine Wissenschaft mehr geben, und so ist es sehr bezeichnend für Gorgias, daß er sich ausdrücklich nur für einen Redner, nicht für einen Sophisten (d. i. Gelehrten) ausgab. Ein Meister der Rede und Dialektik ist er in der Tat gewesen, wie überhaupt die Sophisten um die Entwicklung der Rhetorik sich große Verdienste erworben haben.

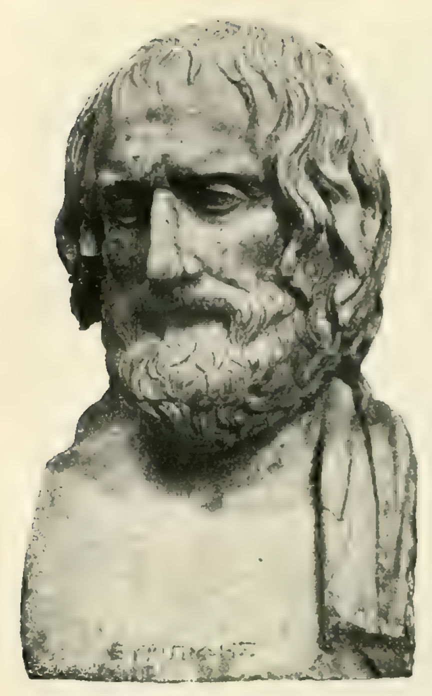
Die Skepsis der Sophisten führte aber nicht bloß zur Auflösung der Wissenschaft, sie führte überhaupt zur Vernichtung oder doch Erschütterung aller Autorität. Die zersetzende Kritik dieser Menschen machte selbst vor dem Heiligsten nicht halt. Staats- und Sittengesetze schienen ihnen ebensowenig allgemeinverbindlich wie irgendeine andere Sache. Manche behaupteten, daß alle Rechte von den Machthabern zu ihrem Vorteil und zur Vergewaltigung der Schwachen erfunden seien: wie sollte dabei die so nötige Achtung vor Gesetz und Obrigkeit bestehen? Mußte es da nicht jedem Bürger sich nahelegen, nach seinen eigenen Gedanken die Verhältnisse neu zu gestalten?

Und noch eine Gefahr drohte von den Sophisten. Der Grieche und ganz besonders der Athener war von Natur schon redegewandt. Der Nachdruck, den die Sophisten auf die Redekunst legten, kam dem angeborenen Hang zum Disputieren nur zu sehr entgegen. Je weniger es darauf ankommen konnte, der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen — es gab ja keine Wahrheit nach Ansicht der Sophisten —, um so mehr artete die Beredsamkeit in überzeugungslose Silbenstecherei und geistreiche Spiegelfechterei aus. Aus der Schule dieser Sophisten gingen daher die gefährlichsten Rechtsverdreher und Maulhelden hervor, Leute, die es als Sport betrieben, das Unsinnigste zu beweisen, die jederzeit bereit waren, die schlechteste Sache zu verteidigen und die erhabenste in den Staub zu ziehen.

Der Einfluß der sophistischen Aufklärung, der gute wie der weniger gute, läßt sich gegen Ende des Jahrhunderts auf allen Gebieten wahrnehmen. Fördernden Einfluß verdankt ihr der große Historiker, dem wir die Kenntnis dieser Zeit hauptsächlich danken: Thukydides (460 bis 400). Hatte Herodot überall in der Geschichte ein unmittelbares Eingreifen der Götter wahrgenommen, so ist das für Thukydides ein gänzlich überwundener Standpunkt. Er berichtet es wohl, wenn andere an Orakel und Vorzeichen glauben, aber er selbst verhält sich dazu skeptisch.

Das Wunderbare, das Herodot liebte, verschwindet bei ihm hinter den Tatsachen, die er in möglichster Klarheit zu erfassen bemüht war. Im Mittelpunkt der Geschichte steht ihm der Mensch: mit psychologischer Kunst enthüllt er die Beweggründe der leitenden Persönlichkeiten und zeigt, wie das, was geschieht, aus den Mängeln und Verirrungen der Menschennatur sich herleitet. Mit Kimon verwandt, reich durch den Besitz von thrakischen Goldgruben, verkehrte er durchaus in den leitenden Kreisen und hatte Einblick in das innerste Getriebe der Tagespolitik. Wir wissen bereits, daß er im Jahre 424 das hohe Amt eines Strategen bekleidete, aber zu seinem Verhängnis für den Entsatz von Amphipolis zu spät kam: die Verbannung, zu der ihn bald darauf das Volk verurteilte, erleichterte ihm die schwere Aufgabe, die Geschichte der eigenen Zeit zu erforschen und zu schildern. Sogleich beim Beginn des Peloponnesischen Krieges hatte er den Entschluß gefaßt, ihn zu beschreiben; er hat ihn bis zu Ende erlebt, aber sein Werk ist nur bis zum Jahre 411 gediehen. Sein Augenmerk war natürlich in erster Linie auf Athen gerichtet; aber er verstand es auch, den Gegnern seiner Vaterstadt gerecht zu werden. Seine Gewissenhaftigkeit ist über jedes Lob erhaben. Er verläßt sich nur auf eigene Erkundigungen, er hat seine Berichterstatter in allen Lagern, er besucht persönlich die Örtlichkeiten, wo Geschichtliches sich abspielt. Indem er rückhaltlos eingesteht, wo sein Wissen Lücken hat, erweckt er unbedingtestes Vertrauen zu dem, was er als sicher mitteilt. Seine Erzählung hält sich von aller Rhetorik in überraschendem Maße frei; nur in den vielfach eingestreuten Reden feiert sie ihre großen Triumphe. Zum Teil enthalten diese Reden wirklich Gesprochenes, zum Teil bieten sie aber auch Gedankengänge, die dem Autor für seine Darstellung gerade wünschenswert erschienen, die aber ihm, nicht den handelnden Personen eignen. In diesen Reden gab der Historiker seine Auffassung der Ereignisse kund, wie er sie auf Grund gewissenhafter Forschung festgestellt hatte. Er gab sie in Worten der handelnden Personen, so wie sie nach seiner Überzeugung gesprochen haben konnten, jedenfalls gedacht hatten. Es war im Unterschied von dem heutigen Gebrauch, wo der Geschichtschreiber seine Erklärung und Beurteilung der Ereignisse in eigenem Namen gibt, eine künstlerische Gestaltung, durch die die handelnden Personen lebendig hervortreten. Es war eine dem gegenständlichen Denken der Griechen entsprechende und aus ihm herausgewachsene Art der Darstellung. Dem Volk der Künstler wurde auch die Geschichtschreibung zu einem Kunstwerk.

Auch die Poesie unterstand der Einwirkung der Aufklärer; das zeigt sich nirgends so deutlich wie in den Dramen des Euripides. Er soll in der Nacht geboren sein, da man auf Salamis den Siegesreigen tanzte (480). Gestorben ist er in demselben Jahr wie Sophokles (405) — und doch wie grundverschieden sind die beiden. Die Aufklärung der Sophistik mit ihrem alles in Frage stellenden Zweifeln bringt Euripides auf die Bühne; die Kunstmittel der eben entstehenden Rhetorik wendet er meisterlich an. Er ist durchaus Grübler und schwermütiger Pessimist; die Harmonie des ganzen Wesens, die bei Sophokles so wohltuend berührt, ist ihm durchaus versagt. Die Not des Peloponnesischen Krieges trieb ihn gegen Ende seines Lebens an den Hof des makedonischen Königs Archelaos, wo er gestorben ist. 92 Dramen hat er geschaffen, aber nur 18 sind erhalten, und nur mit wenigen errang er einen Preis. Erst nach seinem Tode wurde er in seinem ganzen Wert erkannt. Gleich seinen Vorgängern entnahm auch er seine Stoffe der Mythologie. Aber er machte aus seinen Heroen moderne Menschen mit allen


179. Euripides.
Büste im Museum zu Neapel.

Zweifeln und Sorgen des lebenden Geschlechts; unbedenklich läßt er einen Herakles, einen Theseus über das Wesen der Götter nachsinnen und debattieren. Den schlichten Glauben an die nationalen Götter, den Sophokles sich bewahrt hatte, finden wir bei ihm nicht mehr: er zweifelt an ihrem Dasein und nimmt Anstoß an ihrer oft fragwürdigen Moral. Daß er zeitlebens ehrlich nach Wahrheit gestrebt hat, muß man von ihm rühmen; aber zu einem sicheren Standpunkt hat er es nirgends gebracht. Rührung zu erzeugen, Charaktere zu zeichnen, die Natur ergreifend zu schildern, hat er wunderbar verstanden. Eine ganz besondere Fertigkeit besaß er, die Geheimnisse der Frauenseele zu ergründen: die aufopfernde Alkestis, die für ihren Gatten Admet freiwillig in den frühen Tod geht, die reine Priesterin Iphigenie, die, um Hellas zu retten, in Aulis zu sterben bereit ist und später aus Tauris von ihrem Bruder Orestes heimgeholt wird; die zwischen Mutterliebe und Rachsucht schwankende Medea, alle diese Frauengestalten von unvergänglichem Wert, die noch heute immer wieder zu dichterischer Behandlung drängen, sie alle hat zum erstenmal Euripides in voller Lebensfülle auf die Bühne gestellt. Bei ihm zuerst spielt auch die Liebe die ihr zukommende Rolle in der Tragik des Lebens. Geradezu einzig aber ist die Fülle von Sentenzen und geistreichen Pointen, die der denkende, feinsinnige Dichter über seine Werke ausgegossen hat. In Menge ließen sich geflügelte Worte aus ihm schöpfen, und nächst Homer ist kein anderer Dichter so fleißig zitiert worden wie gerade Euripides. Höchst charakteristisch für den grübelnden philosophischen Dichter ist die Porträtbüste, die wir von ihm besitzen (s. Abb. 179). Welch ein Unterschied von dem Bilde des Sophokles! (s. Abb. 174).

Die neue Bildung hatte aber nicht bloß Anhänger, sie besaß auch heftige Gegner in Athen. Daß die beschränkte Sippe der Zeichendeuter und Opferpriester sie haßte, ist selbstverständlich. Aber auch viele gebildete Leute hielten sie für verfehlt und gefährlich. Glaubte man auch selbst schon lange nicht mehr an die Götter, so sollte doch dem Volke die Religion erhalten bleiben. Zudem deckte sich die sophistische Aufklärung mehr oder weniger mit der herrschenden Demokratie: und so waren alle politischen Gegner dieser Demokratie auch Feinde der neuen Bildung.

Der Herold dieser vielköpfigen Opposition war der Lustspieldichter Aristophanes (450 bis 385). Mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens bekannte er sich zur aristokratischen Partei; die sophistisch-rhetorische Bildung war ihm in der Seele

zuwider. Er hat 40 Jahre lang nicht aufgehört, über die Ausschreitungen der Demokratie und Aufklärung die Lauge seines unbarmherzigen Spottes auszugießen. Seine Blüte fällt in die Zeit des Peloponnesischen Krieges. Für die Kenntnis der Stimmungen und Zustände im damaligen Athen ist er der wertvollste Zeuge; aber Geschichte darf man aus seinen Zerrbildern nicht pressen wollen. Sein Hauptzweck war, die Zuschauer gut zu unterhalten und herzhaft lachen zu machen, und diesem Zweck zuliebe kam es ihm auf die tollsten Verdrehungen der Wahrheit nicht an.

Von den 44 Komödien, die er bei seinem Tode hinterließ, sind nur elf auf uns gekommen; sie führen ihre Namen von der jeweiligen Zusammensetzung des Chores. So besteht dieser in seinen „Rittern" (424) aus Mitgliedern des Ritterstandes. Die Fabel des Stückes ist folgende. Der „Demos", ein alter, jähzorniger, dem Aberglauben ergebener und für Schmeichelei zugänglicher Herr, wird ganz beherrscht von seinem Diener Kleon, bis ein Wursthändler auftritt, der an Unverschämtheit den Kleon noch weit übertrumpft. Das Ganze hielt dem damals allmächtigen Kleon und der von ihm geleiteten Volksmenge ein so scharf gepfeffertes Sündenregister vor, daß kein Schauspieler den Kleon zu geben wagte, sondern Aristophanes selbst die Rolle übernehmen mußte.

In den „Wolken" (423) will ein verschuldeter Bauer seinen verschwenderischen Sohn bei Sokrates in die Schule geben, weil er gehört hat, daß Sokrates durch kunstvolle Reden eine ungerechte Sache zu einer gerechten zu machen verstehe; durch solche Künste hofft er seine Gläubiger um ihre Forderungen bringen zu können. Er geht einstweilen selbst in das Lehrhaus des Weisen und findet diesen auf einer Schwebemaschine nach den Sternen lugend und die Wolken als seine Götter anrufend. Da der Bauer ungelehrig ist, so jagt Sokrates ihn fort, nimmt aber darauf dessen Sohn an, der besser einschlägt. Am Zinstag kommt der Vater wieder, um zu sehen, was sein Sohn gelernt hat. Da prügelt ihn der Sohn und beweist dann kunstgerecht, daß er dies ganz mit Recht tue, weil ihn sein Vater als Knaben auch gezüchtigt habe. Schließlich steckt der zornige Bauer dem Philosophen das Haus in Brand. Mit köstlichem Humor macht sich in diesem Stück der Dichter über die Auswüchse der Sophistik lustig. Schade nur, daß er sich an der ehrwürdigen Gestalt des Sokrates in geradezu unverzeihlicher Weise versündigt hat. Wenn einer nichts auf Sternguckerei gab, so war dies Sokrates; und wenn einer die Überzeugungslosigkeit der Sophisten bekämpfte, so war dies wieder Sokrates. Für Aristophanes war wohl bestimmend, daß dieser Sokrates an und für sich schon eine komische und zugleich höchst populäre Persönlichkeit war, mit der sich leicht ein Lacherfolg erzielen ließ. Sokrates trug diese Verketzerung mit jenem göttlichen Gleichmut, der ihn nie verließ; er soll bei der Aufführung in gutem Humor aufgestanden sein, damit man die Maske mit ihrem Original vergleichen könne.

Die „Wespen" (422) sind gegen die Prozeßwut der Athener gerichtet, die kein größeres Vergnügen kannten, als in den Geschworenengerichten mit der Würde des Richters den Tag zu versitzen.

„Der Friede" ist unmittelbar vor dem Frieden des Nikias (421) gedichtet und stellt eine Art von Vorfeier desselben dar. Ein Bauer reitet auf einem mächtigen Mistkäfer in den Olymp, um den Frieden zu holen. Er erfährt dort, der Krieg herrsche nach Austreibung aller Götter und habe die Friedensgöttin in eine Höhle

gesperrt. Während nun der Krieg eine Keule schnitzt, um Athen zu zerstampfen, befreit der Bauer mit Hilfe des aus friedlichen Landleuten bestehenden Chors die Göttin und ihre Gefährtinnen, Festfeier und Herbstfreude, und erhält die eine von ihnen zur Frau. Nach seiner Heimkehr ist Hochzeit, wobei sich viele Handwerker — der Sensenschmied erfreut, die Waffenschmiede voll Klagen — als Festgäste einfinden.

„Die Vögel", worin der Dichter die reichste und kühnste Phantasie mit dem derbsten Spaß und gemütlichsten Humor vereinigt, zeigen die Torheit vieler Athener, die damals (414 v. Chr.) trotz des Unglücks des Staates die tollsten Luftschlösser von Ruhm und Ehre bauten. Zwei athenische Projektenmacher, Beschwatzefreund und Hoffegut, kommen in das Reich der Vögel und bereden diese, eine große Stadt, „Wolkenkuckucksheim", anzulegen und göttliche Ehre von den Menschen zu verlangen. Da die Vögel die Luft beherrschen, können sie den Verkehr zwischen den Menschen und den Göttern sperren und dadurch erreichen, daß ihre Forderungen bewilligt werden. Ein nach Athen entsandter Herold kommt mit der Nachricht zurück, daß das städtische Volk bereits die Vögel hoch verehre und eine Kolonie nach der neuen Stadt entsenden werde. Die Gerei schaft der Athener, sich für die abenteuerlichsten Pläne im Handumdrehen zu begeistern, wird in dem Stücke wundervoll gegeißelt.

„Die Frösche" tragen dem Dichter im Jahre 405 den ersten Preis und bei einer alsbald wiederholten Aufführung die besondere Auszeichnung mit einem Zweig des heiligen Ölbaumes ein. Das Jahr zuvor waren Sophokles und Euripides gestorben. Dionysos machte sich daher auf den Weg nach der Unterwelt, um für die dramatischen Aufführungen der Dionysien den Euripides wieder heraufzuholen. Er gelangt dort in dem Augenblick an, wo zwischen Äschylos, der bisher den tragischen Thron innegehabt hatte, und Euripides ein Wettstreit sich entsponnen hat. Der Dichter, der immer und überall ein Verfechter der guten alten Zeit gegen das Neue ist, nimmt natürlich gegen Euripides Partei. Aufs schonungsloseste geißelt er die Bettelhaftigkeit seiner Helden, die Unmoral seiner Sinnsprüche, die Leierkastenmelodien seiner Chöre, die Windigkeit seiner Spekulationen. Er tut Euripides dabei ebenso unrecht, wie früher Sokrates in seinen „Wolken". Das Stück trägt den Namen „Die Frösche", weil den Dionysos auf seiner Reise in die Unterwelt bei der Fahrt über den Styx ein Froschchor begrüßt, dessen Lieder mit dem schönen Refrain „Brekekekex, koax, koax" beginnen und schließen. Ein ernstes Wort aus dieser lustigen Komödie haben wir S. 295 mitgeteilt.

Bekämpfte so Aristophanes die Übertreibungen der Aufklärung mit den Waffen des Spotts, aber in einer Weise, die vielfach das Kind mit dem Bade ausschüttete, so ging ihnen Sokrates mit hohem sittlichen Ernst zu Leibe: Kampf gegen den Bildungsschwindel und die Überzeugungslosigkeit der Sophisten macht recht eigentlich den Inhalt seines langen Lebens aus.

Er war geboren um 470 v. Chr. in Athen. Sein Vater war ein Bildhauer, seine Mutter eine Hebamme; sie besaßen wenig Vermögen. Der Sohn widmete sich anfänglich gleichfalls der Bildhauerkunst, eine altmodisch ungeschickte Marmorgruppe der Chariten, die man bei den Propyläen zeigte, galt für ein Werk seiner Hand. Sein Privatleben war das eines schlichten athenischen Bürgers. Er ging in einfacher, sogar ärmlicher Kleidung und immer ohne Sandalen, um sich abzuhärten. Ebenso einfach war seine tägliche Kost, doch ging er auch festlichen Veranstaltungen nicht aus dem Wege. Mit Hoch und Niedrig wußte er zu verkehren. Er konnte beides: satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden.

Seinen bürgerlichen Pflichten genügte Sokrates in vollem Maße. Er brachte den Göttern die vorgeschriebenen Opfer, nahm an den Festzügen teil und steuerte zu den Erfordernissen des Staates bei, soviel ihm im Verhältnis zu seinem geringen Vermögen auferlegt war. Auch als Soldat stellte er seinen Mann. In dem Treffen bei Potidäa (432) deckte er mit seinem Schilde den verwundeten Alkibiades. Bei der Niederlage zu Delion (424) war er unter den wenigen Tapferen, welche in fester Haltung ihren Rückzug bewerkstelligten. Damals fand Alkibiades Gelegenheit, seinem Meister die Rettungstat von Potidäa zu vergelten. Um Staatsämter bewarb er sich nie. Doch kam er im Jahre 405 durch das Los in den Rat der Fünfhundert und saß in der Prytanie, als die Feldherren, die bei den Arginusischen Inseln den Sieg erfochten hatten, wegen Vernachlässigung der gefallenen Krieger vor Gericht gezogen wurden. Er allein widersprach, wie oben (S. 304) erzählt, dem Verfahren.

Die Sorgen für den Haushalt überließ er seiner Frau, der viel getadelten Xanthippe, mit deren Namen man gewöhnlich den Begriff eines bösen, keifenden Weibes verbindet, gewiß mit Unrecht. Sie war zwar ohne höhere Bildung, doch das war ja in Athen die Regel. Daher konnte sie an den philosophischen Gesprächen, die Sokrates mit seinen Freunden führte, keinen Anteil nehmen. Jedenfalls sind die Anekdoten, die man von ihr erzählte, Erfindungen, wie sie im späteren Altertum das Andenken manches Menschen der Vorzeit entstellt haben.

In seinem 40. Jahre legte der Meister Hammer und Meißel beiseite und widmete sich von nun an ganz dem öffentlichen Leben. Tagsüber schlenderte er durch die Straßen, und abends war er überall dabei, wo eine fröhliche Gesellschaft beisammen blieb. Besonders aber wo es einen Disput gab, war er gleich bei der Hand. Bald wurde er der Schrecken der Sophisten. Wo immer sich ihre andächtigen Zuhörer versammelten, drängte sich der ungewöhnlich häßliche Mann herbei und wußte sie durch seine überlegene Dialektik in Widersprüche zu verwickeln und die Unzulänglichkeit ihrer Lehren rücksichtslos aufzudecken. Sokrates hatte seiner Zeit ins Herz gesehen. Er wußte, wie hohl es bei den meisten aussah, wie ihre Bildung, mit der sie so gerne Staat machten, nur eine Halbbildung schlimmster Sorte war, ein unverdautes Sammelsurium aufgeschnappter Wissensbrocken ohne Zusammenhang und Kraft. Dies seinen Mitbürgern zum Bewußtsein zu bringen, hatte er sich zur Aufgabe gesetzt.

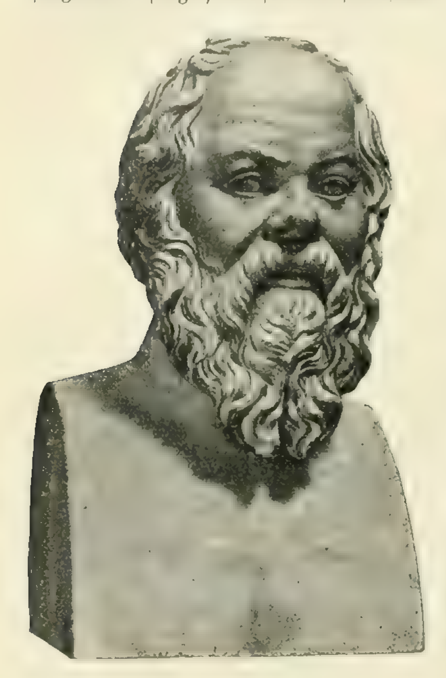
Er begann mit dem Bekenntnis seines Nichtwissens: „Ich weiß nur eines, nämlich, daß ich nichts weiß. Den vielen anderen, denen es ebenso geht, bin ich darin überlegen, daß ich mir nicht einbilde, weise zu sein, wo ich es nicht bin." Es war ihm ernst mit seinem Bekenntnis. Im Gegensatz zu den Sophisten glaubte er an eine allgemein verbindliche Wahrheit, vor der sich der einzelne zu beugen habe; aber freilich müsse um sie gerungen werden; sie fliege den Menschen nicht wie eine gebratene Taube in den Mund. Damit, daß man einem sophistischen Schönredner zuhört, ist es nicht getan: es bedarf des ernsten Nachdenkens und Sichbesinnens.

Der delphische Gott, an dessen Tempelpforte das berühmte „Erkenne dich selbst" geschrieben stand, hatte allen Grund, mit diesem Apostel der inneren Einkehr zufrieden zu sein: die Priesterschaft von Delphi erklärte Sokrates für den weisesten Menschen.

Hatte Sokrates durch seine eindringlichen Fragen die Zuhörer zu der Erkenntnis gebracht, daß sie die Wahrheit und Wissenschaft noch nicht besäßen, sondern

erst noch suchen müßten, dann leitete er sie an, durch gemeinsames Nachdenken das zu ermitteln, was alle gemeinsam anerkennen müssen. Der einzelne kann nur allzu leicht irren; aber was von verschiedenen Personen in gemeinsamer Selbstprüfung gefunden worden ist, was sie alle übereinstimmend als Wahrheit anerkennen, das dürfte auf den Titel Wahrheit allerdings Anspruch erheben. Daher war ihm das Gespräch, der Dialog, das Mittel, die Wahrheit zu finden.

Er dozierte nicht wie die Sophisten. Er überschüttete seine Zuhörer nicht mit einem betäubenden Schwall von Worten. Nein, er unterhielt sich mit ihnen, er fragte und fragte, bis sie aus sich heraus fanden, wozu er sie bringen wollte.



180. Sokrates.
Büste im Kapitolinischen Museum zu Rom.

Zur Verständigung bedürfen wir überall der Worte: über deren Bedeutung sich zu einigen, muß das erste Bestreben derer sein, die zu gemeinsamen Ergebnissen des Nachdenkens kommen wollen. So pflegte denn auch Sokrates mit einer genauen Abgrenzung oder Definition dessen zu beginnen, was alle mit demselben Wort zu bezeichnen pflegen. Bei solchen Definitionen springt das heraus, was als gemeinsam Anerkanntes über den Vorstellungen des einzelnen steht. Wir gebrauchen beispielsweise das Wort „Pferd“. Jedem schwebt irgendein besonderes Pferd vor, mir ein Schimmel, dir ein Brauner, mir ein Rennpferd, dir ein schwerer Karrengaul. Aber eine ganze Reihe von Eigenschaften haben wir gemeinsam im Auge, wenn wir das Wort „Pferd“ aussprechen, nämlich die Eigenschaften, die allen Pferden eigen sind, durch die ein Geschöpf eben zum Pferd wird, die sein eigentliches Wesen ausmachen, seinen Begriff. Diese Methode der Untersuchung hat Sokrates entdeckt, und es war dies eine seiner fruchtbarsten Entdeckungen.

Wer sucht, der setzt voraus, daß etwas vorhanden und zu finden ist. Auch die Begriffe, nach denen wir suchen, müssen da sein, bevor wir sie suchen. Im wissenschaftlichen Dialog kommt tatsächlich eine Wahrheit zutage, die unerkannt in einem jeden längst geschlummert hat. Sie aus diesem Schlummer zu erwecken, war das Ziel des Sokrates; und er verglich sich in dieser Tätigkeit gerne mit seiner Mutter, der Hebamme: das Götterkind der Wahrheit soll aus dem Geiste, der es in sich trägt, „entbunden“ werden. Entbindungskunst oder Maieutik nannte er daher seine Methode.

Von der Schwierigkeit dieser Arbeit war Sokrates tief durchdrungen. Er bezeichnete sich geflissentlich nicht als Sophisten, d. i. Weisen oder Gelehrten, sondern als Philosophen, d. h. als Freund der Weisheit, der die Weisheit sucht

und ihr nachjagt, ob er sie wohl ergreifen möge. Während die früheren Denker Griechenlands die letzten Ursachen aller Dinge und was die Welt im Innersten zusammenhält, zu ergründen versucht hatten, fühlte Sokrates in seiner bescheidenen Selbsterkenntnis, daß diese Saat noch nicht reif war. Vom Himmel und von den weiten Räumen des Weltalls rief er die Spekulation zurück auf diese Erde; das alltägliche Leben mit seinem Vorstellungskreis, die hausbackene Wirklichkeit der uns umgebenden Dinge machte er zum Gegenstand seines Nachdenkens. Besonders waren es die einfachen Begriffe der Sitte und Sittlichkeit, die er fest zu fassen für nötig hielt. Denn nirgends hatte die Überzeugungslosigkeit der Sophisten verheerender gewirkt als auf dem sittlichen Gebiet. Im Gegensatz zu ihnen glaubte Sokrates an das Vorhandensein allgemein bindender Sittengesetze. Daß ihre Entdeckung möglich sei, stand für Sokrates fest. Ja, er war sogar überzeugt, daß man die Sittengesetze nur zu kennen brauche, um sie dann auch regelrecht anzuwenden. Alle bösen Handlungen erwachsen nach seiner Ansicht nur aus mangelhafter Einsicht in die Sittengesetze. So kam er zu dem stolzen Satz: Tugend ist Wissen. Alle Tugenden fallen nach Sokrates dem von selbst zu, der sich zur rechten Erkenntnis ehrlich durchgerungen hat. Wie er selbst ein fester Charakter war, dem es unmöglich war, gegen seine begründete Erkenntnis zu handeln, so setzte er das auch bei den anderen Menschen voraus. Man muß die Menschen belehren, d. h. zur Selbstbesinnung bringen, dann werden sie das Rechte auch tun. Das war seine Überzeugung. Gewiß liegt darin eine Überschätzung des Verstandes. Aber bedeutsam ist es, daß es Menschen wie Sokrates gegeben hat und noch gibt. Auch die innere Stimme, von der wir bei Sokrates hören — er nannte sie sein Daimonion — war etwas Eigenartiges, was ihn von den anderen unterschied. Es war nicht die Stimme des Gewissens, sondern eine Regung in seinem Innern, die gerade dann eintrat, wenn Gewissensfragen nicht in Betracht kamen. Es war vielmehr ein Ahnungsgefühl, wie es in feinen, zarten Gemütern mitunter sich geltend macht und ihnen wertvolle Winke gibt.

Sokrates erklärte also der Überzeugungslosigkeit der Sophisten den Krieg und versuchte, durch ernsthafte Gedankenarbeit das Leben seiner Mitbürger sittlich zu erneuern, ihnen für die verlorene Religion eine neue Autorität, die Autorität der Sitten- und Vernunftgesetze, zu erringen. Ein System der Sittenlehre oder sonst einer Wissenschaft hat er nicht aufgestellt; aber wertvolle Bausteine dafür hat er in Menge geliefert. Und vor allem hat er in seinem Volk den Trieb erweckt, sich über die schöne Sinnenwelt hinaus ins Reich der Begriffe und des Übersinnlichen zu erheben.

Gewaltig war sein Einfluß auf die Menschen, die den Gesprächen mit ihm nicht auswichen. Hören wir, was Alkibiades bei Plato im „Gastmahl" über seinen Verkehr mit Sokrates sagt: „Wenn ich irgend jemanden reden höre, und sei es auch ein vortrefflicher Redner, so macht das, sozusagen, gar keinen Eindruck auf mich. Wenn wir aber Sokrates hören oder auch nur seine Worte aus eines anderen Munde, sei es auch ein ganz unbedeutender Mensch, der seine Worte wiederholt, dann sind wir alle gebannt und bezaubert. Männern und Frauen geht es so, Jungen und Alten. Ich wenigstens — wenn ich ihn höre, so klopft mir das Herz, und Tränen fließen mir aus den Augen. Er brachte mich auch oft in einen Zustand, daß ich glaubte, so wie ich sei, könne ich nicht weiterleben. Denn er zwingt mich zu dem Zugeständnis, daß ich selbst noch sehr unvollkommen bin und trotzdem versuche, die Angelegenheiten der Athener zu leiten. Er allein unter

allen Menschen hat in mir geweckt, was niemand bei mir für möglich halten würde: nämlich Ehrfurcht zu empfinden vor einem Menschen. Vor ihm allein empfinde ich Ehrfurcht. Ihm muß ich zugestehen, daß es meine Pflicht wäre, so zu leben, wie er es von mir verlangt."

Bei Alkibiades freilich blieb dieser Einfluß nicht haften. Der Ehrgeiz trieb ihn in andere Bahnen. Aber auf andere war die Wirkung um so erfolgreicher, am meisten und am tiefsten auf Plato. Ich darf hier die Worte einschalten, die Eduard Meyer in seiner Geschichte des Altertums über Sokrates geschrieben hat: „So Großes die griechische Nation auf allen Gebieten menschlichen Schaffens geleistet hat, die einzigartige Stellung, die sie in der Geschichte der Menschheit einnimmt, beruhte doch in letzter Linie auf ihm."

In seinem siebzigsten Lebensjahre, einige Jahre nach dem Sturz der Dreißig Tyrannen und der Wiederherstellung der demokratischen Verfassung, traten drei Männer mit einer öffentlichen Klage gegen Sokrates auf. Sie lautete: „Sokrates ist schuldig, weil er nicht die Götter unserer Stadt ehrt, sondern Götter seiner Erfindung; dann, weil er die Jugend verführt. Die gesetzliche Strafe ist der Tod." Sie stützten sich für den ersten Teil ihrer Aussage auf das Daimonion, jene innere Stimme, von der Sokrates sich abhängig bekannte. Ihre zweite Beschuldigung ließ sich scheinbar damit rechtfertigen, daß unter den Schülern, die an Sokrates hinaufsahen, auch Alkibiades und Kritias sich zeitweilig befunden hatten.

Der neu begründeten Demokratie war Sokrates aus mancherlei Ursachen unbequem. Ohne sich in die politischen Tagesfragen einzulassen, hatte er doch immer eine aristokratische Gesinnung bekundet. Manche Einrichtung der Demokratie, besonders die entscheidende Rolle des Loses bei der Ämterbesetzung, hatte er wiederholt mit Freimut verhöhnt. Man mochte hoffen, durch strenges Verfahren die aristokratische Partei von etwaigen Umsturzversuchen zurückzuschrecken. So erhob man gegen ihn die verhängnisvolle Anklage.

Heiter und ruhig wie sonst auf dem Markt und in den Säulengängen der Gymnasien stand der Weise vor seinen Richtern. In schmuckloser, mutiger Rede führte er seine Verteidigung. Er schilderte, wie er seinen Erzieherberuf als göttliche Mission aufgefaßt und bisher gehandhabt habe. Dann fuhr er fort: „Wenn einst die Führer im Felde mir einen Auftrag gaben, bei Potidäa, bei Amphipolis und bei Delion, dann hielt ich stand, wo sie mich hingestellt hatten, wie jeder andere, auch mit Gefahr des Lebens. Und jetzt, wo der Gott mir meine Aufgabe zuwies — wie ich es auffassen muß — nämlich nach der Wahrheit zu forschen und dabei auch die anderen zu prüfen, da sollte ich meinen Posten verlassen aus Furcht vor dem Tode oder vor irgend etwas anderm? Schlimm wäre das, ihr Athener, und dann würde man mich wirklich mit Recht vor Gericht stellen als einen Mann, der nicht an Götter glaube, denn ich wäre ja dem Worte des Gottes ungehorsam. Und wenn ihr mich jetzt freiließet und mir sagtet: ‚Jetzt wollen wir dich loslassen, Sokrates, aber nur unter der Bedingung, daß du dich nicht länger so betätigst. Wenn du aber noch einmal dabei betroffen wirst, so mußt du sterben' — wenn ihr mich auf diese Bedingung hin freisprechen wolltet, so würde ich euch antworten: ‚Ihr Athener, ich schätze euch und bin euch zugetan, gehorchen aber werde ich dem Gott mehr als euch, und so lange ich atme und die Kraft dazu habe, werde ich sicherlich nicht aufhören, die Wahrheit zu suchen und euch zu mahnen und zu überzeugen, jeden, den ich erreichen kann'."

Von 500 Richtern stimmten 281 für schuldig. Sokrates wunderte sich selbst, daß nur eine so geringe Mehrheit für die Verurteilung entschied. Nun handelte es sich um die Feststellung der Strafe. Die Ankläger hatten die Todesstrafe beantragt. Nun hatte nach athenischem Rechtsverfahren der für schuldig Erklärte einen Gegenantrag zu stellen, und oft wählten dann die Richter die mildere Strafe. So hätten sie diesmal gewiß gern die Verbannung beschlossen. Als er aber mit großem Freimut erklärte, daß er keine Strafe verdiene, sondern eher eine Belohnung, da sprachen sie mit großer Mehrheit das Todesurteil aus.

Die Vollstreckung des Todesurteils mußte aufgeschoben werden, da gerade das heilige Staatsschiff zur Feier des Apollon-Festes nach Delos abgesegelt war, vor dessen Rückkehr keine Hinrichtung stattfinden durfte. Während dieser Zeit hatten Freunde und Angehörige freien Zutritt zu dem Gefangenen. Da besprach er sich mit ihnen über alle die Fragen, die ihm sein Leben lang die wichtigsten gewesen waren, und verwandelte so den Kerkerraum in eine Schule der Weisheit, auch noch für die späte Nachwelt.

Noch jetzt hätte Sokrates dem Tode entgehen können. Sein Freund Kriton hatte schon die Wächter bestochen und alles zur Flucht nach Thessalien vorbereitet. Die Athener hätten ihm schwerlich gezürnt, wenn er den Vollzug ihres verbrecherischen Urteils durch sein Entweichen verhindert hätte. Aber Sokrates wies das Anerbieten auf das bestimmteste zurück. Er achtete das Leben nicht hoch genug, um wegen dieses geringen Gutes zum erstenmal in seinem Leben ein bewußtes Unrecht zu begehen. Er, der die Gesetzlosigkeit und Willkür stets bekämpft hatte, er durfte das Gesetz nicht übertreten, auch wo ihm Unrecht geschah. Er harrte aus bis zum Ende.

Am letzten Tage besuchte ihn noch seine Frau, die ihr jüngstes Kind mit sich brachte. Dann sprach er mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele in Worten, die so, angesichts des Todes gesprochen, wahrhaft erhaben sind. Als der Tag sich neigte, verkündigte ihm der Diener des Gerichts, die Zeit zu sterben sei da. „Du wirst mir wohl nicht fluchen," fuhr derselbe fort, „wie andere tun, wenn ich mein Amt verwalte. Ich habe dich als den besten Menschen hier kennengelernt; so lebe denn wohl und ertrage, was notwendig ist." Weinend entfernte er sich, und Sokrates sagte gerührt: „Wie gut der Mann ist! So hat er sich mir die ganze Zeit über bewiesen." Der Schierlingstrank wurde gebracht. Sokrates wollte den Göttern einige Tropfen spenden, aber man sagte ihm, das Gift reiche nur eben für seinen Zweck. „Wohl," versetzte er, „aber beten will ich vor dem Trinken."

„Wir waren bis dahin" — so erzählt Phaidon bei Plato — „meist noch imstande, die Tränen zurückzuhalten. Als wir ihn aber sahen, wie er trank, und wie er getrunken hatte, da gings nicht mehr. Auch aus meinen Augen strömten unaufhaltsam die Tränen hervor. Nicht um ihn weinte ich, sondern um mein eigenes Leid. Denn welch ein Freund war mir entrissen!" —

Sokrates hat keine Bücher geschrieben und eine Schule nicht gründen wollen. Ein Philosoph war für ihn ein Forscher nach Wahrheit, der sich der Grenzen seines Wissens und Erkennens immer bewußt bliebe. Daher wollte er durchaus nicht Lehrer genannt werden. Aber gewaltig waren die Wirkungen, die von seiner Persönlichkeit ausgingen. Die verschiedensten Geister fühlten sich von ihm angezogen. Manche mochten ihn mißverstanden haben, und gewiß hätte er nicht wenige zurückgewiesen, die sich später auf ihn beriefen und seine echten Nach

folger zu sein behaupteten. Das gilt gewiß auch von den untereinander sehr verschiedenen Sekten der Kyniker und Kyrenaiker.

Begründer der kynischen Schule war Antisthenes, ein geringer Mann, der im Piräus unter Schiffsvolk aufwuchs, dann dem Sophisten Gorgias, später dem Sokrates zuhörte und nach des letzteren Tod die Schule der Kyniker gründete. Er lehrte durch Wort und Beispiel, daß die Seele dessen, der seiner sinnlichen Triebe Herr ist und auf überflüssige Genüsse verzichtet, nur der Selbsterkenntnis und Tugend bedürfe, um unter allen Umständen frei und glücklich zu sein, während alle, die nach äußeren Gütern, Vorzügen und Genüssen streben, Toren und verächtliche Sklaven ihrer Bedürfnisse seien. Auch erlaubte Vergnügungen und selbst den äußeren Anstand verschmähte er in seinem Entsagungseifer, so daß einst Sokrates zu ihm sagte: „Antisthenes, durch die Löcher deines Mantels guckt deine Eitelkeit heraus."

Am bekanntesten unter den Kynikern ist der wunderliche Diogenes aus Sinope am Schwarzen Meer, der meist in Korinth lebte. Zur Glückseligkeit genügt auch ihm die Tugend, die durch Bildung erlangt wird. Alle anderen Dinge sind daneben gering zu achten. So verschmäht er Reichtum und Ehre; so entsagt er aller Fröhlichkeit und jeglichem Schmuck des Daseins; so verzichtet er aber auch auf Anstand und Sitte, ja auf Familie und Vaterland. „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt", ist der Wahlspruch seines verwahrlosten Bettlerdaseins. Alle Einrichtungen der Gesittung bekämpfte er als überflüssig, ja hinderlich zur Glückseligkeit; je weniger Bedürfnisse, um so glücklicher; der Wunschlose kommt den Göttern am nächsten. So hat dieser sonderbare Heilige mit seinen derben Kapuzinerwitzen mitten aus der Fülle und Schönheit der griechischen Kultur heraus die Rückkehr zum Naturzustand des Wilden als der Weisheit letztes Ziel gepriesen.

Ganz anders beantworteten Aristippos von Kyrene und seine Schule, die Kyrenaiker, die Frage nach dem Grund der Glückseligkeit; denn die Lust, der Genuß ist ihnen das allein erstrebenswerte Gut, und Tugend deckt sich bei ihnen mit Genußfähigkeit. Die Aufgabe der Wissenschaft ist keine andere, als den Menschen zur richtigen Selbstbeherrschung anzuleiten, weil er erfahrungsgemäß nur dadurch lange genußfähig bleiben kann. Der Weise muß nach Aristipp vollendeter Weltmann sein und Menschen wie Verhältnisse zu beherrschen suchen, aber sich nicht von ihnen beherrschen lassen. Er darf nie das Unmögliche wollen, um desto sicherer das Mögliche zu erreichen. Genüsse, die gegen Religion und Sitte verstoßen, versagt er sich selber, weil sie viel Unerquickliches im Gefolge zu haben pflegen. Vaterlandsliebe mit den Opfern, die sie heischt, ist in seinen Augen Torheit. Wir haben es, wie man sieht, mit einem verfeinerten Egoismus zu tun. Eine solche Weltanschauung wird am letzten Ende immer zum Pessimismus, zur Verzweiflung führen; denn die Mehrzahl kommt bekanntlich auf dieser Erde nicht zum ungestörten Genießen, erreicht also nicht, was alleiniger Zweck des Lebens sein soll. Der Kyrenaiker Hegesias pries daher den Tod als höchstes Ziel, weil er allein keine Schmerzen im Gefolge habe; er trieb seine Zuhörer in solcher Menge in den Tod, daß schließlich seine Vorträge verboten wurden.

Antisthenes und Aristipp haben sich wohl beide eine Zeitlang unter der Zuhörerschaft des Sokrates befunden und in mancher Einzelheit an ihren großen Lehrer sich angeschlossen: aber in den Lebensgrundsätzen, zu denen sie sich bekannten, erkennt man von der ernsten Würde des Meisters nichts.

Xenophon (434—359) stammte aus einer wohlhabenden athenischen Familie. Wohl hatte Sokrates zeitweilig Einfluß auf ihn, aber der Trieb nach praktischer Betätigung war stärker in ihm als die Neigung zu philosophischen Überlegungen. Als daher sein böotischer Freund Proxenos ihn zu dem Zug des jüngeren Kyros gegen Artaxerxes (s. unten) einlud, vermochte er dem Rufe nicht zu widerstehen. Sokrates riet ihm, zuerst in Delphi anzufragen, ob das Unternehmen für ihn heilsam sei. Xenophon ging zwar nach Delphi, doch fragte er nur, welchen Göttern er vor seiner Abreise opfern solle. Wie er dann mit Kyros nach Babylon gezogen und wie er nach dem Tod des jungen Fürsten die 10 000 griechischen Söldner in die Heimat zurückführte, das wird später zu erzählen sein. Was ihn aus Athen heraustrieb, war außer diesem Bedürfnis nach praktischer Arbeit aber auch noch sein Widerwillen gegen die Demokratie, die seit 403 in Athen wieder Oberwasser bekommen hatte. Seiner aristokratisch-militärischen Natur entsprach das spartanische Wesen besser. Den Spartanern hat er denn auch die Reste jenes Söldnerheeres zugeführt, und mit dem Spartanerkönig Agesilaos hat er sich aufs engste angefreundet. Die Folge war, daß seine demokratischen Mitbürger ihn verbannten. Agesilaos verschaffte ihm bald darauf das Landgut Skillus bei Olympia, und hier hat Xenophon die besten Jahre seines Lebens als Landedelmann verbracht. Für den Mangel an praktischer Wirksamkeit suchte er Ersatz in literarischer Tätigkeit, und seine Schriften fanden so ungeteilten Beifall und so eifrige Leser, daß er zu den ganz wenigen Schriftstellern des Altertums gehört, deren Werke vollständig auf uns gekommen sind. Man bewunderte vor allem seine gefällige, klare Sprache: sie trug ihm den Namen der „attischen Biene" ein. Von Korinth aus, wo er seine letzte Lebenszeit zubrachte, trat er mit der Heimat wieder in Beziehung. Der Bann ward von ihm genommen; doch Athen war ihm zu fremd geworden, er konnte sich nicht entschließen, es wieder zu sehen. Seine Söhne aber traten in die athenische Reiterei, und der Vater erlebte noch, daß sein ältester Sohn Gryllos für Athen in den Tod ging (362). Xenophon war gerade nach seiner frommen Gewohnheit mit einem Opfer beschäftigt, als die Nachricht davon kam. Er nahm den Opferkranz vom Haupt. Als er aber hörte, daß Gryllos wie ein Held gefochten habe, bekränzte er sich aufs neue mit den Worten: „Ich wußte ja, daß ich einen Sterblichen gezeugt." Unter seinen Schriften ist bei weitem die bedeutendste die „Anabasis", die Geschichte des Rückzuges der „Zehntausend", der griechischen Hilfstruppen des Kyros. Hier bewährt sich sein praktischer Sinn in seinen Taten und in seinem Bericht über die Taten. An Klarheit der Schilderung von Land und Leuten, von Schlachten und abenteuerlichen Heereszügen kommt nur Cäsar in seinen Kommentarien ihm gleich. Ein Verdienst hat er sich auch erworben durch die Fortsetzung des Thukydides in seiner griechischen Geschichte, den „Hellenika", welche die Ereignisse von 411 bis 362 berichten. Aber seine auf Sokrates bezüglichen Schriften, das „Gastmahl" und die „Erinnerungen an Sokrates" sind ihm weniger gelungen. Dieser rein auf praktische Betätigung gerichtete Mann war wohl kaum imstande, den Geist des Sokrates zu erfassen. Wäre Sokrates wirklich so gewesen, wie Xenophon ihn schildert, so wäre sein großer Einfluß nicht zu erklären.

Platon (427—347). Der genialste Schüler des Sokrates, der in vielen Punkten seinen Lehrer noch an Bedeutung überragt, ist aber Platon gewesen. Er stammte aus den vornehmsten Kreisen Athens; sein Vater konnte sein Geschlecht

bis auf Kodros, seine Mutter bis auf Solon zurückführen. Seine stattliche, schöne Gestalt, die glückliche Gesundheit seines Leibes weiß das Altertum nicht genug zu preisen. Dabei war sein ganzes Wesen Temperament; bis ins höchste Alter blieb ihm das Feuer der Jugend treu. Er genoß leiblich und geistig die sorgfältigste Ausbildung; in seinem Homer war er völlig zu Haus, die Vorträge der Sophisten muß er fleißig besucht, die Werke der älteren Philosophen schon früh studiert haben. Als Aristokrat fühlte er sich von der Demokratie lediglich angewidert; statt politisch tätig zu sein, genoß er als Schöngeist seine Jugendzeit, er malte und versuchte sich in allerhand Dichtung, epischer sowohl wie dramatischer. Aber alle diese Jugendpoesien soll er an dem Tage verbrannt haben, als er die Bedeutung des Sokrates erkannte. Ein neues Leben hob mit diesem Augenblicke für ihn an; das denkbar innigste Verhältnis verband ihn bald mit dem so viel älteren Führer, von dem er nicht ließ, bis der Tod sie trennte. Nach der Hinrichtung des Sokrates (399) begab er sich für einige Jahre ins Ausland, und zwar vor allem nach Ägypten und Kyrene, um dort zu lernen. Um 396 nach Athen zurückgekehrt, verfaßte er seine ersten Jugendschriften, die alle dem Andenken seines Lehrers gewidmet waren. Schon damals trug er sich mit Plänen, das öffentliche Leben in seiner Vaterstadt von Grund aus zu reformieren. Aber er mußte erfahren, daß dies völlig aussichtslos war. Das Jahr 390 führte ihn zum erstenmal nach Westhellas, wo er Fühlung mit den Pythagoreern gewann (vgl. S. 283). In Syrakus regierte damals seit mehr als einem Jahrzehnt der Tyrann Dionysios, dessen Schwager Dion den Pythagoreern anhing und den athenischen Weisen bei Hofe eingeführt haben wird. Anfangs ging der Tyrann auf Platons Reformpläne ein; aber bald fand er seinen Freimut und seine Mahnungen unerträglich; er entledigte sich seiner kurzerhand und lieferte ihn als Kriegsgefangenen an die mit ihm verbündeten Spartaner aus. Auf Ägina wurde Platon in öffentlicher Auktion in die Knechtschaft verkauft, und der Käufer entließ ihn erst nach vielen Bemühungen seiner Freunde gegen eine große Summe Geldes. Zunächst war nun Platon von allen politischen Reformen gründlich kuriert; er eröffnete um 388 zu Athen eine Lehranstalt, die nach dem Hain, in dessen Mitte sie gelegen war, den Namen Akademie erhielt. Die Leitung dieser Anstalt, wo Männer verschiedensten Alters sich zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit um ihn scharten, war fortan sein eigentliches Lebenswerk; sie ersetzte ihm die Familie, die er nie gegründet hat; sie ersetzte ihm auch den Mangel an politischer Betätigung, zu der er es nie brachte. Nur für kurze Zeit unterbrach er die wissenschaftliche Tätigkeit in seiner Akademie, als nach dem Tode Dionysios' I. (368) Dion ihn nach Syrakus einlud, um den jüngeren Dionysios für seine Reformgedanken zu gewinnen. Trotz seiner 50 Jahre und des Mißerfolges bei seiner ersten sizilischen Reise folgte Platon dem Ruf; aber erreicht hat er bei dem jungen Tyrannen nichts, jetzt ebensowenig wie fünf Jahre später, wo er zum drittenmal in Syrakus sein Glück versuchte. Den Rest seines Lebens verbrachte er von nun an in Athen, bis zu seinem Ende als Lehrer und Schriftsteller tätig; den Achtzigjährigen soll bei einem Hochzeitsmahl ein sanfter Tod hinweggenommen haben.

Die Tat seines Lebens ist seine Lehre. Auf den lebendigen, mündlichen Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Freunden und Schülern legte er wie Sokrates das größte Gewicht; seine schriftstellerische Tätigkeit kam ihm erst in zweiter Linie. In gemeinsamem Nachdenken und Streben mit anderen nach Wahrheit zu suchen, das schien ihm der Inbegriff aller Freundschaft und Liebe,

die Menschen miteinander verbinden kann. Noch heute redet man von „platonischer Liebe", wenn zwei Menschen zu rein geistiger Gemeinschaft sich zusammenfinden.

Platons Unterricht war unentgeltlich. Er vollzog sich nach sokratischer Manier durch fortgesetztes Fragen, um zunächst beim Schüler das Bewußtsein des Nichtwissens zu erzeugen, dann aber auch, um gemeinsam mit ihm das Neue zu finden. Erst später scheint Platon in zusammenhängenden Vorträgen oder Vorlesungen seine Lehre entwickelt zu haben.

Für uns lebt Platon in seinen Schriften, die in einziger Weise wissenschaftliche Tiefe, ergreifende Wärme und Schönheit der Darstellung vereinigen. Sie haben alle die Form von Gesprächen (Dialogen), in denen Sokrates die Anregung gibt und die Führung behält. Aber es ist nicht eine Wiedergabe wirklich gehaltener Gespräche. Kunstwerke sind es, wie die Reden im Thukydides. Plato legt seine eigenen Gedanken dem Sokrates in den Mund. Das war für ihn eine Handlung der Pietät. War er sich doch bewußt, alles, was er an Geistesgütern besaß und erwarb, dem Meister zu verdanken, der seine ganze Lebensrichtung ihm gegeben hatte. Auch war er überzeugt, daß Sokrates sich freudig zu allem bekennen würde, was sein Jünger auf dem von ihm gelegten Grunde weiterforschend aufgebaut hatte. Was brauchte er da zu unterscheiden zwischen dem, was der lebende Sokrates ausgesprochen hatte, und dem, was nun aus der von ihm gestreuten Saat hervorwuchs. So haben wir es bei Plato mit einem idealen, einem verklärten Sokrates zu tun. Aber sicherlich steht dieser platonische Sokrates dem historischen viel näher als der des Xenophon, der nur einzelne Züge der Wirklichkeit in äußerlich nüchterner Auffassung wiedergeben konnte.

Im Mittelpunkt von Platons Philosophie steht seine Ideenlehre. Mit dem Wort Idee bezeichnet er das, was schon Sokrates als das Wesentliche an den Dingen erkannt hatte, ihren Begriff. Aber während Sokrates seine Begriffe sämtlich aus den Wahrnehmungen abgeleitet hatte, entdeckt Platon, daß es auch Begriffe gibt, die sich nicht aus den Wahrnehmungen ableiten lassen. So gewinnen wir z. B. den Begriff des Punktes als Grenze der Linie nie und nimmer durch Wahrnehmung. Ja Platon geht noch weiter und behauptet, daß alle Begriffe oder Ideen von den Wahrnehmungen wesentlich verschieden seien. Wenn wir durch vergleichende Wahrnehmung schöner Frauen, schöner Pferde, schöner Blumen zum Begriff „schön" gelangen, so ist doch dieser Begriff weder in den Frauen noch in den Pferden oder Blumen rein und völlig enthalten; jene Gegenstände bieten nur die Veranlassung, daß wir den Begriff „schön" bilden. Keine Kugel, und sei sie noch so vollkommen, entspricht völlig dem Begriff Kugel. Und ebenso ist es mit den sittlichen Begriffen der Reinheit, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit, die uns zwar bei Betrachtung gewisser Menschen in den Sinn kommen, die aber doch bei keinem Menschen in ihrem vollen Umfang Gestalt gewonnen haben. Somit ist die Idee das einzig Wertvolle, die sichtbaren Gegenstände sind an sich nichts wert. Erst dadurch, daß sie Anteil an der Idee bekommen, werden sie, was sie werden können und sollen: Abbilder des Urbildes.

Woher haben wir denn nun aber diese Begriffe oder Ideen, wenn wir sie durch Wahrnehmung nicht haben? Platon lehrt: Die Menschenseele muß schon früher einmal existiert haben, ehe sie die Hülle dieses Leibes anzog. Damals schaute sie die Ideen, wie sie sind. Jetzt bei der Leiblichkeit wird sie bei gewissen Wahrnehmungen an jene Ideen „erinnert"; alles begriffliche Wissen vollzieht sich durch Erinnerung.

Die Sophisten hatten darauf hingewiesen, wie unzuverlässig unsere sinnlichen Wahrnehmungen sind. Diese Erkenntnis macht sich Platon völlig zu eigen und leugnet, daß aus Wahrnehmung allein überhaupt ein Wissen folge. Wahres Wissen, jenes Wissen, das nach Sokrates den Menschen zur Tugend und Tüchtigkeit führt, erlangen wir nur durch begriffliches Denken.

Die Eleaten hatten gelehrt, daß jedem Denken und Erkennen ein Sein entsprechen muß. Unseren Wahrnehmungen entspricht die Körperwelt, unseren Begriffen aber nach Platon die unsichtbare, unkörperliche Welt der Ideen. So viel höher der Himmel über der Erde ist, so viel erhabener ist diese Ideenwelt, verglichen mit der körperlichen. Jedesmal, wenn wir uns bei einer Wahrnehmung an eine Idee erinnert fühlen, erfaßt unsere Seele ein heißes Sehnen nach jener Welt, und aus dem Sinnlichen verlangen wir hinaus zum Übersinnlichen. Diese Sehnsucht nach den übersinnlichen Ideen erfüllt aber nicht bloß uns Menschen; sie erfüllt ebenso die Sinnendinge selbst und nährt in ihnen den Drang, eine Idee in möglichster Reinheit und Vollkommenheit in sich darzustellen; so werden die Ideen das Ziel, nach dem alles Geschehen als nach seinem Zwecke hindrängt.

Die oberste unter den Ideen der Ideenwelt ist die Idee des Guten. Sie leuchtet wie die Sonne im Reich des Übersinnlichen; nach ihr als dem Endzweck und Sinn der Welt drängt alles irdische Geschehen.

Glücklich macht den Menschen weder die Lust Aristipps, noch, wie Sokrates will, das Wissen, vielmehr alles, was an der Idee des Guten Anteil hat und sie zu verwirklichen geeignet ist. Das Schöne ist für Platon, als echten Hellenen, die vornehmste Form, in der das Gute in der Sinnenwelt erscheint; es erweckt Sehnsucht nach der Ideenwelt, in der heimisch zu werden das wahre Glück ausmacht.

Es war früher von dem Volksglauben die Rede, der als dionysische Religion aus dem thrakischen Norden kam und von den sogenannten Orphikern gelehrt und weit verbreitet wurde. Eine Hauptlehre dieser Orphiker war die, daß unsere Seele göttlichen Ursprungs ist, daß der irdische Leib sie wie ein Grab oder Gefängnis umfängt, aus dem sie durch die Reinigung der Weihen und Mysterien erlöst werden muß, um endlich zu ihrer göttlichen Heimat wieder aufsteigen zu können. Diese Anschauung der Volksreligion ließ sich unschwer mit Platons Lehre von der Sinnenwelt und Ideenwelt vereinigen, und wenn er nun lehrte und wissenschaftlich begründete, daß die Seele unsterblich sei und aus der Ideenwelt stamme, daß die Sinnenwelt wie eine dunkle Höhle sie umfange, aus der ein steiler Weg empor in die Region des Lichts führe, daß nur, wer schon hier die Erdenwelt überwunden, Eingang finde in das Reich der Geister, so befand er sich mit allen diesen Lehren mehr oder weniger auf dem Boden der Volksreligion. Nur die erlösende Kraft der Weihen ließ er nicht gelten, vielmehr bedarf es nach Platon des sittlichen Strebens, des selbstlosen Suchens nach Wahrheit, um die Seele aus den Banden der Leiblichkeit zu befreien.

Seit seinen Jünglingsjahren war Platon von Schmerz erfüllt über den äußeren Niedergang und inneren Zerfall des attischen Staates. Die Demokratie hatte nach seiner Ansicht gründlich abgewirtschaftet; sie brachte es mit sich, daß die Leitung des Staates nur selten in sachkundig geschulten Händen lag, sie räumte der Redekunst eine höchst bedenkliche Macht ein, sie gewöhnte den Bürger, sich um allerhand Dinge zu kümmern, die ihn nichts angingen; endlich war durch die Demokratie

Athen zu einem Reich des Handels und der Industrie geworden, wo Erwerbsbegierde und Luxus alles überwucherte, wo der Gegensatz zwischen dem üppigen Reichtum weniger und der düsteren Armut der Menge immer unerträglicher wurde. Rettung schien nur möglich, wenn das ganze Volksleben auf einen neuen Untergrund gestellt ward, wenn man auf allen Gebieten zur Einfachheit früherer Zeiten zurückkehrte.

Platons Buch über den Staat darf als sein Hauptwerk gelten. Trotz abstoßender Einzelheiten, die aus extremem Doktrinärismus entspringen, ist es ausgezeichnet durch scharfe Lebensbeobachtung, tiefe Gedanken und edelste Gesinnung. Es ist unmöglich, in einem kurzen Bericht einen Eindruck von dem Reichtum dieses Werkes zu geben. Doch soll einiges mitgeteilt werden. Berühmt oder berüchtigt ist jener Ausspruch: Der beste Staat kann nur dann entstehen und bestehen, wenn die Philosophen in ihm herrschen, oder wenn die Herrscher echte Philosophen werden. Platon wußte und sprach es aus, daß man ihn wegen dieses Ausspruchs verspotten würde, und das geschieht noch heute. Aber man muß bedenken, daß Platon unter einem echten Philosophen einen Menschen versteht, der nicht nur wissenschaftlich bedeutend ist. Er setzt bei ihm neben großen Geistesgaben die edelsten Charaktereigenschaften und die reinste Gesinnung, auch Lebenserfahrung und praktisches Geschick voraus. Diese philosophischen Herrscher sollen nun ein strenges Regiment führen und unbeschränktes Bestimmungsrecht über alle Einrichtungen und über alle einzelnen Glieder des Staates ausüben. Da ihre Einsicht die größte ist, wird dann alles am besten gedeihen. Sie müssen sich ganz ihrer großen Aufgabe widmen, dürfen weder Familie noch Besitz haben. Nicht auf ihr Glück und Wohlbehagen kommt es an, sondern nur auf ihr Werk. Sie sollen sich opfern für das Ganze, damit dieses zur höchsten Stufe des Glückes gelange. Dazu gehört, daß die Kraft jedes einzelnen im Staate möglichst ausgenutzt wird. Das wird aber nur durch strengste Arbeitsteilung erreicht. Also müssen die Bauern, die Handwerker und Händler, endlich die Krieger, welche bei ihm Wächter heißen, vollständig auf ihre Berufstätigkeit eingeschränkt werden. Niemand darf sich anmaßen, über Dinge mitzureden, die außerhalb seiner Sphäre liegen, am wenigsten, wenn es sich um den Staat handelt. Doch ist ein Übergang aus einem Stand in einen anderen nicht ausgeschlossen. Im Gegenteil, die Leitenden sorgen dafür, daß die Knaben je nach ihren Anlagen und Neigungen an den rechten Platz gebracht werden. Wer z. B. keine Lust hat zum Lernen, der soll auch nichts lernen. Es würde ihm und der Gesamtheit doch nicht nützen, vielleicht sogar schaden. Er wird ohne Rücksicht auf seine Abstammung zur Handarbeit bestimmt. Überhaupt ist die Erziehung der Jugend das höchste Staatsinteresse. Alle gefährlichen Einflüsse müssen von den Heranwachsenden ferngehalten werden. Die ganze Umgebung muß rein sein und gleich einer heilsamen, die Gesundheit fördernden Luft die Kinder zum Guten lenken. Denn wie bei jedem Werk haben auch in der Erziehung die Anfänge den größten Einfluß. Die Begabtesten und zugleich Willigsten müssen herausgefunden und am meisten gefördert werden. Aber man darf nicht übersehen, daß gerade die Begabten besonders gefährdet sind. Einseitige Übertreibungen liegen ihnen nahe, und wenn sie zu früh sich mit den schwersten Aufgaben befassen, werden sie später gleichgültig und untätig. Lassen sie sich aber durch die Gunst der Menge berauschen, so können sie in ihrem Ehrgeiz zum Verderben ihres Volkes werden. Das geschieht am leichtesten in der Demokratie.

Da gibt's zwar, wie viele meinen, ein wahrhaft göttliches Leben: niemand braucht sich etwas befehlen zu lassen; obwohl die Menschen tatsächlich sehr ungleich sind, herrscht allgemeine Gleichheit; es gibt keinen Unterschied zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrern und Schülern. Wer der Menge nach dem Munde redet und daher für einen Volksfreund gilt, kommt ins Amt und führt in den Versammlungen das große Wort. Die Menge schart sich um ihn und läßt keinen anders Gesinnten zu Worte kommen. Wer unter solchen Einflüssen aufrecht bleibt und unverführt, der hat das einer göttlichen Fügung zu verdanken. Das ist der wahre Philosoph. Er verlangt nicht, daß der Staat ihm Vorteile gewähre. Auch drängt er sich nicht zu einer leitenden Stellung. Nur weil ohne ihn Schaden entstehen würde, übernimmt er ein Amt, und dann dient er als Herrscher. Er ist nicht abhängig von irgendwelchen Äußerlichkeiten, er kennt keine Rücksicht auf sein eigenes Wohl oder Wehe. Denn Höheres erfüllt seine Seele. Sein Blick ist gerichtet auf das Reich der Ideen und besonders auf die höchste der Ideen, die Idee des Guten, welche wie eine überirdische Sonne seine Seele erleuchtet. Durch sein Wirken im Staat den Dingen und den Menschen Anteil zu geben an dieser höchsten Idee des Guten, soweit das im irdischen Getriebe möglich ist, das ist seine Aufgabe, in diesem Streben findet er Befriedigung und Glückseligkeit.

Eine vollkommene Verwirklichung seiner Ideen über den „besten Staat" hat Platon selbst wohl nicht für möglich gehalten. Ein Idealbild war's ihm, wie jene Idee des Guten, die ebenfalls im irdischen Stoff sich nur unvollkommen verkörpern kann. Eine Fülle von ernsten und erhabenen Gedanken strahlt aus seinem Buche hervor, und Platons Staat gehört zu den wertvollsten Werken, welche die Menschheit besitzt. —

Leukippos hatte in Abdera die Atomenlehre aufgestellt, wie S. 282 erzählt ist. Ihm erstand ein bedeutender Schüler in derselben Stadt in Demokrit (460—361). Nach ihm ist alles Geschehen ohne Ausnahme Bewegung von Atomen. Die vollkommensten, weil beweglichsten Atome sind die des Feuers; ja diese Feueratome erregen geradezu die Bewegung; aus ihnen besteht auch die Seele. Er denkt sich solche Seelenatome durch den ganzen Körper verteilt, in der Weise, daß zwischen je zwei leiblichen Atomen ein solches Seelenatom sitzt. Das ganze Seelenleben ist ihm nun nichts als Bewegung dieser feinsten Atome. Bei jeder Wahrnehmung dringen kleinste Teile der wahrgenommenen Dinge in unsere Organe ein und versetzen die dort vorhandenen Seelenatome in Bewegung; und ebendies ist dann Wahrnehmung. Auch das Denken vollzieht sich nicht anders; kleinste Teilchen der Dinge, über die wir nachdenken, sind in uns eingedrungen und machen sich unseren Seelenatomen bemerkbar. Großartig kühn ist dieser Versuch Demokrits, alle Vorgänge, auch die geistiger Art, aus der Bewegung stofflicher Teile zu erklären; damit ist er der Vater des Materialismus geworden. Leider sind seine zahlreichen Schriften, die an Formvollendung denen Platons gleichkamen, sämtlich verlorengegangen, so daß wir über vieles, was dieser „größte Naturforscher des Altertums" gelehrt hat, nur mangelhaft unterrichtet sind.

Im freundschaftlichen Gedankenaustausch scheint Demokrit mit dem größten Arzt seiner Zeit, mit Hippokrates von Kos, gestanden zu haben. Groß war die Kunst des Hippokrates, Krankheiten durch vernünftige Diät hintanzuhalten.

Auf Salben und Mixturen legte er geringen Wert. Er war der Überzeugung, daß man vornehmlich die Natur müsse wirken lassen. Als unerschrockener Arzt ging er nach Athen, als dort gerade die Pest wütete (429), um zu helfen, soweit zu helfen war. Noch heute nennt man die Veränderung, die im Antlitz von Sterbenden vorzugehen pflegt, das „Hippokratische Gesicht", weil Hippokrates zuerst diese Erscheinung beobachtet und befriedigend erklärt hat.

Wir brechen hier ab, obgleich noch viele Männer sich nennen ließen, die auf dem einen oder anderen Gebiet des menschlichen Wissens im 4. Jahrhundert bahnbrechend gearbeitet haben. Wo immer man den Anfängen einer Wissenschaft nachforscht, wird man schließlich auf einen griechischen Gelehrten stoßen, der sie zuerst gepflegt und in ihren Grundzügen festgelegt hat. Die Geburtsstätte aller echten Wissenschaft zu sein, ist nicht der geringste Ruhm, den das kleine hellenische Land für sich in Anspruch nehmen darf.

VIII. Die letzten Jahrzehnte der griechischen Freiheit.

Sparta, verherrlicht durch seinen Sieg im Peloponnesischen Kriege, erschien als erste Macht unter den hellenischen Stämmen. Es war dadurch aber aus seiner natürlichen Begrenzung herausgetreten und auf eine fremde Bahn gedrängt, wo es sich auf die Dauer nicht zu behaupten vermochte. Seine Vorherrschaft war zwar durch die Erfolge der letzten Jahre fest gegründet. Alle Inseln und Küstenstädte, die zum athenischen Reiche gehört hatten, waren jetzt Sparta untertänig, und von Lysander wurden in den Städten zehn Männer unter Leitung eines spartanischen Kommandanten, den man Harmosten nannte, mit unbeschränkter Macht an die Spitze gestellt. Aber die Harmosten waren meist rauhe, herrische Männer, die sich vor allen Dingen selbst zu bereichern suchten. Sie bedienten sich ohne Scheu und Schonung jedes Mittels, das für diesen Zweck förderlich schien. Dazu kam, daß sich die früheren Bundesgenossen, auf deren Kosten und mit deren Blut der Sieg errungen worden war, bitter getäuscht sahen, da sie, statt die Frucht des Sieges zu teilen, selbst in größere oder geringere Abhängigkeit geraten waren. Gegen Lysander, der überall eigenmächtig verfuhr, erhob sich in Sparta selbst eine starke Gegnerschaft, der es gelang, den Einfluß dieses herrschsüchtigen Mannes zu brechen. Mit ihm fielen auch jene von ihm errichteten oligarchischen Regierungen in den Städten.

Einer der spartanischen Harmosten, der verschlagene und grausame Klearchos, verfuhr in Byzanz mit solcher Härte und unersättlicher Geldgier, daß er endlich seines Amtes entsetzt wurde. Er war ein Freund Lysanders und stand durch ihn mit dem jüngeren Kyros in Verbindung. Dieser ehrgeizige Prinz ging damals mit dem Plane um, seinen Bruder Artaxerxes II. vom Throne zu stoßen. Er kannte die Überlegenheit der griechischen Waffen; mit ihrer Hilfe hoffte er sein Wagnis zu vollführen. In seinem Auftrag und mit seinem Golde warb Klearchos auf dem thrakischen Chersones Scharen hellenischer Abenteurer. Durch spartanische Strenge schuf er sie zu einem Heere, das bereit und tauglich war, für reichlichen Sold jedem Feinde die Spitze zu bieten. Dieses Heer führte er nach Asien, wo noch andere Heerhaufen zu ihm stießen, so daß die volle Zahl des Söldnerheeres 13 000 Mann betrug. Kyros gab anfangs vor, er bedürfe ihrer Hilfe gegen feindliche Nachbarn, und lockte sie unter diesem Vorgeben immer weiter nach Osten in das Innere des Perserreiches. Erst, als sie schon die Gebirgspässe des Tauros überschritten hatten und in Kilikien standen, eröffnete ihnen der Prinz seine wirklichen Pläne. Anfangs weigerten sie sich, weiterzuziehen; bald aber überwanden neue Versprechungen alle Bedenken. Ein großes, aus Persern gebildetes Heer, das Kyros gleichzeitig gesammelt hatte, stieß zu ihnen, und da der Marsch zunächst durch ein reiches Land mit unbekannten Genüssen führte, war die Stimmung der Truppen die beste.

Der Zug ging weiter über den Euphrat und durch die arabische Wüste, wo kein Baum zu sehen war, kein Hügel den Horizont begrenzte. Bald aber, als man Babylon sich näherte, bot das Land wieder einen freundlicheren Anblick, und die Hellenen konnten nicht genug staunen über die Fruchtbarkeit des durch Kanäle bewässerten Tieflandes, über die Palmenhaine und die Fülle von Früchten, die sie zum Teil noch gar nicht kannten. Es kam ihnen vor, als seien sie in eine neue Welt versetzt. Sie sollten sich nicht lange dieser Herrlichkeit erfreuen, denn einige Tagereisen nordwärts von Babylon, bei Kunaxa, stieß man unerwartet auf das Heer des Großkönigs, das die ganze Ebene bedeckte. In bunten Trachten und mit den mannigfachsten Waffen rückte es heran, wie einst zur Zeit des Xerxes. Kyros ordnete sogleich seine Scharen zum Angriff. Gern hätte er die Griechen bei sich im Mitteltreffen gehabt; allein diese weigerten sich, ihre Stellung auf dem rechten Flügel zu verlassen, wo sie der Strom vor Umzingelung durch die feindlichen Reiter schützte. Als der Kampf begann, sangen sie den Päan und rückten zunächst langsam vor. Dann aber stürmten sie in geschlossenen Gliedern auf den Feind, der voll Schrecken auseinanderstob. Tissaphernes, der uns schon bekannte Satrap, suchte vergeblich dem Ansturm der Griechen Einhalt zu tun; was sich widersetzte, ward niedergestoßen; die ganze Ebene war mit Leichen und weggeworfenen Waffen bedeckt.

Mit nicht geringerer Heftigkeit hatte Kyros im Mitteltreffen angegriffen. Er hatte kein anderes Ziel, als eigenhändig den König zu töten. Schon traf ihn seine Lanze; aber sie bewirkte nur eine leichte Verwundung, während er selbst, den Seinigen weit voran, von den Feinden umringt und vom Pferde gestochen wurde. Sein Barbarenheer, des Führers beraubt, wandte sich zur Flucht, obgleich der linke Flügel noch gar nicht zum Kampfe gekommen war.

Als die Griechen den Tod des Kyros erfuhren, kehrten sie in ihr Lager zurück, das inzwischen die siegreichen Truppen des Königs ausgeplündert hatten. Obgleich es ihnen hier am nötigsten fehlte, so wiesen sie doch die Aufforderung, ihre Waffen auszuliefern, aufs entschiedenste zurück: „Wir bedürfen ihrer“, sagten sie, „ebenso wie der Freiheit; indessen sind wir bereit, für entsprechenden Sold dem Könige ebenso treu zu dienen, wie wir seinem Bruder gedient haben.“

In der zweiten Nacht machten sie sich auf den Weg, um das flüchtige Barbarenheer des Kyros einzuholen. Als man sie verfolgte, stellten sie sich furchtlos zu neuem Kampfe. Doch die Perser fanden es klüger, einen Vertrag mit ihnen abzuschließen und ihnen Führer und sichere Rückkehr zu verheißen. Tissaphernes selbst gab ihnen mit einem ansehnlichen Heere zunächst das Geleit. Nach einigen Tagen aber entbot er die fünf hellenischen Oberbefehlshaber und zwanzig Hauptleute in sein Zelt und ließ dort die arglos vertrauenden Männer teils in Fesseln schlagen, teils niederhauen.

Da stand nun das verlassene Häuflein, seiner Führer beraubt, von mächtigen Heeren umringt, mitten im feindlichen Lande, 1800 km von der ionischen Küste entfernt. Die Nacht brach an, aber sie brachte keinen erquickenden Schlaf; denn allen schwebte das gewisse Verderben vor Augen. Um Mitternacht berief Xenophon, der uns bekannte Athener (vgl. S. 319), die noch vorhandenen Hauptleute zur Beratung. Er stellte ihnen in feuriger Rede vor, daß der tapfere Mann niemals verlassen sei, daß ihnen, obwohl man sie treulos verraten habe, gleichwohl alle Schätze und Reichtümer des Barbarenlandes zur Verfügung ständen, da ihren

Waffen kein Feind zu trotzen vermöge. Er ermahnte sie, aus ihrer Mitte erprobte Führer zu wählen und strenge Kriegszucht zu halten; so würden die Feinde, wie zahlreich sie auch seien, ihnen nichts anhaben können.

Seine Ansprache hob den gesunkenen Mut der Männer, und sie wollten ihn zum obersten Befehlshaber ernennen; doch da er bescheiden ablehnte, so wurde der Lakedämonier Cheirisophos gewählt, der ihm dann die zweite Stelle übertrug. Den Weg, auf dem sie gekommen waren, konnten die Griechen nicht wieder einschlagen, da sie in den großen Ebenen von der Übermacht ihrer Feinde erdrückt worden wären. Sie mußten versuchen, durch die Gebirge Armeniens das Schwarze Meer zu erreichen (vgl. die Kartenskizze auf Abb. 195).

Xenophon war unerschöpflich an Hilfsmitteln, um die kleine Schar mitten durch unbekanntes Feindesland der Heimat zuzuführen. In den wilden Gebirgsgegenden, durch die man ziehen mußte, war mit geschlossenen Kolonnen nicht wohl voranzukommen; so formierte Xenophon das Heer in kleine Abteilungen von je 100 Mann, die sich vortrefflich bewährten. Als feindliche Reiterschwärme das Heer unleidlich bedrängten, wurde eilends eine Anzahl Hopliten mittels Beutepferden beritten gemacht und rhodische Schleuderer ihnen beigegeben, welche den Feinden so erfolgreich begegneten, daß sie sich nicht mehr in die Nähe wagten.

Der Marsch führte an dem alten Ninive vorbei, dann über steile Gebirge längs dem Ufer des Tigris unter beständigen Kämpfen. Im Lande der Karduchen, im südwestlichen Armenien, wo die wilden Einwohner Baumstämme und Felsen von den Bergen rollten und nicht selten Roß und Mann zerschmetterten, dauerte der mörderische Kampf sieben Tage lang; endlich aber bahnten sich die Griechen einen Weg durch die Niederungen des Kentrites, der durch reiches Gelände zum Tigris strömt. Der Kentrites wurde überschritten, obgleich persische Reiter und Bogenschützen das jenseitige Ufer verteidigten. Ebenso Tigris und Euphrat in ihrem Oberlauf; dann ging es wieder ins Gebirge, wo der Winter mit ungewöhnlicher Strenge eintrat, so daß vielen Hände und Füße erfroren. Dann kamen sie in Dörfer, wo die Wohnungen für Menschen und Vieh unter der Erde angelegt waren. Sie brachten eine fröhliche Woche in diesen unterirdischen Behausungen zu; denn die Tafeln waren reichlich besetzt, und freundliche Knaben kredenzten die Becher.

Die letzten Kämpfe hatte das Heer zu bestehen, als es sich den Bergen der kaukasischen Völker näherte. Da stritten besonders die Chalyber mit solcher Tapferkeit, daß man ihre Dörfer nicht einnehmen konnte. Endlich erblickte man vor sich einen hohen Berg, und sobald die Vordersten den Gipfel erreichten, erhoben sie lauten Jubelruf. „Thalatta! Thalatta!" (Meer! Meer!) erklang es immer von neuem; mit Freudentränen in den Augen sahen sie vor sich die glänzenden Wogen der See und die Küsten, wo Griechenstädte gastlich winkten, wo der Weg zur lieben Heimat offenstand. In Trapezus, der ersten griechischen Pflanzstadt, die sie erreichten, hielten sie eine dreißigtägige Rast und feierten das Ende ihrer Mühen durch fröhliche Wettspiele. Endlich gegen Ende des Sommers 400 v. Chr. gelangten sie nach Chrysopolis am Bosporos, Byzanz gegenüber; ihre Zahl war von 13000 auf 8500 zusammengeschmolzen.

Ein Jahr und drei Monate hatte der Zug gedauert, der als der „Rückzug der Zehntausend" weltberühmt ist. Er zeigte, was eine Handvoll Hellenen unter kundiger, zielbewußter Führung noch immer vermöge. Und doch waren sie gewiß

nicht die Blüte der Nation, sondern zum größten Teil rauflustiges, vaterlandsloses Gesindel, das aus Beutegier in eine ungewisse Ferne gezogen war. Auch offenbarte der Zug des Xenophon und seiner Leute, wie im Riesenreich der Perser gar vieles faul war.

Der Zug des Kyros trug nicht wenig dazu bei, das bisher freundliche Verhältnis zwischen Sparta und Persien zu zerstören. Als Tissaphernes die ionischen Küstenstädte von neuem zu unterwerfen suchte, sandte Sparta ihnen Hilfe. Besonders war es Agesilaos, der mit Erfolg die Perser bekämpfte. Er war ein tapferer, schlichter, leutseliger Mann, der sich stets so benommen hat, wie man es von einem echten Spartaner erwartet. Er bewahrte die alte spartanische Mäßigkeit und zog daher auch auswärts die schwarze Suppe allen Leckerbissen der Kochkunst vor. Obgleich von Gestalt unansehnlich, ja, durch ein Fußleiden gehemmt, wußte er doch in allen Lagen seine Würde zu behaupten.

Seinen Feldzug in Asien faßte er gerade wie später Alexander der Große als nationalen Rachezug auf. Er begann ihn als ein neuer Agamemnon mit einem feierlichen Opfer in der Bucht von Aulis. In Asien siegte er über Tissaphernes besonders in einem Reitertreffen bei Sardes und machte sich schon bereit, in das Innere des großen Perserreiches vorzudringen. Da erreichte ihn der Befehl der Ephoren, eilends nach Griechenland zurückzukehren, weil Spartas Ansehen daselbst aufs höchste bedroht sei.

Dem war in der Tat so. Der Großkönig hatte den Spartanern in ihrer Heimat Feinde erweckt. Er berechnete ganz richtig, daß ein Krieg in Hellas Agesilaos aus Asien vertreiben würde.

Der Krieg, der jetzt begann, führt den Namen der korinthische, weil dabei hauptsächlich um den Isthmos von Korinth gekämpft wurde. Zunächst stand nur Böotien den Spartanern gegenüber. Als aber gleich anfangs Lysander in einem unglücklichen Treffen gefallen war (396), traten Korinth und Argos und vor allem auch Athen auf die Seite der Böotier. Athen hatte sich merkwürdig rasch von der Heimsuchung erholt, die Lysander über die Stadt gebracht hatte. Zwar die langen Mauern lagen noch danieder, und die Flotte bestand nur aus wenigen Schiffen. Aber die Finanzen waren gesund und gestatteten schon jetzt, 10 Jahre nach Ägospotamoi, es wieder mit dem alten Gegner zu versuchen.

Dieser sogenannte korinthische Krieg dauerte fast sieben Jahre. Das Denkmal in Athen, das unter Nr. 110 abgebildet ist, ehrt einen Helden dieses Krieges. Im allgemeinen waren die Spartaner zu Lande den Verbündeten überlegen, aber der Athener Konon siegte an der Spitze einer zum großen Teil aus persischen Schiffen bestehenden Flotte über die Spartaner und verschaffte seiner Vaterstadt die Möglichkeit, ihre Mauern wiederherzustellen. Er und Thrasybul waren auf dem besten Wege, die alte Seemacht Athens im Ägäischen Meer wieder aufzurichten. Da wandte sich Sparta an die Perser.

Antalkidas, der dem Lysander an Gewandtheit und Verschlagenheit glich, wurde an den Hof von Susa entsendet und vermittelte dort den nach ihm benannten Frieden. Die Bedingungen, welche ihm zugrunde lagen, beweisen, daß alles Gefühl für die nationale Ehre und für das gemeinsame Vaterland in den Spartanern erstorben war. Sie lauteten also: „König Artaxerxes erkennt für Recht, daß die hellenischen Städte Kleinasiens seiner Herrschaft unterworfen bleiben; alle übrigen griechischen Staaten aber sollen wieder ihre frühere Unabhängigkeit erlangen. Es

ist sein Wille und Gebot, die Widersetzlichen zu Wasser und zu Lande zu befriegen." Dieser unrühmliche Friede (387) gab einen wesentlichen Teil der freien Hellenen den Barbaren preis, deren Satrapen in den neu unterworfenen Städten mit ausgesuchter Härte regierten. Nächst dem persischen König hatte Sparta bei dem Frieden am meisten gewonnen; denn es war mit der Vollstreckung desselben beauftragt und ließ sich dabei natürlich von seinem Vorteil leiten. Für Athen, das durch eine dem Vertrage beigefügte Klausel im Besitz von Lemnos, Imbros und Skyros verblieb, bedeutete der Friede den Verzicht auf alle Erfolge, die Konon und Thrasybul errungen hatten, und damit auf die Wiederherstellung des alten Reichs: aber es blieb ihm vorderhand nichts übrig, als sich zu fügen.

Als der Spartaner Phöbidas 382 zu einer Unternehmung gegen die aufblühende Stadt Olynth auf der Chalkidike ausgesandt war, knüpfte er unterwegs mit spartanisch gesinnten Oligarchen in Theben Verhandlungen an und bemächtigte sich durch einen Handstreich der Burg.

In ganz Griechenland erhob sich ein Schrei der Entrüstung über die Tat des Phöbidas; selbst in Sparta wagten nur wenige ihn zu entschuldigen, unter diesen wenigen aber war Agesilaos. Er sagte in der Volksversammlung: „Es kann hier nur die Frage sein, ob die Maßregel zum Vorteil oder zum Nachteil des Staates gereicht. Im ersteren Falle hat Phöbidas seine Pflicht getan, in letzterem verdient er Strafe." Die Ephoren wählten darauf einen Mittelweg; sie entsetzten den Angeklagten seiner Stelle und legten ihm eine schwere Geldbuße auf, beschlossen aber zugleich, die Kadmea zu behaupten. So blieb Theben 8 Jahre in Knechtschaft.

Aber eine Anzahl thebanischer Patrioten, unter ihnen Pelopidas, hatten sich geflüchtet und in Athen Aufnahme gefunden. Ähnlich wie im Jahre 403 Thrasybul von Theben zur Befreiung Athens ausgezogen war, gelang es jetzt Pelopidas und den Seinen, von Athen aus die Vaterstadt von der spartanischen Gewaltherrschaft zu befreien. Ein Bund zwischen den alten Gegnern, Athen und Theben, schloß sich an diese Ereignisse an.

Inzwischen hatten die Athener mit Nachdruck daran gearbeitet, die schon zweimal verlorene Seemacht wieder aufzurichten. Sie erließen an alle Hellenen und Barbaren, soweit sie nicht unter der Herrschaft des Großkönigs standen, die Aufforderung, sich zu einem Bund gegen Spartas Anmaßung zusammenzuschließen. Die freie Selbstverwaltung (Autonomie) aller teilnehmenden Staaten wurde gewährleistet — wie es der Antalkidasfriede verlangte — und ausdrücklich festgesetzt, daß die Athener im Gebiet der Verbündeten keinen Landbesitz sollten erwerben dürfen. Ein Bundesrat, in dem die Abgeordneten sämtlicher Bundesstaaten Sitz und Stimme hatten, sollte die gemeinsamen Angelegenheiten von Athen aus im Einvernehmen mit dem Vorort leiten. Der Erfolg dieser Vorschläge war überraschend: so viele Städte und Inseln schlossen sich alsbald diesem dritten attischen Seebund an, daß Athen mit einem Schlage wieder die gebietende Macht auf dem Ägäischen Meere war.

Bisher war die Rolle, die Theben in der Geschichte Griechenlands spielte, keine erhebliche, oft nicht einmal eine rühmliche gewesen. In den Perserkriegen hatte es auf der Seite des Landesfeindes gestanden, eine Verirrung, die ihm nie ganz verziehen wurde. An tapferen Männern hatte es in Böotien zu keiner Zeit gefehlt; aber an geistiger Bildung war es zurückgeblieben, wenn auch gewiß nicht alles wahr ist, was boshafte Athener über den Stumpfsinn und die Gefräßigkeit

der Böotier zu erzählen wußten. Sind doch Hesiod und Pindar und die Dichterin Korinna in Böotien geboren; und wenn glaubwürdig überliefert wird, daß die Frauen bei den Thebanern höher geachtet wurden als zu Athen, so gereicht ihnen das wahrhaftig nicht zur Unehre. Sie bedurften nur der Leitung durch bedeutende, willensstarke Männer, um Großes zu leisten. Solche Männer hatten sie jetzt, und so strebten sie denn zuversichtlich danach, neben Sparta und Athen zum Rang einer Großmacht sich aufzuschwingen.

Das war vor allem Epaminondas. Er stammte aus einer edlen, aber verarmten Familie, die ihren Ursprung bis auf Kadmos zurückführte. Als Knabe besuchte er nach thebanischer Sitte die Palästra, um sich körperlich auszubilden,



181. Kloster Burkano am südöstlichen Fuße des Ithome.

20 Minuten oberhalb dieses Klosters kommt man zu den Trümmern des sogenannten Lakonischen Tores, das die Südostecke der von Epaminondas angelegten Festung Messene bildete.

strebte aber mehr nach Gewandtheit im Laufen und Ringen als nach der rohen Kraft, welche der in Theben beliebte Faustkampf forderte. Größere Freude als die Gymnastik bereiteten ihm musische Übungen. Er spielte die Flöte und Lyra; auch führte er nicht selten bei festlichen Aufzügen den Chorreigen. Mit Vorliebe las und memorierte er den Pindar und andere Dichter. Was ihn aber in seiner Vaterstadt besonders auszeichnete, waren seine philosophischen Studien. Der weise Lysis aus Tarent, ein Pythagoreer, der wegen Verfolgung seiner Schule aus Italien geflohen war und bei dem Vater des Epaminondas gastliche Aufnahme gefunden hatte, war sein Lehrer. Alles, was sonst von ihm berichtet wird, sein Ernst, seine Zurückhaltung im Reden, seine strenge Wahrheitsliebe erinnern an Perikles, dem er dadurch noch überlegen ist, daß er der größte Feldherr der Griechen und einer der größten Feldherren aller Zeiten war. Man hätte ihn, wie unsern

Moltke, „den großen Schweiger" nennen können. „Niemand weiß so viel und spricht so wenig", sagte man von ihm, und man rühmte, daß er die mit ihm Sprechenden immer bis zu Ende anhörte. Darin war er glücklicher als der große Athener, daß er im Rate wie im Kampfe einen gleichgesinnten Freund zur Seite hatte, Pelopidas, der sein kriegerisches Ungestüm neidlos dem größeren Freunde zur Verfügung stellte. Über wenige Gestalten der Weltgeschichte herrscht eine solche Einmütigkeit bewundernder Anerkennung wie über Epaminondas.

Nach mancherlei Wirren kam es zum Krieg zwischen Sparta und Theben. Bei dem böotischen Leuctra siegt Epaminondas entscheidend. Er wandte die sogenannte schiefe Schlachtordnung an. Durch Verstärkung des einen Flügels führte er diesen zum Siege. Der andere schwächere Flügel hatte sich defensiv verhalten. Jetzt machte der siegreiche Flügel eine Schwenkung, um im Verein mit dem andern den noch unbesiegten Teil der Feinde ins Wanken zu bringen. Das war eine geniale Neuerung in der Kriegskunst, die bis auf die neueste Zeit ruhmreiche Nachahmung gefunden hat.

Es beginnt nun die Hegemonie von Theben, aber sie beruht nur auf der Größe der leitenden Männer. Epaminondas schuf eine thebanische Flotte. Er veranlaßte im Peloponnes die Arkader und die Messenier, sich zu vereinigen und je eine Bundeshauptstadt in ihrer Landschaft zu gründen: Megalopolis und Messene. Nun waren sie imstande, den Spartanern, ihren mächtigen Nachbarn, selbständig Widerstand zu leisten. Während Pelopidas die Macht Thebens in Thessalien und Makedonien zu begründen suchte, erschien Epaminondas wiederholt mit Heeresmacht im Peloponnes. Während dieser Kämpfe mußte der makedonische Königssohn längere Zeit als Geisel in Theben leben. Aber Pelopidas fiel auf einem seiner Kriegszüge in Thessalien, und Epaminondas siegte zwar 361 bei Mantinea, wurde aber tödlich verwundet. Als man dem sterbenden Helden den Sieg meldete, starb er gefaßt, gab aber mit schwacher Stimme den Seinen den Rat, das Heer nunmehr zurückzuführen und Frieden zu schließen.

Theben sank nun rasch von seiner Höhe herab; der Traum von seiner Vorherrschaft über Hellas war ausgeträumt. Politische Ohnmacht und Zersplitterung hatte Epaminondas allenthalben gefördert, um auf den Trümmern von Hellas sein Theben allgewaltig zu erheben. Und nun sank mit seinem Tod auch dies Theben selbst in Trümmer! Wohin das Auge schaute, nichts als Verfall, nichts als Ruinen; und nirgends ein Mann, der mit schöpferischer Kraft neues Leben zu wecken vermochte! Das Ende der griechischen Freiheit stand nahe bevor.

Westhellas im 4. Jahrhundert.

Zu derselben Zeit, wo die Mächte des griechischen Ostens, Sparta, Athen, Theben, eine nach der anderen zu Mittelstaaten herabsanken, ging es auch mit der Macht der Westhellenen abwärts. Die Geschicke Siziliens bis zum erschütternden Ende der sizilischen Expedition (413) sind früher (vgl. S. 296 ff.) erzählt worden. Nach Überwältigung der übermächtigen Feinde erhob Syrakus stolzer als je sein Haupt über die Nachbarstaaten. Aber es sollte sich seines Glückes nicht auf die Länge erfreuen; denn bald nach der Niederlage der Athener machten die Karthager einen Versuch, ihre Herrschaft auf der Insel auszubreiten. Nächst Syrakus war die bevölkertste Stadt Siziliens Akragas, von den Römern später Agrigentum, jetzt Girgenti genannt. Die Karthager belagerten zunächst diese Stadt, die durch

ihre Lage und starke Festungswerke uneinnehmbar schien. Aber der Hungersnot, die durch die Einschließung in der Stadt entstand, vermochten die verwöhnten Bewohner nicht lange Widerstand zu leisten.

Der Fall von Agrigent setzte alle Griechenstädte der Insel in Schrecken, vornehmlich Syrakus. Man rüstete sich in aller Eile, warb Söldner an und bestellte zum Führer derselben den jungen, rücksichtslosen Dionysios. Dieser benutzte seine Stellung dazu, die Herrschaft über seine Mitbürger dauernd an sich zu reißen. Er besetzte mit seinen Kriegsknechten die wichtigsten Punkte der Stadt, umgab sich mit einer Leibwache, erbaute auf Ortygia eine Zwingburg und schloß mit den Karthagern einen Vertrag, worin er ihre Eroberungen im Westen der Insel anerkannte.

Dionysios war mäßig und tätig, aber aus Furcht vor heimlichen Dolchen, die auch der Westhellene gegen Unterdrücker seiner Freiheit stets bereit hielt, schritt er von einer Gewalttat zur anderen und ward ein Tyrann in des Wortes schlimmster Bedeutung. Seine Menschenverachtung war grenzenlos; er war erfinderisch in grausamen Scherzen. Bekannt ist, wie er den Schmeichler Damokles, der ihn wegen seiner Herrschermacht glücklich pries, mit allen Abzeichen der fürstlichen Würde bekleiden und an seiner Tafel aufs reichste bewirten, über seinem Haupte aber ein Schwert an einem Pferdehaar aufhängen ließ, bei dessen Anblick jener auf den Thron und alle Ehren gern verzichtete.

Für die materielle Blüte seiner Hauptstadt, die durch ihn die größte Stadt der ganzen griechischen Welt wurde, hat Dionys sehr viel getan. Die Festungswerke dehnte er über die westlich Achradina überragenden Höhen aus. Seine Kriegsflotte brachte er auf 310 Trieren, in seinen Arsenalen lagerten Unmassen von Waffen und anderem Kriegsgerät. Seine Absicht war dabei, nicht nur sich in Syrakus zu behaupten, sondern auch die Karthager wieder von der Insel zu verdrängen und auch in Unteritalien maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Nach wechselvollen Kriegen hatte er um 387 in Westhellas eine Machtstellung errungen, die der von Sparta im Osten nur wenig nachgab. Auf seine alten Tage wurde er dann ein Fürst des Friedens und zog Dichter und Philosophen an seinen Hof. Wie es Platon bei ihm erging, wurde früher (S. 320) erzählt. Als er im Jahre 367 starb, folgte ihm sein Sohn Dionysios der Jüngere. Er war erst 28 Jahre alt und zum Herrschen weder erzogen noch geeignet. Sein Vater hatte ihn aus Mißtrauen von allen Regierungsgeschäften ferngehalten; das sollte sich jetzt rächen. Sein Oheim Dion versuchte zweimal durch den weisen Platon auf den Neffen einzuwirken, aber beidemal vergebens. Dionys liebte das lustige Leben doch mehr als die Geometrie, und diese und die Philosophie wurden ihm bald genug langweilig. Dion selbst wurde verbannt, und die Tyrannei wütete schonungslos in Syrakus.

Da erschienen edle Syrakusaner bei dem verbannten Dion und baten ihn flehend, einen Versuch zur Befreiung seiner Vaterstadt zu machen. Dion setzte darauf mit geworbener Mannschaft aus Hellas nach Sizilien über, ward durch viele Flüchtlinge verstärkt und drang, während Dionys gerade abwesend war, in die Stadt ein. Nach einigem Wechsel des Glückes und der Gunst des wetterwendischen Volkes nahm er auch die Burg in Besitz, führte nun aber nicht eine Idealverfassung nach Platons Weisungen ein, sondern benahm sich mehr und mehr auch seinerseits wie ein Tyrann. Einige Jahre später wurde er ermordet. Nach mancherlei Wechselfällen kehrte Dionys zurück und bedrückte jetzt die Syrakusaner



182. Syrakus.
Blick vom Theater nach Ortygia (der heutigen Stadt) und nach dem großen Hafen.

noch mehr als vorher. Die zur Verzweiflung gebrachten Bürger wandten sich um Hilfe an Korinth, die Mutterstadt von Syrakus. Und wirklich erhielten sie von dort zwar keine Heeresmacht, aber einen Mann, der mehr leistete, als ein großes Heer gekonnt hätte. Als in der korinthischen Volksversammlung gefragt wurde, welcher Bürger mit einigen Truppen nach Syrakus zu gehen bereit sei, meldete sich der 65jährige Timoleon.

Er scheint von Kindheit auf leidenschaftslos und zum Nachdenken geneigt gewesen zu sein, während sein älterer Bruder Timophanes lebhaft und tatkräftig war. Er liebte seinen Bruder und wurde einst sein Lebensretter in einem Kampfe. Aber höher als Bruderliebe stand dem antiken Helden die Freiheit des Vaterlandes. Als um das Jahr 365 Timophanes die Regierungsgewalt in Korinth an sich riß, mahnte ihn Timoleon ernstlich, von solchem Beginnen abzulassen. Timophanes aber beharrte bei seinen tyrannischen Bestrebungen, besetzte Akrokorinth und belegte mit Tod und Verbannung alle, die ihm gefährlich erschienen. Darauf trat Timoleon nochmals mit zwei gleichgesinnten Freunden zu dem Bruder und wiederholte seine Bitte. Aber auch diesmal wurde er abgewiesen: da verhüllte Timoleon weinend das Haupt; seine Freunde aber durchbohrten mit den rasch gezückten Schwertern den Mann, der es gewagt hatte, die Freiheit ihrer Vaterstadt zu unterdrücken.

Die Tat war geschehen; sie lastete mit ihrer ganzen Schwere auf Timoleon, der sie ermöglicht, wenn auch nicht mit eigener Hand vollzogen hatte. Man zog den Tyrannenmörder nicht vor Gericht, aber man mied, man verabscheute ihn. Die eigene Mutter verfluchte den Sohn und verschloß ihm ihr Haus. Nur dem Zureden seiner Freunde gelang es, ihn zu bewegen, daß er das Leben ertrug. Aber die Erinnerung an das Geschehene umhüllte seinen Geist mit Trübsinn. Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück, wie einer, der zu schwer gesündigt hat, um zusammen mit tugendhaften Menschen den Staat zu regieren.

Etwa 20 Jahre hatte er so in Schwermut vertrauert; da kamen die Gesandten von Syrakus und baten um Beistand gegen die Bedrückung durch Dionysios. Einen schöneren Beruf konnte sich Timoleon nicht denken: er hoffte durch die schuldlose Überwindung dieses zweiten Tyrannen das Grausige jenes ersten Tyrannenmordes zu sühnen.

Mit einem Söldnerheer und einer kleinen korinthischen Flotte siegte Timoleon. Er belagerte Dionys auf der Insel Ortygia. Da kam es zu einem friedlichen Ausgleich. Dionysios bekam in Korinth ein Asyl zugesichert, durfte auch die kostbare Einrichtung seiner Tyrannenburg mit sich nehmen; die Burg selbst aber samt unermeßlichen Kriegsvorräten übergab er an Timoleon. Durch wüste Schlemmerei soll Dionys in Korinth das ihm gebliebene Vermögen vertan und dann als Schulmeister ein kümmerliches Brot sich erworben haben — ein warnendes Beispiel von der Vergänglichkeit irdischen Glanzes.

Zum Zeichen, daß die Knechtschaft vorüber sei, ließ Timoleon alsbald das Tyrannenschloß auf Ortygia niederreißen und Gerichtsgebäude an seiner Stelle aufführen. Dann zog er gegen die Tyrannen, die sich noch im Innern der Insel behaupteten. Bald sank eine Tyrannenfeste nach der andern.

Timoleon hatte noch einen schweren Kampf mit den Karthagern zu bestehen. Aber es gelang ihm, sie zu besiegen und dann die griechischen Städte Siziliens zu einem Bunde zu vereinigen. Nur der Westen der Insel blieb im Besitz der Karthager.

Nachdem so die Neuordnung Siziliens beendet war, legte Timoleon die diktatorische Machtfülle nieder, die er seit nahezu acht Jahren in Händen gehabt hatte. Den äußeren Anlaß dazu bot ein Augenleiden, das in kurzer Zeit zu völliger Erblindung führte. Nach der alten Heimat zog es ihn nicht zurück; er hatte dort nur trübe Erinnerungen zurückgelassen, und die Stätten, die ihm seit der Jugend vertraut waren, die Stadt mit ihrer ragenden Burg, die beiden Meere und den Kranz der Berge ringsum, er hätte sie ja doch nicht mehr schauen können. Er beschloß, den Rest seiner Tage in Syrakus zu verleben, inmitten des Volkes, das er von der Tyrannis befreit und vor der Fremdherrschaft bewahrt hatte.

Mochte er aber auch vom politischen Schauplatze abgetreten sein, so verfolgte er doch regen Geistes alle Ereignisse. So oft wichtige Fragen zur Beratung standen, fuhr er, von seinen Freunden geleitet, zum Theater, wo das Volk versammelt war; vom Wagen herab sprach dann der greise Held zu der andächtig lauschenden Menge, und was er vorschlug, ward unweigerlich zum Beschluß erhoben.

So erfreute sich Timoleon eines heiteren Lebensabends. Die alte Blutschuld war gesühnt. Als er starb (336), wurde er auf Kosten des Staates mit fürstlicher Pracht bestattet. Auserwählte Jünglinge trugen die geschmückte Bahre über die Stelle, wo die Zwingburg des Tyrannen gestanden hatte. Tausende von Männern und Frauen folgten bekränzt, in weißen Gewändern, teils wehklagend, teils den Ruhm des Toten preisend. Mitten auf dem Markt wurde ihm ein Grabmal errichtet und rings um die Stätte ein Gymnasion mit prächtigen Säulengängen erbaut, damit die Jugend, die sich hier in Wettspielen übte, der Taten des gefeierten Mannes eingedenk sei und ihm nacheifernd zum Ruhme des Vaterlandes heranwachse.

Vieles erinnert uns bei Timoleon an Epaminondas. Die Selbstlosigkeit, mit der er sich seinem Werke hingab, die Genialität, die er auf dem Schlachtfeld bewies, die Bescheidenheit seines ganzen Auftretens. In ihm hat auch die Griechenwelt des Westens ihren Helden gehabt.

Gesittung und Kunst im 4. Jahrhundert.

Trotz der fast ununterbrochenen Kriege, die Hellas in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts wie zu Ausgang des fünften erlebte, ist es doch auf allen Gebieten der Gesittung und Bildung zweifellos vorangeschritten. Die Gefahr der Halb- und Scheinbildung, die seit dem Auftreten der sophistischen Aufklärung drohte, war durch die ernste Arbeit eines Sokrates und Platon mehr oder weniger eingedämmt. Der alte Götterglaube war wohl erschüttert: aber in den dionysischen Kulten betätigte sich das religiöse Empfinden mit aller nur wünschenswerten Lebendigkeit. Die Humanität machte unverkennbare Fortschritte; die Behandlung der Kriegsgefangenen z. B. war erheblich menschlicher als im Jahrhundert zuvor. Die Bildung eroberte sich immer weitere Kreise; sie drang sogar in die Gemächer der Frauen ein, und geschulte, ja selbst gelehrte Frauen gehören nicht mehr zu den Seltenheiten. Die Auffassung von der Ehe wird dementsprechend eine höhere: es kommt immer häufiger vor, daß man in ihr eine sittliche Gemeinschaft zu gegenseitiger Ergänzung erblickt, und daß der Mann sein Weib wie ein gleichberechtigtes Wesen achtet und liebt. Die Buhlerinnen spielen neben den Ehefrauen allerdings eine große Rolle: aber im fünften Jahrhundert war das nicht viel anders gewesen; überhaupt dürfte es schwer halten, zu beweisen, daß die Unsittlichkeit in den letzten

fünfzig Jahren zugenommen hatte. Man war nur anspruchsvoller geworden, achtete mehr auf sich und die Zeichen der Zeit und rügte etwaige Mängel, wo sie zutage traten, mit gesteigerter Empfindlichkeit. So ist es auch mit der Zunahme des Luxus, über den so viel geklagt wird. In Athen war im Gegenteil der Zuschnitt des Lebens seit dem Zusammenbruch des attischen Reiches eher kleinstädtischer und bescheidener geworden; die schönsten Werke, die von athenischen Meistern um diese Zeit geschaffen wurden, blieben nicht in Athen, sondern gingen ins Ausland, wo man sie besser bezahlen konnte als in Athen. Wer ein üppiges Leben suchte, fuhr nach Ägypten, nach Kypern oder Lesbos, aber gewiß nicht nach Athen.

Die Begeisterung für kriegerische Unternehmungen war allerdings in der Abnahme begriffen; wie sollte das aber auch anders sein nach einem solchen Übermaß verheerender Kriege? Schließlich hatten die Bürger doch auch noch anderes zu tun, als draußen in Thrakien oder Asien für bequeme Bundesgenossen ihre Haut zu Markt zu tragen. Galt es aber das Vaterland, so haben auch die Hellenen des vierten Jahrhunderts heldenhaft ihren Mann gestanden und Gut und Blut für ihre nationale Freiheit eingesetzt.

Gewiß, die hellenische Kleinstaaterei hatte abgewirtschaftet, und mit der politischen Zukunft sah es höchst bedrohlich aus. Aber von Verfall im allgemeinen kann keine Rede sein. Welche Fülle von eminenten Staatsmännern und Feldherren, von Künstlern, Dichtern und Denkern hat diese Zeit hervorgebracht! Wie regt sich frisches, schöpferisches Leben auf fast allen Gebieten!

Die ungebrochene Lebenskraft der Nation zeigt sich besonders darin, wie sie die Verluste der mörderischen Kriege in kurzer Zeit zu ersetzen verstand. Kaum eine griechische Landschaft war seit Beginn des Peloponnesischen Krieges nicht wenigstens einmal völlig verheert, ihre Dörfer niedergebrannt, ihre Fruchtbäume und Reben abgehauen worden: und doch stieg im ganzen die Volkszahl. Besonders Athen erwies sich von wunderbarer Elastizität; es blieb trotz aller Heimsuchungen die größte Stadt des griechischen Ostens.

Eine merkwürdige Erscheinung dieser Zeit ist die Finanznot, in der sich ohne Ausnahme und fast ohne Unterbrechung die Staaten befinden. Ihre Ausgaben waren sehr gestiegen; die Kriege verschlangen Unsummen, aber auch im Frieden waren die Anforderungen, die man an sie stellte, beständig im Wachsen. Richten wir unsere Blicke nach Athen. Da hatte der Staat für die zahlreichen Feste die Opfertiere zu beschaffen, bei deren Vertilgung das Proletariat sich schadlos hielt für die ihm sonst versagten Tafelfreuden. Waren Theateraufführungen mit den Götterfesten verbunden, so wurde dem Volk von Staats wegen das Eintrittsgeld zurückerstattet. Diese „Schaugelder" verschlangen ungeheure Summen. Dazu kamen die Tagegelder für den Besuch der Volksversammlung und für die Teilnahme an Gerichtssitzungen. Wie sollte der Staat diese sich immer mehrenden Ausgaben bestreiten? Sollte er die Ein- und Ausfuhrzölle erhöhen? Dann war der Handel beeinträchtigt; und doch beruhte auf der Blüte des Handels ganz hauptsächlich der Wohlstand Athens. Oder sollte er die direkten Abgaben der Bürger steigern? Aber diese waren so wie so schon sehr erheblich. Hatten doch die reichen Leute die sogenannten Liturgien zu leisten, d. h. sie mußten aus eigenen Mitteln mancherlei öffentliche Veranstaltungen bestreiten (vgl. oben S. 227). Die wichtigsten dieser Liturgien waren die Choregie und die Trierarchie. Bei ersterer handelte es sich darum, den Chor für eine Theateraufführung anzuwerben, zu kostümieren,

zu verköstigen und einüben zu lassen, was erheblich teuer sein konnte; die Trierarchie aber bestand darin, daß ein wohlhabender Bürger ein ihm vom Staat gestelltes Kriegsschiff seetüchtig ausrüstete und während eines Feldzuges als sein Kommandant auch seetüchtig erhielt. Die Ehre eines solchen Amtes war groß, aber der Aufwand so erheblich, daß viele dadurch verarmten. Und ungerecht war dabei, daß jeder Wohlhabende, ohne Rücksicht auf den Grad seines Vermögens, zu einer solchen Liturgie herangezogen wurde. Diese direkten Abgaben ließen sich nicht steigern, sie ließen sich nur mildern. Schon während des Peloponnesischen Krieges übertrug man die Fürsorge für eine Triere jeweils zwei Vermögenden in Gemeinschaft. Auch mit der Choregie hatte man immer häufiger Not; es fehlte an leistungsfähigen Bürgern. Schließlich übernahm sie der Staat auf eigene Rechnung. So wuchsen die Ausgaben des Fiskus beständig, ohne daß die Einnahmen sich entsprechend vermehrt hätten. Mit dem Barbestand in den öffentlichen Kassen war es daher selbst in Friedenszeiten verzweifelt knapp bestellt; und brach nun ein Krieg aus, so fehlte es überall an Mitteln. Man versuchte es zunächst mit einer Kriegssteuer; man wandte sich dann an die Heiligtümer und das dort deponierte Geld; man schmolz schließlich die Weihgeschenke ein, und wenn auch das nicht half, so konfiszierte man ohne viele Umstände das Vermögen wohlhabender Bürger. Die Feldherren aber, die man hinausschickte, sahen sich oft darauf angewiesen, durch Brandschatzung von Bundesgenossen und Neutralen ihre Leute zu ernähren und zu besolden.

Die Zahl der gescheiterten Existenzen war in Hellas erschreckend groß. Man denke an die vielen Handwerker, die durch die Entwicklung der großen Sklavenbetriebe brotlos waren; man denke an die große Zahl wohlhabender Leute, deren Vermögen die Liturgien ruiniert hatten, oder an die Unglücklichen, deren Hab und Gut von dem unersättlichen Staat konfisziert worden war. Dazu kamen die vielen, die wegen ihrer politischen Richtung in der Verbannung lebten und meistens auch um Hab und Gut gekommen waren. Besonders groß war die Zahl dieser heruntergekommenen Leute in Sparta, wo durch die Erneuerung Messeniens viele Bürger ihren Grundbesitz eingebüßt hatten. Aus all diesen Kreisen verzweifelter Menschen gingen nun die vielen Tausende von Söldnern hervor, die damals als Reisläufer im In- und Ausland Kriegsdienste suchten und fanden. Sie sind gewiß keine erfreuliche Erscheinung; aber die Überlegenheit, die sie gegenüber den Streitkräften aller anderen Völker an den Tag legten, beweist doch auch wieder, daß von einem Verfall der hellenischen Volkskraft im vierten Jahrhundert strenggenommen keine Rede sein kann.

Die neue Zeit war nicht ohne Ideale; nur waren diese Ideale zum Teil andere als im vorhergehenden Jahrhundert; statt der Dichtkunst blühte die Rhetorik. Wieviel die Sophisten zu ihrer Ausbildung beitrugen, wurde früher erzählt. Besonders Gorgias von Leontini hatte als Redner Glänzendes geleistet und ordentlich Schule gemacht; aber man entdeckte jetzt, daß seine Schönrederei mit ihrem überreichen Wortschwall und den vielen gesuchten Wendungen sich doch allzusehr von der Sprache des alltäglichen Lebens entfernte. Eine neue Richtung kam auf, deren Ziel es war, natürlich und schlicht mit durchsichtiger Klarheit sich auszudrücken.

Der bedeutendste Vertreter dieser neuen Richtung war Lysias (459 bis 380). Sein Vater stammte aus Syrakus und hatte zu Perikles' Zeit im Piräus eine große Schildfabrik begründet. Ihn selbst vertrieben später die 30 Tyrannen, da er ein

eifriger Demokrat war, aus seinem Anwesen und drängten ihn so auf die Rednerlaufbahn: er wurde Rechtsanwalt. In Athen mußte jedermann vor Gericht seine Sache selbst vertreten; die athenischen Rechtsanwälte hatten also nicht zu sprechen, sondern konnten ihren Klienten nur die Reden aufsetzen, die diese dann dem Gerichtshof vortrugen. Verfasser solcher Reden (Logograph) ist Lysias gewesen. Viele halten ihn für den größten Stilisten des Altertums; seine Reden sind von schlichtester Einfachheit, ohne doch trivial zu sein. Aber dem Geschmack der Athener entsprach seine prunklose Weise nicht recht; die Schule des Gorgias blieb bevorzugt.

Isokrates (436 bis 338) hält zwischen dem wortreichen Pathos des Leontiners und der knappen Klarheit des Lysias die Mitte. Er verfaßte eine Anzahl Prunkreden für festliche Gelegenheiten, Reden, die nie gehalten, sondern nur buchhändlerisch als politische Flugblätter verbreitet wurden. Für unseren Geschmack fehlt es diesen aufs peinlichste gefeilten Kabinettstücken der Rhetorik allzusehr an Wärme und Natur. Aber seinen Zeitgenossen galten sie als der Höhepunkt der Redekunst und wurden allenthalben gelesen. Die besten Männer Athens saßen zu den Füßen des Isokrates, um bei ihm Beredsamkeit zu lernen; so war sein Einfluß groß.

Was dem Isokrates fehlte, besaß Demosthenes (382 bis 322) im Überfluß. Sein Vater war Besitzer einer Waffenfabrik, in der dreißig Sklaven arbeiteten; auch besaß er eine Stuhlfabrik mit zwanzig Arbeitern; er starb, als Demosthenes noch nicht acht Jahre zählte. Die Vormünder des Knaben veruntreuten sein nicht unerhebliches Vermögen. So lag es ihm, als er volljährig geworden, zunächst ob, diese ungetreuen Vormünder vor Gericht zu ziehen. Die Reden, die Demosthenes hier in eigener Sache hielt, machten das größte Aufsehen und verschafften ihm, als er bald darauf als Anwalt und Lehrer der Beredsamkeit sich niederließ, eine sehr bedeutende Kundschaft. Allmählich versuchte er sich immer häufiger auch in der Volksversammlung; er wurde ihr gefeiertster Redner und bald ihr Leiter: seit 351 ist die athenische Politik in der Hauptsache sein Werk. Von Natur war Demosthenes zum Volksredner nicht sonderlich veranlagt. Es fehlte ihm jede äußerliche Schönheit; im Auftreten war er schüchtern und unsicher. Sein Mund war ungünstig gebildet, die Aussprache infolgedessen unrein. Auch gebrach es ihm an körperlicher Kraft, um andauernd in offener Versammlung zu reden. Demosthenes hat mit eiserner Energie alle diese Mängel überwunden. Er stärkte Brust und Stimme, indem er steile Abhänge hinaufgehend laut zu reden sich übte. Um sich an das stürmische Gebaren der Ekklesie zu gewöhnen, ging er hinaus an die Reede von Phaleron und versuchte die Brandung des Meeres zu überschreien. Durch Kieselsteinchen, die er beim Reden im Munde behielt, soll er sich das Stottern und durch ein von der Decke herabhängendes Schwert das Zucken mit den Schultern abgewöhnt haben. Bei den Bühnenkünstlern ging er in die Lehre, um sich eine würdige Körperhaltung und angemessenes Gebärdenspiel anzueignen, und das Endergebnis war eine in vieler Hinsicht einzige Beredsamkeit. Er feilte an seinen Reden wie Isokrates; sie rochen gelegentlich, wie man sagte, nach der Lampe.

Isokrates hatte sich in seinen durch die Schrift verbreiteten Reden ausschließlich an die Gebildeten gewendet; die Reden des Demosthenes waren auf das gemischte Publikum berechnet, wie es in Volksversammlung und Heliaia beisammensaß. Was ihre Größe ausmacht, ist die Leidenschaft, die flammend aus ihnen herausschlägt; wie Hagelschloßen aus dunkler Gewitterwolke läßt Demosthenes seine Anklagen auf den Gegner niederprasseln; wie ein hochgehender Gebirgsbach reißt er alle

Hörer hin mit dem unwiderstehlichen Strom seiner begeisterten Worte. Und hinter diesen Worten steht ein ganzer Mann, ein geschlossener Charakter von eiserner Willenskraft, der den Mut hat, sich vor aller Welt zu seiner Überzeugung zu bekennen.

Nur wenig älter war sein großer Rivale Äschines, der gleichfalls aus Athen stammte, sich anfänglich der Schauspielkunst widmete, dann aber als Redner und Staatsmann eine erhebliche Rolle gespielt hat (siehe unten). An Feinheit und Anmut übertraf er den Demosthenes, an Temperament kann er sich ihm nicht vergleichen.



183. Demosthenes.
Marmorstatue im Vatikan.
Die Schriftrolle ist spätere Zutat; ursprünglich hielt Demosthenes die beiden Hände ineinander gefaltet.

Außer den Genannten ließe sich noch eine lange Reihe bedeutender Redner aufzählen, die um die Mitte des 4. Jahrhunderts in Athen und sonst in Hellas durch ihre Kunst die Geister lenkten und erfreuten. Das Interesse für ihre Leistungen war, wie schon gesagt, größer als für die Werke der Poesie. Die klassische Zeit des Dramas war unwiederbringlich vorüber. Es wurden zwar noch immer Trauerspiele in Menge gedichtet und auf die Bühne gebracht; aber es wehte zu wenig der Geist der Neuzeit in diesen Werken. Nach wie vor behandelten sie die mythischen Stoffe, die doch von den Meistern des 5. Jahrhunderts schon gründlich ausgebeutet waren. Nach wie vor behielten sie den Chorgesang bei, obgleich für diese Art von Lyrik das Publikum sich nicht mehr erwärmen konnte. Sie hätten die großen historischen Stoffe der letzten Vergangenheit poetisch gestalten müssen, wenn sie eine sichere Wirkung erzielen wollten; sie unterließen es und suchten durch geistreiches Witzeln und Wortgepränge zu ersetzen, was ihnen an innerlicher Kraft gebrach. Die Athener taten recht daran, wenn sie immer häufiger auf die klassischen Dramen des verflossenen Jahrhunderts zurückgriffen und lieber etwas Altbewährtes sich aufführen ließen als die mangelhaften Stücke der Modernen. Von Staats wegen wurde ein Bühnenexemplar der klassischen Dramen zusammengestellt, nach denen man sich bei Neuaufführungen zu richten hatte. Die Statuen jener unerreicht gewaltigen Dramatiker wurden im Theater aufgestellt.

Auch die Komödie war von ihrer einstigen Höhe herabgeglitten. Sie mied jetzt das politische Gebiet. Sie behandelte literarische Fragen und vor allem Probleme des alltäglichen Lebens, wobei Lakaien und Zofen und die Damen der Halbwelt eine Hauptrolle spielten. Der große Zug war damit verloren, die Komödie war zahm und matt geworden.

Auch die Lyrik erfreute sich keiner besonderen Blüte. Der Text der Lieder trat zurück hinter der musikalischen Begleitung. Die Instrumente wurden ver-

bessert, es gelang mit ihnen eine reichere Klangwirkung und allerhand realistische Tonmalerei zu erzielen. An technischer Fertigkeit leisteten die modernen Musiker mehr als die alten, an Gedanken waren sie ärmer.

Dasselbe gilt von den Baumeistern des 4. Jahrhunderts. Sie zehrten von den Errungenschaften der älteren Meister, verbesserten auch wohl die Technik, aber sie waren und blieben Epigonen. Dabei war die Bautätigkeit in verschiedenen Gegenden von Hellas eine außerordentlich rege. Besonders ging man im ionischen Kleinasien jetzt daran, die von den Persern zerstörten Gotteshäuser endlich wieder aufzurichten. Außer Tempeln wurden vor allem Theater gebaut: jede Stadt wünschte jetzt ein steinernes Theater statt der früheren Holzgerüste zu besitzen. Auch das steinerne Dionysos-Theater in Athen stammt, wie wir sahen, erst aus dieser Zeit. Endlich stellten auch die Palastbauten für reiche Privatleute den Architekten jetzt hie und da neue, dankbare Aufgaben.

Auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst war das 4. Jahrhundert eine Zeit der Entwicklung, nicht des Verfalls. Freilich, so monumentale Aufträge, wie sie der blühende Staat des 5. Jahrhunderts für seine Künstler gehabt hatte, gab es jetzt kaum mehr. Der Staat war verarmt, die Pflege der Kunst fiel reich gewordenen Privatleuten anheim, deren Mittel doch meist bescheidenere waren. Jene alten Meister hatten vorzüglich religiöse Werke geschaffen. Selbst vom Glauben an ihre Götter erfüllt und getragen von der schlichtgläubigen Religiosität der Gesamtheit, hatten sie das Glaubensbewußtsein ihrer Zeit zum Ausdruck gebracht. Ganz anders die Künstler des 4. Jahrhunderts. Auch ihnen wurden noch religiöse Aufgaben nicht selten gestellt; aber wenn sie ihre Götterbilder schufen, brauchten sie auf ein religiöses Volksbewußtsein kaum mehr Rücksicht zu nehmen. Denn ein solches bestand nicht mehr. Etwas vollendet Schönes, etwas Auge und Sinn Erfreuendes zu schaffen, das war ihr Bestreben: aus ihren Göttern wurden Menschen. Was aber diesen Göttern an religiöser Tiefe abging, das ersetzten sie durch individuelles Leben. Seine eigene Seele, sein volles persönliches Empfinden durfte jetzt der Künstler in seine Werke legen.

Im Jahre 375 hatten die Athener in ihrer Friedenssehnsucht mitten im Krieg für die Göttin des Friedens, Eirene, einen Staatskultus gegründet. Ein Bild dieser Göttin, mit dem Plutos oder Reichtum auf dem Arme, wurde am Marktplatz aufgestellt; der es schuf, war ein Athener mit Namen Kephisodot. In dem Innigen, Seelenvollen des ganzen Bildes (vgl. Abb. 184) kündigt sich der Geist der Neuzeit unverkennbar an. Es ist nicht so sehr eine Göttin als eine Mutter, die uns hier entgegentritt. Echt mütterlich und liebreich neigt sie ihr Haupt zu dem Kinde.

Ihren glänzendsten Ausdruck sollte die verfeinerte Empfindsamkeit des Jahrhunderts in Praxiteles finden, der höchst wahrscheinlich ein Sohn Kephisodots gewesen ist. Eine ungewöhnlich große Anzahl von Marmorwerken hat er geschaffen, die aber nur in mehr oder weniger mangelhaften Nachbildungen auf uns gekommen sind. Eine Ausnahme macht allein das Abb. 90 dargestellte Werk, das bei unseren deutschen Ausgrabungen in Olympia unter den Trümmern des dortigen Heraion (vgl. o. S. 259) in ziemlich guter Erhaltung sich vorgefunden hat. Die Ähnlichkeit zwischen dieser Gruppe und der Eirene Kephisodots springt in die Augen. Dargestellt ist Hermes mit dem Bakchos-Knaben. Der stets dienstwillige Gott, kenntlich am Heroldsstab, den seine Linke hält, die Füße bewehrt mit den zierlichsten San-



184. Eirene mit dem Plutos Knaben.

Marmorgruppe des Kephisodotos in der Glyptothek zu München. (Nach dem richtig ergänzten Gipsabgusse im Museum zu Berlin.)

dalen, hat den Kleinen zu sich genommen, um ihn den Nymphen zur Erziehung zu überbringen. Auf dem Wege dahin hat der Gott kurze Rast gemacht; über einen Baumstamm hat er sein Gewand geworfen und lehnt daran mit dem linken Arm, der zugleich den Knaben trägt. Zu heiterem Spiel gibt die Ausruh Anlaß; eine Traube hält Hermes dem Gott der Rebe neckisch vor die Augen. Der Kleine langt danach so recht nach Kinder Weise. Zutraulich schmeichelnd hat er sein Händchen dem großen Bruder auf die Schulter gelegt. So klein er ist, er wird sein Ziel erreichen. Was soll man bewundern an diesem Meisterwerk? Die gedrungene Kraft des göttlichen Körpers oder das von Geist und Heiterkeit sprühende Antlitz?

Im Mittelpunkt der Schöpfungen des Praxiteles steht Eros, der schelmische Gott der Liebe; ihn hat der Meister mehrfach dargestellt und eine dieser Eros-Figuren angeblich für sein bestes Werk erklärt. Auch Aphrodite selbst hat er in aller Herrlichkeit eines göttlich schönen Weibes in den Marmor gebannt. Sein Bild der Liebesgöttin, das er für Knidos schuf, weckte einen Sturm der Bewunderung: man wallfahrtete nach dem Bilde. Als Beispiel, wie lieblich ihm Frauengestalten gerieten, kann auch die sogenannte Diana von Gabii dienen, deren Original wahrscheinlich einst im Artemis-Tempel auf der Akropolis seinen Platz hatte (vgl. Abb. 185). Ausgestattet mit allen Reizen ihres Alters nestelt das eben zur Jungfrau erblühte Mädchen so heiter und froh, so unvergleichlich graziös an ihrem Gewande, daß man sich nicht satt daran sieht.



185. Artemis Brauronia.

Nach ihrem Fundort gewöhnlich Diana von Gabii genannt, jetzt im Louvre zu Paris. Brauronia hieß sie nach einem Flecken in Attika, von wo ihr Kultus nach Athen gekommen war. Der Künstler stellt die Göttin dar, wie sie eins der ihr dargebrachten Gewänder sich umlegt.

Praxitelische Anmut atmet auch das Relief (Abb. 186), auf welchem Aphrodite zu ihrem Sohn sich herabneigt. Dieser steht neben ihr, lehnt sich an sie und schaut zu ihr empor. Unbeschreiblich ist die Lieblichkeit dieser Szene, in der die Mutter mit ihrem heranwachsenden Sohne auf



186. Aphrodite und Eros (s. S. 343).

das trauteste vereint ist. Leider ist das Original verloren und nur ein tönerner Abdruck erhalten geblieben.

Wie Polyklet neben Phidias, so wurde schon im Altertum neben Praxiteles stets Skopas genannt. Gemeinsam war beiden Künstlern eine unvergleichliche Marmortechnik. Auch in der Wahl der Gegenstände berührten sie sich vielfach; denn beide haben mit Vorliebe die blühende Jugend dargestellt. Aber im übrigen waren sie so verschieden wie nur möglich: während Praxiteles lauter selig sinnige Gestalten schuf, gelang dem Skopas das Pathetische am besten. Tobende Leidenschaft, schwärmerische Begeisterung wußte er überzeugend wiederzugeben, und aus den tiefliegenden und zugleich weitgeöffneten Augen seiner Statuen sprach fast immer eine mühsam verhaltene Erregung.

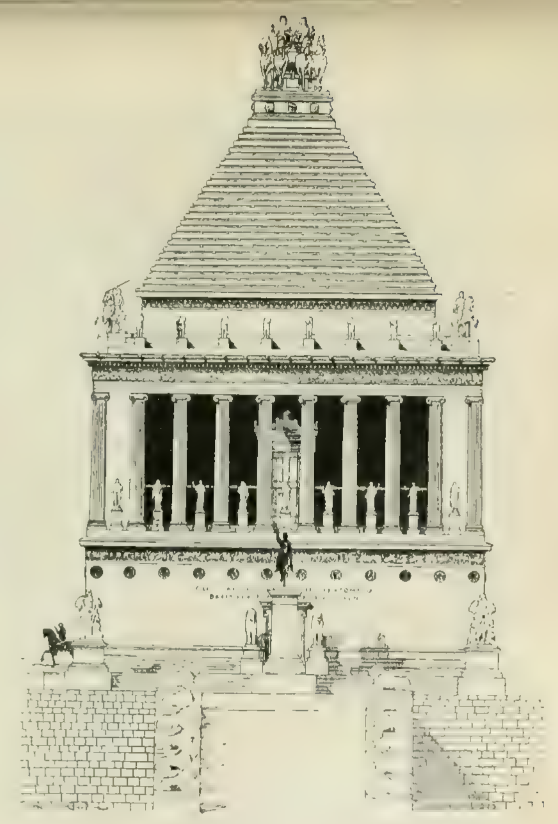
Die wenigen Werke, die mit einiger Sicherheit auf ihn zurückgeführt werden können, sind leider so verstümmelt, daß wir auf ihre Abbildung verzichten. Wir ziehen es vor, zur Veranschaulichung seiner Kunst nur auf die Niobe-Gruppe in Florenz hinzuweisen, die ein Werk seiner Schule zu sein scheint. Dargestellt ist, wie die sieben Söhne und sieben Töchter der Niobe von Apollon und Artemis erschossen werden. Unser Bild (Abb. 187) gibt die Mittelfigur dieser umfangreichen Gruppe wieder und zeigt die Mutter Niobe, wie sie mit ihrem Körper ihr jüngstes Kind zu schützen sucht. Vorwurfsvoll erhebt sie das schmerzerfüllte Antlitz von ihrem unschuldigen, gehetzten Töchterchen zu den unbarmherzigen Göttern empor: das war ein Gegenstand, wie ihn Skopas liebte.

Gemeinsam mit einigen anderen Künstlern trat Skopas um 350 in die Dienste der karischen Königin Artemisia, die ihrem unlängst verstorbenen Gemahl Mausolos ein großes, über und über mit Kunstwerken geschmücktes Grab, das sogenannte Mausoleum, errichtete. Die großartige Anlage zählte zu den sieben Weltwundern. Der Anteil, der den einzelnen Künstlern an den sehr zerschlagenen Überresten zusteht, läßt sich mit Sicherheit nicht ermitteln (s. Abb. 188).

Zu den Künstlern, die am Mausoleum tätig waren, gehörte auch der Attiker Leochares. Man besitzt noch in römischer Nachbildung seinen Ganymedes, in dem Augenblick dargestellt, wie er vom Adler des Zeus zum Olymp entführt wird, um dort den Göttern als Mundschenk zu dienen. Mit großer Kunst ist das Entschweben des jungen Trojaners ausgedrückt (Abb. 189).

In seinem schwebend gehobenen Gange und in mancher Einzelheit erinnert an den Ganymed der berühmte Apollon des Belvedere, den wir früher

* 187. Niobe mit der jüngsten Tochter.
Im Jahre 1583 in Rom gefunden, jetzt in den Uffizien zu Florenz.



188. Das Mausoleum zu Halikarnaß.

Nach der Rekonstruktion von Bernier (Collignon).

Auf hohem Unterbau erhob sich eine ionische Säulenhalle vollendetsten Stils. Das Gebälk derselben trug eine vierseitige Pyramide, die selbst wieder von einer Quadriga mit den Kolossalstatuen des Königspaares betrönt wurde. Der obere Rand des Unterbaues, desgleichen der Fries der Halle, waren mit Reliefs geschmückt; zwischen den Säulen der Halle und sonst an allen passenden Stellen erhoben sich Statuen. Der Baumeister des Wunderwerts war **Pythios**, derselbe, der einige Jahre später auch den Tempel zu Priene (vgl. Abb. 118) erbaut hat.

(vgl. Abb. 74) abgebildet haben. Möglicherweise stammt auch dieses geistreiche Werk mit seinem Anflug von theatralischer Effekthascherei von Leochares; sicher aber gehört es dem 4. Jahrhundert an.

Neben diesen Schöpfungen der großen Meister verdienen auch die Leistungen des damaligen Kunsthandwerks Beachtung; sie zeigen, in welchem Umfang



189. Der Raub des Ganymedes.
Marmorkopie nach einer Erzgruppe des Leochares im Vatikan zu Rom.

Schönheitssinn das ganze Volk durchdrang. Handwerksmäßig hergestellt wurden z. B. die Grabsteine, die vor den Toren längs den Straßen sich erhoben: aber wie viele von ihnen sind echte Kunstwerke nach Erfindung und Form! (Vgl. S. 174 bis 178.) Handwerker waren es auch, die in Menge jene kleinen Tonfigürchen kneteten und bemalten, die nach dem Hauptfundort Tanagra in Böotien



191. Tonfigur aus Tanagra in Böotien.



190. Tonfigur aus Tanagra in Böotien.

gewöhnlich als Tanagräische Terrakotten bezeichnet werden (vgl. Abb. 190 u. 191). Mit den einfachsten Mitteln ist hier immer, was dargestellt werden sollte, vollkommen deutlich und mit einem Anfluge von zierlicher Anmut oder lustiger Laune wiedergegeben. Vorzügliches leisteten auch die Vasenmaler dieser Zeit, besonders die athenischen. Auch die geschnittenen Steine aus dem 4. Jahrhundert zeugen von einer wunderbar vollendeten Technik (s. Abb. 192). Die griechischen Münzen sind nie vollkommener geprägt worden als in dieser Periode.

Alles jedoch, was die bisher genannten Künstler hervorgebracht haben, wurde nach dem Urteil der Griechen in den Schatten gestellt durch die Leistungen ihrer Maler, die in ihren Bildern eine bisher nie erreichte Naturwahrheit erzielten und dem Geschmack der Zeit für feine Charakteristik und pathetische Spannung noch vollkommener entsprachen als selbst die Bildhauer. Sie malten Schlachtenbilder voll dramatischen Lebens; sie verstanden sich aber auch auf Genrebildchen und Porträts.



192. Bildhauer.
Nach einem geschnittenen Stein.

IX. Die Zeit der makedonischen Herrschaft.

Makedonien bildete bis ins 4. Jahrhundert eine Welt für sich. In unabsehbarer Ausdehnung war das Land noch immer mit Hochwald bedeckt, in dem Auerochsen und selbst Löwen vereinzelt vorkamen. Die Bevölkerung wohnte dünngesät in offenen Ortschaften; von den griechischen Kolonien an der Küste abgesehen, gab es im ganzen Lande keine bedeutenden Städte.

Obgleich die Griechen sie als Barbaren zu betrachten pflegten, scheinen sie doch mit ihnen verwandt gewesen zu sein. Das Königsgeschlecht führte sein Geschlecht auf griechische Ahnen zurück, und das Verdienst dieser Könige ist es auch, daß allmählich die Bildung der südlicher wohnenden Hellenen in Makedonien eingeführt wurde.

Besonders war es Archelaos, der viel für die Kultur des Landes geleistet hat. Er baute Kunststraßen, legte feste Plätze an, schuf aus den kriegerischen Bauern sich ein reguläres Fußvolk und pflegte auch geistige Interessen in größerem Umfang. Erwähnt wurde schon, daß Euripides an seinem Hofe sein Leben beschloß. Kein Geringerer als Zeuxis schmückte die Wände seines Palastes mit Fresken. Auch gymnische und musische Wettspiele nach Art der hellenischen hat Archelaos in Makedonien eingeführt.

Weitere Fortschritte machte die Gesittung unter Perdikkas. Euphraios, ein Schüler Platons, war täglicher Gast an seinem Hofe. Eine wichtige Maßregel war die Einführung des Attischen als königlicher Amtssprache.

Die Zukunft des Landes hing nun davon ab, ob es gelingen würde, die von den griechischen Kolonien besetzten Küsten zu gewinnen und in Thessalien, dem Verbindungsland mit dem eigentlichen Hellas, maßgebenden Einfluß zu erlangen. Nach beidem strebte schon Perdikkas; aber die Griechen und insbesondere der olynthische Städtebund widersetzten sich seinen Bemühungen mit so zäher Energie, daß er ins Grab sank, ohne seinem Ziele wesentlich näher gekommen zu sein. Was er vergebens angestrebt hatte, gelang erst seinem genialen jüngeren Bruder Philipp.

Ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber hat Philipp für den größten Mann erklärt, den Europa bis dahin gesehen habe. In vieler Hinsicht ist dies Urteil richtig. Vor allem besaß Philipp die echte königliche Kunst, sich die besten Werkzeuge auszuwählen und den rechten Mann immer an der rechten Stelle zu verwenden. Königlich schön war auch seine äußere Erscheinung, und an Wissen und Beredsamkeit überragte er alle seine Landsleute. Zur Zeit des Pelopidas hatte er drei Jahre als Geisel in Theben zubringen müssen. Diese Zeit hat er ausgenutzt, um eine genaue Kenntnis der griechischen Verhältnisse sich zu erwerben. In dieser Beziehung kann man ihn mit dem Großen Kurfürsten und mit Peter dem Großen vergleichen, deren Aufenthalt in Holland ihren Ländern später zugute kam. Mit Leib und Seele war er Soldat; in den Schlachten pflegte er sich rücksichtslos den Geschossen auszusetzen; zahlreiche Narben, die er am Leibe trug, zeugten von

seinem verwegenen Mut. Das Werkzeug, mit dem Philipp seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt hat, war das von seinen Vorfahren herangebildete und von ihm in vieler Hinsicht noch verbesserte Heer. Ein dunkles Kapitel bildet das Privatleben des Königs. Der Ton, der in seiner Umgebung herrschte, glich dem unter Landsknechten gebräuchlichen. Man merkt, daß die höhere Bildung, die er seinen Untertanen, ja, wie wir sehen werden, besonders seinem Sohne zuteil werden ließ, für ihn persönlich nur ein Mittel seiner Politik war. Hierin glich er von jenen beiden Großen nur Peter, nicht Friedrich Wilhelm.

Philipp gelang, was die besten seiner Vorgänger angestrebt hatten, nämlich die griechischen Küstenplätze für Makedonien zu gewinnen, die Anerkennung der makedonischen Macht als einer griechischen zu erzwingen und sein Reich zum führenden Staat in Griechenland zu machen. Auf diesem Wege mußte es zum Zusammenstoß mit den Hellenen und vor allem mit Athen kommen.

Athens Macht war damals durch einen unglücklichen Krieg mit seinen Bundesgenossen, an dem sich auch der König Mausolos von Karien (vgl. S. 344) beteiligte, erheblich geschwächt. Dazu kam, daß die Bürgerschaft sich vom Kriegsdienst entwöhnt hatte, lieber Söldner anwarb, als selbst ins Feld zog und die Staatsgelder mit Vorliebe durch großen Aufwand bei den Götterfesten und durch Spenden an die Volksmenge verbrauchte, statt sie in erster Linie für die Sicherheit und Macht des Staates anzuwenden. Daher kann man es verstehen, daß ein so edel gesinnter Mann wie Phokion zwar als Stratege stets seine Pflicht tat, aber den Widerstand gegen die wachsende Macht Philipps für aussichtslos hielt und zum freiwilligen Anschluß an Makedonien riet. Ähnlich dachten Isokrates und Äschines. Der Erfolg hat ihnen recht gegeben. Ihr heftigster und einflußreichster Gegner war Demosthenes, dessen Bedeutung als Redner S. 339 geschildert ist. Man sagt nun wohl: Demosthenes war ein schlechter Staatsmann, er hätte die Genußsucht seiner Athener, die Uneinigkeit der Griechen und demgegenüber die Macht Makedoniens und die Größe Philipps erkennen und daraus seine Schlüsse ziehen müssen. Ja, er irrte sich. Aber es ist leicht, nach dem Erfolg zu beurteilen und zu verurteilen. Es kann doch niemand mit Sicherheit voraussehen, was die Zukunft bringen wird. Eine solche Voraussicht hat sogar Bismarck zurückgewiesen, wenn man sie ihm zuschrieb. Die Liebe zu Freiheit und Vaterland weckte immer von neuem in Demosthenes die Hoffnung, daß eine Besserung der Zustände in Griechenland noch immer möglich sei, und er glaubte in sich die Kraft zu fühlen, diese Hoffnung zu verwirklichen. Wer wollte ihm das verargen? Gelang es doch seiner großen Beredsamkeit, die an die edelsten Regungen der Vaterlandsliebe und der nationalen Ehre appellierte, mehrfach, den Widerstand der schwachmütigen Mitbürger zu überwinden. Jedenfalls sind seine „Philippischen Reden" unvergleichliche Werke, die auf jeden empfänglichen Leser noch jetzt mahnend und begeisternd wirken. Wiederholt haben sie in Zeiten der Not dazu beigetragen, die rechte Gesinnung zu verbreiten und aufrechte Männer in ihrem Streben zu stärken. So haben z. B. nach der Niederlage von Jena, als das freie Wort durch Napoleons Machtgebot unterdrückt war, Übersetzungen Demosthenischer Reden die Geister aufrütteln helfen und den Boden bereitet zur nationalen Wiedergeburt. Kein Geringerer als der große Historiker Niebuhr übersetzte damals die erste philippische Rede und widmete die Ausgabe dem Kaiser Alexander von Rußland. Im Vorwort der zweiten Auflage schrieb er: „Demosthenes hat vieles gesprochen, was eine andere

schwer gefährdete Zeit für sich annehmen, sich daran erbauen und dadurch belehren sollte. Wenn das nicht geschieht, so haben wir die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet." —

Philipp verdrängte mit List und Gewalt die Athener von der makedonischen Küste. Dann bot sich ihm eine günstige Gelegenheit zur Einmischung in die griechischen Angelegenheiten durch einen „heiligen Krieg", den Theben gegen die Phoker, die nächsten Nachbarn des delphischen Heiligtums, führte. Wie so oft sogenannte heilige Kriege, war auch dieser recht unheilig in seinem Ursprung und in seiner Durchführung. Uns interessiert hier nur, daß Philipp von den beteiligten Thessalern zu Hilfe gerufen wurde, als Vorkämpfer des delphischen Gottes die Phoker besiegte und nach dem Sieg ihre Stimmen im Amphiktyonenrat zuerkannt bekam. Damit war er auf das glänzendste in die griechische Welt eingeführt und als Grieche anerkannt.

Inzwischen hatte Philipp auch die wichtige Stadt Olynth an der makedonischen Küste erobert. Die Athener hatten sie trotz Demosthenes' Mahnung nicht ausreichend unterstützt. Zwar gelang Philipp nicht alles, was er unternahm. Besonders empfindlich war die vergebliche Belagerung von Byzanz. Aber er verfolgte hartnäckig sein Ziel. Bald gab ihm ein neuer heiliger Krieg — diesmal gegen die in der Nähe von Delphi gelegene Stadt Amphissa — die willkommenste Veranlassung. Wieder erschien er als der Vorkämpfer des Gottes von Delphi. Mit einem großen Heer durchschritt er die Thermopylen, besetzte Elatea in Phokis und bedrohte Böotien und Attika.

Die Nachricht wirkte in Athen wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Man sah im Geiste schon Philipp und die Thebaner vor den Mauern. Die regierenden Prytanen ließen sofort Alarm blasen und — es war schon dunkel, als die Botschaft eintraf — durch Feuersignale das Landvolk von der drohenden Gefahr in Kenntnis setzen. Dunkle, unbestimmte Gerüchte durchliefen die Stadt und hielten die Bürger während der Nacht in fieberhafter Unruhe. Am folgenden Morgen wartete das Volk den Ruf zur Versammlung nicht ab, sondern saß schon auf den Bänken, ehe der Rat die Vorberatung geschlossen hatte. Nun erschien dieser und berichtete, was geschehen war. Auf die Frage, wer das Wort verlange, erhob sich niemand außer Demosthenes. Dieser aber zeigte in einer klaren, feurigen Rede, wie man das Kriegeraufgebot sofort an die Grenze schicken, zugleich aber den Thebanern ohne Rücksicht auf die bisherige Feindschaft ein Bündnis antragen müsse.

Das Volk beschloß, wie er geraten hatte. Demosthenes selbst ging an der Spitze der Gesandtschaft nach Theben, wo inzwischen auch Boten Philipps eingetroffen waren, die den Thebanern Anteil an der Beute in Aussicht stellten, falls sie dem makedonischen Heere den Durchmarsch nach Attika gestatten wollten. So war Theben von zwei Seiten umworben und hatte das angenehme Bewußtsein, daß von seiner Entscheidung die Zukunft von ganz Hellas abhinge. Nach Philipps Seite neigten sie, weil sie schon oft gern mit dem übermütigen Athen einmal gründlich abgerechnet hätten. Dennoch gelang es der überwältigenden Beredsamkeit des Demosthenes, die Thebaner für das Bündnis mit ihren alten Feinden, den Athenern, zu gewinnen. So war denn endlich einmal der engherzige Partikularismus des Einzelstaates überwunden und ein letzter Versuch gemacht, die griechische Selbständigkeit zu retten. Auch schlossen sich einige andere Staaten

dem attisch-böotischen Bunde an. Aber alles war vergeblich. Die makedonische Kriegskunst war der griechischen überlegen. Besonders wirksam war der Angriff der festen Masse des Fußvolkes in der sogenannten Phalanx. Und dann die einheitliche Leitung des Kampfes. Philipp war Staatsmann und Feldherr zugleich wie Friedrich der Große und Napoleon. Wie oft hatte Demosthenes darauf hingewiesen, daß das absolute Königtum den Feind stark mache, daß Philipp König



193. Der Löwe von Chäronea.

Er wurde im Jahre 338 auf dem Massengrabe der Thebaner errichtet, in den griechischen Befreiungskriegen des vorigen Jahrhunderts aus Mutwillen umgestürzt, neuerdings hergestellt und auf ein modernes Postament gehoben.

sei in seinem Heer! Eins aber kam noch hinzu. Philipps Sohn, der damals achtzehnjährige Alexander, bewährte eine solche Tatkraft und einen solchen Führergeist, daß ihm das Hauptverdienst an der vollständigen Besiegung der Feinde zufiel.

Diese Niederlage der verbündeten Griechen führte das Ende der griechischen Freiheit herbei (338). Aber noch jetzt oder vielmehr jetzt wieder erhebt sich auf dem Schlachtfeld von Chäronea, aus den Trümmern wieder aufgerichtet, das Denkmal für die zwar besiegten, aber im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes gefallenen Helden: auf hohem Postament ein marmorner Löwe (s. Abb. 193).

Wir dürfen daran erinnern, daß 1906 auf dem Schlachtfeld von Jena den vor 100 Jahren dort besiegten tapferen Kriegern ein Ehrendenkmal gesetzt ist.

Die Haltung der Athener nach der unglücklichen Schlacht war durchaus würdig. Dafür zeugt die Tatsache, daß Demosthenes die Trauerrede auf die Gefallenen halten durfte. Leider ist sie uns nicht erhalten. Aber lesen können wir noch die neun Jahre später gehaltene „Kranzrede". Damals handelte es sich darum, ob die Athener die Politik des Demosthenes, die zur Niederlage von Chäronea geführt hatte, jetzt noch anerkennen und billigen oder nach dem Mißerfolg verwerfen wollten. In dieser Rede heißt es: „Unsere Vorfahren waren bereit, zu sterben, wenn sie nicht frei bleiben konnten. Denn sie glaubten nicht nur ihren Eltern geboren zu sein, sondern auch ihrem Vaterlande. Das ist aber ein gewaltiger Unterschied. Wer nur seinen Eltern geboren zu sein glaubt, der wartet den Tod ab, den das Schicksal über ihn verhängt hat. Wer aber sein Vaterland den Eltern gleichstellt, der ist entschlossen, zu sterben, um es nicht in Knechtschaft erblicken zu müssen. Schlimmer als der Tod sind für ihn die Schmach und die Vergewaltigungen, die ein übermütiger Sieger über den in Knechtschaft geratenen Staat verhängt. — Nein, ihr tatet nicht unrecht, als ihr für Freiheit und Rettung zu kämpfen bereit wart. Auch eure Vorfahren ehrten nicht nur die in siegreichen Schlachten Gefallenen. Und das war recht. Denn die Pflicht edler Männer haben sie alle erfüllt. Ob glücklich oder unglücklich der Ausgang war, das lag in den Händen der Gottheit."

Nach dem Sieg von Chäronea lag Böotien schutzlos dem Sieger offen. An weiteren Widerstand konnten die Thebaner nicht denken, sie mußten sich in alles fügen, was Philipp ihnen aufzuerlegen für gut fand. Ihr Los war ein hartes: sie mußten die Gefangenen loskaufen, eine Besatzung in die Kadmea aufnehmen, einer von dem Sieger eingesetzten Regierung sich fügen und nach Wiederherstellung der zerstörten Städte Orchomenos, Platää und Thespiä der Vorherrschaft in Böotien entsagen. Mit Thebens staatlicher Selbständigkeit war es für immer vorbei.

Milder wurde Athen behandelt. Hatten schon die Vorgänger Philipps Athen wegen seiner geistigen Bedeutung geehrt und von dort die Männer berufen, die ihrem Volke griechische Bildung bringen sollten, so folgte auch Philipp diesem Beispiel. Auch wußte er, daß manchen Athenern sein Sieg nicht unwillkommen war. Ihm kam es darauf an, sich als echten Griechen zu beweisen und seine Oberherrschaft über ganz Griechenland zu begründen. In Olympia ließ er gleich ein prächtiges Bauwerk errichten, das Philippeion, von dem noch jetzt Reste vorhanden sind. In Korinth wurde auf einem allgemeinen Kongreß ein hellenischer Bund gestiftet, an dessen Spitze Philipp stand. Ihm wurde im Fall eines Krieges der Oberbefehl zu Wasser und zu Lande zuerkannt. Noch nie war Griechenland in diesem Umfang geeinigt gewesen. Nur die Spartaner waren ausgeschlossen. Es war nun zu erwarten, daß ein Krieg gegen Persien folgen werde, zunächst um die Griechenstädte in Kleinasien zu befreien, dann aber auch, um den einstigen Eroberungszug der Perser und die Zerstörung griechischer Städte und Heiligtümer zu rächen. Aber Philipp war es nicht beschieden, diesen Plan auszuführen. Zwei Jahre nach der Schlacht von Chäronea wurde er am Hochzeitsfeste seiner Tochter von einem seiner Leibwächter, der sich beleidigt fühlte, ermordet. —

Philipps plötzlicher Tod hatte eine allgemeine Erregung in Makedonien und Griechenland zur Folge. Aber Alexanders, des jungen Herrschers, energisches

Auftreten und sein plötzliches Erscheinen überall, wo Gefahr drohte, erstickte allen Widerstand im Keime. In einer Versammlung der Amphiktyonen und auf einer Zusammenkunft in Korinth wurde dem jungen König gehuldigt wie einst seinem Vater.

Alexander war im Jahre 356 geboren. Drei Siegesbotschaften soll König Philipp gleichzeitig mit der Nachricht von der Geburt des Sohnes erhalten haben. Auch der Brand des Artemis-Tempels zu Ephesos, den ein ruchloser Mensch namens Herostratos verursacht hatte, um durch diese Missetat eine traurige Berühmtheit zu erlangen — auch dieser Brand des größten Heiligtums im griechischen Kleinasien soll in der Geburtsnacht Alexanders ausgebrochen sein und als drohendes Feuersignal weit nach Asien hineingeleuchtet haben.

Die Erziehung des ungewöhnlich begabten Knaben übertrug Philipp dem größten Gelehrten jener und vielleicht aller Zeiten, dem Philosophen Aristoteles. Philipp soll bald nach der Geburt des Sohnes dem Gelehrten geschrieben haben: „Nicht, daß er geboren ist, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen, wird er unser würdig und der Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen sein.“ Der die Welt dem Gedanken erobert hat, erzog den, der sie mit dem Schwert erobern sollte. Alexander bewahrte dem Lehrer allezeit die tiefste Verehrung: „Meinem Vater“, so pflegte er zu sagen, „verdanke ich nur mein Leben, meinem Lehrer, daß ich würdig lebe.“ Viele Anekdoten wissen davon zu berichten, wie glücklich sich der Knabe Alexander entwickelte, und wie früh sein Streben auf die höchsten Ziele sich richtete. „Mein Vater wird mir nichts mehr zu tun übriglassen“, klagte er einmal bei der Nachricht von neuen, großen Eroberungen, die der König gemacht hatte. Dagegen wollte er trotz seiner anerkannt ungewöhnlichen Schnellfüßigkeit nicht zu Olympia um den Preis sich bewerben, weil er nur mit Königen um die Wette laufen könne, wie er sich ausdrückte. Ein sehr schönes Pferd, Bukephalos, daß keinen Reiter aufsteigen ließ, bändigte er zum Erstaunen seines Vaters und des ganzen Hofes, indem er es gegen die Sonne richtete, so daß es seinen Schatten nicht mehr sah. Er hatte nämlich beobachtet, daß es davor scheute. Das Roß trug ihn später in allen seinen Schlachten. Von allen Büchern war dem jungen Prinzen die Ilias das liebste. Sie bildete, wie überhaupt bei der griechischen Erziehung, auch bei der seinigen die Grundlage. Er führte stets ein Exemplar des Homer bei sich. Sein Vorbild war Achill, aus dessen Geschlecht seine Mutter stammen sollte; wie jener seinen Patroklos, so liebte er den Freund seiner Jugend Hephästion. Während er sich aber mit Wissenschaft und Kunst vertraut machte, verachtete er kleinliche Bestrebungen. So umstanden einst viele Leute einen Mann, der auf weite Entfernung Erbsen durch ein Nadelöhr warf, und gaben ihm Geschenke. Alexander, der auch herangetreten war, kehrte ihm verächtlich den Rücken, indem er seinem Diener befahl, dem Künstler für seinen Zeitvertreib ein Säckchen mit Erbsen zu reichen. Sein Äußeres entsprach seinem Wesen: sein scharfer Gang, sein schwärmerisches, im Zorn erschreckend funkelndes Auge, das zurückfliegende, über der Stirn mähnenartig aufstrebende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundeten den Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Miene, das sanfte Rot, das auf seiner Wange spielte, sein feuchtblickendes Auge, das sinnig zur Linken geneigte Haupt.

Im zweiten Jahr seiner Regierung mußte Alexander einen Feldzug in nördliche Gegenden bis über die Donau hinaus unternehmen, um seine Herrschaft dort

zu sichern. Da verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, er sei im Kampfe gefallen. Sofort griffen die Griechen zu den Waffen, um sich zu befreien. Die Thebaner erhoben sich zuerst. Dafür traf sie die Rache Alexanders am schlimmsten. Die Stadt wurde erobert und zerstört. Nur das Haus, in welchem Pindar gewohnt hatte, wurde verschont. So huldigte Alexander wie sein Vater dem griechischen Geist, und wie dort das eine Haus, so wurde das ganze Athen um der großen Ahnen willen milde behandelt.

Alexander rüstete nun zum Perserkrieg. Mit seiner verhältnismäßig geringen Macht hoffte Alexander das persische Reich zu überwältigen. Er war von solchem Vertrauen erfüllt, daß er seinen Makedonen einen großen Teil der bisherigen Steuern erließ und viele königliche Güter unter die Obersten verteilte. Als ihn daher Perdikkas fragte, was ihm selbst übrigbleibe, antwortete er: „Die Hoffnung!" Sie gründete sich auf die bewährte Tüchtigkeit seines sieggewohnten Heeres; sie rechnete aber auch mit der Verwirrung im persischen Reiche, die gerade jetzt den Höhepunkt erreicht hatte.

Das Perserreich, das Alexander zu erobern unternahm, war wenigstens fünfzigmal so groß wie sein eigenes und muß etwa zwanzigmal so viele Einwohner gezählt haben. Es erstreckte sich vom Hellespont bis zum Fünfstromland Indiens, vom Aralsee bis zu den Katarakten des Nil. Es umfaßte Zonen von äußerster Kälte und von sonnigster Glut, Menschen von allen Rassen, Sprachen, Religionen. Kein Band hielt diese Länder und Menschen zusammen als der Wille des Königs. Das Königtum der Achämeniden ließ nach dem Vorgang des Kyros, des großen Begründers des Reiches, den einzelnen Stämmen die Religion und Gebräuche, die ihnen behagten; es verlangte nur Steuern und Soldaten und gewährleistete dafür auf Tausende von Meilen den Frieden und die Sicherheit von Handel und Wandel. Aber trotzdem mehrten sich die Aufstände und die Versuche einzelner Provinzen, sich selbständig zu machen.

Im Frühjahr 334 führte Alexander sein Heer nach dem Hellespont. Während die Mehrzahl der Truppen unter Parmenions Aufsicht bei Sestos über die Meerstraße setzte, vollzog der König selbst mit dem Rest seinen Übergang gegenüber dem trojanischen Gestade. Auf der Höhe des Hellesponts opferte er dem Poseidon und den Nereïden aus goldener Schale. Dann lenkte er, selbst am Steuer des vordersten Schiffes stehend, zu der Bucht hinüber, die seit den Zeiten Achills und Agamemnons der Hafen der Achäer hieß. Als man dem Ufer sich näherte, schleuderte der König seine Lanze in das Land der Feinde und sprang dann, der erste von allen, in voller Rüstung an den Strand. Hierauf besuchte er die Ruinen Ilions, opferte im Tempel der ilischen Athene, weihte ihr seine Waffen und nahm dafür einen heiligen Schild mit, der im Tempel hing und für den des Achill gegolten haben mag. Vor allem ehrte er das Andenken seines großen Ahnen Achill: er kränzte und salbte des Helden Grab, wie sein Freund Hephästion das des Patroklos. Wettkämpfe aller Art beschlossen die stimmungsvolle Erinnerungsfeier; dann zog das vereinigte Heer ostwärts nach der Propontis.

Hier hatten die Satrapen Vorderasiens ein ansehnliches Heer von 40 000 Mann, zur Hälfte aus persischen Reitern und griechischen Söldnern bestehend, gegen ihn aufgeboten. Sie lagerten am Granikos, einem Flusse, der in nördlicher Richtung der Propontis zuströmt. Anfangs waren die Perser zweifelhaft, ob sie eine offene Schlacht liefern sollten; der kriegserfahrene Memnon erklärte

sich dagegen; er empfahl, ins Innere zurückzuweichen, das Land ringsum zu verwüsten und dem Feind dadurch das Vorrücken zu erschweren, bis die Flotte heran komme, den Krieg nach Hellas hinüberspiele und so Alexander zum Rückzug zwinge. Der Plan war wohlüberlegt, aber die Satrapen verwarfen ihn und erwarteten den Feind in einer günstigen Stellung auf dem rechten, steil abfallenden Ufer des Granikos. Vorne, weithin längs des Flusses, standen die Reiter, hinter ihnen auf hügeligem Boden war das Fußvolk aufgestellt.

Parmenion warnte vor dem Angriff bei vorgeschrittener Tageszeit mit marschmüden Kriegern. Alexander aber fürchtete, durch ein Zögern die Feinde zu ermutigen, das Selbstvertrauen der Seinigen aber zu erschüttern: an der Spitze eines Reitertrupps setzte er selbst allen voran im Angesicht der Feinde durch den Fluß und stürmte die jenseitige Uferhöhe hinan. Es entspann sich ein hitziges Reitertreffen, in dem die Perser zuerst im Vorteil waren, schließlich aber der überlegenen Tüchtigkeit und besseren Bewaffnung der Gegner den Sieg lassen mußten. Alexander, in glänzender Rüstung, den Helm auf beiden Seiten mit weißen, flügelartigen Federn geschmückt, kämpfte im dichtesten Getümmel. Um ihn drängte sich die ganze Gewalt des Kampfes, da die persischen Fürsten nach der Ehre strebten, den König zu fällen. Er geriet auch wirklich in die höchste Lebensgefahr. Ein Schwertstreich hatte ihm den Helm zerschmettert; schon schwebte eine feindliche Streitaxt über dem schutzlosen Haupte des Königs: da trennte des tapferen Klitos sicherer Hieb des Persers Arm vom Rumpfe. Das Beispiel des Königs entflammte die makedonische Ritterschaft zu Taten höchster Tapferkeit; sie durchbrachen endlich die Reiterlinie der Perser. Das feindliche Fußvolk, aus hellenischen Söldnern bestehend, konnte nun nicht mehr hoffen, dem Ansturm der Makedonen erfolgreich zu widerstehen; aber es verkaufte den Sieg so teuer wie möglich und machte dem hellenischen Namen auch im Unterliegen alle Ehre.

Durch diesen ersten Sieg war ganz Kleinasien für den Sieger gewonnen; denn das feindliche Heer löste sich völlig auf, und die Satrapen hatten vorerst keine Mittel, ein anderes zusammenzubringen. Alexander, dessen Verlust unbedeutend war, bewies sich übrigens des Glückes würdig. Er ehrte nicht nur die beim Übergang über den Granikos gefallenen 25 Ritter als erste Opfer des Krieges durch ein Denkmal (vgl. Fußnote zu Abb. 194), das die Meisterhand des Lysippos schuf, sondern er besuchte auch die Verwundeten und sorgte für ihre Pflege. Sogar den Leichen der Barbaren ließ er ein ehrliches Begräbnis bereiten. Von der reichen Beute aber schickte er 300 persische Rüstungen als Weihgeschenk nach Athen, damit sie auf der Burg der angesehensten Hellenenstadt seinen Sieg verkündeten, mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Alexander, Philipps Sohn, und die Hellenen, mit Ausnahme der Lakedämonier, erbeuteten dies von den Barbaren in Asien."

Nach kurzer Rast durchzog Alexander die Provinzen Kleinasiens, um, was der erste Sieg in seine Hand gegeben hatte, auch wirklich in Besitz zu nehmen. Er fand wenig Widerstand. Wie einen Befreier empfingen ihn die meisten griechischen Städte, unter ihnen besonders Ephesos. Nur die wichtige Hafenstadt Milet leistete Gegenwehr, da eine persische Flotte von 400 Segeln in der Nähe war. Doch makedonische Trieren kamen den Persern zuvor und blockierten die Stadt von der Seeseite, während Alexander sie zu Land enger und enger einschloß und zuletzt im Sturm nahm.

Nachdem ganz Kleinasien bis zum Tauros unterworfen war, bezog er in der phrygischen Stadt Gordion die Winterquartiere. Auf der Burg von Gordion zeigte man einen Wagen, an dessen Deichsel das Jochholz durch einen aus Baumbast geschürzten Knoten so kunstreich befestigt war, daß man weder Anfang noch Ende bemerken konnte. Es gab ein Orakel, daß, wer den Knoten löse, Asiens Herrschaft erlangen werde. Alexander ließ sich die Burg und den Wagen zeigen, er hörte



194. Alexander der Große am Granikos.

Bronzestatue aus Herkulaneum.

Wahrscheinlich eine verkleinerte Wiederholung aus jener Gruppe von 25 Reiterstatuen, die Alexander zum Andenken an die Schlacht am Granikos von Lysippos verfertigen und samt seinem eigener Bildnis zu Dion in Makedonien aufstellen ließ. Der König erscheint barhäuptig in Erinnerung an die Lebensgefahr, die er am Granikos bestanden hatte; es blieb seitdem üblich, Herrscher im Schlachtgetümmel ohne Kopfbedeckung darzustellen.

von diesem Orakel und beschloß, es zu erfüllen. Aber umsonst suchte er ein Ende des Bastes, und verlegen betrachteten die Umstehenden sein vergebliches Bemühen. Endlich zog er sein Schwert und durchhieb den „Gordischen Knoten". Das Orakel war, gleichviel wie, erfüllt.

Nachdem er im Frühjahr 333 frisches Kriegsvolk aus Makedonien und Griechenland an sich gezogen hatte und mit den Reiterscharen des Parmenion, die bei Sardes überwintert hatten, wieder zusammengetroffen war, nahm er seinen Marsch über Ankyra nach den Kilikischen Pässen am Nordrande des Tauros. Er erreichte in der Glut eines heißen Sommertages schweiß- und staubbedeckt die Stadt Tarsos, durch die der Kydnos, ein eisiges, von Gletschern gespeistes Bergwasser fließt. Die Klarheit und Frische des Wassers luden zum Baden ein. Alexander, jegliche Vorsicht mißachtend, stürzte sich in die silberhelle Flut, ward aber sogleich ohnmächtig.



195. Die Feldzüge Alexanders des Großen.

Man entriß den König zwar den Wellen, allein sein Zustand war höchst bedenklich; er schwebte tagelang zwischen Tod und Leben. Die Freunde trauerten, das Heer verzweifelte, der Feind war nahe; niemand wußte Rettung. Da bereitete der akarnanische Arzt Philippos einen Trank, womit er dem König augenblicklich zu helfen verhieß. Zu derselben Zeit empfing Alexander von Parmenion einen Brief, der ihn vor dem nämlichen Philippos warnte, weil er vom Perserkönig bestochen sei. Als der Arzt mit dem Getränk erschien, sah der König ihn fest an und erkannte seine Treue. Er überreichte ihm darauf das offene Schreiben, während er zugleich ohne Bedenken den Becher leerte. Er hatte sich in dem Manne nicht getäuscht. Die Arznei bewirkte einen heftigen Schweiß, worauf erquickender Schlaf und bald Genesung erfolgte.

Es war aber auch an der Zeit, daß der königliche Feldherr der Krankheit Meister ward; denn bald darauf lief die Nachricht ein, Dareios selbst habe sich von seinem alten Herrschersitz erhoben und stehe schon mit der ganzen Macht des Reiches in den syrischen Ebenen, um dem weiteren Vordringen des verwegenen Eroberers Einhalt zu tun.

Während des Vormarsches an der Küste entlang erhielt Alexander die Meldung, daß der Perserkönig weiter nördlich das Gebirge überschritten habe und im Rücken des makedonischen Heeres in der Strandebene von Issos, am Küstenflusse Pinaros, lagere. So war es in der Tat. Den Makedonen war der Weg nach der Heimat gesperrt. Aber Alexander war voll freudiger Zuversicht, und sein Vertrauen teilte sich auch bald dem Heere mit. Noch am selben Abend befahl er den Marsch rückwärts und stand schon am nächsten Morgen in der Ebene am Pinaros.

Die Reiterschwärme und Bogenschützen der Perser vermochten den Aufmarsch des makedonischen Heeres aus der Marschkolonne zur Phalanx nicht zu verhindern, und damit war die Schlacht für die Perser verloren, noch ehe sie begann. Denn in der von Bergen umkränzten Ebene, die hier nur 3 bis 4 Kilometer breit ist, konnte der Großkönig seine überlegenen Massen nicht zur Geltung bringen, während Alexander seine Schlachtlinie ebensoweit auszudehnen vermochte wie der Gegner. Nur von den Höhen in ihrer rechten Flanke drohte den Makedonen Umgehung; denn hier standen 20000 Mann, die aber bald nach Eröffnung der Schlacht zum Rückzug in die Berge gezwungen wurden.

Alexander führte den rechten Flügel, der aus der makedonischen Ritterschaft, den Hypaspisten und einem Teil der Linieninfanterie gebildet war. Das asiatische Fußvolk, das ihm hier gegenüberstand, vermochte dem Stoß dieser Kerntruppen nicht stand zu halten; nach kurzem Kampf wandte es sich zur Flucht, in die bald auch die Mitte des persischen Heeres verwickelt wurde.

Hier im Zentrum hielt König Dareios selbst, allen sichtbar, auf einem hohen, mit goldenen Bildern des Bel und Ninus geschmückten Wagen. Sein Purpurgewand war mit Silberstreifen besetzt, sein Mantel glänzte von Goldstickereien, an einem goldenen Gürtel hing der Säbel, der von Edelsteinen funkelte. 16000 sogenannte Verwandte zu Pferd und die Schar der 10000 Unsterblichen schützten seine heilige Person. Aber als die Verwirrung der Schlacht bis in seine Nähe drang, da gab der Großkönig seine Sache verloren und ließ sein Gespann zur Flucht wenden. Damit war die Schlacht für die Perser verloren, obgleich noch Tausende in der Reserve standen, die noch nicht zum Schlagen gekommen waren.



196. Die Alexanderschlacht.

Nach dem in der Casa del Fauno in Pompeji aufgefundenen Mosaikbilde.

Das Mosaik ist vielleicht die Nachbildung eines berühmten Gemäldes, auf dem Philoxenos aus Eretria die Schlacht bei Jssos geschildert hatte. Von links stürmt Alexander barhäuptig gegen den Wagen des Großkönigs heran; ein Anführer, vielleicht des Königs ritterlicher Bruder, wirft sich ihm in den Weg, wird aber von Alexanders Lanze durchbohrt, nachdem schon vorher sein Pferd tödlich getroffen war. Ein anderer Perser ist vom Pferd gesprungen, um es dem König zur Verfügung zu stellen. Der Wagenlenker des Königs treibt die Pferde zu rücksichtsloser Flucht über Tote und Lebende; der König selbst aber hat nur Augen für das grausige Ende seines Getreuen.

Während dessen sah sich Parmenion auf dem linken makedonischen Flügel einem unendlich überlegenen Feinde gegenüber, den er nicht zu werfen, nur aufzuhalten hoffen konnte. Seine thessalischen und peloponnesischen Reiter wichen bereits vor der Übermacht, als im Augenblick der höchsten Not Alexander den Leuten Parmenions Luft machte und auch auf dem linken Flügel den Sieg entschied.

Die Beute im Lager der Perser war geringer, als man erwarten mochte, da Dareios den Haupttroß nach Damaskos geschickt hatte. Aber die Mutter, die Gemahlin und die Kinder des Großkönigs fielen in die Hand des Siegers, der den gefangenen Frauen wie Königinnen aufzuwarten befahl.

Gleich nach der Niederlage schrieb Dareios einen Brief an Alexander, worin er als „König von dem Könige" die Seinigen zurückerbat und dem Sieger Freundschaft und Bündnis antrug. Alexander antwortete: „Dem Sieger gehört nach der Götter Willen das Land. Da ich nun Herr von ganz Asien bin, so komme zu mir. Persönlich bitte um Deine Mutter, Deine Gemahlin und Deine Kinder und um alles, was Du sonst willst, und Du wirst es erhalten. Übrigens, wenn Du zu mir schickst, so schicke als zu dem König von Asien, und schreibe nicht, als ob Du meinesgleichen wärest, sondern sprich zu dem Herrn alles dessen, was Dein war, wenn Du um etwas bittest."

Nach diesem Siege wandte sich Alexander zunächst südwärts zur Eroberung Phöniziens, wo er die Stadt Tyros erst nach siebenmonatiger Belagerung bezwingen konnte, sodann nach Ägypten, wo er den Bewohnern willkommen war. Denn sie waren froh, vom persischen Joche frei zu werden. Dazu kam, daß Alexander sich den Ägyptern angenehm machte durch die Rücksicht, die er ihrer Religion erwies, indem er selbst dem Apis, dem dort göttlich verehrten Stier, opferte. Mit glücklichem Blick erkannte er auf einer schmalen Landzunge westlich von der kanobischen Nilmündung eine Stelle, die zur Anlage eines großen und fast gegen jeden Wind gesicherten Hafens besonders günstig schien. Daselbst erbaute er Alexandreia, die Stadt, die noch heute seinen Namen trägt, und die innerhalb weniger Jahrzehnte zum Mittelpunkt des Welthandels wie zum Mittelpunkt der griechischen Bildung emporblühen sollte und 300 Jahre lang die größte und reichste Stadt der Erde geblieben ist. Von hier unternahm er einen Zug in das innere Lybien nach der Oase und dem berühmten Tempel des Juppiter Ammon. Ein Regen erquickte unterwegs die fast verschmachtenden Krieger, so daß sie die Wanderung durch das Sandmeer fortsetzen konnten, bis sie die Oase erreichten. Sie lag endlich vor ihnen mit ihrem saftigen Grün, ihren schattigen Palmen, die über klaren Quellen und Bächen ihr Laubdach ausbreiteten, und mitten darin der ehrwürdige Tempel mit dem Götterbilde Ammons, das sich besonders durch seinen Widderkopf von den griechischen Darstellungen des Zeus unterschied. Der älteste der Priester empfing den König im Vorhofe des Tempels, hieß das Gefolge zurückbleiben und führte ihn in die Zelle des Gottes. Alexander trat freudigen Antlitzes wieder heraus zu seinen Begleitern, verschwieg jedoch den Inhalt des ihm zuteil gewordenen Orakels. Das Gerücht aber fand Glauben, der Oberpriester habe ihn beim Eintritt in den Tempel als den Sohn des Zeus begrüßt und ihm die Herrschaft über den Erdkreis verheißen. Alexander hatte keine Veranlassung, dem zu widersprechen, denn der Schein göttlicher Abkunft konnte ihm auf seinen ferneren Kriegszügen im Orient nur vorteilhaft sein. Die göttlichen Ehren, die Alexander späterhin für sich in Anspruch nahm, knüpften an diesen Besuch des Ammoniums an.

Dareios hatte inzwischen die Hände nicht in den Schoß gelegt: nach dem mißglückten Versuch, sich mit Alexander zu versöhnen, war ihm nichts anderes übriggeblieben, als ein neues Heer zu sammeln und ein zweites Mal das Glück der Waffen zu versuchen. Alexander hatte ihm reichlich Zeit zu umfassenden Rüstungen gelassen; jetzt aber, im Frühjahr 331, brach er aus Ägypten auf und zog durch Phönizien und Syrien nach Mesopotamien. Die Perser legten dem Vormarsch des Makedonen kein ernstliches Hindernis in den Weg; offenbar wünschte Dareios, ihn möglichst weit ins Innere des Landes zu locken, um im Falle des Sieges ihn vollständig zu vernichten, im Falle der Niederlage sich leicht nach dem iranischen Hochland flüchten zu können. Bei Thapsakos wurde der Euphrat, oberhalb vom alten Ninive der reißende Tigris überschritten; dann erst traf Alexander auf die feindlichen Vorposten.





197. Thrakisches Vierdrachmen-Stück mit dem Kopf des zum Gott erhobenen Alexander.
Der König ist ausgestattet mit dem Ammonshorn und dem Diadem. Auf der Rückseite eine sitzende Athene mit der Nike auf der rechten Hand.

In dem endlosen Flachland bei dem Flecken Gaugamela war die Überflügelung des makedonischen Heeres unvermeidlich: kaum reichte, als die Heere zuerst einander gegenüberstanden, der rechte Flügel Alexanders bis zum Zentrum der Perser. Um einer Umfassung vorzubeugen, bildete Alexander hinter seiner Schlachtlinie ein zweites Treffen, mit der Aufgabe, je nach Bedarf einem Flankenangriff von rechts oder links entgegenzutreten. So begann am Morgen des 30. September 331 die Schlacht, die über den Besitz Asiens entscheiden sollte.

Alexander gewann den Sieg, ähnlich wie bei Issos, durch den Angriff seiner Reiter, die er selbst führte. Der persische König hatte schon während des noch unentschiedenen Kampfes die Flucht ergriffen. Nach dieser entscheidenden Schlacht stand der Weg nach Babylon und Susa offen. Alexander zog zunächst mit dem Kern seiner Truppen nach der Weltstadt Babylon. Er war auf Widerstand, auf eine langwierige Belagerung gefaßt; statt dessen wurde er, wie einst in Ägypten, als Befreier begrüßt. Der Weg war mit Altären und Blumengirlanden geschmückt, die Luft von Weihrauch und Wohlgerüchen erfüllt. Jungfrauen und Kinder in festlichem Schmucke begrüßten den ruhmvollen König und spendeten Kränze und wertvolle Gaben. Die Priester und Beamten empfingen ihn als ihr rechtmäßiges Oberhaupt und geleiteten ihn unter dem Jubel der Menge in die Stadt der Semiramis. Viel gab es hier auch für das verwöhnteste Auge zu bestaunen: der Turm des Baal, die hängenden Gärten, die Paläste der Großen rissen die Hellenen zur Bewunderung hin. Dazu kam der Verkehr in dem unendlichen Häusermeer, auf dem Strom und den Kanälen, das Gewühl der Menschen aus allen Gegenden des Morgenlandes in ihren verschiedenartigen Trachten; dann die lärmenden Gastmähler, köstlichen Weine, aufregenden Tänze — die Soldaten glaubten in eine Zauberwelt versetzt zu sein.

Es war die erste, wahrhaft morgenländische Großstadt, die hier Alexander und seine Truppen sahen: das Vorurteil, daß diese Barbaren nur zu Sklaven-

diensten tauglich seien, mußte angesichts dieser überlegenen Kultur verstummen. Nicht den Orient zu zertreten, sondern orientalisches und hellenisches Wesen zu verschmelzen und zu einem neuen, höhern Leben zu erwecken, das dämmerte jetzt als Ziel in der Seele des Eroberers auf. Er betrachtete sich forthin als den Beherrscher des Morgen- wie des Abendlandes; er suchte die schroffen Gegensätze zu vermitteln und soweit als möglich zu verschmelzen; er bemühte sich, in den Besiegten das Gedächtnis ihrer Niederlage auszulöschen und anderseits die Sieger zu befriedigen, aber ihren Übermut zu zügeln. Die Makedonen begriffen nicht die neuen Grundsätze ihres Königs; sie sahen mit Unmut, wie er im persischen Königsprunk einherschritt, die persischen Großen an seinen Hof zog, ihnen neben den makedonischen Befehlshabern die ansehnlichsten Satrapien übertrug, wie er sich Huldigungen gefallen ließ, die gegen alle vaterländischen Sitten waren. Es entstand zwischen ihnen und dem Herrscher ein Zwiespalt, der sich in Zukunft mehrfach seinen Unternehmungen hinderlich erweisen sollte und nur durch seine gebietende Persönlichkeit niedergehalten wurde. Einen vollen Monat dauerten die Festlichkeiten und Freudengelage in Babylon, dann zog Alexander nach Susa weiter. Auch hier dachte niemand an Widerstand: die Stadt mit der festen Burg ergab sich sogleich, und die hier aufbewahrten Schätze des Großkönigs fielen dem Sieger zur Beute.

Als das Heer nach einem äußerst mühsamen Marsche die rauhen Berge durchschritten hatte, breiteten sich vor ihm die Rosen- und Fruchtgärten des heutigen Schiras aus; und inmitten all der Blütenpracht erhob sich über der offenen Stadt auf künstlicher Plattform die prächtige Königsburg Persepolis. Von der Ebene aus führte zu ihr eine bequeme Riesentreppe empor, auf der viele Reiter gleichzeitig emporjagen konnten. Am oberen Ende der Treppe öffnete ein riesiger Torbau seine Hallen; mächtige Pfeiler mit Reliefs von kolossalen Wundерstieren stützten sein Dach. Innerhalb dieses Prunktores führte eine zweite Treppe zu der höheren Terrasse empor, auf der Xerxes sein stolzes, auf drei Seiten von Säulenhallen umgebenes Haus sich gebaut hatte. Auch Prunksäle des Dareios und Artaxerxes wurden hier gezeigt; vor allem erhob sich hier eine hundertsäulige Halle, von der noch jetzt zahlreiche Säulen stehen.

Hier also befand sich Alexander im geheiligten Mittelpunkt des Perserreiches, an der Stätte, die von allen Völkern Asiens als Ort der Königsweihe und der Huldigungen geehrt wurde, in den Räumen, deren Wandschmuck die Taten dieser Perserkönige in Hunderten von Bildern pries. Der Hellene saß jetzt auf dem Throne desselben Xerxes, dessen frevelnde Hand die Akropolis Athens den Flammen preisgegeben, die Tempel der griechischen Götter und die Gräber ihrer Toten zerstört hatte. Die Zeit schien gekommen, altes Unrecht zu vergelten. Zugleich sollte den Völkern Asiens mit furchtbarem Ernst vor Augen geführt werden, daß die Macht, der sie bisher gehuldigt, abgetan und tot, daß sie für immer ausgetilgt sei. So flog denn die Brandfackel in das Zederngetäfel des Königspalastes. Daß es dem König nicht auf barbarische Verwüstung ankam, sondern auf eine symbolische Tat, bewies er dadurch, daß er selbst den Brand zu löschen befahl, nachdem ein Teil des Palastes in Asche gesunken.

Nach längerer Rast setzte Alexander die Verfolgung des fliehenden Königs fort. Auf dem Marsche kam das Heer durch eine wasserlose Steppe. Als man ihm auf dem Wege durch die Einöde einen Trunk Wassers brachte, goß er die Labung

aus, da er die dürstenden Krieger umherstehen sah. Er wollte keinen Vorzug vor ihnen haben.

Dareios war inzwischen von einem seiner eigenen Satrapen gefangen genommen und getötet worden. Alexander bestrafte die Königsmörder mit dem Tode. Dem toten König ließ er eine ehrenvolle Bestattung zuteil werden.

Am Fuße des Hindukusch hielt der König Winterrast (330). Daselbst gab es mancherlei Veranlassung zur Unzufriedenheit; viele Krieger murrten über die endlosen Kriegszüge, und einer derselben faßte mit mehreren Genossen den tollkühnen Entschluß, seinen Herrn zu ermorden. Die Verschwörung wurde entdeckt und die Frevler bestraft, zugleich aber **Philotas**, der ruhmvolle Befehlshaber der Edelgarde zu Pferde, der Mitwissenschaft beschuldigt. Dieser leugnete nicht, daß ihm von dem verbrecherischen Plane Anzeige gemacht worden sei, versicherte aber, der Angeber sei ihm verächtlich, die Beschuldigung lächerlich erschienen. Philotas war ein stolzer Mann; er hatte viele Feinde, und Alexander selbst verzieh es ihm nicht, daß er die Taten des Königs gelegentlich herabzusetzen wagte. Zunächst wurden die Generale zu einem geheimen Kriegsrate berufen, dann das Heer zum Gericht versammelt, und da der König selbst als Kläger auftrat, sprachen beide das Schuldig aus. Philotas, der in den Schlachten so oft unerschrocken den feindlichen Waffen Trotz geboten hatte, blieb auch auf der Folter und im Tode standhaft. Daß der König ihn, den tapferen Waffengefährten, diesem Schicksal überlieferte, beweist, wie sehr die orientalische Denkweise allmählich seine Natur durchdrungen hatte. Noch dunkler und ein unvertilgbarer Flecken auf seinem Ehrenschild ist sein Verfahren gegen die Anverwandten des hingeopferten Mannes, vornehmlich gegen den greisen **Parmenion**. Er, der ruhmvolle, allgemein verehrte Vater des Philotas, konnte als Rächer seines Sohnes leicht gefährlich werden. Unter seinem Befehl standen die reichen Schätze von Ekbatana und ein ansehnlicher Heeresteil. Mit Kriegsgericht, Folter und Beil konnte man nicht gegen ihn vorgehen. Man entsandte daher einen ihm sonst vertrauten Mann mit königlichen Briefen an ihn. Während der Greis dieselben las, wurde er meuchlerisch durchbohrt. Man hat dies Verfahren zu rechtfertigen versucht, aber vergeblich. Daß der verdienteste General des makedonischen Heeres ohne Verhör durch Mörder fiel, die sein eigener König gesendet, bleibt ewig bedauerlich.

Immer deutlicher trat jetzt Alexander mit seinem Plane hervor, die griechisch-europäische Welt mit der persisch-asiatischen zu verbinden. Wie jene durch das Gold der Barbaren bereichert wurde, so sollte diese durch hellenische Kultur und Wissenschaft gehoben werden. Seine Makedonen sollten sich nicht mehr als unterjochende Eroberer betrachten, noch sollten die Perser unter der Knechtschaft schmachten, sondern beide Stämme wollte er gleichmäßig mit den Segnungen beglückender Gesetze umschließen. Darum beschenkte er zwar seine Krieger reichlich und überhäufte seine Feldherren mit Ehren und Reichtümern, doch berief er mit Vorliebe talentvolle Eingeborene an seinen Hof und zu Beamtenstellen. Seine Person umgab er mit der ganzen Majestät des persischen Königtums.

War schon dieses morgenländische Zeremoniell den Makedonen ein Dorn im Auge, so verdroß sie vollends, daß ihr König auch teilweise persische Kleidung annahm. Das Unerträglichste aber war ihnen, daß er von allen, Hellenen wie Orientalen, jene tiefe Verbeugung beanspruchte, die den persischen Königen gegenüber gebräuchlich war, zu der aber eine freie Griechenseele sich nie und nimmer

bequemen konnte. Die Entfremdung zwischen dem König und seinem makedonischen Adel nahm durch diese Anwandlungen von orientalischer Despotenlaune von Jahr zu Jahr zu. Gar kein Verständnis hatten die Makedonen für Alexanders Politik der Versöhnung; sie sträubten sich dagegen, daß sie als Sieger sich mit den Besiegten in die Beute teilen sollten; sie hatten gehofft, Alexander werde sich an den Rat seines Lehrers Aristoteles halten, der ihm geraten hatte, „den Hellenen ein Führer zu sein, den Barbaren ein Herr; den Hellenen wie Stammesgenossen und Freunden zu begegnen, den Barbaren, als ob sie Tiere oder Pflanzen wären".

Der schnelle Sieg über das größte Reich der Welt hatte Alexanders Selbstgefühl krankhaft gesteigert. Wurde es verletzt, so wallte sein Zorn unbändig auf. Das geschah unter anderem bei einem Gastmahl: Klitos, der am Granikos des Königs Leben gerettet hatte, wurde durch die übertriebenen Lobsprüche, womit einige Schmeichler dem König huldigen zu müssen glaubten, zum Widerspruch gereizt. Er wollte nicht gelten lassen, daß man den König mit den Dioskuren und mit Herakles vergleiche: Alexander könne schon deswegen kein Gott sein, weil die Götter alles allein täten, während Alexander seine Siege durch die Makedonen erfochten habe. Als er schließlich auch sein eigenes Verdienst um des Königs Leben ungebührlich pries, da geriet Alexander in begreifliche Erregung. Klitos wird von den Freunden entfernt. Aber der vom Wein erhitzte General dringt aufs neue in den Saal; er schreit dem König ein Wort des Euripides entgegen von Fürsten, „die das Volk verachten und doch selbst nichts sind". Da entreißt Alexander einer der Wachen den Speer und schleudert ihn nach dem Vermessenen. Nur zu gut wußte er zu treffen. Klitos sank tot zu Boden. Entsetzen erfaßte alle Anwesenden, am meisten den königlichen Mörder selbst. Er wollte im ersten Schmerz die tödliche Waffe gegen sein eigenes Leben richten, und als man ihn am Selbstmord hinderte, verweigerte er drei Tage lang jegliche Nahrung. Er hat eine ähnliche Tat nie wieder begangen.

Kam es Alexander nur darauf an, das Perserreich in dem Umfang, den es unter Dareios hatte, in seine Gewalt zu bringen, so konnte er am Hindukusch halt machen. Aber er strebte weiter. Mancherlei mag ihn bewogen haben, auch noch nach Indien, dem Land der Märchen und Wunder, vorzudringen. Er hatte viel Sinn für Romantik; aber das allein kann es nicht gewesen sein. Möglicherweise hoffte er, bald ans Meer zu kommen und an diesem eine bessere Ostgrenze seines Reiches zu erlangen, als der Hindukusch sie bot.

Im Jahre 326 gelangte Alexander mit seinem Heer an den Indos und über den Indos in das Gebiet des Taxiles, eines befreundeten Fürsten, der das Jahr zuvor persönlich zu Alexander gekommen war und durch seine verlockenden Schilderungen nicht wenig dazu beigetragen hatte, den König zu dem indischen Feldzug zu bestimmen. Unter seiner Führung ging es weiter zum Hydaspes, einem durch Regengüsse angeschwollenen Nebenfluß des Indos. Auf der anderen Seite desselben stand der kriegerische König Poros mit einem beträchtlichen Heere, dessen besondere Stärke 300 Elefanten ausmachten. Ihm gegenüber schlägt Alexander ein Lager auf und erweckt durch Scheinbewegungen den Eindruck, als ob er hier den Angriff beabsichtige und nur das Ende der Regenzeit abwarte. Statt dessen marschiert er mit einem Teil des Heeres 30 km stromaufwärts, läßt in stürmischer Nacht unter dem Rollen des Donners mitgebrachte Boote und Flöße herrichten und bewerkstelligt am Morgen den Übergang. Zu spät eilt die Vorhut des indischen

Heeres, geführt vom Sohne des Poros, herbei; sie wird mit großem Verlust auf die Hauptmacht zurückgeworfen. Diese rückt sofort heran und ordnet sich zum Angriff. Bald entspinnt sich eine Schlacht, die letzte große Schlacht Alexanders und nicht seine leichteste: es bedurfte der ganzen Feldherrnkunst des Königs und der ganzen Tüchtigkeit seiner Truppen, um schließlich zu siegen. Im Zentrum stellt Poros in Abständen von je 50 Schritt seine Elefanten auf, dahinter das Fußvolk, auf beiden Flügeln die Reiter. Alexander greift die Reiterei des indischen linken Flügels mit Ungestüm an und wirft sie zurück. Aber jetzt brechen die Elefanten vernichtend unter sein Fußvolk. Acht Stunden währt der entsetzliche Kampf; ganze Reihen werden von den Riesentieren niedergetreten: allein die Phalangen sammeln sich von neuem, schließen ihre Glieder und gehen mit gefällten Lanzen den Elefanten zu Leibe. Viele von den gewaltigen Tieren werden verwundet, mehrere erlegt. Darauf entscheidet ein zweiter Angriff der Reiterei die Schlacht, obgleich die Inder, auch nachdem ihre Ordnung aufgelöst, sich noch geraume Zeit zur Wehr setzen. Nicht so leicht wie einst Dareios gibt König Poros, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, die Schlacht verloren. Als sie nicht mehr zu gewinnen war, sucht er selbst den Tod, den zwei seiner Söhne bereits gefunden haben. Erst als eine Wunde ihn kampfunfähig machte, ließ er seinen Elefanten wenden, um nicht lebend dem Feind in die Hände zu fallen. Aber vom Blutverlust ermattet, wurde er eingeholt und gefangen vor Alexander gebracht. Als ihn dieser fragte, wie er behandelt zu werden erwarte, antwortete er unerschrocken: „Königlich". Dies Wort war nicht vergeblich gesprochen; der Sieger setzte seinen stolzen Gefangenen alsbald in seine königliche Herrschaft wieder ein, die er sogar noch beträchtlich erweiterte.

Während einer langen Rast, die Alexander seinem siegreichen Heer gönnte, erbaute er am Hydaspes zwei Städte; die eine, an der Stelle, wo Poros besiegt worden war, nannte er Nikäa (Siegburg), die andere Bukephala, zur Erinnerung an sein Streitroß, das hier verendete. Darauf ging der Zug weiter im Fünfstromland (Pendschab) bis an den Hyphasis. Hier erhielt man Kunde von den Reichen der Hindus am Ganges und weiter südlich, von ihrer Kriegsmacht, von den ungeheuren Werken, die sie aufgeführt, sowie von der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung, die unter ihnen verbreitet war.

Alexander wünschte gewiß sehnlich, in diese neue Welt, die in unbestimmten Umrissen vor ihm lag, tiefer einzudringen; allein er mußte sich wohl selbst sagen, daß es nun des Eroberns genug sei. Auch die Stimmung des Heeres war entschieden gegen weitere Verfolgung uferloser Pläne: die Soldaten verlangten nach einem Ruhepunkt auf der unendlichen Wanderung, nach friedlichem Genuß der erworbenen Güter. Als nun auch noch die Opfer, durch die er den Willen der Götter erforschen ließ, ungünstig ausfielen, entschloß er sich zur Umkehr. Allgemeiner Jubel und Beweise von Dankbarkeit zeigten ihm, wie sehr der Wunsch und Wille der Mannschaft mit dem Wink der Götter übereinstimmte.

Sein Eroberungszug war ja zugleich eine Entdeckungsfahrt. Als die Küste erreicht war, ließ er sogar eine Abteilung unter Nearchos zur See die Küste entlang westwärts fahren, um die Mündung des Euphrat und Tigris aufzusuchen und so den Seeweg von Indien nach Mesopotamien zu erschließen. Auf diese Art hoffte Alexander seine indischen Besitzungen mit der Hauptmasse seines Reiches in dauernden Zusammenhang zu bringen (vgl. Abb. 195).

Alexander selbst wendete sich seinem Plane gemäß mit dem Heer nach den Wüsten Gedrosiens. Schwerlich besaß er von den Schwierigkeiten eines solchen Wüstenmarsches eine richtige Vorstellung; als er sie in ihrem vollen Umfange überblickte, war es zu spät, um rückwärts zu gehen. Bald führte der Weg im glühenden Sonnenbrand durch heiße, wasserlose Sandsteppen ohne Baum und Strauch, wo der Durst Tausende hinraffte; bald schwoll ein unbedeutender Bach durch Regengüsse im Gebirge zu einem verheerenden Strom an, der Menschen und Tiere mit sich riß; bald gesellte sich zu anderen Plagen der Hunger und veranlaßte Krankheiten, denen wiederum Tausende erlagen.

Alexander ertrug alle Beschwerden mit seinen Kriegern, aß von ihrem elenden Brote und litt mit ihnen brennenden Durst. Er wollte es in nichts besser haben als seine Leute. Endlich nach einem sechzigtägigen Marsche und nach dem Verlust von drei Vierteln des Heeres erreichte er die Stadt Pura in einer fruchtbaren Oase und damit das Ende der Beschwerden. Bald darauf traf er mit Nearchos wieder zusammen, der nach einer an Gefahren und Entbehrungen überreichen Fahrt unfern vom Eingang in den Persischen Meerbusen gelandet war. Von nun an glich der weitere Marsch einem glänzenden Siegeszuge. Feste folgten auf Feste; den Göttern wurden herrliche Dankopfer dargebracht, musische und gymnische Spiele zu ihren Ehren gefeiert; bei frohen Gelagen ging nach makedonischer Sitte der Becher fleißig um; das Köstlichste, was Asien an Weinen und Speisen bieten konnte, war im Überfluß vorhanden, alle zu laben.

Als das Heer nach Susa kam, wurde ein Hochzeitsfest gefeiert (324), wie es die Welt kein zweites Mal erlebt hat. Alexander selbst verband sich mit Stateira, der älteren Tochter des Dareios, und gleichzeitig sein Freund Hephästion mit der jüngeren, Drypetis. Außerdem schlossen an achtzig seiner makedonischen Obersten eine gleiche Verbindung mit angesehenen Perserinnen, und gegen 10000 geringere Krieger, angelockt durch die den Bräuten vom König ausgesetzte Mitgift, folgten ihrem Beispiel: so wurde gleichsam Europa mit Asien vermählt.

Hier in Susa führte Alexander seinem Heere 30000 Asiaten zu, die er seit Jahren in der Kriegsweise seiner Makedonen hatte ausbilden lassen. Selbst in die vornehmste Schwadron nahm er verdiente Orientalen auf und machte einen baktrischen Fürsten zu ihrem Obersten. Mit Unwillen sahen das die Veteranen, und bei einer Truppenschau, die im Sommer 324 zu Opis am unteren Tigris abgehalten wurde, kam es darüber zu offener Empörung.

Alexander verkündete hier, daß er die 10000 ältesten Soldaten reich beschenkt in die Heimat entlassen wolle. Er hatte geglaubt, einen besonders willkommenen Gnadenakt damit zu vollziehen. Die Veteranen aber dachten nur an die verhaßten Asiaten, die an ihre Stelle treten könnten; sie schrien laut, er möge nur alle entlassen und mit den Barbaren und seinem Vater Ammon zu Felde ziehen. Wütend sprang der König mitten unter die tobende Menge, packte mit eigener Hand einen der ärgsten Schreier, wies seine Garde auf diesen und jenen hin und ließ dreizehn sofort zum Tode abführen. Der persönliche Mut des einen gewaltigen Mannes bändigte die Menge: schweigend hörten sie seine zornige Rede an. „Eure Väter", rief er, „waren ein elendes Volk, in Tierfelle gekleidet, verachtet. Mein Vater hat sie zu Ehren gebracht. Ich selbst habe euch nach Asien geführt, mit Siegen und Reichtümern überhäuft, habe euch Königreiche unterworfen, daß ihr eure Häupter über alle Völker der Erde erheben könnt. Ich habe mit euch Gefahren

und Wunden geteilt. Nun aber wollt ihr mich zum Danke dafür verlassen und dem Schutze der bezwungenen Nationen übergeben! Wohlan, meldet diese rühmliche Tat in der Heimat: es wird euch bei Göttern und Menschen Ruhm bringen. Geht!"

Nach diesen Worten verließ er hastigen Schrittes die Tribüne und zog sich in das Königsschloß von Opis zurück. Er wollte niemand sehen, niemand sprechen. Am dritten Tage berief er die Perser und Meder und teilte sie nach makedonischer Weise in Phalangen und Schwadronen ein. Den Makedonen aber befahl er, das Lager zu räumen und zu gehen, wohin sie wollten. Verzweiflung bemächtigte sich hierauf der Veteranen; reumütig umringten sie das Schloß, versprachen Gehorsam und Auslieferung der Rädelsführer, und als Alexander endlich unter sie trat, baten sie nur, er möge nicht Barbaren, sondern bloß Männer aus der Heimat unter die Zahl der königlichen „Verwandten und Freunde" aufnehmen. Da rief er gerührt aus: „Ihr seid alle meine Verwandten und trauten Genossen!" und umarmte die Zunächststehenden; und es küßte ihn von den Makedonen, wer da wollte.

Ein großes Fest bekräftigte die Versöhnung. Es war ein Fest der Verbrüderung der Nationen; denn 9000 Makedonen und Perser speisten gemeinsam mit ihrem König und füllten aus denselben Mischkrügen ihre Becher. Des Königs Wille hatte gesiegt. Die 10000 Veteranen wurden entlassen. Jeder von ihnen erhielt den rückständigen Sold sowie den für die nächste Zeit bis zur Ankunft im Vaterlande, und weiter ein Talent Goldes, eine Ehrenkrone und Zusicherung des Vorsitzes bei öffentlichen Festen. Auch wurde den Kindern der in den Feldzügen gefallenen Krieger der Fortbezug des Soldes ihrer Väter zugesagt.

Alexander hatte nach der Rückkehr aus Indien die Zügel der Regierung wieder fest in die Hand genommen; und es war gut, daß er es tat. Denn allenthalben hatten sich gewalttätige Beamte Übergriffe gestattet, und die Bedrückung des Volkes war vielfach unerträglich geworden. Dem wurde alsbald mit Strenge und Gerechtigkeit gesteuert: der große Eroberer hatte auch die Gaben eines großen Staatsmanns.

An größere Eroberungen dachte Alexander jetzt nicht mehr; nur nach besserer Abrundung und festerem Zusammenschluß seines weiten Reiches trachtete er. In diesem Sinn mußte ihm Arabien ein unentbehrlicher Besitz erscheinen, denn alle Handelswege vom Nil nach dem Euphrat und Indos führten über oder um diese Halbinsel. Der Erwerbung Arabiens galten denn auch die kriegerischen Rüstungen, die er in der letzten Zeit seines Lebens betrieb. Im übrigen widmete er sich ganz der friedlichen Ausgestaltung seines Weltreiches. Er kannte die Mängel, an denen das Perserreich zugrunde gegangen war, und er gedachte sie zu beseitigen. Eine wohlgeordnete Verwaltung zu schaffen, die den Bedürfnissen der so unendlich verschiedenen Reichsgebiete besser als vordem gerecht würde, war sein oberstes Bemühen. Eifrig war er ferner darauf aus, alle Teile des Reiches durch ein Netz von Handelsstraßen zusammenzufassen. An die 70 Alexander-Städte hat er auf seinen Kriegszügen ins Leben gerufen, und nicht wenige davon sind wichtige Stützpunkte für Handel und Wandel geworden.

Aber nicht nur gemeinsame Handelsinteressen sollten die so verschieden gearteten Reichsteile zusammenhalten; eine höhere Einheit gedachte Alexander ihnen zu verleihen, indem er einer einheitlichen Kultur allenthalben zum Sieg verhalf.

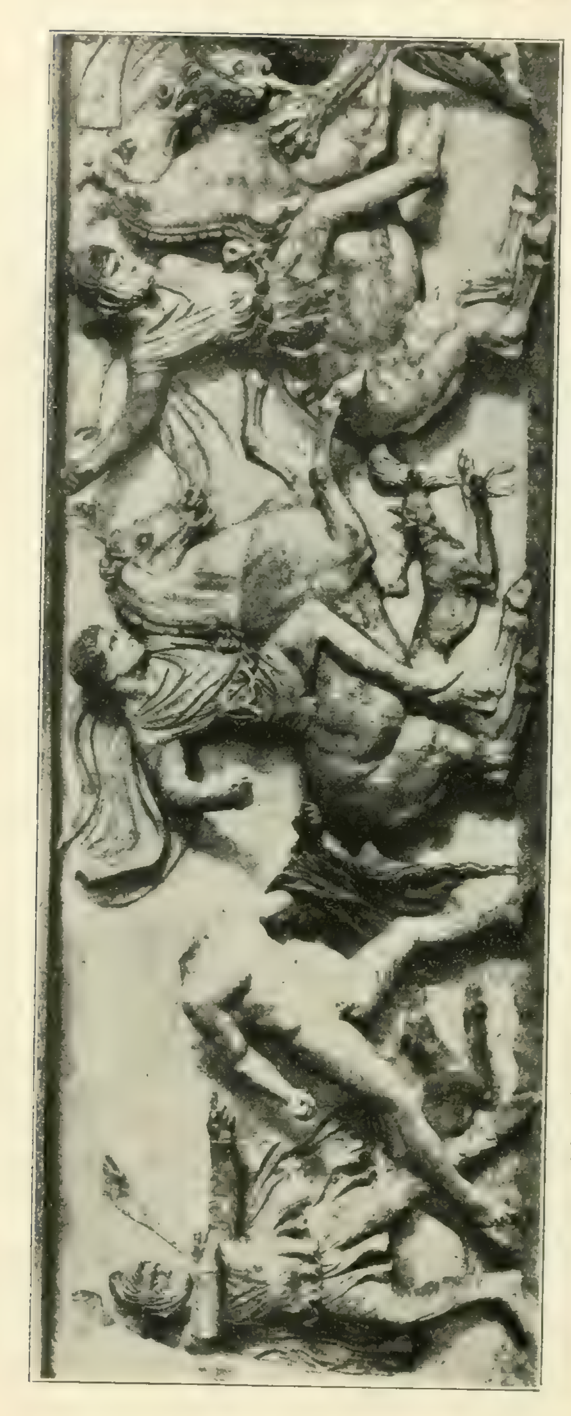
Daß diese Kultur nur die hellenische sein konnte, verstand sich für ihn von selbst. In der Ausbreitung dieser griechischen Bildung und Gesittung über die weiten Räume des Orients besteht die eigentlich welthistorische Bedeutung Alexanders. Man nennt diese Neugestaltung der hellenischen Kultur den Hellenismus, die Kultursitze, in denen sie hauptsächlich gepflegt wurde, die hellenistischen, und die drei nächsten Jahrhunderte, die den von Alexander angebahnten Sieg der griechischen Gesittung über die des Morgenlandes sich immer mehr vollziehen sahen, das hellenistische Zeitalter.



198. Der sogenannte Alexander-Sarkophag,
aufgefunden im Jahre 1887 in Sidon, jetzt in Konstantinopel. Das Relief an der Langseite stellt eine Schlacht zwischen Makedonen und Persern dar: ganz links Alexander, ganz rechts Parmenion. Der Sarkophag hat reiche Bemalung, die noch heute sichtbar ist.

Alexander selbst hat nur die glänzenden Anfänge dieser Entwicklung erlebt: der Tod überraschte den König, als er im besten Wirken war. Eine Vorahnung des eigenen Sterbens kam über ihn beim plötzlichen Tod seines geliebten Hephästion. Drei Tage saß der König stumm und für die Außenwelt teilnahmslos bei der Leiche des treuen Gefährten; dann widmete er sich wieder, obgleich mit verdüstertem Gemüt, den Geschäften.

Zu Anfang des folgenden Jahres (323) zog Alexander nach Babylon, der neuen Welthauptstadt, wo viele Gesandte fremder Länder dem großen Herrscher ihre Huldigung darbrachten; selbst aus Karthago und Spanien, ja vielleicht auch aus Rom waren Sendboten erschienen; allen Völkern, die sich um die Dinge der Welt kümmerten, mußte ja der jugendliche Welteroberer ein Gegenstand staunender Neugier sein.



199. Alexander der Große auf der Löwenjagd. Fries des sogenannten Alexander-Sarkophags (vgl. Abb. 198).

Auch aus Griechenland kamen damals Boten nach Babylon. Alexander hatte von den Griechen verlangt, daß sie seine Göttlichkeit anerkennen sollten, und die Griechen erklärten sich dazu bereit; sogar die Spartaner gaben die lakonische Erklärung ab: „Wenn Alexander ein Gott sein will, so sei er es."

Indessen war dem Könige mehr an seinen Unternehmungen gelegen, als an solchen Gesandtschaften. Er besichtigte die Arbeiten an dem neuen Hafen, den er anlegen ließ, musterte die für Arabien bestimmten Schiffe, durchschritt Tag für Tag die Kanalbauten in den Niederungen, wo einen großen Teil des Jahres Fieberluft wehte. Vielleicht legte er hier den Grund zu seiner letzten, tödlichen Krankheit.

Schon war die Flotte gerüstet, schon Nearchos an Bord, um nach Arabien zu fahren; drei Schiffe waren schon auf Kundschaft ausgesendet; da erkrankte der König. Alexander ließ sich in die königlichen Gärten jenseits des Euphrat bringen; mit schwindenden Kräften suchte er hier getreulich die Pflichten des Herrscherberufs

zu erfüllen, soweit die immer sich erneuernden Fieberanfälle es gestatten wollten. Aber sein Zustand war hoffnungslos. Es folgten noch qualvolle Tage, während deren die Aufregung des Heeres beständig wuchs. Die Veteranen erzwangen sich den Zutritt zu dem Gemach des Sterbenden; einer nach dem andern schritt tiefbewegt am Lager des Königs vorüber und ergriff noch einmal die sterbensmatte Hand des geliebten Herrschers. Einen stummen Abschiedsgruß winkte Alexander einem jeden zu: es war die letzte Äußerung seines schwindenden Bewußtseins. Am Abend des folgenden Tages, nach unserer Zeitrechnung am 13. Juni 323, hauchte der König seine große Seele aus.

Alexander ist trotz seiner Leidenschaftlichkeit, deren Ausbrüche er oft bitter bereute, die glänzendste Persönlichkeit, die Hellas hervorgebracht hat. Er verband ein fast kindliches Vertrauen mit männlicher Tatkraft, scharfe Überlegung mit ungemeiner Schnelligkeit des Handelns, vollendete geistige Bildung mit entschiedener Vorliebe für das Kriegsleben und die Aufgaben der Verwaltung; in dieser Vielseitigkeit ist er einzig, und das nicht nur in Griechenland. Am Glanz dieses Heldenlebens mit seiner hochfliegenden Begeisterung und seinen märchenhaft kühnen Waffentaten hat sich seitdem die ganze Nachwelt gelabt; und so lange es auf Erden eine Jugend gibt, die für Menschengröße warm empfindet, wird sie dem gottbegnadeten Heldenjüngling ihre Bewunderung nicht versagen.

Die Zeit des Hellenismus.

Nach Alexanders Tod scheiterten alle Versuche, die Einheit des gewaltigen Weltreiches aufrechtzuerhalten. Zwar die Aufstände in Griechenland gegen die makedonische Herrschaft waren erfolglos. Demosthenes flüchtete, nachdem die Athener besiegt waren und ihre Stadt eine makedonische Besatzung bekommen hatte, auf die Insel Kalauria an der Küste von Argos. Als er auch dort von den Verfolgern entdeckt wurde, begab er sich in den Tempel des Poseidon, und als auch dieser umstellt wurde, tötete er sich selbst durch Gift. Er wollte die Freiheit nicht überleben.

Die Nachfolger Alexanders, die „Diadochen", führten nun 40 Jahre lang Bürgerkriege miteinander. Gewaltige Persönlichkeiten — zum Teil waren sie aus der Schule Alexanders hervorgegangen — treten in dieser Zeit auf und erfüllen die Welt mit dem Ruhm ihres Namens. Aber immer wieder toben heftige Kämpfe, und grausige Mordtaten sind an der Tagesordnung. Dennoch verbreitet sich die griechische Kultur in den östlichen Ländern, wie Alexander es gewollt und angebahnt hatte. Zuletzt sind es drei mächtige Königreiche, die sich aus dem Weltreich Alexanders heraus entwickelt haben. Zunächst Makedonien mit Griechenland unter dem Herrschergeschlecht der Antigoniden mit der wichtigen Hafenstadt Therma, die Kassander, einer der Diadochen, nach seiner Gemahlin, der Schwester Alexanders des Großen, Thessalonike nannte und die jetzt Saloniki heißt. Die größte Ausdehnung gewann das Seleukidenreich in Syrien, wo Antiochia eine glänzende griechische Stadt wurde. Ein großer Teil von Kleinasien bis an die indische Grenze war dem Herrschergeschlecht der Seleukiden untertänig. Ihre umfangreiche kolonisatorische Tätigkeit trug viel zur Hellenisierung des Orients bei. Ägypten war unter den Ptolemäern ebenfalls ein hellenischer Staat, wenn auch die griechische Bevölkerung nicht zahlreich war. Hier war Alexander in Alexandria, seiner stolzesten Gründung, beigesetzt. Hier blühte griechische Kunst und besonders die Wissenschaft, die durch die große Bibliothek

gefördert wurde und durch eine ganze Reihe bedeutender Männer, die von den Ptolemäern mit der Ordnung und Verwaltung der Bibliothek betraut wurden. Diese Männer sahen ihre Aufgabe darin, die großen Werke der griechischen Schriftsteller von Homer bis auf ihre Gegenwart vor dem Untergang zu retten, auch in guten Ausgaben den echten ursprünglichen Text nach Möglichkeit herzustellen und die Geschichte ihrer Entstehung zu erforschen. Hier in Alexandria ist die Wissenschaft der Philologie begründet worden. Wie eifrig die Ptolemäer Bücher für ihre Bibliothek sammelten, lernen wir aus ihrem Verhalten den Athenern gegenüber. Sie entliehen von ihnen das in Athen aufbewahrte Staatsexemplar der drei großen Tragiker, um in Alexandria Abschriften der Texte machen zu lassen. Als Sicherheit für die Rückgabe hinterlegten sie in Athen eine große Geldsumme. Als aber die Abschrift gemacht war, wurde nur diese zurückgeschickt. Das Original blieb in Alexandria. Die schwachen Athener mußten sich das von dem mächtigen Könige gefallen lassen und sich mit der verfallenen Pfandsumme begnügen.

Von den kleineren Staaten der hellenischen Zeit verdient **Pergamon** besondere Beachtung, zumal neuerdings durch deutsche Ausgrabungen diese Stätte mit ihren reichen Kunstschätzen genauer bekannt geworden ist. Der Insel Lesbos gegenüber, drei Meilen von der Küste erhob sich die Burg von Pergamon aus der Ebene des Kaikos. Das Königsgeschlecht der **Attaliden** gründete hier gewissermaßen ein neues Athen mit einer neuen Akropolis. Sie schützten die griechische Kultur vor keltischen Barbarenhorden, die ihre Nachbarn geworden waren, und fühlten sich nach Besiegung dieser Galater den Helden von Marathon ebenbürtig. Zum Zeugnis dafür sandte Attalus I. Weihgeschenke nach Athen, die auf der Akropolis aufgestellt werden sollten. Diese stellten die Gigantenkämpfe der Götter, die Perserkriege der Griechen und die neuen Kriegstaten der Pergamener als verschiedene Stadien desselben großen Kampfes zwischen echter Kultur und barbarischer Roheit dar (vgl. Abb. 125). Des Attalus Sohn Eumenes baute nach neuen Siegen in demselben Sinn den mächtigen Zeusaltar mit der Darstellung der Kämpfe zwischen Göttern und Giganten (s. die Abb. 205 u. 206). Durch die Bemühungen des Architekten Karl Humann und des Archäologen Alexander Conze sind die Reste dieses großartigen Werkes 1878 nach Berlin gekommen.

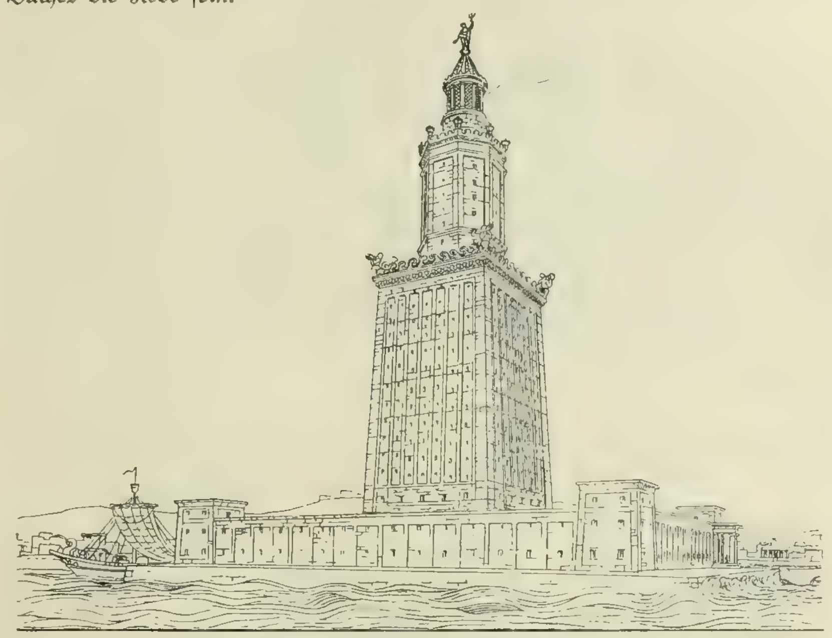
Auch für die Wissenschaft waren die Attaliden tätig. Auch sie gründeten eine Bibliothek, die mit der alexandrianischen wetteifern konnte. In Alexandria hatte man zwar durch die dort wachsende Papyrusstaude ein treffliches Material für die Herstellung der Bücher, und die Ptolemäer hinderten die Ausfuhr dieses wertvollen Produktes. Da haben die Pergamener aus der Not eine Tugend gemacht und dauerhafteres Schreibmaterial aus Tierhäuten hergestellt. Noch jetzt erinnert uns die Bezeichnung „Pergament" an jene kunstvolle Buchherstellung in Pergamon.

Nach 150jähriger Herrlichkeit ging das Reich der Pergamener zugrunde. Die Römer hatten ihr Weltreich gegründet. Sie veranlaßten den letzten Attaliden, einen schwachen Herrscher, ihnen sein Reich zu vermachen! Nun wurde es eine römische Provinz, und die Hauptstadt blieb nicht Pergamon, sondern wurde Ephesus. Pergamon wurde nach römischer Weise eines Teils seiner Kunstschätze beraubt. Aus Horaz erfahren wir, daß zu seiner Zeit manch römischer Große mit Werken aus der Erbschaft des Attalus prunkte.

Dies Schicksal der blühenden Stadt ist typisch für ganz Griechenland. Was im einzelnen noch zu berichten wäre, ist mit der römischen Geschichte auf das engste verflochten. Aber wenn auch die ganze griechische Welt eine Beute der Römer wurde, dennoch waren auf geistigem Gebiet die Römer die Besiegten. Dies bezeugt selbst Horaz in den berühmten Versen:

> Hellas, das wir besiegt, es besiegte den roheren Sieger,
> Brachte die Künste dem bäurischen Volk auf Latiums Fluren.

Wir pflegen die letzte Kulturperiode der alten Griechen die alexandrinische oder die hellenistische zu nennen. Von ihr soll in dem letzten Abschnitt unseres Buches die Rede sein.



200. Der Pharos von Alexandria.

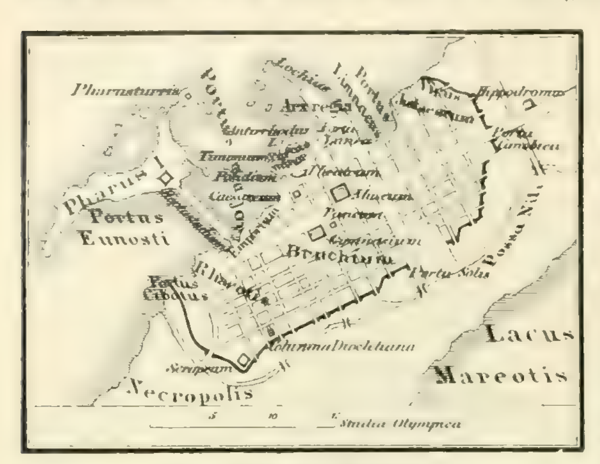
Rekonstruiert von August und Hermann Thiersch.

Die Höhe des Turmes betrug etwas über 100 Meter. Er baute sich in drei Stockwerken auf, von denen das unterste quadratischen, das zweite achteckigen Grundriß zeigte, während das oberste zylinderförmig war. Im Untergeschoß des Turmes war eine geräumige Zisterne, die von der Stadt her durch eine eigene Leitung gespeist wurde. Eine bequeme Rampe führte im Innern in die Höhe. Der Luftschacht, der inmitten dieser Rampe durch die ganze Höhe des Turmes ausgespart blieb, diente als Aufzug für das Öl und Pech, das nachts auf der Höhe des Turmes verbrannt wurde. Auch ein großer Hohlspiegel stand dort oben, der nahende Schiffe schon in weiter Ferne erspähte und meldete. An den oberen Ecken des quadratischen Stockwerks saßen vier mächtige Tritonen, die auf Muschelhörnern bliesen. Im übrigen war dieser Nutzbau ziemlich schmucklos. Sostratos aus Knidos war der geniale Erbauer. Sein Werk wurde, nachdem es 1½ Jahrtausende der Menschheit gedient hatte, durch ein Erdbeben im Jahre 1326 völlig zerstört; doch lebt seine Form in zahlreichen türkischen Minarets weiter, die nach seinem Muster erbaut sind.

Die Kultur der letzten Periode.

Der Baukunst stellten die Herrscher der Diadochenzeit große, lohnende Aufgaben. An Mitteln zum Bauen gebrach es nicht; solche Reichtümer, wie sie jetzt in Alexandria, Antiochia oder auch in Pergamon zusammenströmten, hatten den

Bauherren älterer Zeit kaum je zur Verfügung gestanden. Ein Merkmal der altgriechischen Architektur war die verhältnismäßig geringe Ausdehnung ihrer Bauten gewesen; das wird jetzt anders. Die Weiträumigkeit orientalischer Gebäude greift jetzt vielfach Platz. Auch die Kostbarkeit der verwendeten Materialien spielt jetzt mehr als ehedem eine Rolle. Die Bauten, die in den rasch aufblühenden Diadochenstädten wie Pilze aus dem Boden stiegen, sollten wirkungsvoll und prächtig sein. Auf die Massen und auf die Stoffe kam es jetzt an, wo früher vor allem nach der vollendet schönen Form gestrebt wurde. An neuen Formen bringt diese moderne Baukunst daher so gut wie nichts hervor, aber mit den bewährten Ausdrucksmitteln der Vorjahren wuchert sie in sehr geschickter Weise.



201. Plan von Alexandria.

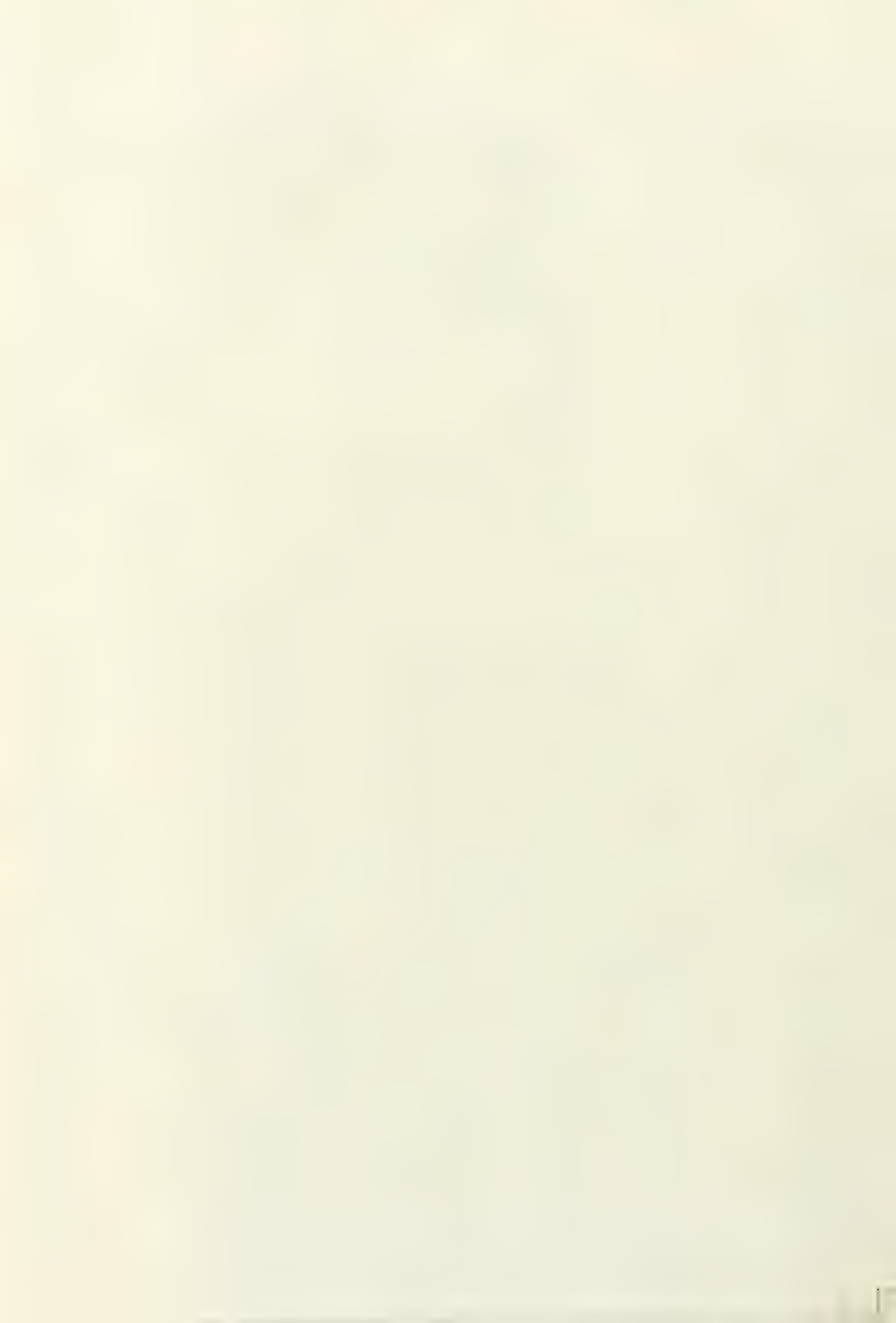
Allen anderen Herrschern taten es die Ptolemäer in der Aufführung prächtiger Bauten zuvor. Sie waren dazu in den Stand gesetzt durch die ungeheuren Reichtümer, die damals in Ägypten zusammenströmten. Ganz besonders erfuhr Alexandria die Gunst der baulustigen Könige. Der Platz für diese Stadt war aufs günstigste gewählt. Sie liegt auf der schmalen Nehrung, durch die das Meer von dem mareotischen Strandsee getrennt wird. Nicht weit vom Gestade dehnt sich die schmale Insel Pharos; sie war mit dem Festland durch einen künstlichen Damm verbunden; rechts und links von ihm befanden sich die beiden nie versandenden Häfen. Auf der Nordostspitze der Insel erhob sich der berühmte nach der Insel benannte Pharos oder Leuchtturm, der zu den sieben Weltwundern zählte (Abb. 200). Bei der Anlage der eigentlichen Stadt waren alle Grundsätze und Erfahrungen zur Anwendung gekommen, welche die Griechen bei ihrer jahrhundertelangen Kolonisationstätigkeit allmählich gesammelt hatten (Abb. 201). Die teilweise 60 Meter breiten gepflasterten Straßen liefen schnurgerade; offene Säulenhallen schmückten sie zu beiden Seiten; unter diesen Hallen befanden sich die offenen Bazare, wo alle Schätze der Welt zu Markt standen. Die einzelnen Stadtquartiere waren wie in Mannheim und in amerikanischen Städten mit Buchstaben bezeichnet. Geräumige Parkanlagen bildeten die Lungen der Großstadt. Besondere Sorgfalt war auf den Bau der Kanäle verwendet, durch die das Nilwasser den Häusern zugeleitet und in Zisternen zum schmackhaftesten Trinkwasser abgeklärt wurde. Ein Viertel des ganzen Stadtgebietes nahm das königliche Schloß ein; ein besonders berühmter Bau war das hochgelegene Serapis-Heiligtum. Sehr viel Raum beanspruchte auch das Museum mit seinen Hörsälen und Wandelhallen; desgleichen die Bibliothek mit ihren Hunderttausenden von Handschriften und Bücher-



Die Hochstadt von Pergamon.

Nach R. Bohn.

Die mächtigen, in mehreren Stockwerken sich erhebenden Stützmauern, welche mit ihren Strebepfeilern den Vordergrund des Bildes beherrschen, tragen die im Text erwähnte Wandelbahn, die sich von dem oberen Markt bis zu dem Jonischen Tempel am Fuß des Theaters erstreckte. — Das Trajaneum, so ziemlich auf dem höchsten Punkt des Burgbergs gelegen, wurde zu Ehren des römischen Kaisers Trajan (98—117 n. Chr.) errichtet. Es war ein Bau in korinthischem Stil, ganz und gar aus Marmor aufgeführt. Säulenhallen umgaben auf drei Seiten den Tempelplatz.



rollen. Das Ganze war eine Stadt, die nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen mit dem Himmel wetteiferte an Schönheit.

Ein vortreffliches Beispiel von hellenischer Baukunst und Stadtanlage besitzen wir auf der Burg von Pergamon. Besser als sonstwo läßt sich in Pergamon sehen, wie jene Diadochenstädte aussahen, wie sie aus dem Vollen geschaffen waren und wie ein feiner Sinn für monumentale Wirkung ihre Erbauer leitete.



202. Der Burgberg von Pergamon. Nach Bädeker.

1 Untere Agora. 2 Obere Agora. 3 Terrasse des Zeusaltars. 4 Terrasse der Athene Polias mit Bibliothek und Museum. 5 Stelle der königlichen Palastbauten.

Die Stadt zog sich auf künstlich geschaffenen Terrassen an dem schroffen Burgberg hinauf, der zwischen zwei Nebenflüssen des Kaïkos bis zur Höhe von 270 Metern über der Talsohle aufsteigt. Folgt man dem gepflasterten Hauptweg zur Burg, so erreicht man zunächst den unteren Markt (1 auf Abb. 202) mit Hallen und Magazinen auf allen vier Seiten. Höher am Burgberg folgen drei große Gymnasien, eines über dem anderen. Oberhalb derselben erreicht man eine Terrasse (2), die

über die ganze Breitseite des Burgberges hingelagert ist. Hier erhob sich die wiederum von Säulenhallen umrahmte obere Agora, auf der u. a. eine Statue des Hermes mit einem Füllhorn stand, das als Wasseruhr diente. Von der Nordwestecke dieses Marktes überschaute man eine lange, auf gewaltigen Untermauerungen ruhende Wandelbahn, die zum Theater führte. War man auf dem Hauptweg zur nächsthöheren Terrasse (3) emporgestiegen, so stand man vor dem monumentalen Zeusaltar, über dessen plastischen Schmuck noch zu reden sein wird. Folgte man dem Burgweg noch weiter, so kam man durch ein festes Tor auf das eigentliche, 80 Meter lange Burgplateau (4). Auf seiner Westseite erhob sich einst ein Tempel der Athene Polias, das älteste Heiligtum der Stadt. Auf der künstlichen Terrasse rings um diesen Tempel bemerkte man einen ganzen Wald von Statuen und Bronzegruppen, die das Andenken an Siege der Attaliden lebendig erhalten sollten. Auch um die Nord- und Ostseite dieses Raumes lief eine zweigeschossige Säulenhalle, die zwischen den ionischen Säulen des Obergeschosses eine Balustrade trug. Auf das Obergeschoß ihrer Nordhalle öffneten sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Säle jener Bibliothek, die König Eumenes in Pergamon anlegte. Auch eine reiche Sammlung neuer und älterer Kunstwerke war hier zu einem Museum, dem ersten in seiner Art, vereinigt. Auf der höchsten Erhebung des Burgberges (bei 5) lag endlich der Königspalast: er gewährte eine wunderbare Fernsicht in das paradiesisch schöne Kaïkos-Tal; mit einem Blick konnten die Attaliden von dort oben die ganze, stolze Stadt überschauen, die ihre eigenste Schöpfung war und an allen Enden ihren Ruhm verkündigte. —

Nicht in Attika und nicht in Kleinasien hat man den glänzendsten Vertreter der griechischen Plastik zur Zeit Alexanders zu suchen, sondern im Peloponnes, in jener Stadt Sikyon, wo die Erzbildnerei seit Jahrhunderten in Übung stand. Hier erwuchs Lysippos aus einem einfachen Schmiedegesellen zu einem der größten Künstler aller Zeiten. Als schlichter Handwerker eröffnete er seine Laufbahn, ohne die Hilfe irgendeines Meisters bildete er sich aus. Die Natur selbst nahm er sich zum Vorbild, nicht die Werke älterer Bildhauer. Als Alexander der Große zur Regierung kam, war er bereits ein berühmter Mann; alsbald wurde er der anerkannte Hofbildhauer des Makedonierkönigs, der fortan nur ihm Sitzungen gewährte, nur von ihm dargestellt sein wollte. Lysipps ganzes Leben ist von unermüdlicher Arbeit ausgefüllt. Er hatte angeblich die Gewohnheit, vom Honorar, das er für eine Statue erhielt, jedesmal ein Goldstück in eine Sparbüchse zu legen. Als sein Erbe nach seinem Tode die Büchse erbrach, fand er — 1500 Goldstücke darin vor. Wir besitzen die genaue Kopie nach einem seiner vielen Erzbildnisse im sogenannten Apoxyomenos des Vatikans (vgl. Abb. 203). Durch Agrippa, den Schwiegersohn des Kaisers Augustus, war das Werk nach Rom gekommen und vor den Thermen des Agrippa aufgestellt worden. Kaiser Tiberius hatte es eines Tages in seine Privatgemächer verpflanzt; da murrte das römische Volk im Theater so bedenklich, daß der Kaiser die Statue, diesen Liebling des Publikums, wieder ausliefern mußte. Dargestellt ist ein junger Wettkämpfer, der sich nach gewonnenem Sieg in wohligem Behagen den schweißigen Staub mit einem Striegel vom Leibe schabt. Vergleicht man diesen Athleten Lysipps z. B. mit dem Doryphoros des Polyklet (oben Abb. 171), so springt die Verschiedenheit in die Augen: alle Verhältnisse sind schlanker, der Kopf ist kleiner geworden. Stellt

sich im Doryphoros der krieggeübte Dorier des 5. Jahrhunderts dar, so ist der Apoxyomenos mehr der Grieche aus den Tagen Alexanders, schlank, geschmeidig, im Besitz einer feineren Gesittung, so daß bei ihm der Ausdruck der Stärke gleichsam durch die Eleganz der Formen gemildert erscheint. Eine sichere und völlig ungezwungene Natürlichkeit ist ein Hauptvorzug des Werkes; daß der Meister, der es schuf, auch vortreffliche Porträts zu machen verstand, wird man ohne weiteres glauben. Leider kennen wir die Alexanderbildnisse Lysipps nur aus sehr mangelhaften Nachbildungen (vgl. oben Abb. 194); aber daß sie voll individuellen Lebens waren und die eigenartige Kopfhaltung des Königs und das nervös wechselnde Mienenspiel seines Antlitzes vortrefflich wiedergaben, wird glaubwürdig bezeugt.



203. Der Apoxyomenos (d. i. Schaber) des Lysippos.

Der Würfel in den Fingern der rechten Hand ist falsche Ergänzung. Die störenden Stützen hat man sich im ursprünglichen Erzbild wegzudenken.

Es versteht sich von selbst, daß die Schule des Lysipp von den ersten Nachfolgern Alexanders zahlreiche Aufträge erhielt. Der weitverbreitete Ruf des sikyonischen Meisters, seine Stellung als Hofkünstler sicherten seinen Schülern die Gunst der Großen. Sie waren es, die in Menge jene zum Teil umfangreichen Bildwerke schufen, mit denen die hellenistischen Könige ihre neuen Hauptstädte schmückten. Von Boëdas, einem dieser Lysippeer, stammt der betende Knabe, den Friedrich der Große aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen von Savoyen für das Berliner Museum erworben hat (vgl. Abb. 76). Mit leicht gebogenem, rechtem Bein steht der Knabe da und erhebt Blick und Hände zum Himmel. Der kleine Kopf und die schlanken Formen verraten lysippische Schule.

Einen Mittelpunkt für jegliche Gattung von Kunsttätigkeit bildete in der Diadochenzeit die Stadt Pergamon. Die Siege, welche die Attaliden über das

wilde Naturvolk der Kelten erfochten hatten, wurden sie nicht müde, durch ihre Hofkünstler darstellen zu lassen. Vor der Wiedergabe ungesitteter Barbaren hatte sich früher die griechische Kunst gescheut; jetzt fand sie es anziehend, diese langbeinigen gallischen Krieger mit ihrem struppigen Haar, ihrem wilden Schnurrbart und der lederharten, wetterfesten Haut in täuschender Treue wiederzugeben. Bei dem sterbenden Gallier (Abb. 204) des kapitolinischen Museums in Rom ist von jeder Idealisierung abgesehen worden; rücksichtslose Wirklichkeit wird uns hier geboten. Trotzig liegt der wunde Mann auf seinem Schild, selbst im Tode ihn behauptend.

Das großartigste Erzeugnis der pergamenischen Kunst ist der schon erwähnte Zeus-Altar (vgl. Abb. 205), dessen Bilderschmuck sich jetzt im Berliner Museum befindet. Der Altar, den Eumenes II. um das Jahr 180 errichten ließ, bildete

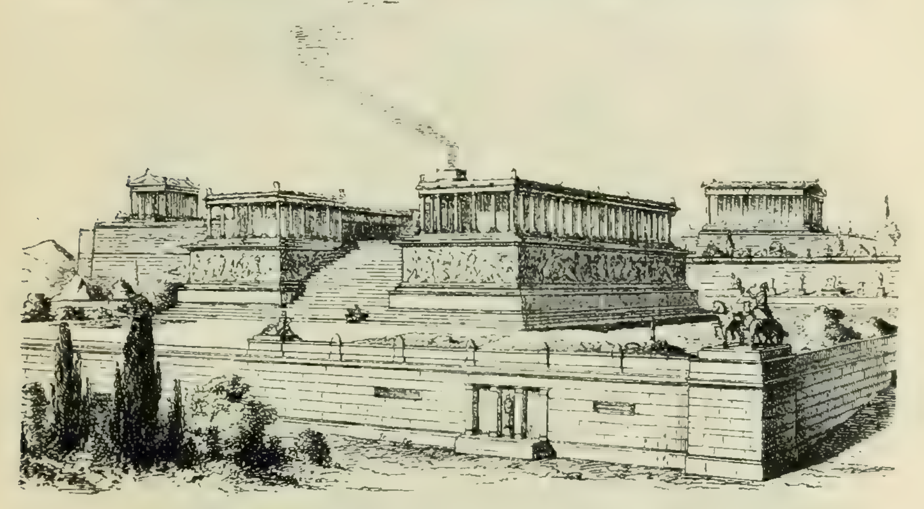


204. Der sterbende Gallier. Kapitolinisches Museum zu Rom.

eine 37 Meter lange, 34 Meter breite Fläche. Der eigentliche Feuerherd stand auf der Plattform eines oblongen Unterbaus, zu dessen Höhe von Westen her eine große Freitreppe emporführte. Jonische Säulenhallen liefen rings um den Rand der Plattform, so daß der Opferraum mit dem Altar wie ein abgeschlossener Hof erschien. Die Wände des Unterbaus trugen einen 2,30 Meter hohen Reliefsfries, auf dem der Kampf der Götter gegen die aufrührerischen Giganten in mächtigen Figuren geschildert war; damit sollte symbolisch der Sieg der Pergamener über ihre Nachbarn, die barbarischen Galater, gefeiert werden. Obgleich der ganze Altar in byzantinischer Zeit abgerissen und zum Bau einer Festungsmauer verwendet wurde, obgleich die Türken die schönen Marmorplatten mit Vorliebe in ihre Kalköfen wandern ließen, so sind doch noch sehr erhebliche Reste dieses großartigen Frieses gerettet worden. Fremdartig berührt an diesen Reliefs die laute Aufdringlichkeit, wie sie uns bisher im Bereich der griechischen Kunst nicht entgegentrat. Man fühlt sich an Rubens, an Tonwerke Wagners erinnert. In

den tief ausgebohrten Augen regt sich ein theatralisches Pathos. In den schlangenfüßigen, bald geflügelten, bald löwenköpfigen Gigantenfiguren ist die Erfindung bis ins Phantastische gesteigert. Die Gewänder mit ihren tief gehöhlten Falten und sturmgepeitschten Säumen glaubt man ordentlich rauschen zu hören. Die gewaltige Gestaltungskraft, die diese wogende Fülle des Lebens schuf, muß man bewundern.

Eine der am besten erhaltenen Gruppen zeigt uns Athene, wie sie stürmisch einherschreitet und einen jungen Giganten an den Haaren erfaßt, während ihn



205. Der Altar des Zeus Soter zu Pergamon. Rekonstruktion von E. Bohn.

die ihr helfende Schlange in die Brust beißt (vgl. Abb. 206). Die Flügel des Giganten scheinen sich krampfhaft zu bewegen; voll Verzweiflung hat er den Arm der Göttin erfaßt. Seine linke Hand streckt er hilfesuchend nach einer Frau aus, die nur mit dem Oberkörper aus dem Boden ragt: es ist Gäa, die Mutter der Giganten, die für ihren Sohn um Erbarmen fleht. Aber seinen Untergang verkündend, schwebt bereits Nike mit dem Siegerkranz herbei, um Athene zu krönen. Ergreifend ist der Schmerz der Mutter zum Ausdruck gebracht. Die Verstümmelung des Antlitzes hat die Schönheit ihrer Gestalt nicht zerstören können. Sie kann die Strafe von ihrem ungeratenen Sohn nicht abwenden. Auch dieser, ein geflügelter Riese in edelster kraftvoller Gestalt weckt unser Mitleid. Die Göttin aber hat den Gewaltigen im Fluge bezwungen. Zu neuen Taten eilt sie von dannen. Wir denken an Goethes Verse, dessen Iphigenie von den Göttern sagt: „Sie schreiten vom Berge zu Bergen hinüber. Aus Schlünden der Tiefe dampft ihnen der Atem erstickter Titanen gleich Opfergerüchen ein leichtes Gewölke.“ — Wir hoffen, daß diese pergamenischen Bildwerke, die jetzt in Magazinen verborgen sind, bald wieder eine würdige Aufstellung in Berlin erhalten werden.

War die Kunst von Pergamon in der Hauptsache eine höfische, im Auftrage der Könige geübt zur Verherrlichung ihrer Kriegstaten, so bietet uns der Freistaat auf der Insel Rhodos eine schöne Ergänzung hierzu: Reichtum und Selbst-



206. Athene-Gruppe vom Zeus-Altar in Pergamon, jetzt in Berlin.



207. Laokoon.

Marmorgruppe, im Jahre 1506 zu Rom in den Ruinen der Titus-Thermen aufgefunden, jetzt im Belvedere des vatikanischen Palastes. Der rechte Arm des Vaters und der des jüngsten Sohnes ist falsch ergänzt; beide waren nicht in die Höhe gereckt, sondern mehr nach dem Haupte zu gebeugt.

bewußtsein freier Bürger hat hier 250 Jahre lang in der Stiftung großer Kunstdenkmäler sich betätigt. Mehr als hundert kolossale Erzbilder waren zur Zeit ihrer Blüte über die Stadt zerstreut. Alle anderen Bildwerke überragte weit der als Weltwunder gepriesene „Koloß von Rhodos“, ein Helios-Bild, das 32 Meter in der Höhe maß. Chares von Lindos, ein Schüler Lysipps, hatte 12 Jahre gebraucht, um es fertigzustellen; 56 Jahre nach der Vollendung wurde es durch ein Erdbeben umgestürzt und bildete nun erst recht einen Gegenstand des Staunens. Wenige Menschen vermochten mit ihren Armen auch nur seinen Daumen zu um-

spannen; seine Finger waren dicker als die meisten Bildsäulen. Ein Jude, der im 7. Jahrhundert n. Chr. die Überreste des Kolosses ersteigerte, soll noch immer 980 Kamele damit belastet haben. Von allen diesen Erzkolossen ist nichts auf die Gegenwart gekommen; doch besitzen wir noch zwei Marmorstatuen aus Rhodos, die zum Gefeiertsten gehören, was es überhaupt im Gebiet der Plastik gibt: den farnesischen Stier und die Laokoon-Gruppe. Der farnesische Stier (vgl. Abb. 30), das Werk der Gebrüder Apollonios und Tauriskos aus der Stadt Tralles am Mäander, schildert in Anlehnung an eine Tragödie des Euripides die Strafe, welche die Söhne der Thebanerin Antiope, Amphion und Zethos, an Dirke, der Bedrängerin ihrer Mutter, vollziehen. Die Bildhauer haben den Augenblick gewählt, wo die beiden Söhne einen wilden Stier herbeischleppen, damit Dirke an seine Hörner gebunden und so zu Tode geschleift werde.

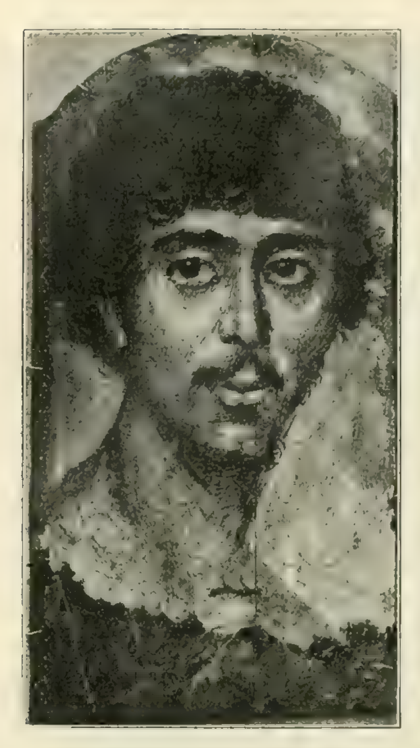
Wie diese figurenreiche Darstellung, so wurde auch die Laokoon-Gruppe (vgl. Abb. 207) zu Rhodos geschaffen, und zwar um das Jahr 50 vor Christus. Wir besitzen in dieser bewunderten Gruppe nicht eine Kopie, sondern ein Originalwerk. Die Rhodier Hagesandros, Polydoros und Athanodoros werden als Meister desselben genannt. Dargestellt ist, wie zwei von Apollon gesandte Schlangen den trojanischen Priester Laokoon (vgl. S. 81) und seine beiden Söhne am Altar, wo sie opfern wollten, überfallen und durch ihre Bisse töten. Von einem der Tiere in die Seite gebissen, ist Laokoon auf dem Altar zurückgesunken und versucht sich mit Anstrengung seiner letzten Kräfte aus der tödlichen Umschlingung zu befreien. Sein Antlitz ist von Schmerz durchwühlt, sein Haupt nach hinten gesenkt. Den Unterleib hält er eingezogen, die Brust in äußerster Anspannung aufgetrieben: im nächsten Augenblick wird ein letzter, lang verhaltener Seufzer dem halb geöffneten Munde entschweben. So wehrt er sich wie ein Held gegen das grausige Verhängnis. Sein jüngster Sohn, in dessen Brust sich die andere Schlange festgebissen hat, ist schon dem Tode verfallen: halb entseelt hängt er nur noch in den Schlangenwindungen. Der ältere Sohn ist noch beinahe frei. Es scheint, als ob er sich noch retten könnte: aber das Mitgefühl mit dem leidenden Vater bannt ihn an die Stelle. Man braucht kein Freund des Theatralischen zu sein und wird doch den tadellos geschlossenen Aufbau des Ganzen, die meisterliche Wiedergabe des menschlichen Körpers, die Abstufung des Leidens und Sterbens in den drei Figuren aufs höchste bewundern. Lange Zeit hat dies Werk, das am Ende der griechischen Kunsttätigkeit steht, für die Krone aller Kunst gegolten. Als Lessing seine Schrift „Von den Grenzen der Malerei und Poesie" verfaßte, war es für ihn selbstverständlich, daß er bei seiner Untersuchung eben von diesem Bildwerk ausging. In der Tat ist ein Vergleich der verschiedenen Art, wie die rhodischen Bildhauer einerseits und der römische Dichter Virgil anderseits denselben grausigen Vorgang darstellten, ungemein lehrreich und eröffnet einen tiefen Einblick in die fein berechnete Kunst der Rhodier.

Unter den Malern der hellenistischen Zeit behauptet der Jonier Apelles aus Kolophon weitaus den ersten Platz. Alles, was wir über seine Persönlichkeit und seine Kunst erfahren, erinnert an Raffael; er war ebenso fleißig, ebenso gedankenreich und vor allem ebenso anmutsvoll und liebenswürdig wie der große Urbinate. Als Alexander der Große den Thron bestieg, ernannte er ihn in aller Form zu seinem Hofmaler. Unzählige Male hat Apelles in dieser Eigenschaft den



208. Der Nil. Marmorstatue im Vatikan zu Rom.

Das in der Kaiserzeit geschaffene Werk geht jedenfalls auf ein ägyptisches Vorbild zurück. Der gutmütig dreinschauende Gott liegt schwer lastend auf einer mit Wasser überströmten Basis. Er hält in der Rechten ein Ährenbüschel, in der Linken, die sich auf einen Sphinx lehnt, ein Füllhorn. Unter dem spitzen Ende des Füllhorns strömt aus rätselhafter Quelle Wasser hervor, das die Basis überspült: die Quelle des Nil war bekanntlich dem Altertum ein dunkles Rätsel. Den Gott umspielen 16 muntere Knaben: durch den Vergleich mit ihnen wird die riesenhafte Größe des Flußgottes aufs glücklichste zum Bewußtsein gebracht. Die 16 Knaben bedeuten, wie uns ausdrücklich bezeugt wird, die Zahl der Ellen, die der Nil steigen muß, wenn die Ernte im Niltal gut ausfallen soll. Einige der Knaben spielen neben den Füßen des Gottes mit einem Krokodil und einem Ichneumon. Andere für Ägypten bezeichnende Tiere sind an den drei hier nicht sichtbaren Seiten der Basis dargestellt: daß wir es mit dem Nil zu tun haben, ist also mit allen denkbaren Mitteln klargemacht.



209. Porträt aus einem Grabe des Fajûm.
Nach Graf, „Antike Porträtgalerie“.
Diese auf kleine Brettchen teils mit Tempera, teils mit Wachsfarben gemalten Bildnisse wurden über den Gesichtern der Mumien in deren Umhüllung eingelassen, um die Züge der Verstorbenen festzuhalten.

großen König porträtiert, allein oder im Kreise seiner Generale. Die Schlachten des Königs hat er merkwürdigerweise nicht gemalt, überhaupt keine figurenreichen Bilder. Von seinen mythologischen Gemälden war weitaus am gefeiertsten eine aus dem Meer auftauchende und das feuchte Haar auspressende Aphrodite, die er für den Asklepios-Tempel der Insel Kos gemalt hat: in unzähligen Versen haben die Zeitgenossen sie besungen. In getreuer Nachbildung der Natur stand Apelles keinem Meister nach; in der fast plastisch wirkenden Modellierung der Flächen übertraf er sie alle.

Auch noch andere glänzende Maler brachte die hellenistische Zeit hervor. Wir erwähnten schon (Abb. 196) den Schlachtenmaler Philoxenos von Eretria. Berühmter noch war Timomachos von Byzanz, der sich besonders auf tragische Stoffe, wie Medea (Abb. 45), Aias und ähnliches verstand. Die Schönheit des Weibes bildet jetzt immer mehr das Lieblingsthema; aber auch der Sinn für landschaftliche Schönheit erwacht. Daneben malen andere gern Bühnenszenen und Bilder aus dem Alltagsleben. Auch von Karikaturen hören wir. Daß noch in der römischen Kaiserzeit die Porträtmalerei auf einer beneidenswerten Höhe stand, können am besten die unlängst in Ägypten gefundenen Bildnisse (vgl. Abb. 209) beweisen, die in sicherer Auffassung des Charakteristischen und in flotter Malweise den höchsten Ansprüchen genügen.

Daß in den neuen Großstädten der Diadochen und im Dienste ihrer üppigen Hofhaltungen auch das Kunstgewerbe sich einer großen Blüte erfreute, begreift sich ohne weiteres. Die Fortschritte der Technik, die allenthalben gelangen und bei dem gesteigerten Verkehr sich leichter als vordem mitteilten, kamen ja dem Gewerbe noch viel unmittelbarer zustatten als der Kunst. An reichen Auftraggebern war auch kein Mangel. Die ganze Lebenshaltung in den besitzenden Kreisen war eine erheblich anspruchsvollere als früher. Gold- und Waffenschmiede, Töpfer und Vasenmaler, Kleider- und Schuhfabrikanten hatten alle Hände voll zu tun, und was wir von ihren Erzeugnissen in unseren Museen noch beisammen sehen, erweckt von ihrer Kunstfertigkeit die höchste Vorstellung.

Für die Dichtkunst war die Zeit Alexanders des Großen und seiner Nachfolger nicht sonderlich günstig. Am allerwenigsten gedieh das Trauerspiel, und

immer mehr wurde es üblich, die bewährten Tragödien des fünften Jahrhunderts zur Wiederaufführung zu bringen, statt es mit den fragwürdigen Erzeugnissen der Modernen zu versuchen.

Besser stand es mit der **Komödie**; in ihr kam eine neue, höchst fruchtbare Richtung auf, indem nicht mehr wie einst das öffentliche Leben, sondern Haus und Familie die Stoffe für sie lieferten. Der gelesenste Lustspieldichter dieser neuen Richtung war **Menander** (342—291). Er verbrachte fast sein ganzes Leben in seiner Heimatstadt Athen, wo immer noch alle literarischen Bestrebungen



210. Schale aus dem Hildesheimer Silberfund.

Im Jahre 1868 mit vielem anderen Silbergerät bei Hildesheim gefunden, jetzt im Museum zu Berlin. Athene sitzt im Waffenschmuck auf einem Felsen, vom Kampfe ausruhend. Der Gegenstand in ihrer Rechten ist noch nicht mit Sicherheit gedeutet. Man hat Grund zu der Annahme, daß die schöne Schale von einem pergamenischen Meister herrührt.

ihren natürlichen Mittelpunkt hatten. Seine Stücke interessierten teils durch feine Zeichnung der scharf beobachteten Charaktere, teils durch die komischen Verwechselungen und Veränderungen, die er zu ersinnen verstand. Eine Fülle schöner Sentenzen verlieh seinen Lustspielen einen hervorragenden Schmuck. Umfangreiche Bruchstücke von vier Komödien Menanders sind neuerdings in Ägypten gefunden worden und setzen uns einigermaßen in den Stand, seine Kunst besser zu beurteilen, als es bisher möglich war. Groß ist seine Nachwirkung gewesen, zunächst auf die Komödie der Römer, auf Plautus und Terenz, und durch diese auf das Lustspiel der späteren Kulturvölker bis auf den heutigen Tag.

In hellenistischer Zeit wurde neben Athen Alexandria ein Hauptsitz literarischer Betätigung. Um 250 v. Chr. lebte hier der gelehrte Dichter **Kallimachos**.

Er erkannte richtig, daß die Zeit nicht empfänglich war für große, geschlossene Dichtwerke, und schuf daher Einzelgedichte. Seine Elegien und Hymnen behandelten ausschließlich Stoffe des intimen Privatlebens; daneben verstand er es, den Großen der Erde zu schmeicheln. Er war, wie viele Dichter seiner Zeit, ein Hofpoet. Eine seiner gefeiertsten Hymnen galt dem Haar der Berenike, der Gattin des Ptolemäos III. Euergetes. Die Königin gelobte nämlich, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn der König siegreich von seinem Feldzuge aus Syrien zurückkehre. Sie hielt Wort; aber nach kurzer Zeit war das Haar aus dem Tempel verschwunden,



211. Der Sarkophag der trauernden Frauen.
Dies Kunstwerk hellenistischer Zeit gehört zu den 1887 in Sidon gefundenen Sarkophagen (vgl. Abb. 198 und 199), jetzt in Konstantinopel.

und alle Nachforschungen nach demselben blieben vergeblich. Da war Konon, ein berühmter Astronom, so glücklich, das Haar der Königin in einem Sternbild wieder zu entdecken. Diesen sinnreichen Gedanken führte nun Kallimachos in jenem Liede aus, das ihm vermutlich bei Hofe reichlichen Beifall eingetragen hat.

In einer originellen, neuen Richtung bewegte sich der Syrakusaner Theokritos: er erfand das Idyll. Anlehnend an altheimische Lieder der Schnitter und Hirten Siziliens pries er das Leben und Empfinden der Schäfer auf den einsamen Triften des Gebirges, und sein empfindungsvolles Lob der freien Natur und des naturwüchsigen Lebens unverdorbener Naturkinder entsprach der Sehnsucht, die der Bewohner hellenistischer Großstädte nach dem ihm versagten Landleben empfand. Auch die Bauern und Fischer liebte Theokrit bei ihrer Hantierung und in ihren urwüchsigen Gesprächen zu belauschen; und unvergleichlich verstand er es, den kleinstädtischen Spießbürger und die Frau aus dem Volke mit ihrer

Neugier und Schwatzhaftigkeit, mit ihrem Schelten auf die bösen Dienstboten und den gestrengen Eheherrn zur Darstellung zu bringen: für das großstädtische Publikum von damals besaßen seine humorvollen Plaudereien denselben Reiz, den für uns moderne Dorfgeschichten besitzen.



212. Gruppe des Menelaos (Zeit des Augustus), gewöhnlich als Orest und Elektra erklärt.

Der Größenunterschied der Figuren deutet an, daß der noch unreife Jüngling der älteren Schwester Rat begehrend naht (vgl. Abb. 136). Man könnte an Goethes Worte denken: „Ich konnte mich in ihrem Auge lesen, was ich verfehlt und was ich recht getan".

Ungleich günstiger als für die Dichtung war die Zeit nach Alexander für die Betätigung der Gelehrsamkeit. Die Kenntnis der wirklichen Welt erfuhr durch Alexanders Züge nach dem fernsten Osten einen gewaltigen Zuwachs, der Austausch zwischen den Forschern und Denkern des Abend- und Morgenlandes kam der Ausbreitung und Vertiefung des Wissens in hohem Maße zugute. Im Weltreich Alexanders weitete sich auch der Blick der Gelehrten zur Umfassung der gesamten, weiten, vielgestaltigen Welt. Und hätte diese Epoche auch nur den einen Aristoteles hervorgebracht, sie besäße schon dadurch allein den Ruf einer Blütezeit menschlichen Forschens.

Aristoteles (385—322), der Vollender der griechischen Philosophie, war zu Stagira auf der oft genannten Halbinsel Chalkidike geboren. Er widmete sich anfangs der Arzneikunde, da sein Vater Arzt am Hofe des makedonischen Königs war. Nach dem Tode seiner Eltern begab er sich in seinem siebzehnten Jahre nach Athen, wo er zwanzig Jahre lang Platons Vorträge hörte, aber auch schon selbst eine Schule der Rhetorik begründete. Nach Platons Tod ging er zum Fürsten Hermeias von Atarneus im äolischen Kleinasien und nach dessen Sturz (346) nach Mytilene auf Lesbos. Von hier berief ihn im Jahre 343 Philipp von Makedonien als Lehrer seines Sohnes Alexander. Drei Jahre lang wurde der geniale Knabe von dem genialen Lehrer unterrichtet und erfuhr ohne Zweifel nachhaltige Eindrücke von ihm. Als der Prinz seiner Schule entwachsen, kehrte Aristoteles wieder nach Athen zurück; in den schattigen Baumgängen (Peripatoi) des Lykeions (vgl. o. S. 236) sammelte er jetzt seine Schüler um sich, die nach jenen Wandelgängen, in denen sie zum Kolleg zusammenzutreten pflegten, gemeiniglich Peripatetiker genannt werden. Als nach Alexanders Tod die Athener sich gegen Makedonien auflehnten, zog sich Aristoteles nach Chalkis auf Euböa zurück, wo er im Jahre 322 seinen umfassenden Arbeiten durch einen für ihn und die Menschheit allzu frühen Tod entrissen wurde.

Er hinterließ seine wissenschaftlichen Werke zum großen Teil unvollendet. Manche waren über die Sammlung des Materials nicht hinausgediehen; von anderen lagen nur mangelhafte Kollegheste vor, die seine Schüler beim Vortrag nachgeschrieben hatten. Viel von diesem kostbaren Nachlaß ging unwiederbringlich verloren. Theophrastos, sein ergebenster Schüler und Erbe seiner sämtlichen Handschriften, vermachte diesen Schatz einem gewissen Neleus, dessen Nachkommen die Papiere wie ein teures Familiengut in einem unterirdischen Gewölbe bewahrten. Hier aber wurden viele unersetzliche Schriften von Feuchtigkeit und Motten zerstört.

Einzig an Aristoteles ist der Umfang seiner Gelehrsamkeit. Sein Geist umspannte das gesamte Wissen seiner Zeit und alle Erkenntnis und Erfahrung der früheren Gelehrten; er faßte mit energischer Denkkraft das Zerstreute, Vereinzelte auf allen Gebieten zum systematischen Lehrgebäude zusammen und brachte es außerdem noch in jeder Wissenschaft zu überraschenden eigenen Resultaten.

Den Ausgangspunkt seines Forschens bildet stets die Erfahrung. Im Gegensatz zu Platons über das Irdische emporhebendem Idealismus hielt er es mit dem wirklich Vorhandenen, mit dem Tatsächlichen. Keiner hat wie er beobachtet, gesammelt, verglichen.

Wie Platon lehrte auch er, daß nur das begrifflich Allgemeine, nicht die einzelnen Sinnendinge, Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis, das wahrhaft Wirkliche sein könnten. Aber er leugnete, daß sich Stoff und Form, Erscheinung und Wesen so scheiden lassen, wie Platon es getan. Er betonte, daß es keinen ungeformten Stoff, aber auch keine stofflose Form in der Welt der Erfahrung gebe, daß das Stoffliche immer in untrennbarem Verband mit seiner Form sich befinde. Die Gattungsbegriffe, so sehr es auch die Wissenschaft auf sie ausschließlich absehen müsse, seien immer nur Eigenschaften der Dinge, die auch nur an den Dingen sich beobachten ließen, die über den Dingen oder außer ihnen keinerlei Existenz besäßen.

Die Gattungsbegriffe liegen nach Aristoteles als Anlage im rohen Stoff beschlossen, wie die Statue schon im Marmorblock steckt, noch ehe der Bildhauer sie herausmeißelt; oder wie in jedem Samenkorn die ganze Pflanze als Keim

schon vorhanden ist. Beim Werden und Entstehen geht dann dies bleibende, ursprüngliche Wesen der Dinge aus der bloßen Möglichkeit und Anlage in die Wirklichkeit über: der alle Möglichkeiten in sich tragende Stoff gestaltet sich zu der in ihm angelegten Form. Das wahre Sein offenbart sich somit im Werden, in diesem Übergang von der bloßen Anlage zu ihrer Verwirklichung. So hat Aristoteles den alten, großen Widerstreit zwischen eleatischem Sein und heraklitischem Werden (vgl. o. S. 282) in glänzender Weise ausgesöhnt.

Diesen erkenntnistheoretischen Lehrsätzen entsprach auch seine Sittenlehre: entwickelt der Mensch, was in ihm als Anlage ruht, so ist Friede, Glück die Folge, so ist er, um mit Goethe zu reden, „in Werdelust schaffender Freude nah".

Von seiner Poetik, in der die Gesetze der Dichtkunst mit mathematischer Exaktheit dargelegt wurden, besitzen wir nur Fragmente. Auch eine auf Dokumente gegründete Geschichte des griechischen Theaters hat er geplant.

Grundlegend für alle Zeit war vor allem seine Logik, d. i. die Lehre von den Gesetzen, nach denen das menschliche Denken sich zu vollziehen hat.

Großartig sind nicht minder seine Forschungen über Politik: wie Alexander der erste große Städtegründer war, so hat sein Lehrer zuerst den Gesetzen des städtischen und staatlichen Zusammenlebens nachgeforscht. Von nicht weniger als 152 Städten hat er die Verfassung studiert oder durch seine Schüler studieren lassen, um einen sicheren Untergrund für seine Staatstheorien zu schaffen. Eine seiner berühmtesten Lehren betrifft die Einteilung der unter Menschen möglichen Verfassungen. Eigentlich, so lehrt er, gibt es nur drei Verfassungen, nämlich: wenn einer, wenn wenige, wenn viele des allgemeinen Besten wegen regieren (Monarchie, Aristokratie, Demokratie), und drei Entartungen derselben, nämlich: wenn einer, wenn wenige, wenn viele ihres eigenen Besten wegen regieren (Despotie, Oligarchie, Ochlokratie). Ihm persönlich sagten von diesen sechs Möglichkeiten Aristokratie und Monarchie am meisten zu.

Es ist schlechterdings unmöglich, von dem Umfang und der Tiefe seiner gelehrten Lebensarbeit in wenigen Worten eine Vorstellung zu vermitteln: er war für Wissenschaft und Literatur dasselbe, was Alexander für das Staatsleben, ein Welteroberer im Reich des Geistes. Seine Nachwirkung auf alle Folgezeit ist ungeheuer, sowohl sachlich durch seine unvergleichliche Ansammlung gelehrten Materials, als auch in methodischer Hinsicht, indem er für jede einzelne Wissenschaft den Weg, die Methode vorgezeichnet hat, auf der sie anzugreifen ist. Im Orient war sein Name womöglich noch gefeierter als bei uns im Abendland; ins Syrische, Armenische, Arabische wurden schon früh seine Schriften übersetzt. Auch die Scholastik des Mittelalters hat auf dem von Aristoteles gelegten Grund ihr Lehrgebäude aufgerichtet; wie Johannes der Täufer in göttlichen Fragen als Vorläufer Christi, so galt Aristoteles der mittelalterlichen Kirche als sein Vorläufer in natürlichen Dingen. Ja, auch die Gegenwart kann seiner nicht entraten: was er über Logik, Poetik, Politik gedacht und geschrieben hat, beschäftigt noch heute unablässig die Gelehrten.

Mit Aristoteles schließt die eigentlich griechische Philosophie; hellenistisch ihrem ganzen Wesen nach ist die Schule der Stoiker, deren Gründer und wichtigsten Lehrer nicht mehr Griechen sind, sondern den hellenischen Mischvölkern des Orients entstammen. Der sie ins Leben rief, war Zenon (340—265), aus der kyprischen Stadt Kition. Er bildete sich in den verschiedenen damals bestehenden Philosophen-



213. Platon und Aristoteles.

Gemälde von Raffael im Vatikan.

Die beiden großen Philosophen sind ihrer Eigenart entsprechend charakterisiert. „Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen" (Goethe), er weist aufwärts in das unsichtbare Reich der Ideen. Aristoteles ist ein „baumeisterlicher Mann", mit festen Füßen steht er auf dem Erdboden und greift hinein ins volle Menschenleben.

schulen und fühlte sich in Athen besonders von den Kynikern angesprochen (vgl. S. 318). Während Akademie und Lykeion vor den Toren Athens lagen, eröffnete Zenon, der es auf eine große Jüngerschaft abgesehen hatte, seine Schule mitten im belebtesten Teile der Stadt, in der am Markt gelegenen Stoa Poikile; seine Anhänger bekamen daher den Namen Stoiker. Den Schwerpunkt legte Zenon wie sein großes Vorbild Sokrates auf die Sittlichkeit. Die Tugend aber, die er lehren wollte, bestand nach seiner Ansicht im richtigen Handeln; zu diesem aber kommt man durch richtige Einsicht. Vollkommen ist der Mensch, der sich frei erhält vom Weltlauf und sich nicht beherrschen läßt von seinen Affekten. Der stoische Weltweise hat auch Triebe und Begierden wie andere Menschen; aber er läßt sie nicht zu Leidenschaften werden, weil er sich sagt, daß der Gegenstand seines Begehrens nicht begehrenswert ist. Wer es zu dieser Höhe der Weisheit gebracht hat, der schaut gleichmütig auf die ewige Unruhe der gemeinen Menschheit herab: ihm kann nichts die innere Glückseligkeit rauben, denn durch seine Einsicht ist er unabhängig von äußeren Umständen geworden. Was die Menschen zu leiden haben, ist in der Natur des Weltganzen begründet. Eine Auflehnung dagegen wäre Frevel. Was notwendig ist, kann nicht schädlich sein. Dem echten Weisen dient es vielmehr zur Stärkung seines Charakters. Kosmopolit nennt sich der Stoiker, denn er fühlt sich als ein lebendiges Glied in dem großen Zusammenhang des Weltalls. Dies Weltall ist göttlich beseelt. Durchaus pantheistisch ist die Weltanschauung der Stoa.

Begeisterte und überzeugte Anhänger fand die stoische Lehre besonders bei den neuen Herren der Welt, bei den Römern. Sie fanden in ihr eine philosophische Begründung ihres eigenen Wesens und ihres Volkscharakters. Der bedeutendste Schriftsteller unter diesen römischen Stoikern war der Philosoph und Staatsmann Seneca, der im Jahre 65 n. Chr. auf Neros, seines einstigen Schülers, Befehl sich selbst den Tod geben mußte. Bald nachher gewann Epiktet großen Einfluß. Er war als Sklave aus seiner Heimat in Kleinasien nach Rom verkauft. Später, aus Rom vertrieben, ließ er sich in Griechenland nieder und verkündete in Lehrvorträgen stoische Weisheit. Gelähmten Körpers und doch heiter und friedevoll war er ein lebendiges Vorbild für das, was er lehrte. „Entsage und ertrage" war die Mahnung, die er seinen zahlreichen Jüngern zurief. Streng gegen sich selbst zu sein, oft bis zur Selbstpeinigung, die schwersten Schicksalsschläge aufrecht und stolz zu ertragen: das war die Tugend der Stoiker. Dabei war eine Verkümmerung des Gemüts nicht immer zu vermeiden, und oft entstellte ein krasser Tugendstolz den Charakter des stoischen Weisen. Aber nicht anders als mit Ehrfurcht und oft auch mit Beschämung müssen wir die großen Stoiker anschauen, die als Helden im Entsagen und Ertragen gelebt haben. Die stoische Lehre hat, mit dem Christentum im Bunde oder auch neben ihm, bis heute segensreich gewirkt. Im Altertum war der würdigste Vertreter stoischer Lebensführung im 2. Jahrhundert n. Chr. der Kaiser Marc Aurel. Obwohl ein Römer, hat er seine uns erhaltenen Tagebücher in griechischer Sprache abgefaßt. In seiner Pflichterfüllung, in seiner Ergebung in den Willen der Gottheit und in seiner Milde gegen die Menschen ist er ein unübertreffliches Vorbild.

Wie Zenon, so wollte auch Epikuros (341—270) auf die große Menge wirken. Daher hielt auch er seine Schule mitten in der Stadt in einem Garten, der nach seinem Tode Eigentum der Schule wurde. Lehnte sich Zenon an die Kyniker, so Epikur an Aristipp und die Kyrenaiker an. Auch sein Lebensziel ist

die Lust, die geistige wie die sinnliche. Ersterer gab er den Vorzug: überhaupt lehrte er, alle diejenigen Genüsse zu meiden, die in ihrem Gefolge meist Leid statt Freude haben. Er befähigte seine Schüler, mit Einsicht nach der Lust zu streben, eine Philosophie, die vielen einleuchtete und auch von bescheidenen Geistern begriffen wurde: jeder klug überlegende Egoist konnte das epikureische Lebensziel erreichen. Für Ehre und Pflichtgefühl war in dem System kein Raum. Der Staat, der mit seinen ewigen Pflichten die Seelenruhe des Weisen stört, ist ein Übel, dem man nicht weit genug aus dem Wege gehen kann. Auch die Religion mit ihren schreckhaften Strafandrohungen hat etwas Beunruhigendes: der Weise sagt sich los von ihr, um so mehr, als die Götter selbst die vollendetsten Epikureer sind und sich in ihrem himmlischen Behagen durch Sorgen um die Menschheit zu allerletzt beeinträchtigen lassen. Das einzige die Menschen einigende Band, das Epikur pflegte, war die Freundschaft. Im übrigen erzog er religions- und vaterlandslose Egoisten und Bürger ohne Ehr- und Pflichtgefühl. Auch der Epikureismus erfreute sich bei den Römern eines großen Anhangs.

Außer zu Athen blühte seit Beginn der hellenistischen Zeit das wissenschaftliche Leben ganz besonders in Alexandria. Schon Ptolemäos I. sammelte Künstler und Gelehrte an seinem Hof und errichtete nach dem Muster der Akademie Platons das Museum; es bildete einen Teil der Königsburg, enthielt schattige Laubgänge, große Hallen für Schulzwecke, Wohnungsräume und ein Speisehaus für die Gelehrten, die ansehnliche Gehälter bezogen, ohne eine andere Verpflichtung als die, ihren Studien zu leben. Was bisher von den Hellenen in Kunst und Wissenschaft geleistet worden war, wurde hier in umfassendster Weise gesammelt. Die mit dem Museum verbundene Bibliothek, von der schon oben die Rede war, wurde bald die größte der Welt. Die Bücherschätze zu katalogisieren, Zeit und Leben der Autoren festzustellen, Echtes vom Unechten zu scheiden, das waren die großen Aufgaben, die hier zuerst planmäßig in Angriff genommen wurden. Unter den Bibliothekaren ragen hervor der Dichter Kallimachos, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz und Aristarchos; letzterer soll allein 40 Gelehrte zu Schülern gehabt haben. Den größten Fleiß verwendeten diese ersten Philologen auf die methodische Erklärung des größten Dichters ihres Volkes, des Homer.

Auch in Pergamon blühten die Studien; auch hier bestand schon früh eine reichhaltige Bibliothek: nicht ohne Grund führt die zum Schreiben hergerichtete Tierhaut allgemein den Namen Pergament. Die pergamenischen Könige waren selbst wissenschaftlich angeregt; mehrere von ihnen haben sich literarisch versucht.

Die mathematischen Studien blühten nirgends in dem Maße wie zu Alexandria. Euklides verfaßte hier um das Jahr 300 ein Lehrbuch der Mathematik, das jahrhundertelang mustergültig blieb. So groß wie sein Scharfsinn war sein Freimut. Als Ptolemäos I. ihn um ein Hilfsmittel ersuchte, um seine Lehrsätze leichter begreifen zu können, erwiderte er ihm, es gäbe keinen Königsweg, der auf bequeme Weise zur Mathematik führen könne.

Außerhalb Alexandriens war als Mathematiker und Naturforscher vor allem der Syrakusaner Archimedes groß (287—212). Seine Arbeiten über Kreis, Kugel und Zylinder, über Statik und Hydraulik und über das spezifische Gewicht waren ebenso bahnbrechend wie die praktischen Erfindungen, die er machte. Bekannt ist sein stolzer Satz: „Gib mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben.“ Sprichwörtlich ist noch heute sein „Heureka“ (Ich hab's

gefunden), das er ausstieß, als er während des Bades die Gewichtsveränderung der Körper im Wasser entdeckte. Als Greis ersann er für die Verteidigung seiner von den Römern angegriffenen Vaterstadt die wunderbarsten Verteidigungsmaschinen; als trotzdem die Stadt im Jahre 212 erstürmt wurde, fand ihn ein römischer Soldat damit beschäftigt, Kreise in den Sand zu zeichnen. „Störe mir meine Kreise nicht!" waren seine letzten Worte, als er von dem rohen Krieger erschlagen wurde.

Glänzendes leistete die hellenistische Zeit besonders auch in der Astronomie. Schon Aristarchos von Samos war überzeugt, daß die Erde sich um die Sonne bewege, und nicht umgekehrt. Hipparchos erfand die Trigonometrie, d. i. die Meßkunst durch Dreiecke. Er berechnete die Bahnen der Sonne (richtiger der Erde) und des Mondes annähernd richtig und bestimmte die Dauer des Sonnenjahres so genau, daß er nur um einige Minuten irrte. Der Gelehrte Sosigenes, der im Jahre 45 für Julius Cäsar das neue julianische Kalenderjahr einrichten mußte, war ein Schüler Hipparchs. Alles, was die alexandrinischen Astronomen durch sorgfältige Beobachtungen in Jahrhunderten ermittelt hatten, faßte dann um 180 n. Chr. Claudius Ptolemäos in einem Lehrbuch zusammen, das bis auf Kopernikus allgemein als maßgebend galt.

Einen großen Aufschwung nahm naturgemäß durch Alexanders Fahrten in den fernen Osten die Wissenschaft der Erdkunde: die Seleukiden und Ptolemäer schätzten die geographischen Studien besonders hoch und bewilligten reichliche Mittel, um die entlegensten Gegenden planmäßig zu erforschen. Bekannt als geographischer Entdecker und Pfadfinder ist jener Kaufmann Pytheas aus Massilia (Marseille), der auf der Suche nach den Bernsteinländern bis zur Nord- und Ostsee vordrang. Eratosthenes, den wir schon als großen Philologen namhaft machten, konnte um das Jahr 200 mit einer gänzlich veränderten Darstellung der Erdoberfläche sich hervorwagen.

Auch die Medizin wurde an vielen Orten emsig gepflegt, nirgends nachdrücklicher als in Pergamon und Alexandria. Wir hören von den gewagtesten Operationen, die in Alexandria mit Erfolg gemacht wurden.

Alles in allem kann man diesen hellenistischen Gelehrten den Ruhm nicht vorenthalten, daß sie auf allen Gebieten das menschliche Wissen in oft bahnbrechender Weise gefördert haben: was damals in Alexandria, Pergamon, Athen erforscht und erarbeitet wurde, das besaß zu einem großen Teil Bedeutung für die gesamte Menschheit. Wir betonten schon früher, daß alle Wissenschaften, ja daß die Wissenschaft selbst eine Errungenschaft des hellenischen Geistes seien: diesen Ruhmestitel behaupteten die Griechen auch dann noch, als ihre politische Bedeutung unwiederbringlich verloren war.

Wir haben die Geschicke von Hellas auf den vorstehenden Seiten bis zum Beginn der christlichen Zeitrechnung verfolgt; die spätere Zeit besitzt nur ein untergeordnetes Interesse. Mit Griechenland als eigenartigem Staatengebilde war es vorbei; in der römischen Provinz Achaia, wie Griechenland offiziell genannt wurde, herrschten die Römer unbedingt. Nur in Kunst und Wissenschaft machte sich noch die hellenische Eigenart geltend. Zumal Athen blieb nach wie vor ein Mittelpunkt geistiger Regsamkeit; es zehrte vom unvergänglichen Ruhm seiner großen Vorfahren. Philipp von Makedonien war den Athenern meist mit ausgesuchter Rücksicht begegnet; Alexander hatte der Stadt ihrer großen Ver-

gangenheit zuliebe viel Unbotmäßigkeit verziehen. Dann hatten die Diadochen um die Gunst dieses geistreichen Völkchens gebuhlt und die Stadt mit Gebäuden und Statuen geschmückt: wer Athen ehrte, brachte ja nur sich selbst zu Ehren. Auch die Römer wollten für gebildete Leute gelten, und so verwöhnten auch sie die Stadt am Ilisos. Es gehörte in den vornehmen römischen Kreisen durchaus zum guten Ton, daß man ein oder mehrere Jahre sich Studierens halber in Athen aufhielt: Athen war römische Reichsuniversität.

Zu Anfang der fünfziger Jahre des ersten christlichen Jahrhunderts verweilte der Apostel Paulus einige Tage in Athen: die Eindrücke, die er dort empfing, schildert uns das 17. Kapitel der Apostelgeschichte. Es ist nicht ohne Interesse, diesen Eindrücken etwas nachzugehen. Zunächst ergrimmte Paulus im Geiste, „da er die Stadt gar so abgöttisch sah". Kein Wunder: verehrte man doch hier gegen 80 Götter und Göttinnen und dazu noch an die 1000 Heroen. Der Götterfeste waren so viele, daß der fromme Athener jeden Tag im Jahr an einem anderen teilnehmen konnte. Sehr bezeichnend für ihre Gottesfurcht waren die Altäre mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gotte"; man errichtete solche Altäre, wenn sich keine Klarheit darüber erlangen ließ, welchem Gott man ein Glück, eine Rettung aus großer Not zu verdanken habe. Wir erfahren ferner aus der Apostelgeschichte, daß auch eine jüdische Synagoge und Gemeinde damals in Athen war. Daß hauptsächlich Stoiker und Epikureer mit dem Apostel zankten, wundert uns nicht: diese beiden Schulen waren ja, besonders unter der großen Menge, weitaus die verbreitetsten. „Paulus redete auf dem Markt alle Tage zu denen, die sich herzufanden." Das versetzt uns so ganz nach Athen, wo seit den Tagen des Sokrates immer mitten im Marktgetriebe auch die größten Probleme des Daseins behandelt worden waren. „Die Athener aber", so heißt es weiter in dem biblischen Bericht, „waren auf nichts anderes gerichtet, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören." Der Bericht behauptet nicht zuviel. Der Heißhunger der Athener nach Schaustellungen und Vorträgen jeder Art war berüchtigt; „sie vergessen darüber Essen und Trinken", klagt ein heidnischer Schriftsteller aus etwas früherer Zeit. Gebildeter Müßiggang war der Lebensberuf der meisten; dabei waren diese schwatzhaften Tagediebe nur allzu geneigt, über jeden den Stab zu brechen, noch ehe sie ihn gehört hatten. Viele scheinen den Apostel unter freiem Himmel nicht recht verstanden zu haben; sie machten sich an ihn und führten ihn zum Areopag. Natürlich nicht auf den Hügel dieses Namens, denn da hätten sie ihn kaum besser verstanden als auf dem Markt; vielmehr in das Amtslokal, das diese Korporation in einer am Markt gelegenen Halle besaß. Die Römer hatten zuletzt diesem Rate der Areopagiten, der sich aus den wohlhabenden Bürgern zusammensetzte, die Leitung aller Gemeindeangelegenheiten übertragen, da mit der vielköpfigen Volksversammlung sich zu schlecht regieren ließ. Vor diesen maßgebenden Leuten des damaligen Athen hielt nun Paulus seine berühmte Rede, in der er Satz für Satz mit viel Geschick auf seine Umgebung Bezug nahm, auf die „Tempel mit Händen gemacht", auf die „goldenen, silbernen und steinernen Bilder", von denen Athen erfüllt war. Aber wie sich voraussehen ließ, seine schlichte Predigt von dem Weltenschöpfer, der durch seinen Sohn zur Buße mahnt, fand wenig Anklang bei den selbstgerechten, wissensstolzen Athenern: „nur etliche von ihnen wurden gläubig". Die Mehrzahl hielt fest an dem herkömmlichen Aberglauben. In der Tat hat sich Athen von allen Städten des Römerreiches am längsten und hartnäckigsten gegen das Christentum verschlossen.



214. Paulus predigt in Athen. Nach Raffaels Karton im Kensingtonmuseum zu London.

Von den römischen Kaisern war besonders Hadrian (117 bis 138) für Athen eingenommen. Ein ganzer Stadtteil, südöstlich der Burg, verdankte ihm sein Dasein und nannte sich nach ihm die „Stadt des Hadrian". Ein Prunktor verband die Altstadt mit dieser kaiserlichen Vorstadt, in deren Mitte sich das damals erst vollendete Olympieion erhob (vgl. oben S. 257 f.). In der Altstadt gründete er außerdem eine Bibliothek und ein Gymnasion; desgleichen einen neuen, mit eigenen Umfassungsmauern ausgestatteten Marktplatz, der gemeiniglich als Stoa des Hadrian (vgl. den Plan von Athen zu S. 240) bezeichnet wird. Das nützlichste



215. Hadrians-Tor und Olympieion in Athen.
Das Gebirge im Hintergrund, von dem sich die Säulen des Olympieion abheben, ist der Hymettos.

Werk, mit dem Hadrian Athen beschenkte, war die noch heute in Betrieb befindliche Wasserleitung, die vom fernen Pentelikon reichliches Gebirgswasser der Stadt zuführt. Die Athener hatten allen Grund, ihm dankbar zu sein: Stadt und Theater füllten sich mit Ehrenstatuen des kaiserlichen Gönners.

Die Stürme der Völkerwanderung, welche im 5. Jahrhundert über das römische Reich hereinbrachen und es zugrunde richteten, verschonten auch Griechenland nicht. Alarich stürmte mit seinen Westgoten durch die hellenischen Provinzen, eroberte Burgen und Städte und rückte auch gegen Athen vor. Die Sage berichtet, ihm sei, als er Befehl zum Sturm gab, die göttliche Gestalt der Athena Promachos und sogar der alte Held Achilleus zur Abwehr bereit auf der Mauer erschienen, und er habe deshalb auf die Eroberung der berühmten Hellenenstadt Verzicht geleistet. Von einer solchen Erscheinung weiß die beglaubigte Geschichte freilich

nichts; sie lehrt vielmehr, daß die Athener dem gotischen Heerkönig hohe Summen bezahlen und ihm samt seinen Begleitern gestatten mußten, Stadt und Burg zu betreten.

Etwa um die gleiche Zeit mußte Athen eine ganze Reihe seiner vollendetsten Kunstwerke hergeben, weil man damit die neue Hauptstadt Konstantinopel würdig schmücken wollte. Und im Jahre 529 trieb Kaiser Justinian die Rücksichtslosigkeit so weit, daß er die noch immer blühenden Gelehrtenschulen Athens schließen ließ und jeden weiteren Unterricht in den heidnischen Wissenschaften verbot. Damit war auch dieser letzte Ruhmestitel, den Athen so lange festgehalten hatte, für immer ausgelöscht.

Das 8. Jahrhundert brachte eine slawische Invasion: bis nach dem Peloponnes drangen die Fremdlinge vor, und es ist nie gelungen, dieses ungriechische Element wieder loszuwerden. Noch verhängnisvoller für die Reinheit der hellenischen Rasse waren die wiederholten Einwanderungen der mit den Illyriern verwandten Albanesen. Der heutige Grieche hat entschieden nicht das Recht, sich als unverfälschten Erben des alten Hellenen auszugeben. Eine andere Frage ist die, ob dies fremde Blut nicht für das alte und erschöpfte Kulturvolk eine höchst willkommene Erneuerung seiner Lebenssäfte bedeutet hat.

Der vierte Kreuzzug (1202 bis 1204) wurde für Hellas insofern bedeutsam, als er die Herrschaft der Franken im Gefolge hatte. Othon de la Roche wurde mit Attika und Böotien belehnt und nannte sich, wie auch seine vier Nachfolger, „Herzog von Athen". Aber schon im Jahre 1312 wurden diese fränkischen Herren durch spanische abgelöst, und diese bald wieder durch andere Eroberer, bis im Jahre 1456 die Türken unter Omar sich nach hartnäckiger Verteidigung der Stadt Athen und des ganzen Landes bemächtigten.

Die Venezianer suchten wiederholt, aber vergebens, die Türken aus Hellas zu verdrängen; bei dem zweiten Versuch (1687), den Francesco Morosini leitete, flog jene verhängnisvolle Kugel in den Parthenon, die aus dem bis dahin unversehrten Bau eine Ruine machte (vgl. oben S. 250). Griechenland blieb türkisch; alles Leben erstarb unter der entsetzlichen Mißwirtschaft der Muselmänner. Man hörte im Abendland nichts mehr von den einst so gefeierten Stätten der Kultur: sie mußten aufs neue entdeckt werden.

Erst, als die Griechen im Jahre 1821 sich erhoben, um das verhaßte Türkenjoch abzuschütteln, erwachte in Europa wieder Interesse für das völlig vergessene Volk. Die Begeisterung des Philhellenismus erfaßte weite Kreise, und die europäischen Großmächte setzten es endlich durch, daß die Türken im Jahre 1830 die griechischen Lande freigeben mußten. Für das neubegründete Königtum der Hellenen konnte es kaum eine Frage sein, wohin es seine Residenz zu verlegen habe: Athen wurde Sitz der Regierung und verdankt diesem Umstand seitdem einen fabelhaften Aufschwung. Es ist heute wieder eine der bedeutendsten Städte des Orients; Prachtbauten aus pentelischem Marmor, meist Stiftungen patriotischer Hellenen, die sich im Ausland Reichtum erwarben, verleihen der Stadt ein ungewöhnlich vornehmes Aussehen. Eine von Tausenden besuchte Universität und viele andere Bildungsanstalten sind nicht ohne Erfolg bemüht, den alten Ruhm der Gelehrtenstadt zu neuem Leben zu erwecken. Und vergleicht man die politische Strebsamkeit, den Bildungs- und Erwerbstrieb dieser Neuhellenen mit der stumpfen Trägheit der meisten Nachbarvölker, so kann man nicht wohl im Zweifel darüber sein, daß diesem begabten Völkchen noch eine große Zukunft beschieden ist.

Verzeichnis der Bilder.

Titelbild:

Die Athene des Myron, jetzt im Liebighaus zu Frankfurt am Main.

Beilagen:

Abbildungen:

Wort- und Sachregister.

Die auf ein A folgenden Zahlen geben die Nummern der Abbildungen an.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

